



# John Wilkes Booth

oder

# Das Opfer der Rebellion.

Illustrirter historischer Roman

aus der

neusten Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika.

Von

H. Liebbach

**James Wood.**

Ehemaliger Offizier der Vereinigten Staaten-Armee.



**Dritter Band:**

Im Morgenroth der Freiheit.

**Berlin, 1866.**

Verlag von Otto Humburg & Co.

Alexandrinenstraße No. 74.

## Fünfundfünfzigstes Kapitel.

# Die Lenker des Staatenschiffes.

Unter den Ereignissen, welche auf ewige Zeit mit Flammenzügen im Buch der Geschichte verzeichnet sein werden, nimmt der titanenhafte Kampf, welcher jenseits des Oceans für Freiheit und Recht ausgekämpft wurde, den ersten Platz ein. Der nordamerikanischen Union war es vorbehalten, die aristokratische Selbstsucht mit der Gewalt des eisernen Willens und der unermüdlichsten Opferwilligkeit niederzutreten, das verletzte Recht herzustellen und der Sklaverei den Todesstoß zu versetzen, daß sie nimmer wieder ihr Haupt zu erheben vermag.

Es war ein furchtbarer Kampf, denn das Junkerthum des Südens kämpfte mit verzweifeltem Muthe um sein Leben. Kein Krieg ist seit Jahrhunderten so blutig, so reich an erschütternden Episoden gewesen als dieser allerletzte Freiheitskrieg, und keiner auch so reich an Helden und wahren Großthaten.

Mit ehrfurchtsvollem Staunen blickt die Welt auf die Männer, welche das gewaltige Staatenschiff der größten Republik der Erde durch den wüthenden Orkan des Bürgerkriegs mit fester und sichrer Hand dem Hafen der Freiheit entgegensteuerten, welche nicht zitterten und in bange Muthlosigkeit verfielen, als das Ungewitter der Rebellion hereinbrach, sondern unerschüttert blieben, ihrer weisen Erfahrung, ihrem guten Recht und dem freudigen Muthe des freien Volkes vertrauend. — —

Solche Empfindungen und Gedanken mochten auch dem jungen Mann erfüllen, welcher an dem Morgen eines schönen Tages im Anfange des Septembermonats durch die Straßen von Washington schritt. Er befand sich erst seit gestern hier in dieser Stadt, welche jedem Bürger der Republik das ist, was dem Opferpriester das Allerheiligste seines Tempels ist.

Mit dem Gefühl hochachtender Scheu hatte er die Residenz der Vereinigten Staaten betreten, die Stadt, von welcher aus die Glorie der Freiheit unter dem Gesetz sich über das mächtige Land ergoß, und von welcher aus man den Cours des gigantischen Staatenschiffes regelte.

Es war nicht schwer zu erkennen, daß jener junge Mann kein geborner Amerikaner sei, denn sowohl seine elegante, moderne europäische Kleidertracht, als auch sein etwas gezierter Gang und sein

unstätes, von einem Gegenstand zum andern fliegendes Auge, und die stolz aufgeworfene Lippe konnten nur einem Europäer angehören, und zog man noch die außergewöhnliche Form des Bartes, die kleinen tänzelnden Füße in lakirten Stiefeln und die zierliche Hand in hellgelben Glacés in Betracht, so konnte man darauf schwören, daß man hier, was in Amerika ein Phänomen ist, einen deutschen Geburtsaristokraten vom reinsten Geblüt vor sich habe; ja der dicht zugeknöpfte Rock, welcher etwas auffallend die schlanke Taille einschnürte und der Schnitt der Beinkleider würden einen Bewohner einer deutschen Residenz nicht in Zweifel gelassen haben, daß der Fremde ein Gardelieutenant in Civil sei.

Der junge Mann nahm seinen Weg am Congreßhause vorbei grade auf das Wohnhaus des Staatssecretairs W. Seward zu.

Je näher er diesem Ziele kam, desto zögernder wurde sein Schritt. — War es die Erwartung, den großen Staatsmann kennen zu lernen, der unter allen Staatsmännern aller Länder wie ein Stern erster Größe am Himmel der Politik strahlte? War es Ungewißheit und Furcht, ob er hier Erfüllung eines Wunsches finden würde, der ihn von Heimath und Freunden fort über den Ocean getrieben hatte? —

Sein Herz pochte laut, als er den mit einigen wenig cultivirten Ulmen bepflanzten Platz durchschritt, der vor dem Wohnhause des Staatssecretairs liegt, und zagenden Schritts stieg er die Stufen hinan, welche in das Innere dieses Hauses führten.

Er wußte bereits, daß er, um eine Audienz beim Premier-Minister zu erlangen, erst dessen geheimen Secretair, Mr. Webster, seine Aufwartung machen müsse.

Wenn sich der Fremde den geheimen Secretair des allmächtigen Mannes nach europäischen Begriffen gedacht hatte, so mußte er sich getäuscht finden.

Er wurde in ein sehr einfaches Zimmer geführt. Dort saß an einem Tische ein Mann in Hemdärmeln, einen gewaltigen Strohhut auf dem Kopfe, eine kurze Pfeife rauchend und die Füße hoch auf seinem Schreibpulte.

Der Fremde schüttelte über Alles, was er hier sah, den Kopf. Unwillkürlich dachte er an einen Besuch, den er früher einmal im Staatsministerium zu Berlin gemacht hatte. Welcher Aufwand von Luxus und gemessener Förmlichkeit dort, und welche Einfachheit und Vernachlässigung der Formen hier! —

Er zweifelte beinahe, ob er sich wirklich im Staatsministerium der Union befinde und war völlig überzeugt, daß dies hier nicht das Zimmer des Geheimen Sekretairs sei, bis der Diener, welcher ihn hineingeführt hatte, ihn eines anderen belehrte.

„Mr. Webster“, sagte dieser, auf den Mann in Hemdärmeln deutend.

Der Geheime Secretair war eben sehr beschäftigt. Neben ihm

standen einige Gesandtschaftssecretaire, welche in ihren eleganten Toiletten einen auffallenden Contrast bildeten zu Herrn Webster's Negligé, und einige hungrige Lieferanten, die Schakalen gleich, auf Beute lauerten.

Der geheime Sekretair wandte sich freundlich nach dem Ankömmling und ersuchte ihn Platz zu nehmen.

„Was ist Ihr Anliegen, Sir?" fragte er.

„Ich wollte mir erlauben, eine Bitte an Sie zu richten, Mr. Webster", antwortete der Fremde mit devoter Verbeugung, „indessen ich sehe, ich kam zu ungelegener Zeit . . ."

„Oh, wenn sich Ihre Sache kurz abmachen läßt, sagte Mr. Webster, so haben diese Herrn sicherlich nichts dawider, wenn ich sie einen Augenblick um Entschuldigung bitte".

„Nun in der That", dachte der Fremde, „ich muß gestehen, daß ich eine solche freundliche Aufmerksamkeit an einem solchen Orte, von einem so hochgestellten Manne, noch nicht erfahren habe."

Laut erwiderte er:

„Meine Bitte besteht darin, daß Sie die Güte haben mögen, dies Schreiben des Mr. Buchanan und diese meine Karte dem Herrn Staatsminister überreichen zu wollen."

„Oh, wenns weiter nichts ist, das kann sogleich geschehen," sagte der Sekretair.

Langsam erhob er sich und verschwand durch eine Seitenthür, kam jedoch bald wieder zurück und ersuchte den Fremden, ihm zum Staatsminister Seward zu folgen.

Der Fremde war sichtlich erfreut, seinen Wunsch, den großen Mann kennen zu lernen, so leicht erfüllt zu sehen, und zauderte daher keinen Augenblick, der Aufforderung Folge zu leisten.

Er wurde in einen einfach eingerichteten ovalen Salon geführt, der sein Licht von oben durch eine Kuppel erhielt. Die hauptsächlichste Möblirung desselben war des mächtigen Mannes Schreibtisch, welcher mit den nöthigen Schreibrequisiten und einem bequemen schwarz ledernen Sessel in der Mitte des Zimmers stand.

An den Wänden hingen ein Paar mittelmäßige Kupferstiche, verziert mit der bei keinem Patrioten fehlenden Landesflagge.

Der Fremde war noch beschäftigt, alle die Einzelheiten dieses Zimmers mit dem Interesse, das sich an die Person des Bewohners knüpft, zu betrachten, als er den schleppenden Tritt eines Mannes vernahm. Er wollte kaum seinen Augen trauen, als er zugleich in der Thür des Mannes ansichtig wurde, von welchem die ganze Welt mit Bewunderung spricht. Er kam in Pantoffeln, einem leinenen Hausrock und ohne Halsbinde. Der Minister hielt seine Karte und den offenen Brief Buchanans in der Hand und mit einem Blick auf die erstere sagte er:

„Ich heiße Sie willkommen, Mr. — Mr. Schleiden."

Es mochte den Fremden nicht eben angenehm berühren, daß er bei Nennung seines Namens seinen Titel und das bedeutsame „von" welche ebenfalls auf der Karte standen, ausließ, allein er konnte dem Minister deswegen nicht zürnen, denn die große Freundlichkeit, mit welcher er ihm die Hand reichte, und ihn zum Sitzen aufforderte, mußte ihn sofort wieder aussöhnen.

Schüchtern folgte endlich der Fremde der wiederholten Aufforderung, Platz zu nehmen, worauf Mr. Seward sofort ein lebhaftes Gespräch mit ihm begann. Mit theilnehmendstem Interesse erkundigte er sich nach den deutschen Verhältnissen, dem Zustande der Emigration und dem Vertrauen des deutschen Volkes in dem amerikanischen Krieg.

Der Fremde, der sich schließlich daran gewöhnte und sich darüber hinwegsetzte, daß bei seinem Namen sowohl der Grafentitel als das „von" ausgelassen wurde, beantwortete die Fragen des Staatssecretairs mit Offenheit und aus genauer Sachkenntniß hervorgegangener Gründlichkeit. Seine Ehrlichkeit verschmähte es, dem Staatsmann zu verhehlen, daß es in Deutschland leider immer noch eine Parthei gäbe, welche scheel sähe auf die Freiheitsbestrebungen der Union und wenn auch nicht offen, so doch versteckt mit dem Süden sympathisirte, es sei dies die Parthei der Feudalen, welche in der Niederlage des Südens ihre eigene Geltung bedroht sähen. Ja selbst in Preußen gäbe es noch Leute, welche sich nicht entblödeten, in Schrift und Wort darzuthun, daß die Sklaverei eine nicht nur berechtigte, sondern auch wohlthätige und nützliche Institution sei.

Mr. Seward lächelte.

„Ich entsinne mich," sagte er, „in einer hiesigen Zeitung eine Rede eines gewissen Herrn von Reichenbach abgedruckt gesehen zu haben, welche derselbe in diesem Sinne in Berlin gehalten." —

„Ganz recht," antwortete der Graf; „allein solche Erscheinungen sind nur Ausnahmen und dürfen nicht als maßgebend gelten; sie werden auch jetzt um so schneller verschwinden, da die größeren Zeitungen Deutschlands sich durch eigene Correspondenten, welche sie hierhersenden, zuverlässigere Berichte zu verschaffen suchen."

Diese Nachricht schien dem Minister sehr angenehm.

„Es freut mich außerordentlich," sagte er, „ daß die deutschen Journale sich endlich zu diesem Schritt entschlossen haben, sie werden sich durch eigene Correspondenten von unsren Zuständen eine andere Anschauung sammeln, als diejenige, die sie den englischen Journalen entnehmen, welche, wie die ganze Welt weiß, unsre gehässigsten Feinde sind."

Nachdem er über ähnliche Themata das Gespräch eine Weile fortgesetzt hatte, erinnerte ihn der Brief, den er in der Hand hielt, an das Anliegen des Grafen.

„Mein Freund Buchanan schreibt mir," sagte er, „daß Sie eine Offiziersstelle in unsrer Armee zu haben wünschen." —.

„Wenn ich es wagen darf, Excellenz . . ."

„Nicht Excellenz," unterbrach ihn Seward lächelnd; „es ist ein Irrthum, den man Ihrem europäisch-monarchischen Standpunkt zu Gute halten muß. — Die Minister werden hier nicht Excellenz angeredet, das ist ein Titel, der nur dem Präsidenten gebührt, und auch der wird es Ihnen nicht übel nehmen, wenn Sie ihn weglassen. — Fahren Sie fort wenn ich bitten darf. — Sie waren Officier in Ihrer Heimath?"

„Premier-Lieutenant, Euer . . . Mr. Seward."

„Buchanan schreibt mir, daß der Drang nach Thaten Ihnen dort die Paradeplatzübungen verhaßt gemacht habe."

„Das einestheils, anderntheils die politische Stellung des Adels, welche meinen Ansichten von staatsbürgerlicher Freiheit nicht entspricht."

„Beides macht Ihnen alle Ehre; Sie waren, wie ich lese, ein anstelliger Officier . . ."

„Sehr gütig, Sir . . ."

„Nun, ich werde Ihnen ein Schreiben an den Kriegsminister geben, der Ihnen sicherlich mit Rath und That an die Hand gehn wird. Ich habe selber einen Sohn bei der Armee, er ist Major — ich werde Stanton schreiben, daß er Ihnen in seinem Bataillon, dem es an tüchtigen Officieren fehlt, eine Stelle giebt."

Seward nahm die Feder und schrieb, während welcher Zeit Herr von Schleiden hinlänglich Gelegenheit hatte, ihn zu betrachten.

Er ist ein Mann von sechzig Jahren, von mittlerer Größe und sehr hager. Seine Gesichtszüge tragen den Stempel großer Entschlossenheit und sein ernstes, durchdringendes Auge ist lebhaft und leuchtend. Während der ganzen Unterredung hatte der Graf Gelegenheit gehabt, die außerordentliche Macht seiner Beredtsamkeit zu bewundern, mit welcher er verstand, ein Thema bis in die kleinsten Details zu erschöpfen, und er mußte sich gestehen, daß, wenn er die äußere Erscheinung des Mannes abrechnete, die hohe Meinung, welche er von ihm gehabt, durch die jetzige noch übertroffen war.

„So," sagte Seward, als der Brief beendigt war, „hier ist der Brief an den Kriegsminister Stanton, wenn Sie diesem Ihren Besuch gemacht haben, werden Sie auch wohl dem Präsidenten gern Ihre Aufwartung machen wollen; ich habe Sie dort bereits ansagen lassen, so daß Sie nur Ihre Karte einzusenden brauchen."

Mit großem Dank und aufrichtigster Bewunderung empfahl sich der Graf, um sich nach der Wohnung des Kriegsministers zu begeben, welche nur durch einen großen verwüsteten Garten von der Seward's getrennt war.

Das Palais des Kriegsministers ist ein kleines Gebäude und

sieht durchaus nicht aus, als ob der Sitz der höchsten Militairbehörde des Staats sich dort befände. Hier hörte der Graf nicht, wie er es in seiner Vaterstadt gewohnt war, Säbelgeklirre, Sporngerassel — keine dienstthuenden Adjutanten flogen Trepp auf und ab; behäbigen Civilgesichtern begegnete er hier und vergebens sah er sich nach einem Officier um, der ihn zurecht wiese.

Als der Graf keinen Officier erblickte, wandte er sich an Einen von den Civilisten, der ihn sofort in ein Bureau brachte, wo ein Dutzend Schreiber fleißig arbeiteten.

Ein Herr in einem einfachen grauen Soldatenrock präsentirte sich ihm als der General-Inspektor Hardee.

Nachdem dieser sein Anliegen gehört, ersuchte er ihn, in seinem geheimen Kabinette Platz zu nehmen, und sandte einen seiner Schreiber mit der Karte des Grafen zum Kriegsminister.

Nach Verlauf einer kurzen Frist kehrte dieser zurück und bat ihn, ihm zu folgen.

Sie passirten einen langen Gang, an dessen Ende sein Begleiter eine Thür öffnete.

Er stand vor dem Kriegsminister.

Stanton ist eine imponirende, stattliche Erscheinung, ein Mann von wenig über vierzig Jahre, stark und etwas über mittlere Größe. Seine Stirn, hoch und breit, drückt Ausdauer und Energie aus, sein Auge ist fest und scharf fixirend, was noch durch seine Augengläser verstärkt wird. Sein Gesicht ist von einem sehr schönen, gutgepflegten Bart eingerahmt, der nicht wenig zu der Männlichkeit und Würde seines Aussehens beiträgt.

In seiner Toilette herrscht jedoch eine gewisse Nachlässigkeit, und nicht die geringste militairische Auszeichnung deutet darauf hin, daß er das Haupt der gesammten Armee ist.

Ernst und gemessen war die Verbeugung, womit er den Grafen von Schleiden empfing, und auch nachdem er das Schreiben, welches ihm jener überreichte, gelesen, änderte er dies Benehmen nicht. Nachdem er seinen Gast mit einer Handbewegung zum Sitzen eingeladen, begann er mit ihm ein Gespräch, welches hauptsächlich den Zweck hatte, ihn über seine militairische Befähigung zu prüfen. Dann nahm er die Papiere, welche ihm der Graf überreichte, meistens Dienstzeugnisse enthaltend, und durchlas sie, während welcher Zeit jener seine Umgebung musterte.

Das Arbeitscabinet des Oberhaupts der Armee war höchst einfach, und nahm den größten Theil desselben ein hoher und großer Schreibtisch ein, angefüllt mit Papieren, Journalen und Karten. Einige ziemlich unvollkommene Arbeiten aus dem mexikanischen Kriege hingen an den Wänden. Die Einfachheit und Schmucklosigkeit des Zimmers überraschte ihn jetzt nicht mehr, denn er hatte bereits eingesehen, daß er auch in dieser Beziehung deutsche Verhältnisse mit

denen der Republik nicht vergleichen dürfe. Das Ueberraschendste, was sich seinem Blicke darbot, war das Telegraphenbüreau, welches unmittelbar an das Arbeitskabinet grenzte, und durch dessen geöffnete Thür er hineinsehen konnte. Zehn Operateure saßen dort und sandten Befehle und Anordnungen mit Gedankenschnelle an die in diesem weiten Reiche zerstreuten Truppen, und es herrschte dort ein unaufhörliches Gerassel und Geklapper.

Als der Kriegsminister die Durchlesung der Papiere beendet hatte, drückte er an eine Glocke, worauf ein Adjudant erschien, welchen er beauftragte, den Namen des Petenten in die Liste einzutragen und ihm das Patent auszufertigen, um es dem Präsidenten zur Genehmigung vorzulegen, dann knüpfte er von Neuem ein Gespräch an, welches sich auf die neuesten Erfindungen im Bereiche der Feuerwaffen bezog, und der Minister zeigte besonderes Interesse für die östreichischen congreveschen Raketen und die preußischen gezogenen Geschütze.

Während sie sich lebhaft unterhielten, öffnete sich die Thür, und ein alter Mann in schäbigen schwarzen Kleidern, einen thurmhohen weißen Hut auf dem Kopf, trat herein und ließ sich ohne alle Ceremonie auf einen Stuhl nieder.

Der Graf war sehr geneigt, den Alten für einen verkommenen Lehrer zu halten, der sich das Recht herausnahm, seines einstigen Schülers, des Kriegsministers Kabinet für ein Ruheplätzchen zu gebrauchen, zu seiner großen Verwunderung aber erhob sich Mr. Stanton und sagte zu ihm:

„Erlauben Sie mir, Mr. Schleiden" — auch er ließ den Titel weg — „Sie dem Marineminister Wells vorzustellen."

Erstaunt sprang der Graf von seinem Sitze auf und suchte durch die allergrößte Höflichkeit die Gleichgültigkeit, mit welcher er ihn bei seinem Eintritt angesehen, wieder auszugleichen; der Alte aber nickte ihm lächelnd, Platz zu behalten, und ersuchte den Kriegsminister, sich nicht stören zu lassen. Da aber der Graf wohl einsah, daß ein Gegenstand von Wichtigkeit den Marineminister hergeführt habe, so ergriff er die erste Gelegenheit sich zu beurlauben.

Zwischen dem Ministerium des Kriegs und der Flotte liegt das „Weiße Haus", die Wohnung des Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Es ist ein ganz einfaches Gebäude und hat das Aussehen der Wohnung eines reichen Privatmannes, nicht zu groß und nicht zu klein. Am Thore standen einige Individuen, welche jeden Eintretenden mit Argusaugen betrachteten, aber seinem Eintreten doch kein Hinderniß in den Weg legten. Die Leichtigkeit, mit welcher der Graf bei den Ministern Audienz erlangt hatte, ließ ihn hoffen, daß er auch beim Präsidenten nicht abgewiesen werden würde, zumal da er dessen Leutseligkeit so vielfach hatte preisen hören.

Er täuschte sich darin nicht. Ein Bedienter ohne alle Livree, dem er sein Begehren mittheilte, sagte ihm, daß er, um eine Audienz zu erlangen, weiter nichts zu thun habe, als dieselbe bei Mr. Nicolai, dem Privatsecretair des Präsidenten nachzusuchen. Er übergab dem Bedienten seine Karte und wurde denn auch sofort vorgelassen.

Mr. Nicolai ist ein Deutscher, ein Umstand, der dem Grafen in so fern zu Gute kam, als er von demselben mit größter Freundlichkeit empfangen, und seiner Bitte auf's schleunigste gewillfahrt wurde.

Mr. Nicolai öffnete eine Thür, und präsentirte den Grafen Sr. Excellenz dem Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Abraham Lincoln war ein langer, hagerer, starkknochiger Mann von dreiundfunfzig Jahren. Seine Züge waren hart, Nase und Mund groß, sein intelligentes und durchdringendes Auge leuchtete, wenn er sprach, das ganze Gesicht drückte Entschlossenheit und Charakterfestigkeit aus; nichts desto weniger war der Ton seiner Stimme sanft und freundlich und sein ganzes Aeußere Vertrauen einflößend.

Auch er sprach mit dem Grafen angelegentlichst über deutsche Zustände, namentlich über die Pflege der Wissenschaft in Deutschland. Ueberraschend war in dieser Unterhaltung dem Fremden die außerordentliche Verehrung, welche Lincoln für die Dichter und Schriftsteller des Alterthums hegte; er citirte dieselben sehr oft in seinen mit dem besten Humor und den treffendsten Einfällen gewürzten Reden.

Als der Präsident dem Deutschen so einfach und doch so würdevoll entgegentrat, mußte dieser unwillkürlich an seine Vergangenheit denken, und als er über den Krieg sowie über Deutschland und England sprach, lag in seinen Worten eine so eiserne Festigkeit und Bestimmtheit, daß Schleiden vor dem Manne, der seine Kenntnisse nicht einer sorgfältigen Erziehung verdankte — denn Lincoln war gelernter Zimmermann und nichts mehr — und der seine jetzige Stellung nicht seiner Geburt und seinem Reichthum verdankte, sondern seiner eigenen Mühe, seiner Ausdauer, seiner Energie, seinen Fähigkeiten, einen Respect bekam, wie er ihn nie gegen einen deutschen Fürsten empfunden hatte. Um sich so von der niedrigsten Stufe bis zur höchsten empor zu schwingen, welches bewunderungswürdigen Geistes bedarf es da! —

Nichts in der Umgebung dieses außerordentlichen Mannes deutete auf die Macht hin, welche er in Händen hatte, und doch regierte er ein Volk von vierzig Millionen, und achtmalhunderttausend Soldaten erwarteten seine Befehle. Eine ungeheure Flotte, vom einfachsten Kutter an bis zum fürchterlichsten eisengepanzerten Schiffe erhielt von ihm ihre Signale, und mit einem einzigen Federzuge unterzeichnete er das Verdammungsurtheil von elf Millionen Menschen. Sein Wille, unbeugsam und fest, machte fünf Millionen Sklaven, seit Jahrhunderten geknechtet, zu freien Bürgern und gab damit dem Namen Republik die ganze volle Deutung.

Sowohl der offene Charakter des jungen Mannes, als seine echt chevalereske Denkungsart schienen dem Präsidenten wohl zu gefallen, mit unverhohlener Herzlichkeit reichte er ihm die Hand, indem er sagte:

„Ihr Wunsch soll berücksichtigt werden, Mr. Schleiden. Da Sie den Dienst unserer Armee noch nicht kennen, so geht es freilich nicht an, daß wir Ihnen gleich eine Stelle als Oberlieutenant geben, indessen verspreche ich Ihnen ein Avancement schon nach wenigen Wochen. Wenn Sie als Unterlieutenant eintreten, entgehe ich dadurch zugleich dem Vorwurf, Jemanden bevorzugt zu haben, denn Sie müssen wissen, es sind in unserer Armee viele brave Soldaten, welche sich Anspruch auf ein Avancement zu Officieren erworben haben."

So sehr auch der Graf von Schleiden von engherziger Anschauung frei war, und so sehr ihm die Güte des Präsidenten schmeichelte, so konnte er sich doch immer noch nicht ganz von den europäisch-aristokratischen Vorurtheilen frei machen, und es verletzte ihn gewissermaßen, daß man, seinen Stand ganz unberücksichtigt lassend, ihn mit den übrigen Soldaten in eine Kathegorie brachte. Er hielt es daher für nicht überflüssig, den Präsidenten an die in Europa geltenden Vorrechte der Geburt zu erinnern, indem er sagte:

„Euer Excellenz Güte erfüllt mich mit großer Dankbarkeit und Ihre Unpartheilichkeit ist weit entfernt, dieselbe zu verringern. Zwar gehöre ich einem der ältesten Adelsgeschlechter Deutschlands an . . . "

„Oh!" unterbrach ihn Lincoln treuherzig, „darüber machen Sie sich keine Sorge, das wird Ihnen in Ihrem Fortkommen hier durchaus nicht hinderlich sein."

Der Graf erröthete beschämt.

„Ich Thor!" murmelte er; „ich vergesse, daß ich mich in einem Lande befinde, in welchem man Standesvorrechte nicht kennt."

Diese für den Grafen so interessante Audienz wurde dadurch beendet, daß Mr. Nicolai eintrat und dem Präsidenten meldete, daß ein Offizier, Namens George Borton, ihn dringend zu sprechen wünsche . . .

„George Borton?" wiederholte Lincoln, „ist das nicht der Officier, welcher jüngst um seinen Abschied einkam?"

„Derselbe, Sir!"

„Führen Sie ihn herein."

---

## Sechsundfünfzigstes Kapitel.

# Eine verdächtige Person.

George Borton sah auffallend bleich aus; das Feuer seiner Augen war erloschen und der kecke Muth, der ihn sonst nie verließ, gebrochen. Seine Züge, obgleich immer noch weich und schön, schienen abgehärmt und auf ihnen lagerte eine Wolke tiefer Betrübniß, ja sogar eine gewisse Unzufriedenheit mit sich selbst und innere Zerrissenheit sprach aus jedem seiner Minen und jedem seiner Worte. Lincoln empfing ihn mit der gewohnten Leutseligkeit, indem er ihm die Hand reichte und ihn zum Sitzen einlud.

„Sie wollen also im Ernst die Armee verlassen?“ sagte Lincoln. „In der That, ein großer Verlust, Mr. Borton; denn die Dienste, welche Sie dem Vaterlande geleistet, sind nicht geringe.“

„Das Ereigniß, von dem ich in meinem Abschiedsgesuch spreche,“ antwortete George, „mein Erkanntsein in Richmond, macht es mir unmöglich, in dieser Weise dem Vaterlande ferner zu nützen.“

„Aber warum scheiden Sie überhaupt aus der Armee, gerade jetzt, da Ihr Avancement zum Major Ihnen so nahe bevorsteht?“

„Der Ehrgeiz trieb mich nicht auf das Schlachtfeld, Sir!“

„Ich weiß, ich habe das auch nicht sagen wollen, aber wir werden Sie vermissen.“

„Ich hoffe dem Vaterlande auch jetzt nützlich zu sein, und was mich hierher führt, ist vielleicht ein Beweis, daß ich nicht aufhöre, meine Kräfte, wie mein Leben dem Vaterlande zu weihen.“

„Sie kamen nicht wegen Ihrer Entlassung?“

„Nein, ich kam Sie zu warnen.“

„Mich zu warnen? Ist etwa wieder ein Meuchelmord im Plan?“ fragte Lincoln mit halb mitleidigem, halb geringschätzigem Lächeln.

„Ihr Leben ist allerdings auch in Gefahr, doch für den Augenblick nicht bedroht, wohl aber ist die Stadt New-York in Gefahr, eingeäschert zu werden. Der Pöbel bereitet einen Aufruhr vor, der die Beraubung der Beamten, die Vernichtung der Conscriptionslisten und die gänzliche Zerstörung der Stadt zum Zweck hat.“

Lincoln sprang von seinem Sitze auf, sein großes Auge schien dem Sprecher bis in das Innerste seiner Seele zu dringen.

„Sie wissen das bestimmt?“

„Ich weiß es, Sir.“

„Wann soll das geschehen?“

„Bevor ich auf diese Frage antworte, Sir, muß ich Sie um Erlaubniß bitten, Ihnen eine Bedingung zu stellen, auf deren Erfüllung ich dringen muß.“

„Was für eine Bedingung? — Sprechen Sie.“

„Ich muß Sie bitten, mich weder nach den Personen, um welche es sich handelt, zu fragen, noch zu forschen, auf welche Weise ich das, was ich berichte, in Erfahrung gebracht habe.“

„Das ist in der That eine sonderbare Bedingung, Mr. Borton. Die Ergreifung der Anstifter ist ja die Hauptsache.“

„Ich habe meine Gründe die Anstifter nicht auszuliefern, Excellenz.“

Die Stirne Linkoln's verfinsterte sich.

„Ich will nicht annehmen, Mr. Borton, daß Sie mit diesen Personen im Bunde stehen; allein ein echter Patriot muß das Vaterland höher achten als die Bande des Bluts und der Freundschaft.“

George schwieg, einen Seufzer unterdrückend. Lincoln fuhr fort:

„Ich kenne Ihren Patriotismus, Mr. Borton, und weiß, daß Sie nicht wollen werden, daß das Vaterland stets in Gefahr schwebt, dadurch, daß die Anstifter solcher Verbrechen, wie das, von welchem Sie eben sprachen, frei und ungekannt ihr Wesen treiben; und ich hoffe daher, daß Sie sich eines andern besinnen und keine solche Bedingungen stellen werden.“

George heftete einen fast flehenden Blick auf den Präsidenten, als er entgegnete:

„Sir, mit meinem Leben will ich dafür stehen, daß von dieser Seite kein Verbrechen verübt wird. Ich will jeden Anschlag zu Ihrer Kenntniß bringen, damit man dem Unheil vorzubeugen im Stande ist, aber ich kann die Personen nicht nennen, denn ich würde damit Einen Mann vernichten, den ich liebe — liebe . . . . ich wollte sagen, der meinem Herzen so nahe steht wie Keiner. Zürnen Sie mir daher nicht, wenn ich von jener Bedingung nicht abgehe.“

Der Präsident schien einen Moment unmuthsvoll zu überlegen, dann sagte er in einem Tone, der sehr verschieden von seinem anfänglichen Wohlwollen war:

„Ich willige ein, sprechen Sie also, was wissen Sie von der beabsichtigten Revolte?“

„Daß dieselbe am 9. September, also in drei Tagen, stattfinden und einen Umfang haben wird, daß die Polizei nichts dagegen auszurichten vermag, es ist demnach dringend nöthig, daß man ungesäumt Truppen nach New-York schickt.“

„Und wer verbürgt uns, Mr. Borton, daß diese Ihre Nachricht nicht blinder Lärm ist?“

„Mein Ehrenwort, Sir."

„Ihr Ehrenwort fiel früher mehr ins Gewicht als jetzt nach dem, was ich soeben von Ihnen gehört;" antwortete Lincoln bitter. „Adieu, Sir, ich danke Ihnen."

Dem Jüngling schnitt diese Kälte ins Herz, mit einem wahrhaft rührenden, Mitleid flehenden Blick trat er dem Präsidenten einen Schritt näher, er schien sich vertheidigen zu wollen, aber er drängte das Wort zurück, das er schon auf den Lippen hatte, und verließ niedergeschlagen und vernichtet das Cabinet.

Er hatte sich kaum entfernt, so drückte Lincoln auf eine Schelle.

Mr. Nicolai erschien.

„Der junge Mann," sagte der Präsident, „welcher soeben fortging, muß scharf beobachtet werden, man muß die Personen kennen lernen, mit denen er umgeht, und das Treiben dieser Personen muß überwacht werden."

„Wie!" entgegnete der Secretair verwundert, „liegt ein Verdacht gegen ihn vor?"

„Allerdings und zwar der Verdacht, daß er mit Landesverräthern im Bunde steht. Man muß seine Liaisons kennen lernen."

Nachdem er darauf schnell einige Zeilen auf ein Blatt Papier geschrieben, übergab er dasselbe dem Secretair mit den Worten:

„Schicken Sie diese Depesche sofort an Stanton."

Als sich der Secretair entfernt hatte, wandte er sich wieder an den Grafen von Schleiden, welcher mit Staunen diese Scene beigewohnt hatte.

„Mr. Schleiden, diese Affaire in New-York kann für Sie ein Probestück sein. Gehen Sie zum Kriegsminister, lassen Sie sich Ihr Offizierspatent ausfertigen und gehen Sie nach New-York, um dort ein Komando über einen Theil der Truppen zu übernehmen, welche dort hingeschickt werden."

Der Präsident war sehr verstimmt. Mit starken Schritten ging er auf und ab und war so ausschließlich mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er kaum bemerkte, wie der Graf Anstalten traf, sich zu beurlauben.

Ueberrascht und erschüttert von dem, was er dort gesehen und gehört, verließ der Graf das Haus des Präsidenten, um sich, dem Befehl gemäß, zum Kriegsminister zu begeben. Als er so eilenden Schrittes über den Platz ging, sah er in einiger Entfernung den jungen Mann, dessen Mittheilung nicht nur, sondern dessen ganze Persönlichkeit sein Interesse im höchsten Grade erregt hatte. Derselbe schien unschlüssig, ob er weiter gehen oder umkehren sollte, denn er stand oft still und sah sich um. Er trug sein Haupt gesenkt, seine Haltung war matt und hinfällig; selbst in der Entfernung, die zwischen ihnen lag, konnte Schleiden erkennen, daß der Jüngling vom tiefsten Kummer niedergedrückt war.

Theils das Interesse, was er für ihn empfand, theils wohl auch der Befehl des Präsidenten: „Man muß die Personen kennen lernen, mit denen er umgeht"; veranlaßten ihn, dem Jüngling von ferne zu folgen.

Er verschwand in einem Hause der Bowstreet, einer schmalen und versteckt gelegenen Straße. Des Grafen biedere offene Natur widerstrebte der Pflicht, ihm weiter zu folgen, oder zu erfahren, wer in dem Hause wohne.

„Nein", sagte er sich, „ich kann es nicht, ich kann nicht die Rolle eines Polizeispions spielen. Eine solche Spionage kann auch der Präsident nicht wollen, in dem Lande der größten bürgerlichen Freiheit darf es keine Polizeispione geben! — Ich thue es nicht."

Dennoch zögerte er umzukehren. Der Kummer, die Zerknirschung des jungen Mannes hatten ihn gerührt und ihm sein Herz gewonnen, wie gern hätte er ihn in seine Arme geschlossen und ihm gesagt: „Ich hege kein Mißtrauen gegen Dich, unglücklicher Jüngling. Welches auch die Ursache sein möge, die Dich zwang, jene Bedingung zu stellen, ich ehre dies Geheimniß. — Komm an mein Herz, sei mein Freund!"

Mehr als einmal näherte er sich dem Hause, mehr als einmal erfaßte er den Klopfer, aber stets gab er sein Vorhaben auf, aus Furcht, er könne in den Verdacht des Spionirens gerathen, bis endlich sein Benehmen dem Portier auffiel, der von dem Fenster seiner Loge aus ihn beobachtet hatte. Derselbe öffnete jetzt das Fenster und fragte als der Graf eben wieder den Klopfer ergriff:

„Wen suchen Sie, Sir?"

Der Graf war durch die Frage des Portiers, eines Negers mit einem verschmitzten, aber gutmüthigen Gesicht, etwas in Verlegenheit gesetzt, aber der Wahrheit gemäß antwortete er:

„Ich wünsche zu wissen, wer in diesem Hause wohnt."

„Sie wünschen den Hauswirth zu sprechen?" antwortete der Neger, „das ist Mr. Spangler der Zimmermann beim Ford-Theater.

„Ist er der Freund des jungen Mr. Borton?"

„Nein", antwortete der Neger, „der ist es nicht, sondern Mr. Conover ist es."

Mr. Conover! — Er hatte jetzt den Namen der Person gehört, welche die Annährung zu dem Jüngling, der in so kurzer Zeit sein Herz gewonnen, vermitteln konnte. Er dankte dem Portier und wollte sich eben entfernen, als die Hausthür sich öffnete und eine Dame heraustrat, tief verschleiert, aber doch nicht so dicht, daß der Graf nicht hätte die Züge erkennen können."

„Es muß seine Schwester sein!" rief er, ihr nachblickend. „Ganz sein Gesicht, ganz seine schlanke Figur, sein Gang, sein kummervolles Aussehen. O sie theilt seinen Schmerz. — Welche Grazie welche Schönheit!"

Wie angewurzelt stand er da und verfolgte die Dame mit den Augen so lange er sie sehen konnte.

Hatte er sich getäuscht, oder hatte wirklich ein flüchtiges Roth ihre bleiche Wangen überzogen, als sie zufällig ihr Auge im Vorbeigehen auf ihn geworfen hatte? —

„Beim Himmel, ich habe nie ein schöneres Mädchen gesehen!“ rief er entzückt, als sie seinen Blicken entschwunden war. „Wollte Gott, es wäre mir vergönnt, sie jemals wieder zu sehen!“ —

Im Rath der Vorsehung war es beschlossen, ihm diesen Wunsch zu erfüllen — zu seinem Verderben! — O! warum klagen die Menschen so oft, daß das, was sie so heiß ersehnten, nicht in Erfüllung geht? — Welcher Sterbliche mag ermessen, ob nicht die Erfüllung tausendmal schrecklicher ist als das Entsagen! — —

Die Dame, welche der Graf von Schleiden für die Schwester George Bortons hielt, trug ein einfarbiges dunkles Kleid zwar von feinstem Stoffe, aber von bescheidenem und anspruchslosem Schnitt, dem entsprechend war auch ihre übrige Toilette.

Sie nahm ihren Weg nach der nordöstlichen Vorstadt. An die volkreichen Straßen, der eigentlichen Stadt schließt sich eine baumbepflanzte Straße, welche nur spärlich mit Häusern besetzt ist. Dieselben liegen fast alle einzeln, so daß sich zwischen ihnen immer weite Zwischenräume befinden. Beinahe das letzte dieser Häuser trug auf einem grünen Schilde über der Hausthür die Bezeichnung:

„Boarding-House von Helene Surratt.“

Dies Haus war das Ziel der Dame. Wie Jemand, der hier nicht fremd ist, schritt sie durch den Hausflur, die Dienerschaft begrüßte sie achtungsvoll, und selbst einzelne Herren, welche, aus dem Parlour kommend, ihr begegneten, zogen ihre Hüte tiefer, als sie es sicherlich vor den meisten übrigen Damen thaten.

„Ist Mrs Surratt zu Hause?“ fragte sie die Magd, welche ihr den Schlüssel zu ihrem Zimmer überreichte.

„Ja, sie ist zu Hause“, war die Antwort. Sie ist beim Frühstück und erwartet Miß Mary, und auch Mr. George ist dort, er hat schon mehrmals auf Ihr Zimmer geschickt um nachsehen zu lassen, ob Sie noch nicht zurückgekehrt seien.“

Miß Mary's kummervolle Stirn faltete sich bei Erwähnung jenes George wie im Unwillen, glättete sich indessen schnell wieder und mit erzwungener Ruhe sagte sie:

„Ich werde herab kommen, sobald ich mit meiner Toilette fertig bin. Gieb den Schlüssel.“

Mit diesen Worten stieg sie die Treppe hinauf, und öffnete eines der Zimmer. Ehe sie jedoch hineinging, hielt sie inne, sah sich rings um, ob Niemand sie beobachte, dann schlich sie auf den Zehen an

eine andere Thür, legte ihr Ohr an das Schlüsselloch und lauschte mit zurückgehaltenem Athem eine Weile.

Ein Männerschritt ließ sich von innen hören. Schnell flog sie zurück und verschwand in ihrem Zimmer. Mit einem Seufzer verschloß sie die Thür hinter sich.

„Gott sei Dank!“ rief sie, „er ist noch da, ich werde ihn noch einmal sehen, bevor er zur Ausführung der That geht, die ihm das Leben kosten kann — aber geschieht das, so wird es nicht geschehen, weil ich ihn verrathen. - O Wilkes, Wilkes, Du ahnst nicht, welches Opfer ich Dir gebracht habe!“

Ihr Antlitz mit den Händen bedeckend und laut schluchzend sank sie auf die Kissen des Sopha's nieder.

Inzwischen saß Miß Surratt, die Wirthin des Boarding Hauses in ihrem Privatzimmer beim Frühstückstisch. Ihre Züge schienen härter und unweiblicher als je und im Vergleich mit ihr trat der Contrast um so schärfer hervor, den das sanfte, fast schwärmerische Gesicht des jungen Mannes, welcher ihr gegenüber saß, zu dem ihrigen bildete.

Dieser junge Mann war George Arnold, einer der Mitverschworenen vom Bunde des „unsichtbaren Feindes.“ Er schien sehr unruhig, denn bei jedem Geräusch, das sich draußen vernehmen ließ, wandte er sich nach der Thür um, als ob er erwarte, daß Jemand eintrete. Seine Unterhaltung mit der Wirthin war zerstreut und abgebrochen, und sein Appetit war sehr gering.

Wieder ließen sich draußen Tritte vernehmen. Mr. Arnold drehte sich hastig um, den Blick auf die Thür geheftet schien er in athemloser Erwartung.

Die Thür öffnete sich, und eine Dienerin trat ein, welche den Thee brachte.

„Ist Miß Mary noch nicht zurückgekehrt?“ fragte er enttäuscht.

„Sie ist zurückgekommen, Mr. George,“ antwortete die Gefragte.

„Und wird sie herabkommen?“

„Sie wird herabkommen, sobald sie mit dem Ankleiden fertig ist.“

Das Antlitz des jungen Mannes hellte sich auf; es war als ob er auf einmal ein Anderer geworden sei. Er wurde gesprächiger, und die Zerstreutheit war von ihm gewichen; von seinem Sitze sich erhebend, ging er einige Minuten auf und ab, mit den Händen gestikulirend und dabei einzelne Worte ausstoßend.

„Ich werde sie also noch einmal sehen, diesen Engel! .... Wie hätt' ich auch den Muth gewinnen können, ohne Abschied von ihr zu gehen? ..... Ihr Besitz soll der Preis meiner Thaten sein! ..... Meine Liebe soll sie trösten für den Verlust, welchen sie beweint. ....“

Mrs. Surratt beobachtete ihn mit einem Blicke, welcher halb Vorwurf halb Besorgniß auszudrücken schien. Endlich unterbrach sie sein Stillschweigen mit den Worten:

„Wissen Sie, Mr. Arnold, Ihre Leidenschaft für das Mädchen mißfällt mir."

„Mißfällt Ihnen? Warum?"

„Weil sie Ihnen und unserer Sache gefährlich ist."

„Gefährlich? Im Gegentheil. Meine Begeisterung steigert sich, wenn ich auf sie blicke. Für sie bin ich Alles zu thun bereit!"

„Ihre Aufgabe erfordert Besonnenheit und einen unbefangenen Blick. Die Liebe aber macht unbesonnen und blind."

„Fürchten Sie nichts, Ma'am. Die Liebe zu einem solchen Wesen kann nur veredeln und begeistern zu großen Thaten, wie die, welche wir zu vollbringen haben. Ist es nicht wahr, daß sie ein edles, freundliches, engelreines Geschöpf ist?"

„Das scheint sie zu sein. Bedenken Sie, daß wir sie noch nicht lange genug kennen. Sie kam erst vor einigen Wochen in unser Haus, und war bis dahin Keinem von uns bekannt."

„Oh, man sieht auf den ersten Blick, daß sie ein Engel ist."

„Ihr Unglück ist es, was Sie rührt."

„Das auch, denn Jedermann wird sie beklagen müssen. So jung, und durch den Krieg völlig verwaist, kommt sie allein und schutzlos aus dem Süden hier an um hier entfernte Verwandte aufzusuchen. Schon das allein war genügend, um mich zu bestimmen, ihr meinen Schutz anzubieten; aber das wurde mir noch vielmehr zur Pflicht, als ich die Entdeckung machte, daß sie eine schwärmerische Anhängerin der Conföderirten sei."

„Wenigstens sagte sie, daß sie das sei."

„Wir dürfen aber in diese ihre Aussage keinen Zweifel setzen, Mrs. Surratt, denn erwägen Sie nur, daß sie uns das Geständniß machte, noch ehe sie eine Ahnung davon hatte, daß wir mit dem Süden in Verbindung stehen, vielmehr uns noch für gute Unionisten halten mußte. Ich weiß noch, in welcher rührenden Weise sie uns dies Geständniß machte. Als sie uns ihr Unglück erzählt hatte, daß Ihr Vater in der Schlacht bei Gettysburg gefallen sei, daß sie keine Verwandte mehr in Virginien habe und nun nach Washington komme, um hier entfernte Verwandte aufzusuchen, und als ich ihr darauf meine Hülfe und meinen Schutz anbot, da sagte sie: „Ich bin Ihnen für Ihre Güte dankbar, allein, ich fürchte, Sie werden mich dieser Güte für unwerth halten, wenn ich Ihnen eine Mittheilung mache, über meine Gesinnung. — Ich bat sie, sich diese Mitheilung zu ersparen, wenn es sie schmerzte, dieselbe zu machen, allein ihre Wahrheitsliebe trieb sie zu dem schüchternen Geständniß, daß sie eine treue Anhängerin der Conföderirten sei. Wer beschreibt meine Freude, als ich die

Entdeckung machte, daß sie gerade zu unserer Parthei gehöre, sie ist mir seit dem Augenblick theurer als mein Leben."

„Ich fürchte nur, daß Sie ihr in der Verblendung Ihrer Liebe zu viel Vertrauen schenken."

„Verdient sie etwa dieses Vertrauen nicht? Hat sie nicht auch Ihr Herz und Ihre Zuneigung erworben?"

„Ich kann nicht leugnen, daß ich ebenfalls Theilnahme für sie empfinde, denn sie ist eben so fromm, als sie unglücklich ist. Sie besucht mit mir regelmäßig die Betstunden und ist bei jeder Predigt die andächtigste Zuhörerin, und die Frömmigkeit ist eine Eigenschaft, die man bei einem schönen jungen Mädchen nicht hoch genug schätzen kann."

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß oftmals Frauen, welche keine Spur von Herz und Gemüth besitzen, wie Mrs. Surratt, auf strengste Ausübung religiöser Ceremonien hielt; sie sind die fleißigsten Kirchengängerinnen und die eifrigsten Mitglieder aller möglichen Wohlthätigkeitsanstalten. Es ist als ob sie selbst den Mangel an Weiblichkeit fühlten und strebten, den Schein derselben in einer Andächtelei zu wahren, welche sie mit einem Ernst üben, wie ihn nur wahre Religiosität zu erzeugen vermag.

Auch Mrs. Surratt bestrebte sich eifrigst, sich als eine wahrhaft fromme Frau zu documentiren und diesem Zug ihres Charakters ist Ihre Inklination für Mary mehr zuzuschreiben, als ihrer Partheisucht.

Miß Mary erschien in eben so anspruchsloser als geschmackvoller Toilette. Sie war ein wahrhaft schönes Weib, zwar nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, denn sie mochte bereits 24 Jahre zählen, aber doch verlieh der Ausdruck des Kummers und des Seelenleidens ihrem Gesicht etwas ungemein Anziehendes. Ihr Teint schien etwas zu dunkel für die dunkelblonden Locken, welche in reicher Fülle ihr Haupt umgaben, indessen stand derselbe durchaus nicht im Widerspruch mit den dunklen braunen Augen, welche einst im Feuer der Energie geglänzt haben mochten, jetzt aber traurig und niedergeschlagen, unter den schwarzen Wimpern hervorschimmerten. Der Graf von Schleiden hatte allen Grund gehabt, sie für die Schwester George Bortons zu halten, denn so sehr auch die Kleidung ihr ein anderes Aussehen gab, so hatte sie mit jenem Offizier doch eine frappante Aehnlichkeit, und hätte Margot, die Dienerin der Miß Emmy Brown sie gesehen, so würde sie darauf geschworen haben, es sei die Dame, welche im Ankleidezimmer ihrer Herrin die Männerkleidung mit weiblicher vertauscht, und sich im Angesichte der Beamten, die nach dem Spion George Borton suchten, aus dem Hause entfernt hatte.

Mr. Arnold begrüßte sie mit zärtlicher Bewunderung, Mrs. Surratt mit wohlwollender Freundlichkeit.

„Ich erwartete Sie bereits früher, Miß Mary," sagte die letztere, „um mit mir die Bibelstunde bei Mr. Milworth zu besuchen."

Miß Mary entschuldigte sich damit, daß die Nachforschungen, welche sie nach ihren Verwandten angestellt, sie länger aufgehalten haben, als sie geglaubt, und drückte mit nicht ganz sicherer Stimme, welche an der Aufrichtigkeit der Versicherung zweifeln ließ, ihr Bedauern aus, die Bibelstunde versäumt zu haben.

„Und sind diesmal Ihre Nachforschungen von Erfolg gewesen?" fragte George Arnold theilnehmend.

„Von einigem Erfolge!" war die Antwort.

„Sie werden uns verlassen?" fragte er fast erschrocken.

Sie schüttelte traurig den Kopf.

„Leider habe ich nur erfahren, daß einige Verwandte zwar noch am Leben, aber nicht mehr hier sind," antwortete sie. „Sie sind entweder nach Baltimore oder nach New-York verzogen."

„Das ist allerdings für Sie trostlos," bemerkte Mrs. Surratt, „Sie werden also genöthigt sein, weiter in die Welt hineinzureisen und die unerquicklichen Nachforschungen fortzusetzen."

„Leider ist es so," antwortete das Mädchen mit Bekümmerniß. „Und was ich am meisten beklage, ist, das Haus verlassen zu müssen, in welchem ich so liebevolle Aufnahme gefunden, denn meine Geldmittel sind nicht so bedeutend, um mir einen allzu langen Aufenthalt hier zu gestatten."

„Ach, was das betrifft, Miß Mary," unterbrach sie Arnold mit Lebhaftigkeit, „so flehe ich Sie an, verschmähen Sie meinen Beistand nicht. Sie sollen nicht hilflos und allein in der Welt dastehn, so lange ich lebe. Sie wissen, ich bin reich, und ich kenne kein höheres Glück, als Ihnen mein Vermögen, ja mein Leben selbst zu Füßen zu legen. O, kennten Sie mein Herz, wie innig es an Ihrem Geschick theilnimmt, und wie es mein höchster Wunsch ist . . .

„Mr. George," fiel Mrs. Surratt in vorwurfsvollem Ton ein, „sprechen Sie lieber ein ander Mal davon, Sie wissen, daß Sie in einer Stunde abreisen müssen, ich dächte, es wäre nothwendig, daß Sie Ihre Vorbereitung zur Reise treffen.

Arnold hatte Mary's Hand ergriffen und sie an seine Lippen geführt, sie entzog ihm dieselbe nicht, sondern drückte vielmehr die seine sanft zum Zeichen ihrer Dankbarkeit, wer aber ihr zur Seite gewandtes Antlitz gesehen hätte, die zusammengepreßten Lippen, den Widerwillen, mit welchem sie sich zu diesen Aeßerungen ihrer Gefühle hergab, der würde sofort gesehen haben, daß sie sich lediglich dazu zwang.

Noch ehe Mr. Arnold sich verabschiedete, öffnete sich die Thür

und zwei Männer traten ein, jeder eine schwarze lederne Reisetasche in der Hand tragend.

Das blasse Gesicht Mary's überzog sich mit Purpurröthe, als sie ihrer ansichtig wurde.

„Wir kommen uns Ihnen zu empfehlen, werthe Mrs. Surratt, und Ihnen Miß Mary," sagte der erste der Eingetretenen, der Niemand anders war als John Wilkes Booth.

Er verneigte sich vor der Dame des Hauses mit großer Höflichkeit und ohne auch nur eine Spur eines vertraulicheren Verkehrs zu verrathen.

„Sie bleiben lange aus, Mr. Wilkes?" fragte die Wirthin, als ob sie keine Ahnung hätte, welchen Zweck seine Reise habe.

Vielleicht nur eine Woche, da wir nichts weiter beabsichtigen, als unsere Freunde Robert und Bob in New-York zu besuchen."

„Sie werden mir doch die Ehre erweisen, wieder in meinem Hause vorzusprechen, wenn Sie zurückkehren?" sagte Mrs. Surratt

Booth verzog keine Mine, als er antwortete:

„Ei freilich, wo wären wir in Washington besser aufgehoben? Wenn Sie es erlauben, leisten wir gern Ihrer Einladung Folge. Auch Ihnen empfehle ich mich, Mr. George; wir hoffen doch, Sie noch hier zu finden, wenn wir wiederkehren? — Ich zweifle nicht, denn wie ich sehe, fesselt Sie hier ein Magnet, dessen Anziehungskraft stärker ist, als Ihre Reiselust."

George Arnold besaß nicht die Verstellungskunst des Schauspielers oder der Wirthin, er wurde sichtlich verlegen und stotterte etwas, aus dem hervorging, daß er ebenfalls heute noch abzureisen gedenke.

Die ganze Komödie, welche lediglich gespielt wurde, um Miß Mary zu täuschen, schien diesen Zweck erreicht zu haben, denn sie verrieth durch keine Miene, daß sie von dem Vorhaben der Verschworenen mehr Kenntniß habe, als sie sich träumen ließen; daß sie abreisten, um sich am 9. September in New-York zu treffen, wußte sie durch Arnolds vertrauensvolle Mittheilung längst.

„Bemühe Dich nicht, Wilkes, mich zu täuschen," dachte sie bei sich. „Es ist vergebens. Wollte Gott, ich könnte Deine Reise für so harmlos halten, als Du mich glauben machen möchtest, ich wäre dann nicht gezwungen durch die Pflicht, Dich zu verrathen, Dich zu verderben, Dich, den ich liebe, den ich anbete!"

Ahnte Booth, daß die Gedanken der Dame sich mit ihm beschäftigten? Er wandte sich plötzlich mit der Frage an sie:

„Mein Fräulein, haben Sie vielleicht einen Bruder, der bei der Unionsarmee diente? Ich habe lange gesonnen, wo ich Ihre Züge gesehen haben könnte, erst jetzt fällt mir Ihre Aehnlichkeit mit einem Offizier auf, der bei Sheridan's Corps diente."

Mary schüttelte den Kopf und antwortete, ihre Verlegenheit bekämpfend:

„Einen Bruder habe ich nicht; mein Vater aber stand bei der Armee, aber nicht bei der Unionsarmee.“

„Hm, seltsam!“ meinte Booth.

„Sie haben auch Aehnlichkeit mit einem jungen Manne, dessen Gesicht ich auf einem Maskenball im Ritterhause sah,“ fügte Atzerott hinzu.

Mary schüttelte gleichgültig mit dem Kopfe.

„Arnold, laß Dich warnen!“ flüsterte Booth seinem Genossen zu, als er an diesem vorbei mit Atzerott zur Thür hinausging.

Mary sah sie durchs Fenster mit ihren Reisetaschen von schwarzem Leder das Cab besteigen, welches sie zum Bahnhof führte und seufzend blickte sie ihnen nach.

Eine Stunde später verließen auch Mr. O'Laughlin und George Arnold das Boarding-House, ebenfalls mit schwarzen ledernen Reisetaschen versehen.

Diese Reisetaschen enthielten das Brennmaterial, welches New-York einäschern sollte.

---

## Siebundfünfzigstes Kapitel.

# Die seltsame Frau.

Fanny's Angst war grenzenlos, als sich am Morgen nach der Nacht, welche sie in dem Gasthause zu Winchester zugebracht, herausstellte, daß ihr Gefährte und Beschützer, der Negerknabe Noddy nirgend zu finden war. Das Gesinde hatte keine Ahnung, wo er geblieben sein könne. Sie wußten nur, daß er sich am Abend auf die Diele vor Fanny's Thür schlafen gelegt habe, und daß er am Morgen, als sie in den Gang gekommen, nicht mehr dagewesen sei.

Das Geschrei des verzweifelten Kindes rief endlich den Wirth herbei.

„Was giebt's denn?“ fragte dieser mürrisch.

„Lieber, theurer Sir,“ flehte Fanny,“ sagen Sie mir, wo ist Noddy, mein Bruder Noddy hingekommen. O Gott, was soll ich ohne ihn anfangen, ich bin verloren ohne ihn, er ist der einzige, der

mich beschützen und zu meiner Mutter bringen kann. O sagen Sie mir, wo ist er, wo finde ich ihn?"

„Der Bube wird davongelaufen sein, wie jetzt alle Nigger ihren Herren entlaufen," meinte der Wirth.

„Nein, nein, das ist nicht wahr, er ist nicht davongelaufen. Noddy hätte mich von freien Stücken nie verlassen, er wäre lieber gestorben."

„So wird ihn die Polizei geholt haben, die jetzt alle vagabondirenden Nigger aufgreift."

Fanny stieß einen Schrei aus.

„Die Polizei? Schnell bringen sie mich auf die Polizei, damit ich den Leuten sage, daß Noddy unschuldig ist, daß er niemals Jemandem etwas zu leide gethan, daß er meinem Vater und mir das Leben gerettet hat. Bester Sir, schnell bringen Sie mich auf die Polizei, damit sie ihn wieder freilassen."

„Ich kümmere mich darum nicht," brummte der Wirth und drehte sich um.

Einen Hausknecht schien der Jammer des Kindes zu rühren. Er näherte sich und sagte theilnehmend:

„Das wird Ihnen nichts nützen, liebe Miß. Die eingefangenen Nigger sind heute bereits in aller Frühe per Transport auf den Bahnhof gebracht; ich sah unter diesen auch den Knaben, den Sie Ihren Bruder nennen."

Fanny brach in lautes Schluchzen aus.

„Wo hat man ihn hingebracht, wissen Sie es?"

„Die Nigger werden alle nach Richmond gebracht und von da aus ihren Herren wieder zugestellt."

„Nach Richmond, dahin wollte ich auch, o mein Gott und nun kann ich nicht reisen, die Neger haben mir keinen Cent Reisegeld gelassen", jammerte das Kind.

Unter den Zuschauern hatte sich auch die Dame, welche gestern sich so gütig gegen die Kinder gezeigt hatte, indem sie den Wirth bewog, ihnen auf ihre Kosten ein Abendessen und Nachtlager zu geben, und ihr Diener der Neger Scip eingefunden. Der Letztere sah mit zufriedenem Grinsen die Angst des Kindes, wie ein Meister ein wohlgelungenes Werk seiner Hand betrachtet, die Dame aber, welche er Mrs. Bagges genannt hatte, verzog ihr hartes Gesicht zu einem mitleidigen Aussehen, während ihr falsches Auge aber auf das Kind wie auf eine gute Beute schielte.

„Oh grämen Sie sich nicht," sagte sie mit erheuchelter Zärtlichkeit. „Ich danke meinem Schöpfer, daß es mir vergönnt ist, Ihnen in Ihrer traurigen Lage zu helfen."

Trotz ihres Schmerzes bebte doch Fanny zurück beim Klang

dieser Stimme, der Widerwille, welchen sie von Anfang an gegen diese Frau empfunden, erfaßte sie auf's Neue.

Die Dame mochte es ahnen, daß ihr Aeußeres nicht besonders Vertrauen einflößend sei, sie beilte sich daher, die Abneigung der Kleinen zu besiegen, indem sie hinzufügte:

„Sie wollen nach Richmond zu Ihrer Mama? Ihr Begleiter ist bereits dahin voraus, wenn Sie also dahin gehen, wird es Ihnen leicht sein, ihn frei zu machen. Nun trifft es sich gerade, daß ich heute abreise nach Richmond, und wenn Sie wollen, so will ich Sie mitnehmen."

Fanny blickte überrascht zu der Sprecherin auf. Ihr Widerwille war besiegt, die Frau erschien ihr wie ein vom Himmel gesandter rettender Engel und in ihrer Seele bereute sie es, gegen die gute Dame auch nur einen Augenblick Mißtrauen empfunden zu haben.

Mrs. Bagges fuhr fort, indem sie dem Kinde zärtlich mit der Hand über die Wangen strich.

„Nun ängstigen Sie sich nicht weiter, mein süßes Vögelchen, Sie werden Ihren Freund ja wiederfinden. Bethsey Bagges ist nicht die Frau, die ein hübsches Kind, wie Sie es sind, weinen sehen kann. Trocknen Sie Ihre hübschen Augen und weinen Sie nicht mehr, das macht die Augenlider roth und giebt ein geschwollenes Gesicht. Sehen Sie munter aus, dann sind Sie noch einmal so hübsch."

Obwohl diese Art sie zu beruhigen, der weinenden Fanny keineswegs zusagte, so konnte sie doch nicht umhin, dieser Frau für die unerwartete Hülfe in den wärmsten Worten zu danken. Sie ergriff ihre knochige gelbe Hand und drückte einen Kuß auf dieselbe, indem sie sagte:

„Ich weiß nicht, wie ich Ihre Güte lohnen soll, Ma'am, aber sein Sie überzeugt, daß ich Ihnen ewig dafür dankbar sein werde, auch Mama wird Ihnen danken und Papa, wenn er wieder frei sein wird. Wie muß ich dem lieben Gott danken, daß er mir gerade Sie in einem Augenblick schickt, da ich im allergrößten Elend war."

„Lassen Sie das," unterbrach sie die gütige Frau. „Ich verlange keinen andern Dank, als daß es Ihnen bei mir gefallen mag; und gefallen wird es Ihnen schon, ich werde Ihnen Kleider geben, so schön wie Sie nur je in Ihrem Hause sie getragen haben, und kein Luxus soll Ihnen fehlen, alles was Sie sich wünschen, sollen Sie haben, und unter einer Anzahl lustiger Gespielinnen das lustigste Leben führen."

„Ach ich verlange nichts von allem, Ma'am;" antwortete Fanny; „Ihre Großmuth braucht sich gar nicht so weit zu erstrecken. Ich will ja nur in Ihrer Begleitung bis Richmond zu meiner Mutter

gelangen, dort habe ich Alles, was ich nur haben will; und brauche Ihnen nicht länger zur Last zu fallen."

„Nun ja, ja," beruhigte sie Mrs. Bagges nicht ganz angenehm berührt durch diese Aeußerung, „ich weiß, daß meine Persönlichkeit nicht viel Anziehendes hat . . ."

„Oh, das ist es nicht," fiel Fanny ein, erschrocken, daß eine Anspielung auf ihre Abneigung gegen die Dame in ihrer Antwort gelegen haben sollte. „Gegen Sie selbst habe ich nichts, sondern empfinde für Sie die höchste Dankbarkeit, Ma'am."

„Schon gut mein Goldvögelchen," versetzte Mrs. Bethsey Bagges, „kleiden Sie sich an und frühstücken Sie mit uns, die andern allerliebsten Dingerchen werden schon auf uns warten. — Geh' doch hinunter Scip" – wandte sie sich an den Neger, welcher der Unterredung mit widrigem Grinsen zugehört hatte. — „Bestelle das Frühstück und zwar ein recht gutes; Miß Fanny ist es gewohnt, die feinsten Leckerbissen zu frühstücken. Sage der Lene, daß sie den Eierauflauf recht schmackhaft macht und die Hammelschnitte nicht zu scharf würzt. Für einen so zarten Magen taugt das nicht. . . . Soll ich Ihnen nicht beim Ankleiden helfen, Miß? Sie sind doch sicher gewohnt, eine Zofe zu haben, und die Lene ist so ungeschickt und ist auch jetzt bei der Bereitung des Frühstücks beschäftigt." —

Ohne Fanny's Antwort abzuwarten, schloß sie die Thür ihres Zimmers, zog sie dort auf einen Stuhl nieder und begann ihr Haar zu ordnen.

„O, welch köstliches Haar, rief sie, als sie die schweren Flechten auflös'te. „Welch schönes Dunkelbraun und wie dicht und weich es ist. Es ist ordentlich ein angenehmes Gefühl, sich dies Haar durch die Hand gleiten zu lassen."

„Ma'am, ich möchte Sie nicht gern bemühen; ich will versuchen, mir das Haar selbst zu ordnen," sagte Fanny, welche jedenfalls die Berührung der großen knochigen Hände nicht für ein angenehmes Gefühl hielt.

Aber Mrs. Bagges beabsichtigte nicht, sie so leichten Kaufs aus den Händen zu lassen.

„I, sehen Sie, wie Sie gleich unfreundlich sind," antwortete sie. „Gönnen Sie mir doch das Vergnügen Ihnen Gesellschaft zu leisten. Sie wollen mich wohl gern los sein, und heimlich hinausgehen und versuchen, ob sich Ihnen nicht eine andere Hülfe aus Ihrer Verlegenheit bietet. — I sehen Sie, wie unrecht es ist, so mißtrauisch zu sein gegen eine Frau wie Bethsey Bagges."

„Ich versichere Sie, daß ich keineswegs mißtrauisch gegen Sie bin, Mrs. Bagges, und daß ich nicht hinausgehen wollte, aber ..."

„Nun wenn das ist, so lassen Sie mich Ihnen helfen. — Ach,

diese zarten, runden Schultern, wie schön sie sind — erlauben Sie, Miß, ich kann nicht widerstehen . . . .“

Sie wartete aber wieder die Erlaubniß nicht ab, sondern drückte ihre dünnen kautschuckartigen Lippen auf die Schulter des Kindes.

Fanny zuckte bei der Berührung zusammen, aber sie wagte nicht, der Frau ihren Unwillen zu verrathen, aus Furcht, sie zu erzürnen.

„Ah!“ fuhr Mrs. Bagges in ihrer Bewunderung fort, indem sie das aufgelös'te Haar malerisch über die entblößten Schultern warf, „ein Mann, der Sie so sähe . . . .“

„Ich bitte Sie, Ma'am!“ rief das Kind vorwurfsvoll und bis in den Nacken erröthend.

„Nun, nun,“ beruhigte sie die Frau, „ich sage nur „wenn.“ Sie brauchen da nicht gleich so böse auszusehen. — Warten Sie ich werde Ihnen das Haar à la Corday machen, so steht es Ihnen am schönsten.“

Mit wunderbarer Fertigkeit, als ob das ihr Gewerbe sei, hatte sie in der That schnell eine zwar etwas phantastische aber doch so kleidsame Haartour zu Stande gebracht, daß Fanny nicht umhin konnte, wohlgefällig zu lächeln, als sie in den Spiegel sah.

„Das wäre gemacht!“ fuhr Mrs. Bagges geschwätzig fort, „nun die Strümpfe und Schuhe.“

Sie setzte sich auf die Erde, nahm einen Fuß des Kindes und betrachtete ihn mit Kennermiene.

„Ein sehr hübscher Fuß, klein, hoch, fleischig, ganz wie er sein muß, und die Wade, Miß Fanny, wahrlich, die ist so ausgebildet, als ob Sie sechzehn Jahre zählten, überhaupt welche Rundung in diesem Bein — Erlauben Sie, Miß Fanny . . . .“

Diesmal aber erlaubte Fanny nicht, sondern sprang erröthend und entrüstet auf.

„Nein, Ma'am. Das dulde ich nicht. Ich bitte, sprechen Sie von etwas Anderem und helfen Sie mir nicht weiter beim Ankleiden.“

Mrs. Bagges neigte ihren Kopf zur Seite und zwang ihr pergamentnes Gesicht zu einem mütterlich freundlichen Lächeln.

„Die liebe Unschuld,“ sagte sie halb zärtlich halb mitleidsvoll. „Wie das gleich auffährt, bei einer bloßen Berührung und noch dazu von einer bejahrten Frau, welche Töchter haben könnte, doppelt so alt wie Sie.“

Fanny fühlte, daß sie der guten Frau Unrecht gethan habe, und bat sie wegen ihres Zornausbruches um Verzeihung, welche ihr auch mit großer Zuvorkommenheit gewährt wurde, und da Bethsey Bagges jetzt sich so viel wie möglich ihrer Vorliebe, die Details der Körperbildung zu mustern, enthielt, sondern die Dienste einer Zofe mit eben so viel Anstand als Geschick leistete, so verging die übrige Zeit wäh-

rend des Ankleidens in bestem Einvernehmen und ohne einen bemerkenswerthen Zwischenfall.

Das Frühstück war inzwischen in dem großen Gastzimmer angerichtet und wie Mrs. Bagges angeordnet hatte, ließ dasselbe nichts zu wünschen übrig, es bestand aus einem Eierauflaufe, Schinken, Hammelschnitten, ein wenig kaltes Huhn und dem unerläßlichen Thee.

Die andern „allerliebsten Dingerchen," von denen Mrs. Bagges vorausgesetzt hatte, daß sie schon warten würden, waren in der That schon versammelt und schienen bereits im Vorgenuß des einladenden Frühstücks zu schwelgen, es waren dies vier Mädchen, etwa im Alter von 10—14 Jahren, die das Prädikat „allerliebst" sicherlich in so fern verdienten, als sie sämmtlich von Gesicht und Wuchs hübsch waren.

„Hier bringe ich Euch eine Freundin," sagte Mrs. Bagges, welche Fanny an der Hand herein führte. „Es ist Miß Fanny, ich bitte Euch, daß Ihr sie lieb habt und sie freundlich behandelt, denn sie ist meinem Herzen sehr theuer."

„Wohl auch eine arme Verwandte?" fragte in ironischem Tone das älteste von den Mädchen, eine Blondine von 14 Jahren, die Nase rümpfend und Mrs. Bagges geringschätzig anlächelnd.

„Nein, Sairy," antwortete die Dame mit einer Stimme, welche die einer mit Unrecht Beleidigten sein sollte, aber mit einem grimmigen Seitenblick auf die Sprecherin. „Es ist keine arme Verwandte, weder arm noch eine Verwandte, Du schnippisches Ding. — Ach Miß Fanny," wandte sie sich an diese — „Sie glauben nicht Miß Fanny — oder erlauben Sie mir, daß ich Sie schlechtweg Fanny nenne? Sie erlauben es, Sie gutes Kind – Sie glauben nicht, Fanny, wie diese Sairy mich zuweilen betrübt durch ihren losen Mund. — Aber ich habe sie doch lieb, ich habe alle Kinder lieb ... Komm her Sairy, küsse Deine Tante, Du kleines böses Kind."

„Ach Papperlapapp," antwortete Sairy unwillig die blonden Locken schüttelnd. „Lassen Sie die Redensarten und lassen Sie uns lieber frühstücken, ich habe Hunger."

Bethsey Bagges schüttelte betrübt lächenld den Kopf und legte die Hand auf den flachen Busen, als ob dort die Stelle sei, wo diese schnöde Undankbarkeit sie treffe. Da sie aber gleichzeitig einsah, daß das Beste, was sie thun könne das sei, daß sie der Aufforderung Sairy's folge, so nahm sie denn am oberen Ende des Tisches Platz, worauf die Mädchen unverzüglich ihrem Beispiel folgten.

Drei von den Kindern thaten es ohne Umstände, die vierte indessen zögerte, sich dem Tische zu nähern.

Dies veranlaßte Mrs. Bagges sie anzusehen.

Kaum aber hatte sie einen Blick auf sie geworfen, als sie entrüstet die Hände zusammenschlug.

„Nettice, Du garstiges Geschöpf, wie kannst Du es wagen, in diesem Anzuge herunter zu kommen und Dich in diesen Lumpen hier unter so vornehmen Kindern zu zeigen? Meinst Du, daß Miß Fanny sich mit einem Mädchen, das wie eine Bettlerin aussieht, an einen Tisch setzen soll? Warum hast Du die Kleider nicht angezogen, die ich Dir durch Scip hinaufgeschickt habe? Oder hast Du ihr die Kleider nicht gebracht, Scip, die ich ganz expreß für sie in dem feinsten Magazin gekauft habe?“

Der Neger, welcher mit seinem stereotypen Grinsen auf dem Gesicht an der Thür lehnte, antwortete durch ein stummes Nicken.

Das Mädchen, welchem diese Rüge galt, war ein sehr hübsches Kind von 12--13 Jahren, mit blauen, sanften Augen und schönem kastanienbraunem, wohlgeordnetem Haar. Mit ihrem lieblichen Gesicht, ihrem sorgfältig frisirten Haar und ihren sauberen Strümpfen und eleganten Schuhen aber stand ihre übriger Anzug sehr im Widerspruch, denn sie trug ein völlig zerlumptes Kleid und einen schmutzigen zerrissenen Shwal um die Schultern.

„Ich habe ihr auch schon gesagt“, bemerkte die stets mundfertige Fairy,“ daß sie in diesem Kleide nicht beim Frühstück erscheinen dürfte, aber sie wollte mir ja nicht folgen und das neue Kleid anziehen.“

„Warum thatest Du denn das nicht?“ sagte Mrs. Bagges zornig.

„Ach, ich bitte Sie sehr um Entschuldigung, Ma'am . . . .“ begann das Kind.

„Ich habe Dir gesagt, Du sollst mich Tante nennen und nicht Ma'am oder Mrs Bagges oder sonst wie — Nun ich bin neugierig zu erfahren, was Du an dem Kleide auszusetzen hattest.“

„Es ist so sehr weit ausgeschnitten,“ antwortete Nettice kleinlaut. — „Meine selige Mutter litt es nie . . .“

„Ach was, Deine selige Mutter lebt nicht mehr und Dein Stiefvater läßt Dich in Lumpen umherlaufen und jagt Dich aus dem Hause, und nun wirst Du thun, was Deine Wohlthäterin von Dir zum Dank verlangt, und das ist, daß Du das Kleid anziehst. Ist es Dir zu weit ausgeschnitten, so thue eine Canessons darüber — Scip wird Dir eins aus meiner Garderobe geben. Auf der Stelle geh und kleide Dich anders an, und wenn Du fertig bist, magst Du zum Frühstück kommen, und merke Dir, bist Du ungehorsam, so schicke ich Dich zu Deinem Stiefvater zurück.“

„O thun Sie das nicht“, flehte das Kind, Thränen vergießend. „Ich bitte tausendmal um Vergebung, daß ich Sie erzürnte. Sein

Sie nicht böse und schicken Sie mich nicht meinem Stiefvater zurück. Gern will ich Alles thun, was Sie fordern."

„Schon gut, geh", sagte Mrs. Bagges ärgerlich und den Kopf abwendend, als sie dem Kinde die Hand zum Kusse reichte.

Fanny empfand unwillkürlich Mitleid mit dem Kinde und mißbilligte Mrs. Bagges Härte sehr, allein sie scheute sich, etwas von ihren Gedanken zu verrathen.

Mrs. Bagges nahm jetzt wieder ihren zärtlich freundlichen Ton an, indem sie, während sie den Thee bereitete, in ihrem Geplauder fortfuhr:

„Nun, meine liebe Fanny, möchten Sie wohl gerne wissen — oder wollen Sie mir erlauben, daß ich Sie „Du" nenne? . . . Ich komme mir vor als wäre ich Ihre Mutter . . . . Sie erlauben es, Sie sind ja mein Liebling — also: nun liebe Fanny, möchtest Du wohl wissen, wer diese Deine neuen Freundinnen sind?"

Fanny, welche durch das vertrauliche „Du" allerdings nicht sehr angenehm berührt wurde, mochte ihrer Wohlthäterin doch nicht wiedersprechen, sondern machte gute Miene und sagte in möglichst freundlichem Tone:

„Ohne Zweifel Ihre Töchter, Ma'am."

„Nenne mich nicht Ma'am mein Täubchen. Nenne mich Tante, es hört sich das vertraulicher an. — Nein, Schätzchen, nicht meine Töchter . . . .

„Arme Verwandte!" fiel hier Sairy ein und brach bei der Bemerkung in lautes Lachen aus.

„Sairy!" verwies sie Mrs. Bagges „Es scheint als spottest Du über mich? — Habe ich das um Dich verdient, Du böses Kind?" —

Sairy antwortete bloß durch einen verachtenden Seitenblick.

„Diese hier," begann Mrs. Bagges die Ceremonie des Vorstellens, indem sie mit der größten Ernsthaftigkeit auf die Aelteste der Gesellschaft deutete, „ist Sairy, eine arme Verwandte, die ich vor zwei Jahren in meinem Hause aufnahm und erzog."

Die junge Dame, von welcher die Rede war, brach bei diesen Worten in ein so unbändiges Lachen aus, daß sie fast an dem Bissen, den sie eben im Munde hielt, erstickte.

Die Augen der Dame schossen wüthende Blicke, aber sie blieben ohne alle Wirkung, und als sie wie um Schutz und Unterstützung zu suchen, sich nach dem Neger an der Thür umwandte, fand sie, daß auch dieser nicht das ernste Gesicht machte, was er hätte machen müssen, wenn er die Taktlosigkeit Sairy's recht begriffen hätte, vielmehr sah er ganz so aus, als ob ihn Sairy mit ihrem Lachen angesteckt hätte.

Fanny fürchtete, daß ihre Wohlthäterin ernstlich böse werden

würde und hielt es für das Beste, ihre Aufmerksamkeit auf die Andern zu lenken, welche ihr bis jetzt keine Veranlassung zum Zorn gegeben hatten. Sie fragte daher:

„Und wer ist denn hier meine Nachbarin Mistreß — Mistreß — ich wollte sagen Tante?"

„Deine Nachbarin, mein Schatz," war die Antwort, welche Mrs. Bagges mit großer Ueberwindung gab, „ist die kleine Anna, die Tochter einer entfernten Verwandten von mir, deren Vater im Kriege, fiel und deren Mutter im großen Elend lebt. Da ich von dem Unglücke meiner Cousine hörte, so reiste ich hierher und habe ihr das Kind abgenommen."

„Meine Mutter sagte doch, sie hätte Sie nie gesehen vor dem Tage, als Sie ihr das Geld gaben?" bemerkte Anna, ein kleines verkommenes Kind von 10 Jahren mit blassen, eingefallenen Wangen.

„Sagte sie das, kleiner Naseweis?" entgegnete Mrs. Bagges spitzig. „Es kann sein, daß sie mich vorher nicht sah, aber sie ist doch meine Verwandte und ich habe ihr die 100 Dollars gegeben, damit sie mir das Vergnügen läßt, Dich zu erziehen, mein Püppchen."

„Und diese?" fragte Fanny, auf ein etwa 12 jähriges schwarzäugiges Mädchen deutend mit dicken Pausbacken und so umfangreicher Taille, als ob sie ein verjüngtes Conterfei einer Bierwirthin sei.

„Diese heißt Polly," antwortete Mrs. Bagges.

„Auch die Tochter eines Verwandten?" fragte Fanny.

„Nein!" antwortete Polly statt der Gefragten. „Mein Vater ist ein sehr reicher Mann, aber meine Mutter ist nicht seine Frau gewesen, sie ist todt, ich bin bei andern Leuten erzogen und die haben mich mit Mrs. Bagges mitgeschickt, weil mein Vater es so gewollt hat."

„Und das ist Nettice!" fuhr Mrs. Bagges fort, als eben das blauäugige Kind in dem neuen Kleide schüchtern zu Thür hereintrat. Sie hatte das Canessous dicht um ihre Schultern gezogen und schlich ängstlich an den Tisch heran.

„Du solltest das Uebertuch ablegen und im bloßen Halse gehn," meinte die Dame.

„Sie wird einen eckigen Hals haben, sie ist ja so mager" bemerkte Sairy. „Wissen Sie, Alte, sie ist wie die Mathilde, die auch nicht ausgeschnitten gehen kann."

„Ach nein, mit Nettice ist es etwas andres, es ist bei ihr kein Naturfehler, es hat nur an der Pflege gelegen, daß sie mager ist. Sie wird sich bei uns zu Hause schon auswachsen."

Unter solchen Gesprächen verging das Frühstück. Scip hatte



William Henry Seward,
Ministerpräsident der Vereinigten-Staaten-Regierung.

inzwischen die Reisevorbereitungen getroffen und das Gepäck nach dem Bahnhofe gebracht.

Nachdem Mrs. Bagges für sich, ihren Diener und die fünf

Mädchen die Rechnung bezahlt hatte, und dabei dem Wirthe noch mit besonderer Betonung wiederholt hatte, daß sie nach Richmond reise und dort zu Hause sei, bestieg sie mit ihren Schützlingen ein Cab.

„Nach dem Georgia Bahnhof!“ befahl sie dem Kutscher.

„Nach dem Georgia Bahnhof?“ wiederholte Nettice, welche in Winchester zu Hause war, „da geht es nicht nach Richmond. Nach Richmond, da müssen wir mit der Cumberlandbahn fahren. Die Georgiabahn geht ja nach Charlestown.“

„Verschone mich mit Deinem Geschwätz!“ herrschte Mrs. Bagges sie an. „Es ist genug, wenn ich sage, daß ich nach Richmond fahre und nicht nach Charlestown.“

„Aber mit der Georgienbahn . . .!“

„Schweig, sage ich, und schwatze nicht unsinniges Zeug, was muß nur Fanny davon denken? Ich sage Dir, wir fahren nach Richmond und damit genug!“

„Es ist wirklich kein Unsinn, liebe Mrs. Bagges, mit der Georgiabahn . . . .!“

„Schweig, Du vorlautes Ding, oder soll ich Dich hier absetzen und Deinem Stiefvater zurückschicken?“

Die Drohung wirkte. — Nettice machte keinen Versuch weiter, ihre geographischen Zweifel gegen die Reise nach Richmond geltend zu machen.

Auf der Reise, welche den ganzen Tag hindurch und die folgende Nacht und den folgenden Tag währte, ereignete sich nichts wesentlich Merkwürdiges, nur daß Fanny nicht umhin konnte, einige Bemerkungen zu machen, welche ihren Widerwillen gegen ihre Wohlthäterin wohl erhöhten, aber doch in ihrem unbefangenen, kindlichen Herzen kein Mißtrauen gegen dieselbe erweckten. Mrs. Bagges hatte ein eigenes Coupé gemiethet für sich und ihre Schützlinge und vermied es während der ganzen Fahrt, so weit als es irgend thunlich, die Kinder allein zu lassen. Sie benahm sich gegen Fanny mit ausgesuchter Freundlichkeit, gegen Nettice aber und die kleine Anna mit Strenge, es war nicht schwer zu sehen, daß sie über diese eine unbedingte Herrschaft hatte und von ihnen unter allen Umständen Gehorsam fordern konnte, mit größerer Vorsicht aber ging sie in ihren Befehlen und Anordnungen bei Polly zu Werke, und über Fairy hatte sie nicht den geringsten Einfluß, vielmehr schien diese arme Verwandte ihre Wohlthäterin förmlich zu tyrannisiren. Wenn sie einen Wunsch aussprach, so geschah es in einer Weise, welche voraussetzte, daß eine abschlägliche Antwort unmöglich sei und befleißigte sich überhaupt in allen ihren Antworten, wenn sie Mrs. Bagges überhaupt einer Antwort würdigte, eines beleidigenden Spottes.

Die nöthigen Erfrischungen reichte Scip, welcher in einem an-

dern Coupé fuhr, in den Wagen, so daß es nicht nöthig war, oft auszusteigen. Ueber die Namen der Ortschaften, welche sie berühr-ten, hielt Mrs. Bagges ihre Pfleglinge in völliger Ungewißheit. Als sie in der Nacht ausstiegen, um in einem Gasthofe einige Stun-den zu ruhen, fragte Nettice schüchtern wie die Stadt heiße, in wel-cher sie sich befänden, aber bei dieser Frage wurde — wozu Fanny vergebens einen Grund zu finden suchte — Mrs. Bagges so böse, daß sie die Drohung, das Kind hier zu lassen, und es seinem Schicksal zu überlassen, so energisch wiederholte, daß Fanny unter Thränen für die Arme Fürbitte that.

Als die Kinder sich zu Bette gelegt und Mrs. Bagges vor-sichtig, als ob sie einen Schatz zu bewahren hätte, die Thür abge-schlossen und die Schlüssel in ihre Tasche gesteckt hatte, bevor sie sich auf ihr Zimmer begab, ergriff Fanny, ihre Hand unter der Bettdecke hervorstreckend, die der weinenden Nettice, deren Bett ne-ben dem ihrigen stand.

„Warum erzürnst Du auch nur durch solche Fragen die Frau?“ sagte sie mitleidsvoll. „Thu es doch lieber nicht, Du siehst ja, daß sie es nicht gern hört, und wie schrecklich wäre es für Dich, wenn sie Dich hier ließe; was würdest Du nur anfangen, Du armes Kind?“

Nettice drückte einen Kuß auf die weiche Hand Fanny's.

„Ach, Miß“, sagte sie schluchzend, „ich weiß ganz gewiß — doch ich will lieber nichts mehr sagen. Ach Gott, wie unglücklich bin ich, seit meine Mutter todt ist.“

„Liebe Nettice“, sagte Fanny in ihr Weinen einstimmend, „warte nur, bis wir in Richmond sind, da soll sich meine Mutter Deiner annehmen.“

„Ach, Richmond — Richmond . . . .“ flüsterte sie, doch sie vol-lendete nicht, sondern begnügte sich, die Hand Fanny's an ihr Herz zu pressen.

„Ei was“, begann plötzlich Sairy, sich in ihrem Bette auf-richtend, „Ihr seid dumm, Euch vor der Alten zu fürchten. Ich versichere Euch, sie läßt Nettice nicht hier. Ich weiß das, ich kenne sie, denn ich bin bereits zwei Jahre in ihrem Hause. Sie hat mich auf diese Reise mitgenommen, weil ich noch die Beste von Allen bin und Ihr seht doch, daß ich Ihr nicht schmeichele.“

„Von Allen?“ wiederholte Fanny, „hat denn Mrs. Bagges noch mehr arme Verwandte zu Hause?“

Sairy lächelte.

„Du wirst ja sehen!“

Am andern Morgen früh gings weiter und erst am Abend waren sie am Ziel ihrer Reise. Scip öffnete die Thür des Coupé's packte die Schachteln und Kisten auf einen bereitstehenden Wagen

und Mrs. Bagges stand mit ihren Schützlingen derweile auf dem Perron, sie mit ihren Armen zusammen haltend, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel nimmt, damit kein's verloren gehe.

Die Kinder schauten alle dem Gewirr und Getümmel auf dem Bahnhofe zu, sie hatten ein solches Durcheinander von Wagen und Menschen nie gesehen, nur Nettice schien nicht darauf zu achten, sondern ließ ihren Blick südwärts schweifen, wo eine breite Straße in gerader Linie fortlaufend die Aussicht bot auf eine weite, weite Ebene und einen Mastenwald.

Als Scip mit dem Gepäck in Ordnung war, beeilte sich Mrs. Bagges, die Kleinen in den Wagen steigen zu lassen, als Fanny bei dieser Gelegenheit einen Augenblick allein stand, fühlte sie sich leise am Aermel berührt.

Sie wandte sich um.

Es war Nettice, welche mit den Fingern in der Richtung jener breiten Straße wies.

„Sehen Sie dort jene schwarze weite Fläche, welche im Mondlicht glänzt?“ fragte sie flüsternd.

„Ja, ich sehe es,“ antwortete Fanny. „Was ist das?“

„Es ist das Meer, Miß.“

„Das Meer?“

„Ja, es ist das Meer. Richmond aber liegt nicht am Meere.“

---

## Achtundfünfzigstes Kapitel.

# Der 9. September.

Mit dem Mittagszuge des 9. September trafen auf der Washington-Bahn in New-York die Männer vom Bunde des unsichtbaren Feindes zusammen.

Payne und Bob Harrold, welche, um den Aufstand zu schüren, in New-York geblieben waren, erwarteten ihre Freunde bereits auf dem Bahnhofe. Alle trugen jene Reisetaschen von schwarzem Leder.

„Seid Ihr Eurer Sache auch gewiß, daß die Revolte die ge-

hörigen Dimensionen haben wird?" fragte Booth seinen Freund Payne, als die ersten Begrüßungen beendet waren.

„Die Revolte wird solche Dimensionen haben", antwortete Payne, „daß New-York, ehe 24 Stunden vergehen, einem Trümmerhaufen gleich sein kann — Und Ihr —?"

„Du siehst, Robert, wir sind bereit, sofort unser Werk zu beginnen. Wir sind unserer Sechs. Da wir doch mindestens Jeder das Feuer in vier verschiedenen Hotels anzulegen im Stande sind, so wird binnen 3 bis 4 Stunden New-York an vierundzwanzig Stellen in Flammen stehen."

„Und was weiter?"

„Man wird nach einer Stelle zur Rettung eilen, man wird bestürzt sein, wenn man in demselben Augenblick erfährt, daß noch an vielen andern Stellen Feuer ausbreche. Die Verwirrung wird grenzenlos sein. Das ist dann der rechte Augenblick, dann gebt das Zeichen zum Losbruch und stürzt mit der Meute durch die Straßen. Laßt diese irischen Hunde plündern und morden was sie wollen, nur haltet darauf, daß sie die Häuser der Anhänger des Südens verschonen, da ist z. B. der reiche Banquier Aaron Levy, Bovery Street, da ist der Rentier Mr. Powis und andere, diese Leute dürfen keinen Cent von ihrem Eigenthum einbüßen, allein den reichen Republikanern mag man Alles nehmen, und was man nicht wegnehmen kann, das mag man vernichten."

„Welches wird aber Dein nächstes Ziel sein? Ich meine die Aushebungs-Office."

„Versteht sich, die Listen müssen vernichtet, das Personal getödtet, das Gebäude niedergebrannt werden; das ist von größter Wichtigkeit, denn wenn die Regierung nicht die Namen der Ausgehobenen kennt, so muß sie ihre Armee so gut wie ganz von vorn schaffen, und ehe sie das bewerkstelligt, kann Lee namhafte Vortheile errungen haben."

„Und dann die Bank".

„Versteht sich, die Bank. Laßt ihnen kein baares Geld, keinen Dollar, diesen republikanischen Hunden, die das Gold mit vollen Händen wegwerfen, um die Conföderation zu vernichten."

„Und endlich eine Razzia unter den Niggern."

„Das hat keinen Nutzen, Robert. Ob wir da ein paar tausend Nigger todtschlagen oder nicht, dadurch gewinnt unser Bund nicht viel, schlagt lieber die einflußreichen Männer todt und die Feinde der Conföderation, damit ist unserer Sache eher gedient."

„Nein, Wilkes, laß mich. Ich muß meine Wuth kühlen an dieser gottverdammten Race von halbwilden Ungeheuern. Ich habe an ihnen den Tod meines Vaters zu rächen. —

„Dein Vater soll aber auch den Haß der Neger durch seine harte Behandlung gerechtfertigt haben."

„Das mag wahr sein, es ist sogar wahr, daß er sie wie Thiere behandelte, allein hatte er nicht nach göttlichen und menschlichen Gesetzen ein Recht dazu? Ich werde seinen Tod fürchterlich rächen!"

„Wie Du willst, Robert", sagte Booth nachgebend, „nur laß uns über dem Unwesentlichen nicht das Wesentliche vergessen. Ich fürchte, diese irischen Canaillen werden an nichts als die Befriedigung ihrer Habgier denken, und uns in unseren weit wichtigeren Plänen nicht unterstützen."

„Möglich, doch giebt es in New-York noch außerdem Pöbel genug, der sich für Geld zu Allem gebrauchen läßt. Wir haben während Eurer Abwesenheit gut genug vorgearbeitet."

„Wohl, so laß uns jetzt ans Werk gehen, die Zeit ist da. Wer weiß, ob die Regierung nicht schon Wind bekommen und Anstalten getroffen hat, Militair zu requiriren. —"

„Was thut es, Wilkes, wir haben einen Vorsprung, und einige Stunden genügen uns, diese Stadt zu Grunde zu richten. Wenn nicht morgen schon Militair da ist, so kommt es vergebens."

Die sechs Männer mit den schwazen Reisetaschen trennten sich, um sich in verschiedene Stadtgegenden zu begeben.

---

Während auf dem Washington Bahnhofe diese Unterredung stattfand, zwischen jenen verbrecherischen Verschworenen des Südens, fand in der unweit davon gelegenen Washington Street eine Scene statt, welche bewies, daß es unter den Anhängern der Parthei des Südens doch Leute gab, welche von der allgemeinen Regel eine glänzende Ausnahme bildeten.

In der Washington-Street lag das Haus des Rentiers Patrick Powis.

Es war ein schöner sonniger Tag und Mr. Powis saß auf dem Balcon, von dem Laube einiger großblättrigen Topfpalmen vor den Sonnenstrahlen geschützt, die Zeitung lesend. Neben ihm auf dem Teppich kniete ein kleiner blondhäriger Knabe, die Steine eines Baukastens auf einander thürmend; in einiger Entfernung saß auf einem Stuhl, das Lockenköpfchen traurig auf die Brüstung stützend, ein kleines Mädchen; sie hielt eine kostbare Puppe nachlässig auf dem Schooß und schenkte einem prächtigen Bilderbuche, das vor ihr auf dem Tische lag, nicht die mindeste Aufmerksamkeit. In der Thür stand eine Matrone mit freundlichem, wohlwollendem Lächeln auf ihrem wohl conservirten runden Gesicht. Mit wahrer mütterlicher Zärtlichkeit schaute sie dem Spiele des kleinen Buben zu, welcher ihr von Zeit zu Zeit erklärte, was seine Bauwerke vorstellen sollten.

„Das ist hier die City-Hall," sagte er, „Du weißt doch, Tante, das große, große Haus, wo immer die bösen Leute hingebracht werden. — Und dies hier ist unser Haus, das ist die Thür, und da steht die liebe Tante" — er stellte an die Stelle, wo sich seine Phantasie die Thür ausmalte, ein Bauklötzchen aufrecht hin — „und hier ist eine Bank, da muß Mary's Puppe sitzen . . . . . Mary, bring doch mal Deine Puppe her — Mary, hörst Du nicht?"

Das kleine Mädchen schien in der That so in Gedanken versunken, daß sie ihn erst nach mehrmaligem Rufen hörte; an seinem Spiel aber Theil zu nehmen, dazu machte sie keine Anstalten.

In ihren Augen glänzten Thränen.

Mrs. Powis, denn keine andere war die freundliche Dame, welche in der Thür stand, ging auf sie zu und nahm zärtlich ihr Köpfchen in ihren Arm.

„Du weinst, meine liebe Mary? — Will es Dir denn gar nicht hier gefallen?"

Das Kind umschloß schluchzend ihren Hals.

„Ach, liebe Tante, Du bist so gut, aber . . . . ."

„Nun, Kind? Hast Du einen Wunsch, möchtest Du ein anderes Spielzeug haben? eine größere Puppe, oder einen hübschen Wagen für die Puppe. Sprich nur, Du sollst Alles haben."

„Nichts, nichts Tante! — Du giebst uns so viel Spielsachen und so viel schöne Kleider, aber doch muß ich alle Tage weinen, und kann mich nicht über die schönen Sachen freuen."

„Und Du hast mich nicht lieb?"

„Sehr lieb, Tante, aber ich muß immer an meine Mutter denken, die die Leute in das finstere Gefängniß gebracht haben, und an den Vater — ach, Mutter, Mutter! —"

Von Neuem brach sie in Schluchzen aus und konnte kein Wort mehr hervorbringen.

„Sei ruhig", tröstete sie Mrs. Powis, „weine nicht mehr, Du herziges Kind, Deine Mutter wird wiederkommen, und man wird einsehen, daß man ihr Unrecht gethan hat, und dann wirst Du Dich nie wieder von Deiner Mutter zu trennen brauchen. Bis dahin aber will ich Dir die zärtlichste Mutter sein."

Mr. Powis war so sehr in seine Lectüre vertieft, daß er von dieser Unterredung kein Wort gehört hatte. Es mußte ein interessanter Artikel sein, der ihn fesselte, denn er begleitete seine Lectüre mit dem lebhaftesten Mienenspiel und endlich sogar mit laut gesprochenen Worten.

„Das ist ein braver Kerl!" rief er, „und wenn er auch zu den Feinden der Conföderation gehört, so muß ich ihm doch nachsagen, er ist ein Held. — Wie war doch seine Name? —"

Er fuhr noch einmal mit dem Finger die Spalten entlang,

um den Namen, welchen er übersehen, zu suchen. Plötzlich aber sprang er auf und rief seiner Frau zu:

„Hetty, kannst Du Dir's denken? — Oh, wie wird sie sich freuen, das zu hören!"

„Wer, Patricky?" sagte seine Frau.

„Nun Esther, natürlich Esther, wo ist sie?"

„Sie hilft eben das Mittagsessen anrichten, das gute Wesen. Ach Gott, Patrick, sie ist immer so traurig, ich fürchte, sie hat tiefen Kummer."

„Natürlich hat sie den, ich habe gesehen, welche Demüthigung sie sich in City Hall gefallen lassen mußte an dem Tage, als ich sie in unser Haus brachte, während der Verhandlung gegen M'Clellan. Natürlich betrübt sie das, und ein Mädchen von ihrem Gemüth wird so etwas nicht so leicht vergessen können; aber um so froher bin ich, ihr eine Mittheilung machen zu können, über welche sie sich freuen wird.

„Was ist es denn?"

„Rufe sie, Hetty, dann sollst Du es ebenfalls erfahren."

Mrs. Powis entfernte sich und kehrte nach einigen Minuten mit Miß Esther Brown auf den Balcon zurück.

Die junge Quadroone sah zwar immer noch schön aber schwermüthig aus, und ihr Antlitz verrieth deutlich, daß sie einen tiefen Gram in ihrem Herzen verschließe.

„Miß Brown", redete Mr. Powis sie an; „Ich habe Nachricht von Ihrem Bruder."

„Von meinem Bruder?" wiederholte Esther und ihre Züge hellten sich plötzlich auf.

„Ja wohl, von Ihrem Bruder", fuhr Mr. Powis fort, „Sie sagten doch, daß Sie einen Bruder Namens Edward hätten, der in Kentucky an dem Niggeraufstand theilnahm."

„Allerdings, Sir. Was wissen Sie von ihm? Gott, ich bebe!"

„Fürchten Sie nichts für ihn; er ist sicher im Lager der Unionsarmee angekommen und dient jetzt unter Burnside."

„Gott sei gepriesen!"

„Ach, das ist noch nicht Alles, Ihr Bruder ist nicht nur ein feuriger Freiheitskämpfer, er ist ein Held. Er allein hat die Schlacht bei Reynoldsburg gewonnen und ohne ihn war Burnside und sein ganzes Corps verloren, da lesen Sie diesen Artikel. Sie können mit Recht stolz auf ihn sein, Miß Brown."

Esther griff mit zitternden Händen nach der Zeitung und durchflog den Artikel.

Mr. und Mrs. Powis betrachteten sie mit herzlicher Theilnahme.

„Das liebe Mädchen", flüsterte die Letztere. „Wenn wir es

doch nur erreichen könnten, daß ihr Herz froher gestimmt würde. Sieh Patrick wir haben das Unglück, daß alle unsere Gäste nicht frohen Herzens sein können. Die kleine Mary weint um ihre Mutter, der kleine Charles wirft die Bausteine über den Haufen, wenn ihn etwas an seinen Vater erinnert, und Esther ist von einem Schmerze bedrückt, der sie noch aufreiben wird, wenn sie ihn nicht mittheilt.

„Ah, was Esther betrifft,“ meinte Mr. Powis, „so glaube ich, daß diese Nachricht von ihrem Bruder sie wohl froh machen wird, und die Kinder . . . .“

Das Rollen eines Wagens, welcher die Straße herabkam und vor der Thür seines Hauses hielt, übertönte seine letzten Worte.

„Wer kann das sein?“ rief Mrs. Powis. — „Ein Besuch zu so ungewöhnlicher Tageszeit?“

Sie sollte nicht lange in Ungewißheit über den Besuch bleiben, denn eben öffnete eine Dienerin die Thür:

„Eine Dame wünscht . . . .“

Sie konnte aber nicht sagen, was die Dame wünschte, und brauchte es auch nicht, denn in demselben Moment ward die Thür aufgerissen, und mit dem Rufe:

„Meine Kinder, meine Kinder!“ stürzte die Dame ins Zimmer.

Hätten Mr. und Mrs. Powis die Dame in ihrem Leben nicht gesehen, sie würden dennoch gewußt haben, wer sie sei, denn kaum hatten die auf dem Balcon spielenden Kinder den Klang dieser Stimme vernommen, als sie alle Spielsachen weit von sich warfen und ins Zimmer stürzten:

„Mutter, Mutter!“ riefen sie und warfen sich in ihre Arme.

Mrs. Powel preßte sie an's Herz, als wollte sie sie erdrücken, und ihre Thränen benetzten die Wangen der Kleinen. Kein Wort vermochte sie zu sprechen. Stumm hielt sie ihre Kinder in den Armen, als fürchtete sie, man möchte sie ihr wieder rauben. Wie im Irrsinn blickte sie umher, ob irgend ein Feind in der Nähe sei, der ihr diese seligen Minuten zu entreißen drohte.

Da fielen ihre Blicke auf Powis, der seine Augen trocknend, sich abwandte, und auf Mrs. Powis, welche in der Glückseligkeit ihres mitfühlenden Herzens bald lachte, bald weinte, bald ihren Mann, bald Esther umschlang. Der Anblick dieser befreundeten Seelen rief sie zum Bewußtsein zurück.

Sie stürzte auf Mr. Powis zu und drückte seine Hand in der ihrigen und auf Mrs. Povis, welche sie mit offnen Armen empfing und laut zu weinen begann, und nur einzelne Ausrufe hervorzubringen vermochte:

„O, gütiger Gott! — O, Sie arme Seele! — Gott sei gelobt und gepriesen, daß Sie wieder frei sind! — Siehst Du Patrick,

ich sagte wohl, daß Mrs. Powel nicht lange würde dableiben müssen. — Ach Gott, welche Sünde, zu glauben daß Sie ein Unrecht begangen hätten! — O, Sie liebe Seele."

In solchen Ausdrücken machte sich das Herz der guten Frau Luft, und ihr Mann accompagnirte nach besten Kräften. Er schob Mrs. Powel einen Sessel hin und zog sie fast gewaltsam darauf nieder, und bat sie ruhig zu sein und schüttelte ihr zum hundertsten Mal die Hand und betheuerte ihr, daß er ihr bester Freund sei.

Der kleine Charles aber gab dieser Scene stummer Glückseligkeit, und diesen abgebrochenen Sätzen durch die Frage ein bestimmtes Ziel:

„Warum weinst du, Mama? — Sieh einmal, der Onkel und die Tante sind so gut. Sie werden Dich hier behalten und Dich nicht wieder fortgehen lassen, und dann werde ich Dir meinen Baukasten und mein Pferd zeigen, und Mary hat ein so schönes Bilderbuch, ach es wird Dir hier bei der lieben Tante so gut gefallen! — Nicht wahr, Du gehst doch nicht wieder fort?"

Mrs. Powel schloß dem kleinen Schwätzer mit Küssen den Mund, dem alten Herrn aber hatte diese Aeußerung des Kindes dieselbe Frage in den Mund gelegt.

Es währte indessen lange, bevor Mrs. Powel sich so weit sammeln konnte, um die Geschichte ihrer Freilassung zu erzählen.

Mr. Powis bemühte sich, ihr durch Fragen zu Hülfe zu kommen und begann deshalb:

„Man hat also Ihre Unschuld erkannt, und den wahren Ueberbringer jenes Briefes aufgefunden?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte sie traurig. „Nicht weil meine Unschuld anerkannt ist, bin ich frei, ich danke dies Glück einem Zufall, der mir noch heute unerklärlich ist."

„Einem Zufall?" wiederholte Mr. Powis.

„So muß ich es nennen," fuhr sie fort. „Ein Advokat, der mir völlig unbekannt ist, und dem auch ich, wie es scheint, völlig unbekannt bin, zahlte für mich eine Caution von fünftausend Dollars; auf diese Caution hin hat man mich freigelassen."

„In wessen Auftrage zahlte er das Geld?"

„Wie er sagt im Auftrage Mr. Slowson's, des Directors der Westindischen Handelscompagnie in Boston."

„Wunderbar! Wie kommt er zu dem Gelde? Und noch wunderbarer — wie kommt es, daß man Sie jetzt gegen Caution freiläßt, da man es mir doch abschlug, als ich mich zur Stellung der Caution bereit erklärte?"

„Er hat, wie er sagt, von Mr. Slowson 10,000 Dollars erhalten. Davon hat er 5000 als Caution gezahlt, 2500 mir ein-

gehändigt zu meinem Unterhalt und 2500 behalten, um mit aller Energie den Proceß meines Mannes noch einmal aufzunehmen und die Mittel zu haben, sich Beweise für seine Unschuld zu verschaffen. — Daß man mich auf die Caution hin freiläßt, sagte er, das dankte ich dem Verdienste, das sich einer meiner Verwandten um die Republik erworben habe." — —

Esther hatte Zartgefühl genug, diesem Gespräch nicht als Zeugin beizuwohnen. Sie war wieder auf den Balcon hinausgetreten und blickte nachdenkend über die Balustrade hinaus, und da Mrs. Powel sich jetzt von Neuem der Freude des Wiedersehens ihrer Kinder hingab, so hielt auch Powis seine Gegenwart für überflüssig und trat ebenfalls hinaus und stellte sich neben das schöne Mädchen.

„Nicht wahr," hob er an, „der Artikel in der Zeitung hat Sie froher gemacht, Ihr Herz wenigstens von einem großen Theil seines Kummers befreit?"

Esther nickte langsam mit dem Kopfe.

Mr. Powis bemerkte zu seiner Betrübniß, daß die frohe Nachricht nicht ganz die gute Wirkung gehabt habe, die er sich versprochen hatte. Er fuhr deshalb, väterlich freundlich ihre Hand ergreifend, in theilnehmendem Tone fort:

„Sie sollten uns ihr Herz aufschließen, Miß Brown. Wenn Sie meine Frau und mich kennen würden, so würden Sie überzeugt sein, in uns die theilnehmendsten Freunde zu finden. — Sie sind all' den Gefahren, welchen Sie bisher ausgesetzt waren, glücklich entronnen. Hier in dieser Stadt, in diesem Hause sind Sie vor jeder ferneren Gefahr sicher, keiner Ihrer Verfolger . . . ."

Esther zuckte zusammen und prallte mit einem unterdrückten Schrei von dem Geländer zurück.

„Was ist Ihnen?" fragte Mr. Powis besorgt.

Stumm und erbleichend deutete sie auf die Straße hinab.

Mr. Powis folgte dieser Bewegung mit den Augen, dort ging eben ein Mann vorüber, welcher eine Reisetasche von schwarzem Leder in der Hand trug und mit eigenthümlichem Lachen hinaufgrüßte.

„Dieser Mann ist für Sie ein Gegenstand des Schreckens?" fragte Mr. Powis die junge Dame.

„Er ist mein größter Feind. Er ist ein Scheusal und seine Nähe bedeutet Unheil!" keuchte sie. Dann fügte sie hinzu: „Er grüßte Sie, kennen Sie ihn?"

„Versteht sich, es ist Mr. Atzerott, der Agent der Demokraten im Norden."

Esther nickte. Sie antwortete nicht, sondern folgte dem Mann mit den Augen. Er trat in das in der Nachbarschaft gelegene Staaten-Hotel.

„Er scheint eben von der Reise zu kommen," meinte Mr. Powis. „Es ist gut, daß er da ist. Ich werde dem Advokaten der Mrs. Powel sagen, daß er auf ihn besonders sein Augenmerk richtet."

„Thun Sie das, Sir," flüsterte Esther. „Denn ich sage Ihnen, wenn hier irgendwo ein Unheil geschieht, so ist seine Hand dabei im Spiele."

„Sie haben ganz Recht, das Schlimmste von ihm zu denken," versetzte Mr. Powis." Ich bin jetzt auch mißtrauisch gegen ihn geworden; obwohl er von meiner Parthei ist, halte ich ihn für einen Schurken."

„Das ist er, sein Sie überzeugt," sagte Esther.

„So war er es, wie es scheint, der den Kummer über Sie brachte, welcher Sie so bedrückt?"

Esther schüttelte schwermüthig den Kopf.

„Sein Sie aufrichtig, Miß Brown. Sie vertauen mir sicherlich nur aus dem Grunde nicht, weil ich der demokratischen Parthei angehöre, und weil Sie Ursache haben, von den Anhängern dieser Parthei nur übel zu denken. Aber lassen Sie das nicht den Grund sein, uns Ihr Herz zu verschließen, mein Herz geht seinen Weg für sich, und mein Gefühl für meine Nebenmenschen hat nichts mit dem Interesse der Politik gemein."

„So wahr Gott lebt, Mr. Powis," rief Esther fast mit Begeisterung, „ich mißtraue Ihnen nicht, und am wenigsten aus solchem Grunde, hätte ich im Süden unter den Leuten Ihrer Partei nur einen Mann getroffen wie Sie, ich hätte mich gescheut, den Schwur der Rache zu leisten! — Ich schätze Sie, wie keinen, und liebe Sie wie — wie ich jetzt keinen mehr liebe!"

Sie unterbrach sich plötzlich, denn in diesem Augenblick trat Atzerott wieder aus dem Staaten-Hotel heraus und ging quer über die Straße in das Hotel de France.

„Es wird ihm dort nicht gefallen haben," meinte Powis, oder es war dort besetzt, oder . . . ."

„Feuer! — Feuer!" rief es von der Straße herauf. Erst riefen einzelne Stimmen, bald stießen Hunderte den Schreckensruf aus.

„Wo brennt es?" fragte Powis bestürzt vom Balcon herab.

„Im Staaten-Hotel!" erhielt er zur Antwort.

„Dann ist Atzerott der Brandstifter," rief Esther.

Mr. Powis wollte gegen diese Behauptung etwas einwenden, als Esther wieder auf die Straße deutete.

„Sehen Sie dort — Atzerott verläßt auch das Hotel de France. Es sollte mich nicht wundern, wenn es auch da brennte."

„Feuer! Feuer!" erscholl es wieder hundertstimmig von der Straße herauf.

Feuerspritzen rollten herbei, der Brand und das Getöse wuchsen von Minute zu Minute. Immer neue Massen des Volkes kamen heran.

„Wo brennt es?“ fragten sie.

„Im Staaten-Hotel!“ antworteten Einige.

„Nein, im Hotel de France!“ antworteten Andere.

„Es brennt in beiden Hotels!“ riefen wieder Andere.

„Warum kommen keine Löschmannschaften? — Ist schon telegraphirt? — Da, schon die ganzen Gebäude stehen in Brand!“

„Das Feuer ist angelegt!“ rief Einer, der aus dem Staaten-Hotel heraus kam, „man fand die Betten eines Zimmers mit Benzinöl übergossen und brennenden Phosphor darin.“

„Gerade so ist's im Hotel de France auch gewesen!“ antwortete Einer, der dort beim Retten behülflich war. „Es muß von dem Gast, der mit der schwarzen Reisetasche kam, angelegt sein!“

„Weshalb kommen nicht mehr Löschmannschaften?“ rief man wieder von mehreren Seiten.

Da kam athemlos Einer herzugerannt.

„Ich war dort in der Feuerwache. Die Spritzen sind wo anders beschäftigt. — In der Fifth-Avenue-Street brennen drei Hotels.“

„Und in Broadway zwei, und in Fulham-Street eins!“ berichteten Andere.

Da kam eine Polizei-Patrouille die Straße herauf.

„In Eure Häuser, Bürger. Schließt die Thüren. — New-York brennt an vierzehn Stellen, und der Pöbel stürmt von den Five points und von Castle Garden aus mordend und plündernd durch die Straßen. — Bleibt in Euren Häusern, bis es uns gelungen, die Banden zu überwältigen!“

Noch ehe dieser Aufforderung von allen Anwesenden hatte Folge geleistet werden können, hörte man bereits die räuberische Rotte brüllend sich nähern:

„Nieder mit den Niggern! — Nieder mit den Yankees! — Brennt ihre Häuser nieder und vertheilt ihre Dollar's!“

Esther, welche noch immer mit Mr. Powis vom Balcon herabblickte, erbleichte.

„Die Junker des Südens peitschen die Nigger zu Tode, der Pöbel des Nordens ermordet sie,“ murmelte sie. — „Nirgend, nirgend eine Zuflucht! — Ich bin verloren!“

---

## Neunundfünfzigstes Kapitel.

# Die losgelassene Bestie.

Wie die glühende Lava, welche dem feurigen Krater des Vulkans entströmt, sich durch die Schluchten und Felsenspalten hinwälzt und sich endlich zu einem feurigen Meer in der Ebene ausbreitet, alles Lebende versengend und vernichtend, so stürzten brennend vor Begierde, zu rauben und zu morden die Banden, welche das Gold des Südens gedungen hatte, aus den Schlupfwinkeln hervor in die Straßen der nichts ahnenden Stadt; und wie der Schneeball, welcher von der Furka Gipfel sich loslöset, im Herabrollen wächst und wächst, bis er zu der furchtbaren Lawine wird, welche die Hütten des Landmanns verschüttet und begräbt, so wuchsen die Massen des aufrührerischen New-Yorker Pöbels auf ihren verbrecherischen Zügen mit jeder Minute, bis die Bestie, welche das Leben der Weltstadt bedrohte, eine so furchtbare Größe erlangte, daß jeder Widerstand, jeder Versuch, ihrem Treiben einen Damm zu setzen, thöricht erschien.

Die Feuerspritzen, welche die Feuer zu löschen kamen, wurden zertrümmert, die Policemen, wo sie sich dem Gesindel entgegenstellten, zurückgeschlagen, und wo sie demselben in die Hände fielen, getödtet; und Miliz befand sich in New-York nicht.

Es gab also nichts, was die losgelassene Canaille hätte hindern können, ihrem verbrecherischen Lauf zu folgen. Robert Payne hatte sehr richtig vorausgesehen, daß, wenn die Hülfe der Stadt nur zwölf Stunden lang ausblieb, an der Stadt nichts mehr zu retten sein würde.

Die Frist aber, welche Robert Payne der Stadt gegeben hatte, verlängerte sich, und seine Berechnung schlug fehl, nicht, weil es der Canaille an Willen fehlte, sondern gerade, weil die Raublust und Mordlust größer war, als es die Verschworenen wünschten, denn es lag den gedungenen Banden nicht daran, den Zwecken der Verschworenen zu dienen, sondern nur ihre eigenen Begierden zu befriedigen. Die Einen, wozu namentlich die Irländer gehörten, legten sich lediglich auf's Plündern, sie sorgten nur für die Befriedigung ihrer Habgier.

Irische Weiber standen auf den Straßen und nahmen in Empfang, was ihnen die Männer aus den erbrochenen Häusern zuwarfen. Keuchend schleppten sie die Ballen Seidenzeug, welche sie bei Plünderung der Manufacturläden erhielten, fort, und vergaßen ihr Kind zu Hause, um nur keinen Augenblick zu versäumen, neue Beute herbeizuschleppen. Sie stahlen sogar Wagen und fuhren ihre Beute davon, wobei es ihnen denn nicht selten passirte, daß ihre eigenen Genossen sie anhielten und ihnen den Raub wieder abnahmen. Eiserne Geldspinde lagen auf der Straße. Man hatte sie hinausgeworfen und sich das Erbrechen derselben aufgespart, bis mehr Zeit dazu sein werde.

Bob Harrold hatte sich namentlich diesem Theile der Meuterer angeschlossen. Trotz des strengen Befehls, die Häuser der Freunde des Südens zu schonen, plünderte er ohne Ansehen der Person. Es brauchte nur Einer das Haus eines reichen Mannes zu bezeichnen, so ward dasselbe erstürmt und geplündert, gleichviel, welcher Partei er angehörte. Was kümmerte sich auch dies Gesindel um die Partheien? Ihnen galt ja jedes Regiment gleich, wenn sie nur Gelegenheit hatten, sich auf Kosten Anderer zu bereichern?

Ein andrer Theil der Banden, dem auch Payne und Atzerott sich zugesellt hatten, glaubte dem Staat eine Wohlthat zu erweisen, wenn man die Ursache des Bürgerkrieges beseitigte. Als die Ursache aber sahen sie die Neger an, und haßten dieselben auf den Tod, diesem Haß machten sie nun dadurch Luft, daß sie die Neger todtschlugen, wo sie sie fanden.

Viele der unglücklichen Schwarzen suchten zwar ihr Heil in der Flucht, Hab' und Gut im Stiche lassend, aber mehr als 3000 von ihnen fielen der Wuth des Pöbels zum Opfer. Ihre Leichen lagen auf der Straße zerstreut, oder hingen zu zweien und dreien an den Laternenpfählen, und das Blut der Ermordeten floß in den Gossen.

So viel Gräuel auch verübt wurden, so viel man plünderte und mordete, so wenig wurde doch für den eigentlichen Zweck der Verschwornen gethan.

Die Stadt sollte niedergebrannt werden, das war Booth's Absicht.

Dem aber widersetzten sich die Irländer, welche die Häuser erst ausplündern wollten, ehe sie sie anzündeten, ja sie machten sich sogar daran, das Feuer der brennenden Häuser zu löschen, wenn die Häuser von reichen Leuten in der Nähe lagen, damit diese nicht von den Flammen verzehrt würden, ehe sie sie nach den Schätzen, welche sie enthielten, durchsucht hatten.

Die Aushebungslisten sollten vor allen Dingen vernichtet werden, wollte Booth ferner; denn in dem Fall war der Staat gezwungen,

eine Werbungen von Neuem zu beginnen, ein Zeitverlust, welcher für den Ausgang des Krieges von der allergrößten Wichtigkeit war.

Aber was kümmerte sich das Gesindel um die Aushebungslisten! — Sie wollten plündern oder wollten morden, oder wollten ihren scheußlichen Muthwillen ausüben an den schönen Töchtern der reichen Bürger; was darüber hinaus war, hatte für sie nicht das mindeste Interesse.

Booth war in Verzweiflung, mehrere Stunden schon tobte der Aufruhr in den Straßen und noch war es ihm nicht gelungen, auch nur 20 Mann um sich zu versammeln, um die Conscription-Office zu erstürmen und die Aushebungslisten vernichten zu können. Erst nachdem sich die erste Wuth gekühlt hatte, gelang es ihm mit Arnold's und O'Laughlin's Hülfe die nöthigen Mannschaften zusammen zu bringen. — — —

Auch zu den Beamten der Conscription-Office, welche sich in einem ziemlich entlegenen Theil der Stadt befand, war das Gerücht gedrungen, daß man die Stadt an vielen Stellen in Brand gesteckt und den Pöbel aufgewiegelt habe gegen die Reichen und die Nigger. Sie hatten aber keine Ahnung, daß es von Seiten der Anstifter namentlich auf die Aushebungslisten abgesehen war. Vielmehr, da sie sahen, daß das Feuer noch nicht in ihrer Nähe brannte, und da sie wußten, daß die Wohnungen der Reichen in ganz andern Stadttheilen lagen, so waren sie für sich und ihre Office nicht im mindesten in Sorge, höchstens gerieth Einer oder der Andere der Beamten in Schrecken, wenn er hörte daß auch dort, wo seine Familie wohnte, der Aufruhr tobe. In dem Fall griff er nach dem Hut und eilte davon.

So kam es, daß, als bereits der Abend dämmerte, das ganze Gebäude von den Beamten verlassen war, bis auf zwei, den Portier und den Wächter, welche ihre Wohnung in demselben hatten, trotz dessen aber keinen Augenblick angestanden haben würden, ihre Posten ebenfalls zu verlassen, wenn sie nur im Geringsten eine Gefahr für ihre Person hätten vermuthen können.

„Reichthum haben wir nicht," sagte der Portier, „und Nigger sind in diesem Hause auch nicht, also denke ich, wir sind hier sicherer als irgendwo anders."

„Dummheit, daß sie die Nigger todtschlagen," versetzte der Wächter. „Wegen der Nigger, die in New-York sind, ist doch der Krieg nicht."

„Na, ist immer noch besser, als wenn sie es auf die Weißen abgesehen hätten, denn alsdann möchte am Ende an uns auch die Reihe kommen," meinte der Portier. „Denke Dir nur Jac, es klopfte plötzlich die Bande draußen an die Thür und . . . ."

„Heiliger Gott!" schrieen Beide zugleich.

Der laute Schall des Klopfers drang vom Eingangsthor herein. Beide standen unbeweglich, wie versteinert.

„Sie sind es, rühre Dich nicht," flüsterte zitternd der Portier.

„Mir däucht, ich hörte einen Wagen vorfahren," antwortete leise der Wächter. „Es könnte am Ende ein Anderer sein."

Das Klopfen wiederholte sich heftiger und zugleich auch rief eine Stimme:

„Aufgemacht, oder die Thür wird gesprengt!"

„Du, sieh hinaus wer es ist," flüsterte der Wächter. „Es scheint, als ob Einer in einem Wagen angekommen ist."

„Ich kann nicht hinaussehen, ich habe die Laden geschlossen," antwortete der Portier.

„So werde ich fragen," sagte der Wächter, sich ein Herz fassend, und sich dem Eingangsthor nähernd.

Dort legte er den Mund an das Schlüsselloch und rief hindurch:

„Wer ist da!"

„Das werde ich Euch sagen, wenn ich drin bin," war die Antwort.

„Sind Sie allein, Sir?"

„Ja ich bin allein."

„Was wollen Sie?"

„Das werde ich Euch ebenfalls sagen, wenn ich drin bin."

„Woher kommen Sie?"

„Vom General Wallace. — Aufgemacht, sage ich und das schnell, oder ich muß dem General sagen, daß er Euch feige Memmen zum Teufel schickt, damit man seine Befehle ausführen kann."

„So mach nur auf, Jac," redete der Portier zu, der seinen Kopf durch die Thür seiner Loge schob, den Drücker derselben aber in der Hand behielt, um die Thür, im Fall eine Gefahr drohte, schnell hinter sich schließen zu können. — „Mach nur auf, wenn es nur Einer ist, so hast Du ja den Bleiknopf."

Langsam schob der Wächter den Riegel zurück. Die Thür wurde von außen schnell geöffnet und ein Jüngling von blassem aber entschlossenem Gesicht stand vor den Ueberraschten. Draußen hielt in der That ein Wagen.

Der junge Mann schloß die Thür wieder hinter sich und wandte sich dann an den Wächter:

„Der General Wallace schickt mich, um die Aushebungslisten abzuholen. Schnell öffnet die Registratur."

„Die Aushebungslisten, Sir?"

„Ja wohl, hört Ihr nicht gut? — Die Aushebungslisten und das ohne Zeitverlust, weil es von der allergrößten Wichtigkeit ist, daß der General sie sofort bekommt.

„Thue es nicht Jac," sagte der Portier, der noch immer die Thür seiner Loge in der Hand hielt, „laß Dir zuerst von dem Herrn seine Vollmacht zeigen."

„Vollmacht?" rief der Jüngling. „Ich werde Euch zu Eurer Beruhigung meine Karte geben."

„Thue es nicht, Jac, laß Dir die Vollmacht zeigen," wiederholte der Portier.

„Still," schrie der Jüngling den Sprecher an. „Ich muß sie haben mit oder ohne Vollmacht. Das Wohl des Staats soll nicht darunter leiden, daß man Esel zu Aufsehern der Aushebungsoffice macht. Auf der Stelle die Registratur aufgeschlossen oder . . ."

Ein sechsläufiger Revolver, den der junge Mann unter seinem Ueberrock hervorzog, sagte den beiden Erschrockenen leicht das Uebrige.

Der Portier schnappte schnell die Thür seiner Loge hinter sich zu, und der Wächter warf seinen Bleiknopf weg und bat um Schonung seines Lebens, da er eine starke Familie zu ernähren habe.

„Es soll Ihnen nichts geschehen," beruhigte ihn der Jüngling. „Schließen Sie nur ohne Verzug die Registratur auf."

„Aber wenigstens Ihre Karte . . . Sie versprachen doch, Sir . . ."

„Hier ist meine Karte."

„George Borton, Hauptmann a. D." buchstabirte der Wächter. — „Den Namen kenne ich nicht."

„Ist auch nicht nöthig."

„Sind wohl in Diensten bei dem General Wallace?"

„Augenblicklich bin ich in seinen Diensten. — Aber nun keine Zeit verloren!"

Seufzend und fortwährend die Karte betrachtend, als suchte er von derselben eine Beschwichtigung seines Gewissens abzulesen, stieg der Mann die Treppen hinan, während George Borton ihm folgte. Die Registratur ward aufgeschlossen, und die mächtigen, centnerschweren Bücher zusammen gepackt und durch Beider Bemühung in den vor der Thür haltenden Wagen transportirt.

In scharfem Trabe fuhr der Wagen davon.

Noch hatten die beiden Beamten sich nicht von ihrem Schrecken erholt und waren eben beschäftigt, die Thür durch doppelte Riegel zu versichern, als sie ein Getöse von Stimmen auf der Straße vernahmen.

„Mein Himmel, sie kommen doch in diese Gegend," jammerte der Portier, von Neuem erbleichend.

„Ei, sie werden uns nichts thun, was könnten sie hier auch suchen?" beruhigte ihn der Wächter

Aber er täuschte sich, das Getöse braus'te wie ein Gewittersturm

näher und näher und schwoll unmittelbar vor dem Eingangsthor zum markdurchdringenden Brüllen an.

Der Klopfer donnerte gegen die Thür.

Keine Antwort.

„Aufgemacht — Aufgemacht!“ schrie man von Außen.“

Aber die beiden Aufseher hatten sich in den fernsten und dunkelsten Winkel des Korridors zurückgezogen und gaben keine Antwort.

Da ertönte ein furchtbarer Knall -- noch einer — noch einer; dann ein Krachen — die Thür war gesprengt durch einen Balken, den man als Widder benutzt hatte.

Der Korridor, der schon am Tage finster war, füllte sich mit Menschen.

„Eine Fackel!“ rief der Anführer der Rotte.

Die Fackel wurde gebracht, und beleuchtete mit ihrem rothen Schein die unheimlichen Gesichter der Eingedrungenen.

„Ist hier Niemand?“ fuhr der Anführer fort. „Durchsucht das Haus, und wen Ihr findet, den schleppt her, damit er uns zurecht weiset.“

„Hier, hier, Mr. Wilkes, rief Einer, der beim Licht der Fackel die beiden halbtodten Aufseher hinter einem riesigen Actenspinde entdeckt hatte. „Hier sind die beiden muthigen Vertheidiger dieses Gebäudes.“

„Bringe sie her, Mac,“ versetzte Booth.

O'Laughlin brachte den Wächter und den Portier, die sich vor Schrecken kaum auf den Beinen zu halten vermochten, herbei geschleppt.

„Wo ist die Registratur?“ fragte sie Booth.

„Dort oben eine Treppe hoch, Sir,“ stotterte der Wächter.

„So schließ auf, Du feiger Hund.“

„Gern, Sir, aber was wollen Sie dort?“

„Dich darin aufhängen, das wollen wir nicht, obwohl es eine Wohlthat wäre, eine so feige Memme von der Welt zu schaffen. — Geh voran und schließ auf.“

O'Laughlin mußte den zitternden Wächter die Treppe hinauf fast tragen. Er schloß auf.

„Wo sind die Aushebungslisten?“ fragte Booth.

„Die Aushebungslisten, Sir? — die sind nicht hier.“

„Nicht hier?“

„Nein, Sir; die hat der General Wallace so eben abholen lassen.“

„Kerl, Du lügst!“ schrie Booth, und packte den Wächter bei der Kehle.

„Ich schwör es, so wahr ich lebe!“ betheuerte der Wächter.

„Es ist nicht möglich, Mac, sieh nach, kehre alle Winkel um, ich muß, ich muß die Listen haben.“

„Der Kerl lügt in der That nicht,“ meinte O'Laughlin, der alle Schränke öffnete und jede Ecke durchsuchte. „Die Bücher, welche wir brauchen, sind nicht hier.“

„Hölle und Teufel, so war Alles vergebens!“ schrie Booth, „was soll uns jetzt der ganze Aufstand? — Hah!“ fuhr er nach einer Pause fort, und schleuderte den Wächter weit von sich. „Wenn die Bücher noch in New-York sind, so werde ich sie doch vernichten. — Sengt, brennt Alles nieder, bis die Stadt einem ungeheuren Schutthaufen gleicht. Schonet nichts, kein Haus, denn schonet Ihr ein einziges, wer weiß, ob nicht in diesem grade die Listen stecken? — Laßt uns mit diesem Actenkasten hier den Anfang machen. — Vorwärts, werft eine Fackel in die Papiere.“ —

Mit rohem Gelächter folgte die Menge diesem Befehl, man riß die Thüren auf, und schon ehe sie Alle das Ausgangsthor erreicht hatten, züngelte die Flamme hoch empor, und als sie auf der Straße waren, drang Qualm und helle Lohe aus allen Fenstern.

„Nun zum General Wallace!“ befahl Booth.

---

## Sechzigstes Kapitel.

# Niggerblut.

Während Booth mit denen, die er für sich angeworben, ernstlich bemüht war für den Vortheil der Secessionisten zu arbeiten, verfolgten, wie wir bereits berichteten, die Banden welchen sich Atzerott und Payne und die, welchen sich Harrold angeschlossen hatte, ganz andere Zwecke.

Furchtbar wütheten die ersteren mit Revolver und Dolch in den Straßen des Niggerviertels. Aus ihren Häusern trieben sie die Unglücklichen, die Niemanden beleidigt hatten, und unter Jubel und Hohngelächter wurden sie auf der Straße hingeschlachtet. Kein Geschlecht, kein Alter wurde verschont. Alte siebzigjährige Greisinnen, die kaum zu gehen vermochten, wurden aus ihren Betten gerissen und aus den höchsten

Stockwerken zum Fenster hinausgeworfen, man durchbohrte den Säugling an der Mutterbrust und trieb mit der Mutter, ehe man ihr den Todesstoß gab, Roheiten, welche zu berichten sich die Feder sträubt. Und die Männer gar — mit satanischer Wollust weidete man sich an ihren Todesqualen, man tödtete sie nicht, man folterte sie zu Tode. Diejenigen, welche nicht hatten entfliehen oder sich verbergen können, und später noch lebend vorgefunden wurden, befanden sich in einem Zustande, daß es eine Wohlthat für sie gewesen wäre, ihnen die Kugel in's Herz zu schießen die ihren Qualen ein Ende machte.

Diese Banden nahmen auch ihren Weg durch die Washinton-Straße.

„Halt hier!" rief eine Stimme vor dem Hause Mr. Powis; es war die Stimme Atzerott's. „Wir müssen das Haus durchsuchen!"

„Nein," widersprach Einer, „dies ist das Haus Powis, der zur Secessionistenparthei gehört, wir müssen es also schonen."

„Es wird ihm auch nichts geschehen," versetzte Atzerott, „aber ich weiß, er verbirgt eine Niggerin, die muß er ausliefern."

„Das ist eine Lüge!" rief vom Balcon herab die Stimme des Rentiers, „ich verberge keine Niggerin, wäre es aber der Fall, so würde ich sie doch nicht ausliefern."

„Bereiten Sie sich keine Unannehmlichkeiten, Mr. Powis," antwortete Atzerott. „Sid verbergen eine Niggerin. Ich sah sie vor einer Stunde auf dem Balcon."

„Es war keine Niggerin."

„Es war aber eine Quadroone; das ist gleichviel, sie stammt von Niggern ab, und alles, was von Niggern abstammt, muß vor unser Messer. Liefern Sie sie aus."

„Das werde ich nicht thun, Ihr Mörder."

„Sie müssen es, oder wir legen Feuer an Ihr Haus. — Mit dieser Quadroone habe ich ohnehin noch abzurechnen."

Mr. Powis wollte antworten, aber Esther, welche plötzlich neben ihm stand verhinderte ihn.

„Setzen Sie sich meinetwegen keiner Gefahr aus, Sir," sagte sie. „Ich weiß diese Ungeheuer werden ihre Drohung wahr machen; bedenken Sie, wie vieler Theuren Leben Sie in Gefahr bringen würden. — Adieu M. Powis. — Tausend, tausend Dank für die Güte, welche Sie mir bewiesen. Ich habe auf der Welt nichts zu verlieren, mein Leben hat für Niemanden Werth, aber Ihr Leben und das der Ihrigen muß zum Segen Ihrer Mitmenschen geschont werden — Leben Sie wohl!"

„Was wollen Sie thun? — Miß Brown, wohin? — Bleiben Sie um Gotteswillen, was beginnen Sie?" rief er angsterfüllt, als er Esther davon eilen sah.

„Ich will mich selbst ausliefern!"

„Nein, nein, Miß, das dulde ich nicht. Wie? Sie wollten sich der Wuth dieser Bestien aussetzen?"

„Mr. Powis, Es wird Niemand mir etwas zu Leide thun. Ich weiß mich zu schützen."

Sie zog einen blitzenden, dreischneidigen Dolch aus ihrem Busen.

„Dieser Dolch wird mein Herz durchbohren, ehe ich auch nur eins dieser Ungeheuer mich berühren lasse."

Sie flog die Treppe hinunter.

Mr. Powis stürzte ihr nach, aber seine Corpulenz konnte mit ihrem leichten Schritt nicht wetteifern. Sie war bereits zum Hause hinaus, ehe er die Thür erreichte.

Als er diese ebenfalls öffnete, sah er das schöne Mädchen mitten im Gedränge der Mörderbanden. Alles drängte sich heran eine Waffe schwingend, oder sie verhöhnend. Sie aber blickte fest und unerschüttert ihren Feinden in's Antlitz. Keine Miene flehte um Schonung, kein Zucken ihres bleichen Gesichts verrieth auch nur eine Spur von Todesfurcht.

„Zurück, Ihr da!" rief Atzerotts Stimme. „Diese Quadroone gehört mir allein."

„Sie muß sterben, wie die Andern!" schrie die Menge.

„Das soll sie auch," antwortete Atzerott, „aber nicht eher, als bis sie mir meinen Willen gethan. Ich habe geschworen, daß ich mich an ihr räche, als sie mir in Leesburg ihre Gunst verweigerte. Jetzt sollst Du mir nicht entkommen, Du schöne Schlange!"

Payne's Auge blitzte unter den dunklen Wimpern mit viehischer Lüsternheit hervor. Seine rohe Sinnlichkeit war von dem ersten Augenblicke, da er das schöne Mädchen sah, entzündet, und neidisch blickte er auf Atzerott, der sie für sich als Beute in Anspruch nahm.

„Wo willst Du sie hinbringen?" fragte er diesen.

„Ich kenne hier eine Wittwe, die dergleichen Geschäfte macht," war die Antwort, „die wird sie mir in Verwahrsam nehmen, bis ich Muße habe, mich mit ihr zu beschäftigen."

„Ich werde Dir helfen, sie dahin bringen," sagte Payne.

Seiner Autorität gelang es auch bald, die Uebrigen zu beschwichtigen.

„Wir kehren zu Euch zurück," sagte er zu der Menge, „sobald wir diese hier in Sicherheit gebracht haben. — Mr. John wird Euch sagen, wohin Ihr Euch zunächst zu wenden habt"

„Ich habe es mir notirt," antwortete Atzerott. „Wartet einen Augenblick."

Er zog eine Brieftasche hervor und begann darin zu blättern. In seinem Eifer, seine Beute so bald als möglich in Sicherheit zu bringen, bemerkte er nicht, daß zwei Schreiben aus seiner Brieftasche

herausfielen, das eine ein zierliches Brieschen, in blaßrothem Couvert das andere ein Brief, welcher statt der Adresse nur die Buchstaben K. G. C. trug. Niemand von den Anwesenden, welche auf Atzerott's Befehle gespannt waren, achtete darauf; nur Esther sah es. Sie bückte sich unbemerkt, hob die Briefe auf und ließ sie in ihren Kleidern verschwinden.

„Da ist zunächst das Nigger-Waisenhaus in der Bolton-Street," begann Atzerott zu lesen. „Es befinden sich dort an vierhundert Niggerkinder. Steckt die Baracke in Brand und laßt sie alle in den Flammen braten. Laßt Niemanden von der Satansbrut heraus."

„Ah, das ist eine großartige Idee!" riefen Alle. — „Vorwärts nach dem Nigger-Waisenhause!"

Die Menge stürmte von dannen, Mr. Powis, der sich noch immer bemühte, sich bis zu Esther Bahn zu brechen, in sein Haus zurückdrängend.

Als die Straße leer war, waren auch Esther Atzerott und Payne, welche sie begleiteten, nicht mehr zu sehen.

Atzerott führte sie in jene entlegene Straße, in welcher früher Powel wohnte, im Nebenhause von diesem betrieb jene gelbbraune Wittwe ihr zweideutiges Gewerbe, welche wir bereits aus den hämischen Bemerkungen kennen, die sie bei Gelegenheit jener unglücklichen Ereignisse machte, von denen die Familie Powel betroffen wurde.

Sie schien eine alte Bekannte Mr. Atzerotts zu sein, denn sie nahm keinen Augenblick Anstand, ihn mit seiner Begleiterin einzulassen.

„Ei, Mr. Atzerott," rief sie, „habe ich auch einmal das Vergnügen — —?"

„Ich komme in Geschäften, Mrs. Gamp," antwortete er.

„In Geschäften? – Ach du lieber Himmel, die Geschäfte gehen jetzt sehr schlecht. Sie wissen wohl in diesen Zeiten."

„Ei was; Ihre Geschäfte gehen immer. Sehen Sie einmal Ihre Schwester an, Mrs. Bagges in Charleston, was für Geld die zusammenschägt."

„Ei freilich die, das ist was anderes, die hat auch einen raren Artikel, an den die Herren des Südens viel Geld verwenden;" seufzte Mrs. Gamp.

„Nun ich bringe Ihnen ebenfalls einen raren Artikel, an dem Sie viel Geld verdienen sollen," sagte Atzerott auf Esther deutend. „Sie erhalten hundert Dollars..."

„Hundert Dollars, Sir? – Ei, ich habe es immer gesagt: Mr. Atzerott das ist ein nobler Mann, an dem eine arme Frau wie ich noch etwas verdienen kann. — Also diese schöne Miß..."

„Still, Alte. Sie ist eine Quadroone, die ich vorläufig vom

Tode gerettet habe," flüsterte Atzerott, „aber nur vorläufig, verstehen Sie — ich muß erst..."

„Nehmen Sie das Zimmer dort, Sir," unterbrach ihn Mrs. Gamp, „das ist nach hinten hinaus gelegen, man wird dort keinen Schrei hören."

„Nein, noch nicht," versetzte Atzerott. „Ich will nur, daß Sie sie mir hier festhalten, bis meine Geschäfte in der Stadt beendet sind, dann komme ich wieder. Ist es Ihnen gelungen sie zu halten, was ich natürlich voraussetzen muß, so erhalten Sie die Summe, welche ich Ihnen versprach in gutem Golde ausgezahlt."

„Oh freilich werde ich das, nur müßte man sie ein wenig binden und knebeln, sonst würde ich allein — denn Sie wissen wohl, auf meinen Mann kann ich nicht rechnen — sie schwerlich halten können.

Atzerott wechselte einige leise Worte mit Payne, dann mit der Kupplerin.

Sie beriethen offenbar einen Plan, worin derselbe bestand, das sollte Esther bald klar werden.

„Aufgepaßt!" rief Atzerott plötzlich, stürzte auf Esther zu, schlang beide Arme fest um ihre Schultern und verhinderte sie so an dem Gebrauch ihrer Arme. Gleichzeitig aber band Payne ihr die Hände auf dem Rücken zusammen, und Mrs. Gamp knüpfte ihr ein Tuch um den Mund.

Sie ward in das Nebenzimmer hineingeschoben und die Thür verschlossen.

Als sich die beiden Männer entfernten, bei welcher Gelegenheit Atzerott noch einmal dringend die sorgfältige Bewachung der Gefangenen empfahl, nahm Payne einen Moment wahr, der Alten zuzuflüstern:

„Ich gebe Ihnen 200 Dollars, wenn Sie mir helfen, sie Atzerott wegzuschnappen."

Mrs. Gamp kniff ihm zum Zeichen ihrer Bereitwilligkeit in den Arm und winkte ihm verstohlen zu, während sie zugleich laut sagte:

„Sein Sie unbesorgt, Mr. Atzerott, Sie kennen mich als eine zuverlässige Frau, und der Teufel selbst müßte seine Hand im Spiele haben, wenn sie mir entkommen sollte oder in eines andern Hände fiele."

Ueber diesen Punkt beruhigt, folgten die Beiden den Mörderbanden nach dem Niggerwaisenhause. — —

Die Unholde hatten in der That das Haus in Brand gesteckt und die Flammen schlugen lichterloh empor, während das Angstgeschrei der kleinen Schwarzen zeternd die Luft erfüllte. Aber das Jubeln der rohen Gesellen übertönte noch den Todesschrei der

Kleinen, und mit wahrhaft satanischer Lust ergötzten sie sich an den Todesqualen ihrer Opfer.

Sie hatten die Thür von außen verrammelt durch einen hoch aufgethürmten Holzhaufen, welchen sie ebenfalls in Brand gesteckt hatten. Wollten nun die Unglücklichen aus der Thür hinaus, so mußten sie über diesen fürchterlichen Scheiterhaufen hinweg, in dessen Flammen sie indessen sofort erstickten. Viele machten diesen Fluchtversuch dennoch, und die auf dem Scheiterhaufen verkohlenden Kinderleichen verursachten weit und breit einen durchdringenden brenzlichen Geruch.

Andere versuchten zum Fenster hinaus zu springen. Selbst aus dem zweiten und dritten Stock sprangen sie hinab, aber gleich viel, ob sie mit zerschmetterten Gliedmaßen an der Mauer liegen oder unverletzt blieben, die Mörder hatten kein Erbarmen. Mit wahrer Kühnheit näherten sie sich dem brennendem Gebäude, hoben die Hinabspringenden vom Boden auf und warfen sie durch die Parterrefenster wieder in die lodernden Räume hinein.

Ist etwas im Stande das Herz, selbst des rohesten Menschen, zu rühren, so ist es sicherlich die Todesangst eines Kindes, indessen unter diesen Menschen gab es Keinen, in dessen Brust auch nur eine Regung von Mitleid bemerkbar war. — Die Gräuel dieses Tages wetteifern mit dem Kindermord des Herodes in Bethlehem, und seit Tilly's Zeit hat die Geschichte kein Beispiel ähnlicher Schauerscenen aufzuweisen! — —

Die Kleinen standen schreiend und winselnd an den offnen Fenstern, ihren Mördern erbarmenflehend die schwarzen Händchen entgegenstreckend. Sie wagten nicht den Sprung hinaus, denn sie wüßten ja, wie es denen erging, welche ihn vor ihnen gewagt hatten. Die Aufseher und Aufseherinnen, lagen theils zerschmettert auf dem Pflaster des Hofes, theils waren sie in einiger Entfernung von dem brennenden Gebäude an Pfähle gebunden, um so von der Hitze allmählig zu braten und des qualvollsten Todes zu sterben.

Schon begann das Geschrei der sterbenden Kinder allmählig schwächer zu werden, da erschien plötzlich an einem Fenster im ersten Stock ein Negerweib; selbst in der Entfernung konnte man das Funkeln ihrer großen Augen sehen und die Entschlossenheit ihrer Haltung. Auf ihrem Arm hielt sie ein ganz junges Kind.

„Männer!" rief sie mit lauter Stimme. „Rettet das Kind, denn es ist das Kind des Anführers und Befreiers der Schwarzen!"

Ein brüllendes Gelächter antwortete ihr.

„Der Anführer der Schwarzen?" rief Payne. „Ist das der Schurke, welcher die Nigger in Kentucky aufgewiegelt hat?"

„Er ist es," antwortete die Negerin; „Edward Brown ist der Vater dieses Kindes."

„Und diesen Balg sollten wir retten?" höhnte Payne; Nur schade, daß wir den Vater nicht hier haben, um ihn bei dieser Gluth braten zu können."

„Männer!" wiederholte die Negerin dringender. „Edward Brown ist der Mann, der Euren Truppen in Tennessee zum Siege geholfen hat, und der zu allen Zeiten unter den Helden Eurer Armee genannt werden wird, und dies ist sein Kind, rettet es, wenn Ihr einen Funken Gefühl in Eurem Herzen habt."

„Und wer bist Du? Die Mutter des Kindes?" fragte Payne.

„Nein, ich bin nicht die Mutter, aber die Dankbarkeit gegen den Vater treibt mich, mein Leben für das Kind zu opfern, mit Gefahr meines Lebens rettete ich es aus der Hand der Feinde, und mit meinem eigenen Leben will ich auch heute für das seinige kämpfen. Schlägt kein Herz in Eurer Brust, Ihr Barbaren!" — —

Keine Antwort.

„Gut," fuhr sie fort, „so wird Euch ein Negerweib beschämen. Ein Negerweib wird Euch beweisen, daß es für das Kind des Mannes zu sterben weiß, der sie selbst aus der Sklaverei befreite. Gott sei gelobt, daß wir Neger nicht sind wie diese Weißen! — Janita läßt ihr eigenes Kind im Stiche um das Deinige zu retten, Du Held von Reynoldsburg."

„Janita?" wiederholte Payne, „Du bist also die Gattin Rogues, jenes Scheusals, das meinen Vater — ich meine der den Pfarrer erschlagen half? — O, wie ist die Rache so süß, nun erst werde ich mich mit Behagen an Deiner Qual weiden, Du Satansweib."

Die Negerin hatte offenbar einigen Eindruck auf die Menge gemacht, ihr entschlossenes Aussehen ließ vermuthen, daß sie ihr Geschick nicht mit Ergebung ertragen werde, und darin hatte man sich nicht getäuscht.

Sie war von dem Fenster zurückgetreten. Nach einigen Sekunden aber erschien sie wieder an demselben. Auf dem linken Arm hielt sie noch das Kind, in der Rechten aber schwang sie einen mächtigen Feuerbrand. —

Ein Sprung — und sie stand am Boden, ihren Feinden gegenüber.

Festen Schrittes trat sie auf die versammelte Masse zu. Der Todesmuth, der aus ihren großen Augen blitzte, und der Feuerbrand, der in ihrer Hand eine furchtbare Waffe wurde, öffneten ihr eine Gasse. Alle waren durch die kühne Entschlossenheit dieses Weibes so bestürzt, daß Janita sich bereits mitten im dichtesten Haufen befand, ehe Einzelne sich entschlossen, ihr Widerstand zu leisten.

Payne war der einzige, welcher keinen Augenblick die Fassung verlor. Er drängte sich durch den Haufen zu der Negerin heran, Wuth und Rachgier in seinen entstellten Zügen:

„Haltet sie," schrie er. „Laßt das Weib nicht entkommen das die Weißen in Kentucky ermorden half!"

Seine Leidenschaft raubte ihm einen Augenblick ganz die Besonnenheit. Er vergaß, daß die Leute, welche hier versammelt waren, keineswegs für die Sklavenzüchter des Südens einzutreten gesonnen waren, wie er, sondern daß sie die Neger nur haßten, weil sie sie als die Ursache des Krieges ansahen, unter dem sie zu leiden hatten. So kam es denn, daß der Packetträger aus dem Bierhause von Castle Garden, der ihm so lange treu gefolgt war, sich plötzlich auf die Seite der Verfolgten schlug, indem er entgegnete:

„Ei, hole der Teufel die Weißen von Kentucky. Ich wollte die Nigger hätten sie alle todtgeschlagen, dann wäre der Krieg zu Ende."

Payne in seiner Wuth, achtete nicht auf diese Entgegnung.

„In's Feuer mit ihr!" rief er. „Ins Feuer mit der Satanshexe, die meinen Vater erschlagen half."

Schon streckte sich seine Hand nach der Negerin aus, ohne Furcht vor dem Feuerbrand in ihrer Hand — da aber fiel ihm plötzlich der Packetträger in den Arm:

„Was sagst Du — Deinen Vater? . . . Also bist Du auch Einer von den Schurken des Südens?"

Jetzt erst kam Payne zur Besinnung.

„Verdammt!" knirschte er. „Ich muß sie entkommen lassen!"

Schon versammelte sich drohend eine Anzahl von Männern um ihn, welche ihre Fäuste erhoben, um den Rebellen niederzuschlagen. Es blieb ihm nichts übrig, als zu erklären, daß seine Worte nicht die Bedeutung hätten, daß er ein guter Republikaner sei, und die Negerin nur deshalb die Mörderin seines Vaters genannt habe, um bei den Versammelten Hülfe und Unterstützung zu finden."

Während aber diese Unterhandlungen gepflogen wurden, fand Janita Zeit, sich mit dem Kinde Edward's den Weg ins Freie zu bahnen, unterstützt von der hereinbrechenden Dunkelheit.

Da stürzte das Gebäude zusammen, und die glühenden Trümmer erstickten den letzten Todesschrei der Sterbenden, und vierhundert Kinder lagen unter dem Schutt begraben.

Janita und das Kind Edwards waren gerettet.

---

## Einundsechzigstes Kapitel.

# Die Kiste von Eichenholz.

Die Dummheit ist die Schwester des Verbrechens, und das ist gut, denn ginge die Klugheit mit dem Verbrechen Hand in Hand, und ließe nie die Verbrecher im Stiche, so würde nicht die Hälfte der Verbrechen entdeckt oder verhindert werden können.

Alle Verbrecher sind dumm, und nur dadurch ist es zu erklären, daß das Unheil, welches die Straßenemeute in New-York anrichtete, nicht hundertfach größer war. — —

Bob Harrold hatte sich, wie berichtet, der Bande angeschlossen, welche es lediglich auf Raub abgesehen hatte. Auch ihm war strenger Befehl geworden, die Häuser zu verschonen, wo Anhänger des Südens wohnten, allein, was kümmerte ihn die politische Gesinnung. Für Geld hätte er sich leicht gewinnen lassen, denselben Coup, zu dem er von den Junkern des Südens gedungen war, auch gegen diese selbst auszuführen.

Harrold war unter Verbrechern und unter Verbrechen aufgewachsen, und man sollte daher meinen, daß ihm die Erfahrung die Klugheit gebracht hätte, allein die Leidenschaft ließ auch ihn am Ziel vorbeischießen. Wie leicht wäre es ihm gewesen, mit seiner Bande die Bank zu stürmen und sich in den Besitz von Millionen zu setzen, aber auf diesen Einfall kam er erst, als es bereits zu spät war. Seine Gier ließ ihn vorher nicht darauf kommen. Jedes Haus, das ihm Schätze zu bergen schien, wurde durchsucht und geplündert.

„Wer weiß noch ein Haus, das sich zu durchsuchen lohnt?" das war die Frage, die sich jedesmal wiederholte, wenn man mit einem Hause fertig war.

Niemand antwortete auf diese Frage: „die Bank", sondern es wurden stets nur Privathäuser genannt, in welchen Harrold und seine Irländer für ihre Geldgier Befriedigung finden konnten.

„Wer weiß jetzt noch ein Haus?" so tönte auch die Frage, als es schon zu dunkeln begann, also zu derselben Zeit, als Wilkes Booth das Gebäude der Werbebüreaus, und Atzerott das Negerwaisenhaus in Brand stecken ließ.

„Es muß etwas Gutes sein", fügte Atzerott dieser Frage hin-

zu, „denn wo wir erst viel suchen müssen, werden wir im Dunkeln nichts finden."

„Ich weiß etwas Gutes!" ließ sich ein Irländer vernehmen.

„Heraus damit!"

„Ja, das Ding hat ein Aber, der Mann ist von der demokratischen Parthei."

„Ah was geht uns die demokratische Parthei an! Wer ist's!"

„Der Banquier Aaron Levy, Bovery-Street Nr. 14. — Es ist viel Geld bei ihm im Hause."

„Gut, laßt uns dahin gehen!"

Die Masse setzte sich in Bewegung. Der Weg nach der Bovery-Street war nicht zu weit und bald zurückgelegt.

Das Haus des Banquiers war verschlossen, wie alle Häuser.

„Aufgemacht!" riefen die Plünderer.

Vorsichtig öffnete sich ein Laden im ersten Stock, das Fenster ward ein wenig hinaufgeschoben *), und ein Kopf ward vorsichtig hinausgesteckt, dessen orientalisch gebogene Nase den Inhaber desselben sofort als einen Juden, und dessen hohe steife Vatermörder und elegantes Negligé ihn als den Chef des Hauses erkennen ließen.

„Was wünschen Sie, Gentlemen?" fragte der Mann mit einem demüthig einschmeichelnden Tone.

„Dein Geld, verdammter Jude!" riefen mehrere Stimmen.

„Oh, Sie müssen da im Irrthum sein, Gentlemen", fuhr Mr. Aaron Levy fort. „Mein Haus gehört nicht in den Bereich Ihrer Wirksamkeit, ich habe von Mr. Breckenridge das heilige Versprechen, daß ich von solchen Attentaten auf mein Eigenthum . . . ."

„Ach was gehen uns die Versprechungen Mr. Breckenridge's an!" unterbrach ihn Harrold. — „Aufgemacht, oder wir müssen die Thür erbrechen."

„Aber, mein bester Sir, bedenken Sie . . . ."

„Nichts da — Aufgemacht!"

„Du lieber Gott, könnten wir uns nicht wenigstens einigen? — Wollen Sie sich nicht lieber mit einer Summe abfinden lassen?"

„Abfinden?" höhnte Harrold, „das fehlte noch! — Nein, Jude, wir wollen Alles haben."

„Aber Sie werden doch wenigstens Rücksicht nehmen gegen meine Person?"

„Ha, ha, ha! — Natürlich, wir werden Dich leben lassen und Dir Gelegenheit geben, neue Schätze zusammen zu scharren, für

*) Man hat in Amerika wie in England in vielen großen Häusern keine Fenster mit Flügeln, sondern der untere Theil des Fensters ist so eingerichtet, daß er hinaufgeschoben und herabgelassen werden kann.

den Fall, daß wir einmal wiederkommen. -- Nun aber keine weiteren Umstände gemacht. Die Zeit drängt, es wird dunkel!"

Mr. Levy verschwand allerdings vom Fenster, allein die Thür ward nicht geöffnet, wohl aber hörten die draußen Harrenden im Innern des Gemachs ein Geräusch, als ob man Kisten und Schränke forttrüge.

„Oh!" rief Harrold, „der Schuft bringt erst seine Schätze in Sicherheit. -- Her mit dem Brecheisen!"

In wenigen Minuten war die Thür erbrochen.

Harrold hatte richtig vermuthet. Aaron Levy und ein Buchhalter, die allein anwesend waren, waren eben beschäftigt, eine anscheinend schwere Kiste von Eichenholz, welche mit starkem Stahl beschlagen und einem großen Vorlegeschloß versehen war, die Treppe hinaufzuschleppen.

„Halt!" schrie ihm Harrold zu, indem er ihn zugleich am Arme packte. — Was soll's mit der Kiste? — Niedersetzen!"

Der Banquier gehorchte mit einem schweren Seufzer, und indem er Harrold zuflüsterte:

„Nehmen Sie Alles, was ich habe, Sir, aber lassen Sie diese Kiste unangetastet."

„Und weshalb? Was enthält sie? — Du wirst wohl all Dein baares Geld darin haben. — Nein, daraus wird nichts, die Kiste gehört mir!" erklärte Harrold.

„Ich weiß nicht, was die Kiste enthält," versetzte Mr. Levy, „sie ist Eigenthum der Conföderirten Staaten und ist mir in Boston zur Aufbewahrung übergeben worden."

„Oh, desto besser, so werde ich mich daraus bezahlt machen, ich habe ohnehin noch eine Forderung an die Conföderirten Staaten."

Während diese Verhandlung auf dem Hausflur stattfand, hatten die Irländer und das übrige Gesindel die Comtoirs und die übrigen Gemächer des Hauses geöffnet und alle Winkel durchsucht. Was irgend Werth hatte, wurde mitgenommen, verschlossene Kisten, deren Inhalt man nicht kannte, wurden zum Fenster hinausgeworfen, da man sich nicht Zeit ließ, sie erst zu durchsuchen, und die Weiber, welche draußen warteten, beluden sich mit dem Raub und brachten ihn in Sicherheit. Die eichene Kiste aber nahm Harrold für sich und einen Andern, dessen er nothwendig bedurfte, in Anspruch.

Noch einen Blick warfen die Plünderer, als sie bereits Alles durchstöbert hatten umher, um sich zu überzeugen, daß ihnen auch nichts entgangen sei, da entdeckte Einer noch in einem Verschlage eine unscheinbare Holzkiste, auf welche er sofort losstürzte.

„Was ist das?" fragte er den Banquier.

„Ich glaube, es sind nur Kleider darin," antwortete dieser.

„Kleider? — Wie sollten Kleider so aufbewahrt werden? — Lüge nicht, Jude, es ist noch etwas Anderes darin.“

„Ich schwöre Ihnen, Gentlemen, daß ich es nicht weiß. Die Kiste ist Eigenthum Mr. Atzerott's.“

„Eigenthum Mr. Atzerott's,“ fragte Harrold aufmerksam. „Wie kamst Du denn dazu?“

„Mr. Atzerott hatte den Inhalt der Kiste zum Geschenk für eine gewisse Mrs. Powel bestimmt, dieselbe aber hat das Geschenk abgelehnt und die Kiste ihrem Hauswirth zurückgegeben, dieser aber hat sie zu mir gebracht, um sie gelegentlich Mr. Atzerott zurück zu erstatten.“

Harrold hatte bereits von dieser Kiste gehört. Sich schnell entfernend rief er seinen Gefährten zu:

„Laßt ihm die Kiste, kommt!“

Allein auf die Habgier der Räuber machte diese Mahnung keinen Eindruck, ein Irländer bemächtigte sich ihrer ohne Umstände und verließ mit den Andern das Haus.

Draußen war es bereits finster, und um so finsterer, als die Straßenlaternen nicht angezündet waren.

„Weiß Jemand noch ein Haus?“ hörte man wieder fragen.

Allein es schien Niemand sich auf eins zu besinnen, dessen Plünderung in der Nacht verlohnte. Ja, Mehrere sprachen sogar die Ansicht aus, daß es besser sei, jetzt die Arbeit während der Nacht auszusetzen, und die Nacht lieber zu benutzen, um die in den Wohnungen aufgespeicherten geraubten Gegenstände aus der Stadt an sichere Orte zu schaffen, damit, wenn wirklich Miliz kommen sollte und Einer oder der Andere ergriffen würde, von der Beute nichts vorgefunden würde. Da dieser Ansicht allmählig die Meisten beitraten, so fingen die Massen schon an, sich zu zerstreuen und auch Harrold entfernte sich, um mit zwei Anderen die Kiste in Sicherheit zu bringen.

Da plötzlich stand er still, und wurde bleich im Gesicht. Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn und rief:

„Oh, ich Dummkopf, — ich Dummkopf!“

„Was hast Du?“ fragten seine Gefährten.

„Die Bank!“ stöhnte er. — „Warum haben wir nicht an die Bank gedacht!“

Wie ein Blitz zündete dies Wort.

„Die Bank, die Bank!“ tönte es von einem Munde zum andern, und schnell ward der Entschluß, die Arbeit für die Nacht einzustellen, aufgegeben. Wieder versammelten sich Alle um Harrold.

„Es ist noch nicht zu spät,“ schrieen sie. „In der Bank kann man auch bei Nacht Geld finden. — Vorwärts zur Bank!“

Und die Masse setzte sich zu diesem letzten, größten Raubunternehmen in Bewegung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Diejenige Abtheilung der Rebellen, welche sich um Booth geschaart hatte, und welche noch die einzige war, die nicht für eigenes, sondern für das Interesse ihrer Auftraggeber wirkte, hatte, nachdem das Gebäude der Aushebungsbureaus in Brand gesteckt war, sich nach der Wohnung des General Wallace begeben. Der General war gar nicht in New-York anwesend und konnte deshalb auch nicht nach den Listen geschickt haben. Sein Haus wurde den Flammen übergeben.

Noch ein Coup war auszuführen nach dem Befehle der Ritter vom goldenen Cirkel, nämlich die Erstürmung der Gefängnisse und zumal die des Court-Hauses, in welchem der Präsident des Ordens, Mr. Berckley, und mehrere andere Anhänger des Südens gefangen saßen.

Booth machte sich, nachdem der Abend vollends hereingebrochen, an's Werk.

Mit Waffen wohl versehen, begannen seine Schaaren den Kampf mit den Wachen des Gefängnisses. So heftig diese auch Widerstand leisteten, sie mußten der Anzahl des Gegners weichen. Wie hart der Kampf gekämpft war, und wie tapferen Widerstand die Wachen geleistet, davon zeugten die Todten, die man am nächsten Tage auf dem Platze fand, es waren von den Beamten und Posten allein funfzig Mann getödtet, d. h., drei Viertel von der ganzen Anzahl.

Nachdem der Eingang erstürmt war, drang die Menge mit lautem Jubelschrei ein. Die Wächter wurden gezwungen, alle Zellen der Gefangenen zu öffnen, thaten sie es nicht gutwillig, so wurden sie niedergestoßen, man nahm ihnen die Schlüssel ab und öffnete selbst die Kerker.

Ueberrascht und trunken von dem unerwarteten Glück ihrer Befreiung, schlossen sich die Gefangenen der Horde ihrer Befreier an, wodurch ihre Anzahl um mehrere Hundert wilder Verbrecher vermehrt wurde.

Rache, Rache! das war die Parole dieser Elenden, Rache an Denen, welche sie zum Gefängnisse verurtheilt hatten. Wüthend ballten sie die eben erst von den Ketten befreiten Fäuste gegen die Richter und Senatoren und schwuren ihnen Tod und Verderben.

Booth sah dies mit wahrer Herzensfreude. Das waren Leute, wie er sie brauchte, zu jeder verzweifelten That, zu jedem verruchten Mord bereit. — Es gab noch mehr Gefängnisse in New-York. Er faßte den Plan, sie unverzüglich alle zu öffnen, und sich durch diesen Succurs eine Macht zu schaffen, welche selbst der Miliz, falls solche käme, gewachsen sein würde.

„Ein Tausend solcher Leute“, sagte er zu seinem Freunde Arnold, der ihn bewundernd bis in den Tod begleitet hätte, „und den Untergang New-Yorks kann keine Macht der Erde hemmen!“

„Du fürchtest nicht, Wilkes, daß Miliz der Stadt zu Hülfe kommt?“ fragte Arnold besorgt.

„Wo soll sie die Hülfe hernehmen?“ fragte er höhnisch. „In der Nähe ist kein Militair, vor morgen Abend kann keine Compagnie hier sein, und morgen Abend, George, ist hoffentlich diese Stadt bereits vom Erdboden vertilgt.“

Muthvoll und begeisternd rief er der Menge sein „Vorwärts“ zu, und vorwärts ging es, um auch die Gefängnisse von City-Hall zu öffnen.

Ein furchtbares Aussehen hatte diese wilde Rotte, welche beim Schein der Fackeln tobend und heulend Broadway hinabstürmte.

Schon hatten sie City Hall erreicht, schon fingen sie an, von den Wachen unter Drohungen die Niederlegung der Waffen zu verlangen, schon fielen mehrere Schüsse der Revolver, schon begann man mit dem Widderbalken das Thor zu bearbeiten. — Da — was war das? — Hufschlag dröhnte, Waffen klirrten — näher und näher kam das Geräusch . . .

Die Meuterer horchten auf. Die Finsterniß gestattete ihnen nicht weit die Straße hinauf zu sehen, aber Schrecken malte sich auf den Gesichtern der Menge und Grimm und Wuth auf dem Antlitz ihres Anführers.

„Ha, wir sind verrathen!“ rief Booth. „Irgend ein Schurke muß der Regierung Anzeige von dem Plan gemacht haben, sonst wäre es unmöglich, daß jetzt schon Miliz hier wäre. Nur noch einige Stunden Vorsprung, und wir hätten unsren Zweck erreicht, jetzt . . . . Doch wir wollen kämpfen, Leute. Wir wollen den Hunden, die man auf uns hetzt, den Sieg nicht allzu leicht machen. — Du, George“ — wandte er sich an Mr. Arnold — „und O'Laughlin, Ihr tragt Sorge, daß Mr. Berckley glücklich entkommt, verlaßt mit ihm ohne Verzug die Stadt.“

Nur ungern trennte sich Arnold von seinem Freund, um so mehr, da er ihn in Gefahr wußte. Wie gern hätte er mit ihm sein Schicksal getheilt, allein Booth legte es ihm an's Herz, wie sehr die Befreiung Berckley's dem Süden von Wichtigkeit wäre, und so sah er sich also durch die Pflicht zu der Trennung gezwungen.

Booth hatte in der Eile versucht der Cavallerie, welche daher sprengte, durch eine Barrikade ein Hinderniß zu bereiten, allein es war zu spät. —

Lincoln hatte auf die Warnung George Bortons sofort per Telegraph ein Regiment Cavallerie und ein Regiment Infanterie nach New-York entsenden lassen, da aber die Truppen in entfernten

Staaten stationirt waren, so war trotz der rechtzeitigen Warnung doch die Hülfe nicht ganz zu rechter Zeit eingetroffen, aber doch immer noch früh genug, um dem Unheil, bevor es den Gipfel erreichte, einen Damm zu setzen.

Es war eine Escadron Kürassiere, welche, der Graf Schleiden an der Spitze, im Galopp heransprengte und auf die Meuterer stieß, noch ehe die Barrikade, welche sie bauten, zu einem nennenswerthen Schutzmittel gediehen war. Karabinerschüsse krachten, das Hurrah der Soldaten und das Geheul der Banden widerhallte in den Straßen; mitten in die dichten Haufen sprengten die Reiter, und die Hufe der Rosse zerstampften, was nicht weichen konnte und wollte, und die gewichtigen Säbelklingen mähten rechts und links das Gesindel nieder. Wohl mancher von den Tapfern sank durch eine Pistolenkugel getroffen vom Pferde, aber unerschrocken drangen sie auf die wüthende Menge, die von Booth unablässig angefeuert wurde. Immer weiter und weiter trieben sie die Rebellen zurück, deren Zahl immer geringer wurde.

Erhielten sie durch ihre Genossen Succurs? — Eine schwarze Masse vom Schein der Fackeln, welche einige derselben trugen, beleuchtet, tauchte in der Ferne auf und kam in schnellen Schritten heran. Vorauf ging ein Mann, welcher mit einem andern eine Kiste von Eichenholz trug. Das war Bob Harrold mit seiner Räuberhorde.

„Wohin?“ rief ihm Booth zu.

„Nach der Bank, der Bank!“ antworteten hundert Stimmen.

„Zurück!“ antwortete Booth, „wir sind angegriffen, zurück gedrängt. Zurück, baut Barrikaden, damit wir Widerstand leisten können.“

Harrolds Banden wichen allerdings zurück, aber sie dachten nicht daran, Barrikaden zu bauen oder Widerstand zu leisten, sondern nur sich und ihren Raub in Sicherheit zu bringen. Schnell hatten sie sich in die sich verzweigenden Straßen zerstreut und Booth stand wieder mit einigen Wenigen, die ihm treu geblieben waren, dem Feind allein gegenüber.

Weiter und weiter wurden sie zurückgedrängt bis in eine Querstaße der Fulham-Street. Noch ließen sie nicht den Muth sinken, noch kämpften sie unverdrossen. Sie warfen Feuerbrände zwischen die Pferde, daß sie sich bäumten und entsetzliche Verwirrung anrichteten und ihre Reiter zu Boden warfen, sie wälzten ein Branntweinfaß auf die Straße, das sie aus einem offnen Lager holten, zerbrachen es, daß die Flüssigkeit sich über die Straße ergoß und zündeten dieselbe an, allein es gelang ihnen nicht, ihre Verfolger zurückzuhalten. Immer wieder forderte Booth seine Gefährten auf, nicht den Muth zu verlieren, immer neue Vertheidigungsmittel er-

sann er, aber es blieb doch weiter nichts übrig, als sein Heil in der Flucht zu suchen.

In jene schmale Querstraße flüchteten sie sich, weil ihnen dort hindurch die Cavallerie nicht so leicht folgen konnte und am andern Ende derselben sich ein Zaun befand, der ein im Neubau begriffenes Grundstück einschloß. Diesen Zaun wollten sie überspringen und den Reitern so die Verfolgung unmöglich machen.

Aber wehe, noch bevor sie den Zaun erreichten sahen sie eine Abtheilung Infanterie ihnen entgegenkommen.

Sie waren eingeschlossen. Nach keiner Seite war ein Entweichen möglich. Booth selbst stand einen Augenblick wie vom Donner getroffen.

„Flieht in die Häuser!" rief er dann und machte selbst einen Versuch, sich auf diese Weise zu retten; aber wehe! alle Häuser waren verschlossen, und kein Klopfen an den Thüren half. — Die Häuser erbrechen? . . . Das wäre wohl möglich gewesen, indessen es fehlte die Zeit, denn näher und näher rückten die beiden Abtheilungen der Truppen, und in wenigen Minuten hatten sie die Schaar der Rebellen zwischen sich gedrängt. Und wenn es ihnen auch gelang die Thür oder die Läden eines Hauses zu öffnen, würden nicht ihre Verfolger das Haus durchsuchen und sie dennoch ergreifen? —

Was halfs? der Versuch wenigstens mußte gemacht werden. Doch kaum erdröhnte der erste Schlag gegen einen Laden, da war auch schon Schleidens Cavallerie mitten unter ihnen.

„Zurück — zurück!"

Doch auch noch rückwärts war der Weg gesperrt, denn zwanzig Schritte hinter ihnen machte die Infanterie-Abtheilung Halt!

Jetzt galt es für sein Leben zu ringen. Mit dem Muthe Rasender wehrten sie sich, alles in ihrer Hand ward zur furchtbaren Waffe, und wer keinen Gegenstand zu seiner Vertheidigung mehr hatte, wehrte sich mit Fäusten und Zähnen; und Booth selbst ging mit dem Beispiel des Löwenmuthes voran.

„Ergreift ihn!" rief Schleiden, „Bindet ihn, schlagt ihn nicht hier todt, die meuterische Canaille muß an den Galgen!"

Allein mit dem Revolver in der einen, und einem Dolch in der andern Hand um sich fechtend hielt Booth seine Angreifer zurück. Mit dem Rücken in der Nische einer Hausthür lehnend, hatte er eine so vortheilhafte Position, daß seine Ergreifung nur mit den größten Opfern möglich war.

Schleiden sah es, sprang vom Pferde, eilte auf ihn zu und holte mit seinem Degen zu einem Hiebe auf die Hand des Wüthenden aus.

In demselben Moment aber ward die Hausthür, an welcher Booth lehnte, aufgerissen, ein Kopf und eine Hand wurden sichtbar,

letztere streckte sich nach dem Angegriffenen aus, riß ihn mit einem kräftigen Ruck hinein, und die Thür schloß sich wieder.

Das Alles war das Werk weniger Sekunden. Der Gefangene war verschwunden, noch ehe die Umstehenden recht begriffen hatten, wie es zugegangen sei.

Einer aber befand sich unter ihnen, der das Gesicht der Person, die jenen gerettet erkannt hatte, denn diese Züge waren tief in sein Herz eingegraben. Seine Lippen bewegten sich und murmelten den Namen:

„George Borton!“

---

## Zweiundsechszigstes Kapitel.

# George Borton.

Wilkes Booth war so überrascht, als er sich so plötzlich dem Tode entrissen sah, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte, willenlos folgte er seinem Führer, der ihn durch den finstern Hausflur die Treppen hinaufzog bis ins oberste Stockwerk.

Dort öffnete der Führer eine Thür und ließ den Geretteten in ein von einer Lampe erhelltes Zimmer treten.

Hatten bisher die kaum überstandene Todesangst und die Erschöpfung des Kampfes diesem die Zunge gelähmt, so ward er jetzt vollends sprachlos, als er seinem Retter in's Antlitz blickte. Als traute er seinen Augen nicht, oder als sähe er ein Gespenst, so starrte er den Jüngling an, der ihm einen Stuhl hinschob, und ihn ersuchte einen Augenblick auszuruhen.

Erst nach Verlauf einer geraumen Zeit fand er die Sprache wieder. Thränen entströmten seinen Augen, als er vor seinem Retter auf die Knie sank und seine Hand an seine Lippen drückte.

„Zum zweiten Mal, Sir, danke ich Ihnen mein Leben!“ rief er begeistert. — „O, wollte Gott daß ich Ihnen vergelten könnte, was Sie zweimal an mir thaten. Schon damals, als Sie noch im Lager Sheridan's . . . .“

George Borton schien mit sich zu kämpfen, seine Hand zitterte

in der Booths. Mit einer Geberde, nicht weiter zu reden unterbrach er ihn; seine Lippen bewegten sich, als wollten sie etwas aussprechen, wogegen sich sein Inneres sträubte. Mit abgewandtem Gesicht, die Augen zu Boden geschlagen schwieg er eine Weile, da wandte er sich plötzlich an Booth und sagte flüsternd und zögernd:

„Sie täuschen sich, Sir, im Lager Sheridan's war es ein Anderer."

Booth musterte den jungen Mann mit zweifelnden und erstaunten Blicken, allein nur einen Augenblick konnten ihn die Worte seines Retters zweifelhaft machen.

„Leugnen Sie es nicht, edler Jüngling!" rief er. „Ich kann mich nicht täuschen. Erst zweimal sah ich Sie, allein mein Herz wird ewig das Bild meines Retters in den frischesten Farben bewahren."

„Das Bild seines Retters!" wiederholte George für sich. „Nichts fühlt er als Danbarkeit. — Mein Gott, wenn ich es wagte, mich ihm zu entdecken — vielleicht dankte er mir nicht blos, vielleicht liebte er mich, liebte mich wie ich ihn liebe."

George Borton kämpfte einen schweren Kampf mit sich selbst. Noch hielt Booth's Hand die seinige, und drückte sie so warm so zärtlich — doch nein, nein, das war nicht Liebe, das konnte nicht Liebe sein. Hatte er jene Miß Mary im Hause der Surratt geliebt? — Nein, eine Andere besaß sein Herz. Welche Demüthigung, wenn er ein Herz verstieß, daß sich ihm vertrauensvoll nahte, und wenn das Gefühl der Dankbarkeit in ihm nicht dem der Liebe Platz machte? — —

„Nein," flüsterte Georg, „ich darf mich ihm nicht entdecken. Nie darf er wissen, ahnen, daß die Liebe zu ihm mich zum Theilhaber seiner Verbrechen zum Verräther an meinem Vaterland macht!"

Der Entschluß gab seiner Miene schnell einen andern Ausdruck. Schüchternheit und Zärtlichkeit schwanden schnell daraus und machten einem melancholischen Ernst Platz.

„Genug, Sir," sagte er, „lassen Sie uns nicht an die Vergangenheit denken, sondern an die Gegenwart. Es ist keine Zeit zu verlieren, denn man wird das Haus durchsuchen. Hören Sie das Klopfen an der Hausthür?"

Booth hörte es allerdings, und das Gefährliche seiner Lage trat ihm wieder lebhaft vor die Seele, und besorgt sah er sich nach einem Versteck um.

„Kommen Sie mit mir," fuhr George fort. „Ich habe für Ihre Rettung den Weg gebahnt."

Er führte Booth in ein Hinterzimmer, in welchem ein Fenster geöffnet war.

„Dies Fenster geht in den Garten des Nachbarhauses, mittelst

dieser Leine, welche ich hier festgebunden habe, lassen Sie sich hinab in den Garten, derselbe gehört zum Hause einer gewissen Mrs. Gamp. Sie werden bei ihr sicher Einlaß finden, denn wie ich gehört habe, finden junge Herrn dort sehr leicht Einlaß."

„Und Sie?" fragte Booth, „Sie wollen hier bleiben?"

„Ich bleibe hier."

„Aber man wird das Haus durchsuchen, man wird in Ihnen Denjenigen wieder erkennen, welcher mich von meinen Angreifern befreite und wird Sie verhaften."

„Das ist sehr wahrscheinlich."

„Und doch wollen Sie nicht mit mir fliehen?"

„Nein. Würde ich mit Ihnen fliehen, so würde man bei der Durchsuchung dieser Wohnung das Fenster offen, die Leine drangebunden finden und so den Weg entdecken, den wir genommen haben, man würde dann auch das Nachbarhaus durchsuchen und uns Beide finden, während so ..."

„Während so ich allein gerettet bin, und Sie, edler Freund, ergriffen werden. — Mein Gott, welches Opfer wollen Sie mir bringen!"

„Säumen Sie nicht, ich höre bereits Stimmen."

„Nein, ich lasse mich an Edelmuth nicht so sehr beschämen. Ich gehe nicht, wenn ich nicht Ihr Versprechen habe, daß Sie mir folgen."

„Fliehen Sie, ehe es zu spät ist."

„Sie versprechen?"

„Sorgen Sie nicht um mich."

„Sie folgen mir?"

„Ich hoffe, wir sehn uns bald wieder! — Hinaus, hinaus!"

Es war in der That die höchste Zeit. Booth schwang sich zum Fenster hinaus, ergriff die Leine und ließ sich in den Garten des Nachbarhauses hinab, noch von unten heraufrufend:

„Aber Sie folgen mir doch!"

George antwortete nicht, sondern löste die Leine vom Fensterkreuz und warf sie in den Garten hinab, indem er murmelte:

„Er ist gerettet, Gott sei gelobt! O, welche Seligkeit, sich für den zu opfern, den man liebt! — Es ist ein Verbrechen, das ich beging, aber Gott verzeihe mir, ich kann nicht anders, ich muß ihn lieben; und wäre er selbst ein Mörder, ich würde eher sterben, ehe ich ihn verriethe!" — —

Es währte lange, bevor sich der Witrh herbeiließ, auf das Klopfen der Soldaten die Thür zu öffnen. Erst nachdem er vorsichtig die Laden geöffnet und sich überzeugt hatte, daß von den Tumultuanten nichts mehr zu sehen sei, folgte er dem Befehl des Offiziers, zündete ein Licht an und schloß die Hausthür auf.

„Wer wohnt hier in diesem Hause?“ fragte ihn der Graf von Schleiden im gebieterischem Tone.

„Nun hier Parterre wohne ich,“ antwortete der Wirth, verwundert über die ihm von dem Offizier gestellte Frage; „im Souterain wohnt —“

„Wer im Souterain wohnt, brauche ich nicht zu wissen,“ unterbrach ihn der Offizier. „Es wohnt hier Jemand im Hause, der den Anführer der Banden eingelassen hat.“

„Unmöglich Sir, in diesem Hause ist Keiner, der das wagen würde.“

„Was ich sage, ist eine unleugbare Thatsache. Wohnt hier im Hause ein junger Mann Namens Borton?“

„Nein, Sir.“

„Herr, leugnen Sie nicht, oder ich muß Sie im Verdacht haben, mit ihm im Einverständniß zu stehen.“

„Wie — ich?“

„Allerdings, denn ich habe ihn erkannt und habe mich nicht geirrt, er trug eine Militairmütze und einen Militairmantel, als er die Hausthür öffnete.

„Ah, Sir, Sie meinen den jungen Mann, der heute Abend hier ankam, und nach seinen Verwandten fragte; der heißt aber nicht Borton sondern Powel.“

Schleiden schüttelte ungläubig den Kopf.

„Er sagte,“ fuhr der Wirth fort, „daß er ein naher Verwandter des ehemaligen Kaufmann Powel sei; er habe erfahren, daß derselbe hier wohne, und verlangte zu ihm geführt zu werden. Ich sagte ihm daß sein Verwandter sowohl wie dessen Frau im Gefängnisse säße, und daß die Wohnung leer stehe. Er war über diese Nachricht sehr bestürzt, beharrte aber doch dabei, in der Wohnung zu bleiben, er wolle morgen schon die nöthigen Schritte zur Freilassung der beiden Gefangenen thun.“

„Powel ist nicht der Name des Mannes, den ich suche,“ versetzte Schleiden, „indessen wäre es nicht unmöglich, daß er sich einen andern Namen beigelegt hat, und dennoch der Gesuchte ist.“

„Das ist sogar sehr wahrscheinlich,“ bemerkte der Wirth, „denn an diesen Powels ist nicht viel dran. Der Mann ist wegen Unterschlagung verurtheilt, und die Frau ist angeschuldigt, von den Demokraten bestochen zu sein, um geheime Briefe eines Gefangenen des Court-Hauses zu expediren. — Ja, ja, es wird schon der richtige sein. Gehen Sie nur hinauf, ich wette, Sie werden den Galgenvogel in ihm schon erkennen. Ich habs immer gesagt, daß die Powels alle nichts taugen, und dieser gar kam mir vollends verdächtig vor, denn er brachte statt aller Reiseeffecten nur eine Menge kolossaler

Bücher mit, und sein ganzes Wesen kam mir so verdächtig vor, daß ich ihn Anfangs gar nicht aufnehmen wollte."

„Wo ist die Wohnung dieses Mannes?"

„Im obersten Stock, Sir. Wenn Sie erlauben, so leuchte ich Ihnen hinauf."

Der Wirth ging voran, und der Graf Schleiden nebst einigen von seinen Leuten folgten.

George Borton öffnete auf das Klopfen des Offiziers sofort, und trat demselben ruhig, ernst und gefaßt entgegen. Das Interesse was er schon damals, als er diesen Jüngling beim Präsidenten sah, für ihn empfand, regte sich jetzt von Neuem. Wie war es möglich, daß diese Züge, so ruhig, so ohne Falsch, so melancholisch ernst, ihn täuschten?

„Nein, nein!" rief es in ihm, „dieser Jüngling ist kein Verbrecher, noch steht er mit Verbrechern im Bunde. Er ist unschuldig, er muß unschuldig sein! — Und doch, hatte nicht bereits Abraham Lincoln einen Verdacht auf ihn geworfen? — Abraham Lincoln's scharfer Blick pflegte nicht zu irren. — Diesmal aber, dies eine Mal irrte er gewiß!"

„Mr. Borton", redete ihn der Offizier höflich und sanft an; „wir suchen Einen der Rebellen, welcher sich in dieses Haus geflüchtet hat."

Kein Muskel seines Gesichts verrieth, daß der Angeredete sich schuldig fühlte; mit der Hand einen Bogen beschreibend antwortete er in gleichgültigem Tone:

„Durchsuchen Sie gefälligst die Wohnung, Sir."

Dies geschah denn auch, natürlich ohne irgend einen Erfolg.

Schleiden kehrte mit mehr bekümmertem als verdrießlichem Gesicht zurück. Es beunruhigte ihn etwas, das mit der Flucht des Rebellen nichts zu thun hatte, mehrmals näherte er sich dem immer noch ruhig und gefaßt dastehendem Jüngling, um ihm etwas zu sagen, allein er schien mit sich selbst im Zweifel, auf welche Art er ihm das sagen sollte, was er auf dem Herzen hatte.

Endlich winkte er ihm, ihn in ein Nebenzimmer zu begleiten. Hier ergriff er mit Wärme die Hand des Jünglings.

„Mr. Borton," begann er. „Ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, daß Sie den Mann, den wir suchen, ins Haus zogen, Sie können nicht leugnen, daß Sie es waren."

„Leugne ich es denn?" sagte George Borton gelassen.

„Aber Sie wissen doch" fuhr der Offizier dringend fort, was meine Pflicht ist, wenn ich den Entsprungenen nicht finde?"

„Daß Sie mich verhaften, Sir."

„Allerdings. — Mein lieber Mr. Borton, ich versichere Ihnen, ich theile den Verdacht nicht, welchen der Präsident gegen Sie zu hegen

schien, ich hege kein Mißtrauen gegen Sie, schon vom ersten Augenblicke an schienen Sie mir mehr beklagenswerth als schuldig zu sein; dasselbe denke ich noch in diesem Augenblicke. Ich würde mir selbst einen Stich ins Herz versetzen, wenn ich gezwungen würde, Sie zu verhaften, und doch zwingt mich die Pflicht dazu, wenn Sie nicht den Entsprungenen ausliefern."

George erwiederte den freundschaftlichen Händedruck und antwortete mit einem dankbaren Blick auf Schleiden:

„Ich bin selbst Soldat gewesen, Sir, und kenne die Pflicht eines Offiziers. Ich danke Ihnen für die Theilnahme, welche Sie mir beweisen, vielleicht unverdient beweisen, und es schmerzt mich, Ihnen eine Auskunft über den Verbleib des Entflohenen verweigern zu müssen. Wollen Sie mir eine Bitte gewähren, so ist es die, nicht weiter in mich zu dringen, da ich, wie ich Ihnen aufs Bestimmteste erkläre, bei meinem Schweigen verharren werde.

Mr. Schleiden blickte den Jüngling kummervoll an. Nach einer Pause, während welcher er einige Male auf und abgegangen war, begann er von Neuem.

„Sie kennen vielleicht nicht die Verbrechen in ihrer ganzen Größe, welche von den Schurken verübt wurden, die dieser Mensch anführte. Wenn nicht jetzt noch schnelle Hülfe kommt, so werden hunderte der schönsten Häuser ein Raub der Flammen sein, Tausende von Leichen Gemordeter liegen auf den Straßen. Sie wissen das ohne Zweifel nicht, sonst würden sie schwerlich Erbarmen mit den gehabt haben, welcher der Anführer der Mordbrenner war."

„Ich wußte das Alles," antwortete George mit einem tiefen Seufzer und tonloser Stimme. — „Er ist ein Verbrecher, welcher die schwerste Strafe verdient hat."

„Unmöglich daß Sie es wußten, Mr. Borton;" rief Schleiden fast entsetzt vor dem Bekenntnisse des jungen Mannes.

„Es ist so wie ich sage," versicherte George.

Schleiden schwieg. Noch kämpfe seine Neigung und sein gutes Vorurtheil gegen die Mißachtung, welche ihm dies Bekenntniß aufnöthigte.

Noch einmal wollte er versuchen, seiner guten Meinung den Sieg zu verschaffen; noch einmal wollte er dem jungen Manne Gelegenheit geben, diese seine gute Meinung zu rechtfertigen, er sagte daher:

„Das größte Verbrechen aber was verübt ist, ein Verbrechen, was nicht bloß Einzelne trifft, sondern vielleicht der Republick einen gefährlichen Stoß versetzt, das kannten Sie nicht! O sagen Sie, daß Sie es nicht kannten, sagen Sie, daß Sie nicht gewußt haben, daß es sich darum handelte, die Aushebungslisten zu vernichten, ich bitte Sie, lassen Sie mir den Trost zu glauben, daß Sie dies nicht gewußt haben."

„Ich wußte, daß es sich darum handelte," antwortete George, das Auge zu Boden senkend.

„Und dies fürchterliche Verbrechen können Sie, der Sie ein Patriot sind, billigen?" rief Schleiden fast entsetzt einen Schritt zurücktretend.

„Nein, Sir," antwortete George, „Ich habe dies Verbrechen so wenig gebilligt wie die andern."

„So beweisen Sie es dadurch, daß Sie den Verbrecher ausliefern. Sagen Sie mir, wo er hingekommen, nur ein Wort, nur eine Andeutung, eine Handbewegung, und ich schwöre Ihnen, daß Ihnen kein Härchen gekrümmt werden soll."

George schüttelte das Haupt.

„Ich bitte Sie, Sir, nicht weiter in mich zu dringen. Mein Entschluß steht fest."

„Sie wollen also den Bösewicht entkommen lassen, der die Conscriptionslisten vernichtete?"

„Vernichten wollte," verbesserte George, „dies Verbrechen war wohl beabsichtigt aber es ist nicht ausgeführt."

„Sie wissen nicht, daß das Gebäude in Asche gelegt ist?"

„Das Gebäude, ja — aber die Listen sind unversehrt."

Der Offizier fixirte ihn verwundert und ungläubig, während George ruhig fortfuhr:

„Die Listen werden dem General Wallace wieder zugestellt werden, sobald er hier ist."

Es fehlte wenig, so hätte Schleiden ihn in seine Arme geschlossen, allein George beugte einem solchen Ausbruch seiner Freude vor durch die Bemerkung:

„Nur noch um eine Gunst habe ich Sie zu bitten ehe Sie mich verhaften."

Dies erinnerte den Offizier wieder an die schmerzliche Pflicht, welche ihm zu erfüllen oblag, und deren er sich so gern überhoben gesehen hätte. Mochten die Anzeichen auch noch so sehr zu seinen Ungunsten sprechen, er konnte den Jüngling nicht für einen Verbrecher halten. Noch einen Versuch mußte er machen, sein Herz zu erweichen, seine Hartnäckigkeit zu besiegen und sich von jener schweren Pflicht zu befreien.

„Sir!" rief er, die beiden Hände des Jünglings mit Innigkeit ergreifend. — „Sir, Sie haben eine Schwester, welche Sie liebt, und welche um Sie trauern wird. Thun Sie es um dieses holden Wesens willen, liefern Sie den Entsprungenen aus, um ihr den Gram zu ersparen, den ihr Ihre Gefangenschaft bereiten wird."

„Ich eine Schwester?" fragte George verwundert. — „Woher wissen Sie? — Woher glauben Sie? —"

„Oh, leugnen Sie es nicht; daß jenes engelgleiche Wesen, welches

an dem Tage Ihres Besuchs beim Präsidenten das Haus Ihres Freundes Conover verließ, bald nachdem Sie eingetreten waren, Ihre Schwester ist. — Sehen Sie; ich will offen gegen Sie sein, ich will Ihnen nicht verschweigen, daß das Bild jenes Mädchens, das ich nur einmal sah, in meinem Herzen lebt, daß ich kein höheres Glück kenne, als mir ihr Herz und ihre Liebe zu gewinnen, daß meine höchste Sehnsucht ist, sie wieder zu sehen, daß . . ."

„O, halten Sie inne, Sir!" unterbrach ihn Borton, dessen Antlitz sich allmählig purpurn färbte und dessen Auge mit einem eigenthümlichen Gemisch von Mitleiden und Dankbarkeit an den Lippen des Offiziers hing. — „Sprechen Sie nicht weiter, Sir; ich kann, ich darf Sie nicht hören."

„Sie dürfen mich nicht hören, Mr. Borton?"

„Nein, Sir, Sie werden sehen, daß ich es nicht darf, hören Sie erst meine Bitte."

„Nein, lassen Sie mich ausreden, Mr. Borton. — Wie sollte ich, wenn mir jemals das Glück wird, Ihrer Schwester zu begegnen, es wagen, auch nur zu ihr aufzublicken, wenn ich ein Mittel unversucht gelassen hätte, den Bruder, der ihr theuer ist, von dem Irrwege, den er betreten, abzubringen? Wenn ich Sie anflehe, mich nicht zur Erfüllung meiner Pflicht zu zwingen, so geschieht dies ebenso um Ihrer Schwester willen als meiner selbst willen."

In George's Auge perlte eine Thräne, als er antwortete:

„Sie werden die, welche Sie für meine Schwester halten, früher wiedersehen, als Sie es wünschen."

„Früher, als ich es wünsche?" antwortete Schleiden. „Ich wollte sie stände in diesem Augenblicke hier, um mir durch ihre Bitten den unheilvollen Entschluß des Bruders abändern zu helfen".

„Ich bitte Sie, über alle diese Dinge erst mit mir sprechen zu wollen, nachdem Sie mich einen Moment allein gelassen haben, um mich darauf vorzubereiten, Ihnen zur Haft zu folgen."

„Ueberlegen Sie noch einmal, Sir!"

„Ich ändere nichts an meinem Beschlusse; das Einzige, um was ich Sie noch bitte, ist, mich einige Minuten allein zu lassen."

Schleiden schien auf den Gedanken zu kommen, daß George Borton zu entfliehen beabsichtige, und athmete in neuer Hoffnung auf.

„Wollte Gott, es gelänge ihm zu entfliehen", dachte er. „Es wäre meinem Herzen die schwerste Last genommen, die es je bedrückte." —

George schien seine Gedanken zu errathen, denn lächelnd sagte er:

„Fürchten Sie nicht, Sir, daß ich entfliehen werde, ich ver-

pfände Ihnen mein Ehrenwort, daß ich keinen Versuch zur Flucht machen werde."

Diese Unterredung hatte in dem hinteren Zimmer stattgefunden, in dem vorderen warteten der Wirth und die Soldaten Mr. Schleidens auf das Resultat. Als der Graf den jungen Mann allein ließ, trat er zu den Uebrigen in's Vorderzimmer, dort verstimmt auf- und abschreitend.

„Nun wie steht's?" fragte der Wirth, dessen Neugierde ihm nicht Ruhe ließ, bis der Officier von selbst sein Schweigen brechen würde. „Nicht wahr, Sie fangen mit dem Galgenvogel nichts an? Aber so verstockt sind sie Alle diese Powels, es ist eine eingefleischte Verbrecherfamilie.

„Schweigen Sie lieber", unterbrach ihn Mr. Schleiden. „Damit nicht Ihre Beschuldigung den Unschuldigen mit dem Schuldigen trifft."

„Kann der uns auch nicht entwischen?" fragte der Sergeant, der am Ausgang Posten stand, auf die verschlossene Thür des Nebenzimmers deutend.

„Er wird nicht entwischen", erwiederte Schleiden kurz, und setzte wieder nachdenkend seinen Gang durch's Zimmer fort.

Es währte ziemlich lange, ehe George Borton seine Vorbereitungen beendet hatte, so daß der Graf schon von Neuem anfing zu hoffen, er möchte entflohen sein. Da aber öffnete sich die Thür des Nebenzimmers und — George Borton erschien? . . . Nein, nicht George Borton, sondern eine Dame von hohem Wuchs mit schönem Gesicht, auf dem der Kummer lagerte — dieselbe Dame, welche Mr. Schleiden sich sehnte wieder zu sehen.

„Himmel, seine Schwester!" rief er betroffen.

Die Dame schüttelte den Kopf.

„Nicht seine Schwester, Mr. Schleiden, sondern er selbst. Ich will Ihnen das Räthsel erklären. Ich bin die Schwester des Mr. Charles Powel, welcher hier wohnte, die Begeisterung für die Sache der Republik trieb mich auf den Kampfplatz. Unter dem Namen George Borton trat ich, als Mann verkleidet, in die Armee, ich avancirte zum Officier, und suchte dem Vaterlande zu nützen, so viel ich konnte, bis — bis . . . . Doch Sie wissen genug. Meine Rolle als George Borton ist zu Ende, ich bin jetzt wieder Mary Powel.

Mr. Schleiden stand wie vernichtet.

„Gott, warum mußte ich sie wiedersehen!"

Die Hand an die Stirn gepreßt, schritt er hastig auf und ab, er wagte nicht aufzuschauen zu seiner Gefangenen, noch vermochte er die Fassung zu gewinnen, seinen Leuten einen Befehl zu ertheilen. - Sollte er sie fortführen, sie, die er anbetete, die er bewun-

derte? — Sollte er das Mädchen, das wie eine Heldin für das Vaterland gekämpft, der Anklage der Meuterei preisgeben? —

Nein, nein, er konnte das nicht mit seiner Ueberzeugung, seinem Gewissen vereinbaren; und doch, wie sollte er sich vor seinen Leuten, welche Zeugen der Scene waren, rechtfertigen? —

Mary machte dieser peinlichen Unschlüssigkeit ein Ende.

„Ich bin bereit Ihnen zu folgen, Sir," sagte sie mit fester Stimme. — „Gehen Sie voran, Herr Sergeant."

„Mary — Mary!" rief der Offizier; aber was konnte er ändern? Mit eiserner Hand forderte seine Stellung die Erfüllung seiner Pflicht. Er mußte sie verhaften.

---

## Dreiundsechzigstes Kapitel.

# Das Haus der Kupplerin.

Der Aufruhr in New-York war zu Ende. Auf den Straßen war Alles leer, nur die Löschmannschaften, welche mit aller Anstrengung bemüht waren, die brennenden Häuser zu löschen und Patrouillen, welche die Stadt nach allen Richtungen hin durchkreuzten, befanden sich auf den Straßen. Das Gesindel hatte sich, zufrieden mit dem Erfolge und ohne Neigung sich mit dem Militair zu messen, in seine Schlupfwinkel zurückgezogen, und Einzelne, die hie und da durch die dunklen Gassen dahin huschten, hatten keinen andern Zweck, als sich vor den Patrouillen zu verbergen.

Zu diesen letzteren gehörten auch zwei Männer, welche eine schwere Kiste von Eichenholz mit starkem Stahlbeschlag und Vorlegeschloß jene entlegene Straße hinabtrugen. Im tiefsten Schatten der Häuser schlichen sie geräuschlos dahin, bis sie an das Haus der Mrs. Gamp gelangten.

Vorsichtig rührte der Eine von ihnen den Klopfer.

Einige Minuten vergingen, da ward im Erdgeschoß vorsichtig ein Fenster in die Höhe geschoben, ein Kopf unter einer großen Haube wurde sichtbar, und eine Stimme fragte flüsternd:

„Sind Sie es, Mr. Atzerott?"

„Gerade nicht Mr. Atzerott," antwortete Einer von den beiden Männern, welche die Kiste hingestellt hatten, „aber doch Jemand der ganz ebenso gut oder so schlecht ist. Mach auf, alte Hexe und das schnell, ehe die Patrouille, die eben die Straße hinabgegangen ist, zurückkommt und uns hier erblickt."

„Das wäre schlimm," entgegnete die Alte, „und würde mir sehr leid thun, aber einlassen kann ich nur Mr .Atzerott oder seinen Freund, den mit den düstern Augen, welche Anspruch haben auf meine Gefälligkeit!"

„So, Du meinst wohl, ich komme mit leeren Händen? — Oh, Alte, ich bin im Stande mir einen zehnfach größern Anspruch auf Deine Gefälligkeit zu erwerben, als die beiden Habenichtse. Was meinst Du, wenn es mir auf fünfhundert Dollars nicht ankäme?"

„Fünfhundert Dollars? – Ah, Sir, Sie scherzen, wie sollte ich dazu kommen, ein solches Geschenk von einem Fremden zu erhalten."

„Ein Fremder bin ich Dir nun gerade nicht, alte Kupplerin, wenn nur Deine Laterne brennte, dann würdest Du sehen, daß Du mit Niemand Geringerem sprichst, als Bob Harrold in eigener Person."

„Mr. Harrold! Also Sie sind es. Ja, das ist sehr schön, aber wer bürgt mir dafür, daß ich auch von Ihnen nicht betrogen werde um die fünfhundert Dollars?"

„Hier diese Kiste, die allem Anschein nach mit Geld gefüllt ist und die ich Dir zum Aufbewahren geben werde, wird Bürgschaft genug sein."

Das mußte Mrs. Gamp einleuchtend scheinen, denn sie entschloß sich sehr schnell, dem Begehren der beiden Männer zu willfahren und die Thür zu öffnen.

Mit einem Licht in der Hand führte sie die beiden Gäste in ihr Wohnzimmer, wo sie die Kiste niedersetzten und dann erschöpft in einem Stuhl Platz nahmen.

„Zuerst ist nun die Frage," begann Mr. Harrold, „ob Ihr hier einen sichern Ort habt für diese Kiste, einen Ort, wo Niemand hinkommt, wo sie also Niemand entdecken wird."

„Hm," brummte die Alte, „es dürfte nicht leicht sein, einen solchen Ort zu finden. Ich habe zwar das Zimmer nach hinten hinaus, was ganz gut wäre, aber das haben Mr. Atzerott und sein blasser Freund schon für sich in Anspruch genommen, und das muß ich also für Sie reserviren."

„Wie so, warum müssen Sie?"

„Die Herren haben sich Anspruch erworben ...."

„Zum Teufel mit dem Anspruch. Ich sage Dir, Alte, daß ich zehnmal so viel zu geben im Stande bin wie sie. Was verlangst Du für das Hinterzimmer?"

„Beste Herrn, es geht nicht, sie haben das Zimmer für ein Geschäft ...."

Sie machte eine Miene, als ob sie gern weiter sprechen wollte, aber in Gegenwart von Harrolds Gefährten es vorzöge zu schweigen. Dies veranlaßte Harrold sich an seinen Gefährten, einen stämmigen Irländer, mit den Worten zu wenden:

„Nun ich dächte, Ihr Geschäfte hier wäre zu Ende, und Sie hätten keinen Grund weiter, sich Ihrer Familie zu entziehen."

„Mir schon recht," antwortete der Irländer, „ich werde gehen, sobald unser Geschäft in Ordnung ist."

„Welches Geschäft, habgieriger Wolf?"

„Nun mein Antheil an dem Inhalt der Kiste."

„Habe ich Ihnen nicht 50 Dollars gegeben?"

„Ganz recht, aber es ist eine Möglichkeit, daß zehntausend Dollars und noch mehr in der Kiste sind, ist dies der Fall, dann verlange ich Halbpart."

Harrold lachte laut auf.

„Guter Freund, Du bist wirklich zu amusant; — also meinst Du, ich würde Dir wirklich die Hälfte herausgeben?"

„Das meine ich in der That," versetzte der Irländer lakonisch.

„Wenn ich Dir aber nun keinen Cent abgebe, wie dann mein Herr Nimmersatt — wie dann?"

„Dann werde ich mir meinen Antheil schon zu verschaffen wissen, Mr. Harrold. — Bemerken Sie, daß ich Ihren Namen kenne, und daß ich von Mr. Aaron Lewy leicht erfahren kann, wieviel in der Kiste war. Bekomme ich von Ihnen nicht redlich meinen Theil, so wird sowohl Mr. Lewy als die Regierung gern demjenigen eine Prämie zahlen, der ihnen den Besitzer der Kiste, respektive einen der Anführer bei dem Aufruhr namhaft macht. — Adieu, Mr. Harrold. Ich verlange nicht, daß die Kiste jetzt gleich geöffnet wird, weil das Geräusch mitten in der Nacht den Patrouillen verdächtig sein möchte, sondern stelle Ihnen anheim, mich morgen oder übermorgen zu befriedigen; aber wohl verstanden, länger warte ich nicht auf meinen Antheil."

Damit knöpfte er seinen Flausrock zu und verließ das Haus.

Harrold biß sich in die Lippen.

„Verflucht, daß ich diesen Hund gebrauchte und nicht die Kiste allein fortschaffen konnte. — Aber, hol mich der Teufel, ich zahle ihm nichts, und wäre eine Million in der Kiste."

Für Mrs. Gamp war diese Unterredung von höchstem Interesse gewesen. Mit gierigen Blicken betrachtete sie die Kiste, welche einen so bedeutenden Schatz enthalten sollte und schien an ihren knöchernen Fingern bereits auszurechnen, wie groß der Gewinn sein würde, falls es ihr gelänge, Mr. Harrold diesen Raub ganz oder theilweise wegzuschnappen.

„Also Sie meinten fünfhundert Dollars würden für mich abfallen," unterbrach sie die Pause, welche nach dem Fortgange des Irländers eingetreten war, „wenn ich Ihnen die Kiste in Verwahrung nehme, bis Sie Zeit haben, sie ungestört zu öffnen und zu durchsuchen?"

„Fünfhundert Dollars," wiederholte Harrold, „falls so viel drin ist, wie ich vermuthe."

„Nun unter dieser Bedingung will ich sie in das Hinterzimmer stellen und dort einschließen."

„So faß an, und hilf mir, sie hineintragen, ehe noch Atzerott und der Andere uns überraschen."

„Ganz wohl, Mr. Harrold, aber ich muß bevorworten, daß eben das Zimmer nicht leer, daß vielmehr Jemand darin ist."

„Was? — Es sollte Jemand sehen ..."

„Nun, die Person ist ungefährlich. Es ist ein Mädchen, was Atzerott und sein Freund zu mir brachten und hier einschlossen, um sich hernach, wenn der Trouble da draußen zu Ende sein würde, mit ihr zu belustigen. Sie haben sie gebunden und geknebelt, denn sie ist eben so spröde, als sie schön ist, und scheint nicht gerade gutwillig mitgegangen zu sein."

Ihre vergilbten Züge verzogen sich zu einem unangenehmen Lächeln, aber weder ihre Lustigkeit noch der Humor, mit dem sie das Factum vortrug, genügten, um Harrolds verdrießliche Miene aufzuhellen. Vielmehr setzte er die Kiste, deren einen Griff er bereits erfaßt hatte, wieder hin und sagte ärgerlich:

„Dann geht es nicht, dann kann die Kiste nicht hier bleiben."

„Aengstigen Sie sich nur wegen des Mädchens nicht," redete ihm Mrs. Gamp zu, „denn wenn ich recht verstanden habe, so beabsichtigt Mr. Atzerott nicht, sie noch lange am Leben zu lassen, wenn er seinen Zweck erreicht hat, denn sie würde ihm gefährlich werden können, da sie ihn kennt und könnte ja auch mir gefährlich werden, wenn sie anzeigte, was hier vorgegangen."

„Aber weder Atzerott noch sein Genosse dürfen die Kiste sehen."

„Das sollen sie auch nicht, ich werde sie hinter den Vorhang stellen."

„Nein ich gebe es nicht zu. Ich muß für die Kiste einen andern Platz finden.

Ein Klopfen an der Hausthür ertönte in diesem Moment und machte dieser Diskussion ein Ende. Mr. Gamp machte Harrold ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten und schlich auf den Zehen an das Schiebefenster,

„Es ist der Freund von Atzerott", flüsterte sie. Er wollte zu erst kommen, des Mädchens wegen. Ich muß ihn einlassen."

„Um Himmelswillen, Mr. Gamp, lassen Sie ihn nicht ein."



E. M. Stanton, Kriegsminister der Vereinigten Staaten.

„Ich muß, denn er hat Ansprüche . . .“

„Hol der Henker die Ansprüche, ich zahle Ihnen das Doppelte, wenn Sie ihm nicht öffnen.“

„Das geht nicht, Sir. Er würde Lärm machen, und die Aufmerksamkeit der Polizei erregen, die ohnehin schon mein Haus mit Mißtrauen beobachtet. Lassen Sie mich, ich will ihm öffnen.“

Von Neuem ertönte der Klopfer, diesmal schon in etwas heftigeren Schlägen. Mrs. Gamp wollte hinaus.

„Halt!“ rief ihr Harrold zu, „so lassen Sie uns wenigstens erst die Kiste verstecken.“

„Wie ich Ihnen schon sagte, ich habe nur das Hinterzimmer.“

„Nun so seis meinetwegen, machen Sie nur schnell.“ — Für sich aber murmelte Bob Harrold, während die Alte das Zimmer aufschloß: „Es ist mir lieb, daß es Payne ist, den werde ich schon zu verhindern wissen, daß er das Zimmer nicht betritt, gegen ihn habe ich eine vorzügliche Waffe.“

Sie trugen die Kiste hinein.

Es war ein mittelmäßig großes Zimmer mit zwei nach dem Garten hinausgehenden Fenstern, deren Laden dicht verschlossen waren, an der Decke brannte eine Ampel und beleuchtete mit ihrem matten Lichte die zum Theil geschmackvollen Möbeln dieses hübschen Gemachs. Auf einem Ruhebette von grünem Sammet lag Esther, gebunden, daß sie kein Glied bewegen, und geknebelt, daß sie keinen Laut auszustoßen vermochte. Obschon matt und entkräftet durch die lange Qual, welche sie erduldet, blickte ihr Auge doch mit einem, unbeschreiblichen Ausdruck von Erregung auf die Eintretenden; und das Zucken ihrer Glieder verrieth die Kraftanstrengung, welche sie machte, um ihre Fesseln zu sprengen.

Harrold warf nur einen flüchtigen Blick auf sie. Die Habsucht war bei ihm stärker als jede Regung seines Gefühls. Er hatte nie das Gefühl des Mitleidens, selbst nicht das der Liebe empfunden. Habsucht und Selbstsucht waren lediglich die Triebfedern seines Handelns, und nur soweit diese beide Eigenschaften in Betracht kamen kümmerte er sich um Andere. Die Qualen des Mädchens, die Angst, die sich auf ihrem Gesicht ausprägte, das Verbrechen, das gegen sie verübt werden sollte, das Alles ließ ihn völlig kalt. Hätte er aber gekonnt, er würde sie befreit haben, und zwar nur aus dem Grunde, damit sie seinen Schatz nicht sähe, den er in diesem Zimmer zu verbergen beabsichtigte. Da es aber nicht in seiner Macht stand, sie zu befreien, so hatte er nur den Wunsch, daß sie an dem Knebel ersticken, oder von Atzerott's Faust erwürgt werden möchte, ehe sie irgend einem Sterblichen verrathen konnte, was sie gesehen hatte.

Die Kiste wurde hinter einen Bettvorhang gestellt, und das Zimmer wieder verschlossen.

Es war die höchste Zeit, daß Payne eingelassen wurde, denn sein Klopfen war jetzt so stark, daß, wenn eine Patrouille in der Nähe gewesen wäre, sie ihn gehört haben müßte.

„Wollen Sie nicht gleich mit hinausgehen?“ fragte Mrs. Gamp, als sie ging, die Thür zu öffnen.

„Ich denke gar nicht daran“, antwortete Harrold. „Oder meinen Sie, ich würde die Kiste auch nur einen Moment aus den Augen verlieren? — Nein, ich bleibe.“

Das war nun freilich nicht ganz nach Mrs. Gamp's Plan, allein es blieb ihr weiter nichts übrig, als sich für den Augenblick zü fügen.

„Nun das muß ich sagen!“ rief Payne, als sich die Hausthür wieder hinter ihm geschlossen hatte; „Sie behandeln die Leute eben nicht allzu aufmerksam, von welchen Sie bezahlt werden.“

„Ich bitte um Entschuldigung“, sagte Mrs. Gamp, „aber ich war im Hinterzimmer.“

„Entschuldigen Sie sich nicht. — War Mr. Atzerott schon hier?“

„Noch nicht, Sir, Sie sind der Erste, ganz wie Sie es wünschten.“

„Und das Mädchen?“

„Liegt ganz ruhig auf den Polstern und wird wahrscheinlich schreckliche Langeweile haben und sich sehr glücklich schätzen, wenn Jemand zu ihr kommt, sie zu unterhalten.“

„Lassen Sie mich zu ihr“, rief Payne, dessen Sinnlichkeit in ihrer ganzen Züggellosigkeit erwachte bei der Aussicht, der Befriedigung seiner thierischen Leidenschaft so nahe zu sein.

Ohne erst zu warten, daß Mrs. Gamp ihm die Thür ihres Wohnzimmers öffnete, trat er in dasselbe ein.

Sein leidenschaftglühendes Gesicht verfinsterte sich, als er hier ganz in der Nähe der Thür, welche in's Hinterzimmer führte, Bob Harrold sitzen sah.

„Was wollen Sie hier?“ fragte er seinen Genossen in keineswegs freundschaftlichem Tone.

„Der Herr suchte bei mir Schutz“, nahm Mrs. Gamp statt des Gefragten das Wort. — „Sie wissen, die Patrouillen verhaften Alle, welche, ohne geeigneten Grund für ihr Ausgang zu haben, auf der Straße getroffen werden.

„Die Straße ist jetzt frei“, fuhr Payne zu Harrold gewendet fort. — „Gehen Sie wo anders hin.“

Harrold aber blieb sitzen und machte nicht die geringste Miene, sich von dem Platze, den er einnahm, wegzubegeben.

„Hören Sie nicht?“ fragte Payne stürmisch.

„Ja wohl, höre ich“, versetzte Harrold gleichmüthig; „aber es gefällt mir hier so gut, daß ich beabsichtige, so lange hier zu bleiben, bis Sie sich ein anderes Obdach gesucht haben werden.“

Die Adern des Zornes schwollen auf Payne's Stirn.

„Unverschämter, was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß ich diese Thür hier bewachen und nicht dulden werde, daß Sie einen Schritt da hinein thun.“

„Was? — Wer hat Ihnen gesagt? —“ er schoß einen wüthenden Blick auf Mrs. Gamp.

Diese aber stand da, in Ergebung ihre gelben Hände faltend,

als erwarte sie in Demuth, was der Gereizte über sie verhängen werde.

„Weib!“ schrie dieser. — „Bezahle ich Sie desalb?“

Mrs. Gamp legte wie zur Antwort den Finger auf die Lippen und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß sie ihm etwas zu entdecken habe. Anscheinend, um im Entré irgend etwas zu verrichten, begab sie sich darauf hinaus, und unter irgend einem Vorwande folgte ihr Payne. Als sie allein waren, legte Mrs. Gamp die Hand an den Mund und flüsterte ihm in's Ohr:

„Wir müssen ihn bei Seite schaffen, er hat einen Schatz da im Hinterzimmer.“

„Einen Schatz?“

„Eine Kiste, die viele tausend Dollars enthalten soll.“

„Nun?“

„Ich denke, es kann uns Beiden nicht schwer werden, ihn zu überwältigen, zu binden und zu knebeln, daß er so lange stille hält, als Sie mit dem Mädchen und ich mit der Durchsuchung der Kiste zu thun haben.“

Payne schüttelte den Kopf.

„Es geht nicht. Meine Interessen stehen in so engem Zusammenhange mit den seinigen, daß ich wenigstens äußerlich den Schein des freundschaftlichen Verkehrs bewahren muß.“

„Aber bedenken Sie, Sir, daß Mr. Atzerott jeden Augenblick kommen kann, und daß dann das Mädchen für Sie verloren ist.“

Das wirkte. Die Lüsternheit siegte über die Klugheit; Payne wurde schwankend. Mrs. Gamp, welche diese Veränderung schnell bemerkte, fuhr fort:

„Bedenken Sie, daß Sie ein so schönes Mädchen in ganz New-York nicht finden. Sie müßten sie sehen, wie sie so daliegt, sie wäre das Modell einer Venus, wenn die Kleider sie nicht bedeckten. Die Blouse von Mousselin, welche ihren Busen bedeckt, ist durch ihre Anstrengung, sich los zu machen, aufgegangen und läßt einen Busen — sehen, einen Busen, Sir, so schön, wie ich ihn nie gesehen, und Sie können mir in dieser Beziehung Erfahrung zutrauen; und die Kleider, die sich durch ihre Bewegungen ein wenig hochgestreift haben, zeigen den reizendsten Fuß und die . . . .“

Es war nicht nöthig, daß sie fortfuhr. Die unreine Flamme war in dem rohen Wüstling zur vollen Gluth angefacht.

„Kommen Sie“, unterbrach er das Weib. „Wir wollen ihn binden, mag daraus entstehen was da will.“

Er stürzte in's Zimmer, in welchem Harrold noch eben so ruhig saß wie vorher. Mrs. Gamp folgte ihm mit den nöthigen Apparaten.

Harrold blickte dem Eintretenden furchtlos, ja mit einem über-

legenen Lächeln in das vor Aufregung glühende Gesicht, und sagte sich ein wenig aufrichtend:

„Was Sie draußen auch immer für einen Plan geschmiedet haben, bester Mr. Robert, so rathe ich Ihnen, keinen Schritt eher zur Ausführung desselben zu thun, als bis Sie zwei Worte gehört, die ich Ihnen zu sagen habe.“

In diesem Augenblicke gewahrte er die Riemen und Stricke, welche Mrs. Gamp unter ihrer Schürze verbarg.

„Ah!“ rief er höhnisch auflachend. „Sie wollten mich binden — Also das war das Pländchen, welches Sie mit dieser würdigen Frau ausgeheckt, um in dies Zimmer zu gelangen. Was ist es denn, was Sie so unwiderstehlich hineinzieht? — Giebt es etwa wieder“ — er beugte sich dicht an Paynes Ohr und sagte das Folgende flüsternd — „eine Leiche zu schänden? — Wie war es doch, welche Strafe erwartet den Mann, der das Verbrechen an der am gelben Fieber gestorbenen Tochter des Lazareth-Aufsehers beging?“ —

Wie ein Zauber wirkten diese Worte auf Payne. Er erblaßte und starrte den Sprecher mit dem Ausdruck des Schreckens an.

Mrs. Gamp, welche von dem, was in ihm diese Veränderung bewirkt hatte, keine Ahnung hatte, näherte sich ihm und stieß ihn an, um zur Ausführung des Planes zu schreiten.

Payne regte sich nicht.

„Warum bindet Ihr mich nicht?“ fuhr Harrold spottend fort. „Seht, ich stehe hier und werde keinen Versuch des Widerstandes machen. Bindet mir getrost die Stricke um die Arme, ich werde später dafür das Vergnügen haben, Diesem hier den Strick um den Hals legen zu sehen. —

„Schweigen Sie!“ knirschte Payne wüthend. — „Kein Wort mehr. Sie sehen ja, daß ich fühle, wie ich mich in Ihrer Hand befinde. — Schweigen Sie dieses Weibes wegen.“

„Das Mädchen, Sir! — Das Geld! — Bedenken Sie!“ flüsterte Mrs. Gamp Payne zu. Zu ihrer größten Ueberraschung aber wandte er sich um und schrie ihr ein:

„Halts Maul, Hexe!“ zu; worauf er sich wieder an Harrold wandte:

„Was wollen Sie? Lassen Sie mir das Mädchen, und bleiben Sie meinetwegen hier, bis in alle Ewigkeit.“

„Gut, das soll geschehen, ich werde sie Ihnen hinausbringen. Sie bleiben hier“, versetzte Harrold. „Aufgeschlossen! Sie pergamentener Drache!“

Mrs. Gamp konnte noch immer nicht recht begreifen, wie ihrem Verbündeten diese plötzliche Sinnesänderung gekommen sei, und zögerte, den Befehl auszuführen, da aber auch Payne sie drängte, so gehorchte sie endlich.

Sie steckte den Schlüssel in's Schloß und wollte eben umdrehen, als sie plötzlich innehielt.

„Nun, was haben Sie?" fragte Harrold. „Weshalb zaudern Sie?"

„Hören Sie nichts, meine Herren?"

Man horchte auf.

In der That, vom Nebenzimmer her hörte man ein Geräusch.

„Was war das?"

„Es klopft Jemand an das Fenster."

„Sollte das Mädchen sich von den Fesseln frei gemacht haben?"

„Nein, es klopft Jemand von außen."

„Kommen Sie in die Küche, meine Herren!" rief Mrs. Gamp. „Vom Küchenfenster aus können wir in den Garten sehen; da werden wir erfahren, was es giebt."

Payne und Harrold folgten ihr. Sie waren alle gleich gespannt, woher das Klopfen käme. Kaum aber hatten sie in den Garten einen Blick geworfen, so riefen sie gleichzeitig wie aus einem Munde:

„Wilkes Booth!"

---

## Vierundsechzigstes Kapitel.

# Der Morgen nach der Schreckensnacht.

Der Regen, welcher im Verlauf der Nacht des 9. September in Strömen vom Himmel geflossen war, hörte gegen den Morgen hin auf, und die Sonne tauchte klar und rein hinter den Häusermassen New-York's hervor, um die Ueberreste der grauenvollen Scenen zu beleuchten, welche die entmenschten Horden aufgeführt.

Viele der größten und schönsten Häuser waren Schutthaufen, unter deren rauchender und glimmender Asche man zum Theil die Ueberreste von Reichthum und Pracht erblickte. Jammernd umstanden die ehemaligen Bewohner diese Gebäude, die Stätte einstigen Glückes, und durchsuchten den Schutt nach den halb oder ganz verkohlten Leichnamen ihrer Angehörigen, welche darunter begraben lagen, oder standen händeringend und verzweifelnd bei der schrecklichen Gewißheit, daß sie jetzt nackt und bloß dastanden, daß ihnen Alles, Alles verloren sei,

ihr Leben voll Armuth und Elend verwünschend und Diejenigen beneidend, welchen der Tod diesen Jammer erspart hatte.

Im Koth der Straßen, welchen der Regen aufgeweicht hatte, lagen die Leichen erschlagener Neger, zum Theil die Spuren gräßlicher Martern an sich tragend. An Laternenpfählen und Thürpfosten baumelten die Erhängten, an einem Bretterzaun stand eine Anzahl Schwarzer aufgereiht, welche die Unholde sämmtlich an einer Hand dort festgenagelt hatten. Die Unglücklichen lebten noch, als man sie fand, und flehten, daß man ihren Qualen durch den Tod ein Ende machen möchte.

Die Häuser des ganzen Viertels, in welchem meistens die Neger wohnten, waren von ihren Bewohnern fast sämmtlich verlassen. Sie hatten sich theils geflüchtet, theils fand man ihre Leichen zerschmettert durch den Sturz aus dem Fenster auf der Straße, theils in irgend einem Winkel, in welchem sie einen Versteck gesucht hatten.

Vor dem Court-Hause, wo ein heftiger Kampf stattgefunden, lagen die Leichen sowohl der Beamten wie der Rebellen so dicht, daß sie fast den ganzen Vorhof bedeckten. Die Thüren der Gefängnisse standen offen, sowohl die Eingangsthüren, wie auch die Zellen; und diejenigen von den Beamten, welche mit dem Leben davon gekommen waren, waren damit beschäftigt, in den Gängen ihre Collegen aufzusuchen, welche, weil sie sich geweigert hatten, die Thüren zu öffnen, dort von den Rebellen erschlagen waren.

Mr. Judd, der Chef der Polizei in New-York, und Mr. Schleiden, der Commandeur der Militärpatrouillen, welche eben eine Runde durch die Straßen der Stadt gemacht hatten, kamen auch hierher und blieben erschüttert stehen, bei dem Anblick, welcher sich ihnen im Vorhofe bot. So dicht hatten sie nirgends die Leichen gefunden, wie hier. Mit Heldenmuth hatten die Wachen den ungleichen Kampf mit den Rebellen aufgenommen und ihre Pflichttreue mit dem Leben gebüßt.

„Wären wir nur eine Stunde früher gekommen," sagte Mr. Schleiden, „so hätten wir es verhindern können."

„Freilich," bestätigte Mr. Judd, „allein wir können Gott nicht genug danken, daß die Hilfe überhaupt kam. Rechnen Sie, was geschehen wäre, wenn der Aufruhr in dieser Weise nur noch 12 Stunden fortgetobt hätte. Wir haben die Ankunft der Miliz fast wie ein göttliches Wunder angesehen, denn wie konnten wir erwarten, daß man in Washington von dem Aufstande früher Nachricht hatte, als selbst in New-York."

„Wissen Sie, wem Sie die Rettung der Stadt verdanken?" fragte Schleiden.

„Nun?"

„Einem Jüngling, den ich in der Nacht habe verhaften müssen.",

„Ein am Complott Betheiligter?"

„Ich hoffe nicht, daß er das ist. Es ist ein Jüngling, welcher sich in merkwürdiger Weise bald als Freund, bald als der schlimmste Feind der Anstifter gezeigt und mich schließlich dadurch vollends verwirrt hat, daß er sich mir als verkleidetes Mädchen entdeckte."

„Wunderbar!"

„Kennen Sie eine Familie Powel?"

„Gewiß, Mr. Schleiden. Mr. Charles Powel galt bis vor Kurzem für einen durchaus achtbaren Mann und seine Frau als ein Muster aller weiblichen Tugenden."

„Bis vor Kurzem, sagen Sie?"

„Allerdings, denn der Mann ist wegen Unterschlagung zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt und die Frau in Untersuchung. Es liegt der Verdacht sehr nahe, daß sie die heimliche Correspondenz des Mr. Berkley, des Rebellen-Agenten, welcher hier in Haft gehalten wurde, unterstützt hat."

„Also steht die Familie jetzt in schlechtem Ruf?"

„Ganz gewiß. Aber wiefern interessirt Sie diese Familie?"

„Weil der Jüngling, von dem ich eben sprach, oder vielmehr das Mädchen, welches ich habe verhaften müssen, und von dessen Schuld ich mich moralisch nicht überzeugt halte, eine Schwester jenes Mr. Powel ist."

„Das ist eben keine Empfehlung für das Mädchen."

„Ich fürchte fast, daß es so ist. Sie selbst übrigens war von der Schuldlosigkeit ihres Bruders wie ihrer Schwägerin mehr als überzeugt und hatte, wie sie mir mittheilte, eben im Begriff gestanden, Schritte zu thun, um sie aus der Haft zu befreien."

„Ueber den Punkt kann sie sich beruhigen, denn ihre Schwägerin ist bereits gegen Caution entlassen, und ihr Bruder" — er deutete mit Lächeln auf die offenstehenden Gefängnißthüren. — „Sie sehen wohl, daß seiner Selbstbefreiung sich keine Schwierigkeiten darbieten, er wird sich nicht besonnen haben, von der günstigen Gelegenheit Gebrauch zu machen."

Sie waren während dieser Unterredung hineingetreten und schritten die Corridors entlang. Ein alter Wärter kam ihnen entgegen, große Thränen auf den gefurchten Wangen, begrüßte er Mr. Judd mit zitternder Stimme, und fügte dann hinzu:

„O, mein Gott, daß wir das erleben müssen, Alle todt, ermordet von diesem verfluchten Gesindel."

„Habt Ihr schon gezählt, wie viel Ihr Todte habt?" fragte Mr. Judd.

„Von uns Beamten und den Posten sind zusammen funfzig Mann todt, und die Andern sind Alle so schwer verwundet, daß nicht viele von ihnen mit dem Leben davonkommen werden."

„Und die Gefangenen Alle entflohen, natürlich?"

„Alle fort, das können Sie sich schon denken, Mr. Judd."

„Haben Sie bereits die Zellen revidirt?"

„Noch nicht, wir haben bis jetzt vollauf zu thun gehabt, die Todten und Verwundeten aus allen Winkeln hervorzuholen; und wozu auch die Zellen revidiren? — es ist ja Niemand darin."

„Es wäre aber doch möglich, sie hätten vergessen eine oder die andere Zelle aufzuschließen, oder die festeren Thüren hätten den Versuchen, sie zu öffnen, widerstanden."

„Ach nein," sagte der alte Mann. „Sie hätten nur sehen sollen, mit welcher Umsicht und Berechnung sie zu Werke gingen. Sie haben kein Schloß vergessen zu öffnen; es war gerade, als wären sie mit unsern Schlüsseln so vertraut, wie mit ihrem Hausschlüssel. Ganz natürlich, sie werden wohl schon sämmtlich hier ihr Logis gehabt haben, diese Mörder und Spitzbuben."

„Welches ist die Zelle Berckley's?"

„Die ist oben, Sir, ganz oben."

„Führen Sie uns einmal dahin. Vielleicht, daß irgend etwas, das wir dort finden, auf seine hiesigen Verbindungen hindeutet."

Sie stiegen die Treppe hinauf und schritten durch einen sehr langen Corridor. Der Wärter hatte ganz recht berichtet, alle Thüren standen weit offen, und alle Zellen, in welche sie im Vorbeigehen einen Blick warfen, waren leer.

„Dort die Zelle rechter Hand, das war Mr. Berckley's Gefängniß," sagte der Wärter.

Mr. Judd schritt auf eine offenstehende Thür zu.

Nicht die," sagte der Wärter, „die daneben ist es."

Aber Mr. Judd kehrte dennoch nicht um, sondern blieb überrascht und betroffen in der Thür der Zelle stehen. Auch Schleiden theilte seine Ueberraschung, als er einen Blick in das Innere der Zelle warf.

Dort saß, den Kopf auf den Tisch gestützt, auf dem Rande seiner Bettstelle die abgemagerte, blasse, verwilderte Gestalt eines Mannes. Der Unglückliche schien so vertieft in seine traurigen Gedanken, daß er die Anwesenheit der Fremden nicht eher bemerkte, als bis der Polizeichef ihn anredete:

„He, Mann, sind Sie krank?"

Der Gefangene schlug seine hohlen, geisterhaft blickenden Augen zu dem Sprecher auf, und antwortete mit langsamer, dumpfer Grabesstimme:

„Krank? — Ja, aber hier, hier," fügte er hinzu, die dürre Hand auf seine Brust drückend.

„Wie kommt es, daß Sie die Gelegenheit zu entfliehen unbe-

nutzt gelassen haben?" fuhr Mr. Judd fort. „Sie scheinen sich eben nicht nach der Freiheit zu sehnen."

Der Gefangene stieß einen schweren Seufzer aus und rief, die Hände krampfhaft zusammenfaltend:

„O, mein Weib, meine Kinder!"

„Der Mann scheint geistesabwesend," sagte Schleiden, „man sollte ihn von hier fort in ein Hospital bringen."

„Wenn Sie sich so sehr nach Weib und Kindern sehnen," nahm der Polizeichef wieder das Wort," warum sind Sie alsdann nicht diese Nacht mit den andern Gefangenen entflohen?"

Da erhob sich der zusammengeknickte Mann von seinem Sitz und richtete sich stolz und gerade empor und sagte, festen Blickes auf den Frager zutretend mit stolzer Würde:

„Weil ich es verschmähe, Sir, von einer Freiheit Gebrauch zu machen, welche mir der Zufall verschafft. Wenn nicht meine Unschuld von den Richtern anerkannt ist, daß ich vor aller Welt gerechtfertigt dastehe, so will ich weder frei sein, noch leben. Weder meiner Familie noch irgend einem Menschen will ich unter die Augen treten, so lange ich mit dem Makel befleckt bin, der durch die schändlichste Verläumdung auf mich geworfen ist."

Er brach nach diesen Worten wieder kraftlos zusammen, sank auf den Stuhl zurück und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Es lag in den Worten und in der ganzen Erscheinung des Mannes so viel Ueberzeugendes und Theilnahme Erweckendes, daß sowohl Judd als der Lieutenant sich ergriffen fühlten und sich unwillkürlich sagten: „Hier muß ein Irrthum obwalten, der Mann muß unschuldig sein."

Ein Blick, welchen die Beiden wechselten, sprach diese ihre Gedanken aus, und in so mildem Tone als ihm möglich wandte sich Mr. Judd an den Gefangenen:

„Wenn Ihnen Unrecht geschehen, so sein Sie überzeugt, daß Alles aufgeboten werden wird, Ihnen Ihr Recht zu verschaffen. — Wie ist Ihr Name?"

„Charles Powel."

„Powel!" wiederholte Schleiden verwundert für sich. „Das ist also auch ein Glied der Familie, an welcher nichts dran ist, wie alle Welt meint. Wenn die übrigen Glieder dieser Familie nicht schuldiger sind, als dieser Mann, beim Himmel, so sind sie reiner als das Licht der Sonne selbst." — —

Mr. Judd war inzwischen vorangegangen in die Zelle, welche der Vorsitzende des Ordens der Ritter vom goldenen Cirkel inne gehabt hatte. Mit Hülfe Schleidens und des Wärters wurde dieselbe genau durchsucht. Anfangs, wie es schien, ohne Erfolg. Die Betten, das Stroh, die Winkel und Ecken, Alles war genau durchsucht, und schon wollte Judd sich wieder entfernen, als seine Aufmerk-

samkeit sich auf das Fenster richtete. Das Fensterbrett hatte sich ein wenig geworfen und eine schmale Spalte über dem Mauerwerk geöffnet, aus welcher das Ende einer Schnur herab hing. Judd erfaßte dasselbe und zog die Schnur hervor, welche lang genug war, um, aus dem Fenster gelassen, bis auf die Erde herab zu reichen. Das war also das Instrument, vermittelst dessen Mr. Berckley seine Briefe erhalten hatte. Konnte man aber nicht eine Spur dieser Briefe selbst finden? — Richtig, das Fensterbrett ließ sich mit einiger Kraftanstrengung so weit in die Höhe heben, daß man die Hand in die Spalte bringen konnte, in welcher sich nicht allein Papier und Bleistift, sondern auch ein Brief vorfand.

Mr. Judd öffnete den Brief, welcher keine Adresse trug, außer in der Ecke die Buchstaben K. G. C. Der Brief selbst war in einer unverständlichen Chiffernschrift geschrieben. —

Als Mr. Judd und sein Begleiter eben im Begriff waren, das Court-Haus zu verlassen, kam ein Adjutant und meldete ihnen, daß der General Wallace soeben angekommen sei und die Herren ersuchen lasse, zu ihm nach der Commandantur zu kommen.

Mr. Wallace, der in Aushebungsangelegenheiten einige Tage in Hobocken zu thun gehabt hatte, war per Telegraph von den Ereignissen in New-York benachrichtigt worden und sofort zurückgeeilt. Die Vernichtung der Aushebungslisten hatte ihm, so ruhig und besonnen er sich stets, selbst in den schwierigsten Verhältnissen zeigte, fast die Fassung geraubt. — Bleich und mit allen Zeichen der größten Aufregung schritt er in seinem Zimmer im Kommandanturgebäude auf und ab. Das ganze Personal der Aushebungsoffice hatte er bereits citiren lassen und aus ihrer Aller Aussagen mußte er zu der Gewißheit gelangen, daß die Listen vernichtet seien.

Was war nun zu thun? — Er konnte zu keinem Entschluß kommen. Man mußte eine neue Aushebung beginnen. Aber auf welche Weise sollte das geschehen, ohne die entsetzlichste Verwirrung herbeizuführen? Der General hatte völlig den Kopf verloren.

„Nun, wie sieht es aus?“ fragte er hastig und aufgeregt den Polizeichef, der mit Schleiden eintrat.

„Das Unheil hätte größer sein können,“ erwiderte dieser. „Die Hülfe ist eben noch nicht ganz zu spät gekommen.“

„Sie haben bereits die Runde durch die Stadt gemacht?“

„Ich habe mit Mr. Schleiden, dem Befehlshaber der Patrouillen, soeben fast alle die Plätze besucht, wo das Unheil am stärksten gewüthet.“

„Nun?“

„Es sind etwa hundert Häuser niedergebrannt, und nach einer ungefähren Schätzung haben wir drei bis viertausend Todte, meist Nigger.“

„Aber die Aushebungslisten, Sir, die Aushebungslisten!"

„Sind ohne Zweifel mit verbrannt."

„Ich bitte um Verzeihung," fiel hier der Lieutenant Schleiden ein. „Ich zweifle daran, daß die Aushebungslisten verbrannt sind."

„Was sagen Sie?" rief der General auf Schleiden zuspringend. „Nicht verbrannt? — Gestohlen?"

„Gerettet, glaube ich," antwortete Schleiden.

„Sprechen Sie die Wahrheit Herr? — Um Gotteswillen reden Sie, was veranlaßt Sie zu dieser Meinung? — Bedenken Sie, was Sie sagen, das ist eine Angelegenheit, welche den ganzen Staat, ja die ganze Republik betrifft. — Woher glauben Sie, daß die Listen gerettet sind?"

Der Graf erzählte das Abenteuer in jener entlegenen 69sten Straße*) und die Aeußerung, welche Miß Mary Powel in Bezug auf die Aushebungslisten gethan hatte.

„Die Canaille hat Sie getäuscht," brummte der General, ungläubig den Kopf schüttelnd. Sie gehört augenscheinlich mit zum Complott. — Ist nicht auch der Bruder, jener Charles Powel, einer von diesen demokratischen Hunden? — Sie wissen es jawohl, Mr. Judd."

„Der Bruder," antwortete dieser, „stand stets im Rufe ein guter Republikaner zu sein, allein dessen Frau steht in sehr dringendem Verdacht, mit den Anhängern des Südens Verbindung unter halten zu haben."

„Nun ja, da haben Sie's!" rief der General. „Sie sind dupirt, lieber Lieutenant."

„Trotz alledem aber behaupte ich, daß jenes Mädchen die Wahrheit sprach," erwiederte Schleiden bestimmt, „ich kann mich weder von der Falschheit dieses Mädchens, noch überhaupt von der Schuld der übrigen Glieder dieser Familie überzeugen. — Ich würde rathen, das Mädchen herführen zu lassen und zu vernehmen."

Der General sah ein, daß dies allerdings das Beste sei, und schickte seinen Adjutanten sofort ab, um Miß Mary Powel herzuführen.

Kaum hatte sich dieser entfernt, so meldete ein Secretair den Hauptmann der Hafenpolizei zu Boston, Mr. Morris.

„Was führt Sie zu dieser unglücklichen Stunde hierher?" fragte der General, als der Angemeldete eingetreten war. „Die Polizei in New-York hat in diesem Augenblick mit ihren eigenen Angelegenheiten schon mehr zu thun, als sie zu leisten vermag, daß sie sich unmöglich um die Angelegenheiten der Polizei von Boston kümmern kann."

„Und doch muß ich die Hilfe der hiesigen Polizei beanspruchen,"

*) In New-York haben die meisten Straßen, namentlich die Querstraßen, keine besonderen Namen, sondern nur Nummern.

antwortete Morris. „Meine Angelegenheit ist so wichtig, fast wichtiger, als das Unglück, welches diese Stadt betroffen hat.“

„Oho, was hat das zu bedeuten?“

„Zunächst,“ fuhr Mr. Morris fort, „muß ich berichten, daß ich in New-York bereits ohne Zuziehung der hiesigen Criminalpolizei eine Haussuchung vorgenommen habe.“

„Der Fall muß in der That sehr dringend sein,“ bemerkte Mr. Judd, unangenehm berührt.

„Er war sehr dringend,“ antwortete Mr. Morris. „Es handelte sich um die Auffindung einer gewissen Kiste, welche die Alabama im Hafen von Bouston ans Land schaffte, und welche die Beute an baarem Gelde von den gekaperten Schiffen enthielt, etwa eine Million Dollars.“

„Und diese Kiste soll in New-York sein?“

„Sie ist dem Banquier Aaron Lewy übergeben worden, und bei ihm eben habe ich die Haussuchung vorgenommen.“

„Haben Sie die Kiste vorgefunden?

„Nein. Mr. Lewy leugnet nicht, die Kiste in Empfang genommen zu haben, behauptet aber, sie sei ihm bei dem gestrigen Crawall geraubt worden. Mein erstes Anliegen ist nun das, daß die hiesige Polizei Alles aufbietet, um etwas über den Verbleib der Kiste in Erfahrung zu bringen.“

Gegen dies Verlangen ließ sich natürlich nichts einwenden, und die Million Dollars war selbst unter den obwaltenden Verhältnissen ein Gegenstand der eifrigsten Bemühung werth; also erklärte Mr. Judd ohne Widerrede seine Bereitwilligkeit, nach dem Verbleib der Kiste zu forschen.

„Wissen Sie wie die Kiste aussieht?“ fügte er hinzu.

„Allerdings“, antwortete Mr. Morris, „ich habe die Kiste mit eigenen Augen gesehen, und zwar in einem Boote, dessen Insassen ich für Lachsfischer hielt, die aber Mannschaften der Sea-bright, des Begleitschiffes der Alabama, gewesen sind. Die Kiste ist von Eichenholz mit starkem Stahlbeschlag und einem starken Vorlegeschloß.“

Der Adjutant, welcher abgeschickt war, um Miß Mary Powel herzuführen, meldete in diesem Augenblick, daß dieselbe im Vorzimmer warte.“

„Lassen Sie sie sofort eintreten“, befahl der General, für den kein anderer Gegenstand in diesem Augenblicke mehr Interesse hatte, als derjenige, über welchen die Gefangene vernommen werden sollte.

„Ich bitte um Verzeihung“, fiel Mr. Morris ein, „ich habe noch eine Sache vorzutragen.“ —

„Bester Freund, Alles was Sie vortragen können, ist nicht halb so wichtig, als eine Nachricht über den Verbleib der Aushebungslisten. — Gehen Sie, Herr Lieutenant, führen Sie die Gefangene herein.“

Der Adjutant entfernte sich.

„Ich brauche das Verhör durch meine Gegenwart nicht zu stören“, nahm Morris wieder das Wort, „was ich noch zu sagen habe, ist kurz genug. Mr. Slowson, der Director der Westindischen Compagnie, läßt die hiesige Polizei ersuchen, auf den Mann zu fahnden, welcher in dem Steckbrief, den ich Ihnen hier übergebe, Mr. Judd“ — er überreichte demselben das Papier — „näher bezeichnet ist, und ersucht sie zugleich, die übrigen Polizeibehörden aller Staaten der Union von der Thatsache in Kenntniß zu setzen.“

Mr. Judd hatte einen flüchtigen Blick auf das ihm übergebene Papier geworfen, das aber sofort sein ganzes Interesse fesselte.

„Was?“ rief er, gerade in dem Moment, als der Adjutant Miß Powel hereinführte. — „Was? die Alabama lag in Hafen von Boston und ist durch einen Officier unserer Marine herausgelootst't? — Wer war der Schurke, der diesen Verrath beging? — Powel, lese ich recht?“

„Es war der Lieutenant der Brigg Contest, Eugene Powel!“ bestätigte Mr. Morris.

„Das ist Verleumdung, Sir!“ rief, in edler Entrüstung erröthend, die Gefangene, einen stolzen Blick auf den Polizeibeamten heftend.

Mr. Morris sah sie verwundert an.

„Das ist Verleumdung“, wiederholte Mary, „ich sage, daß der Lieutenant Powel eines Verraths nicht fähig ist, und wenn alle Polizeibeamte der Union ihn dessen beschuldigten und alle Gerichte ihn verurtheilten.“

„Sie kennen diesen Patron, wie es scheint?“ fragte Morris etwas höhnisch, „vielleicht ein Liebhaber, den man so warm vertheidigt?“

„Eugene Powel ist mein Bruder“, antwortete Mary stolz. „Ich kenne seine patriotische Gesinnung und seinen edlen Charakter, und weiß, daß er einer Schurkerei nicht fähig ist. Ich kenne ihn wie mich selbst, und so wenig wie ich selbst einer solchen Handlung fähig wäre, und könnte ich alle Schätze der Erde dadurch gewinnen . . .“

„Ha, ha, ha!“ unterbrach sie Morris. „Sie vergessen, Miß, daß Sie eben selbst eines ähnlichen Verbrechens halber gefangen sind.“ —

„Und daß auch Ihr anderer Bruder und dessen Frau sich im Gefängniß befinden“, fügte Wallace hinzu.

Mary schlug erröthend die Augen nieder, ihre Lippen bebten, ihre Wimpern zitterten, und eine Thräne rollte über ihre Wangen.

„O, Wilkes, den Tod wollte ich lieber für dich erlitten haben, als die Schmach, für eine ehrlose Verrätherin zu gelten!“ flüsterte sie.

Mr. Schleiden näherte sich ihr theilnahmevoll.

„Fassen Sie sich, Miß Powel. Der Verdacht, welcher auf Ihnen, wie auf den Ihrigen ruht, ist noch nicht erwiesen, und was Ih-

ren Bruder Charles betrifft, so haben sowohl ich, wie auch Mr. Judd die Ueberzeugung, daß er weniger schuldig ist, als er scheint, und hoffen, daß einst der Tag kommen wird, wo er völlig gerechtfertigt dasteht; — und daß Ihnen und Ihren übrigen Verwandten ein Gleiches zu Theil werde, das gebe Gott.."

Mary trocknete ihre Thränen und dankte dem Offizier mit einem tiefsinnigen Blick.

So sehr auch die Worte Schleiden's den General befremden mochten, so ließ er sich doch nicht Zeit, sein Mißfallen über diese unzeitige Weichherzigkeit auszudrücken, sondern wandte sich sofort an die Gefangene.

„Sie sind verhaftet worden, weil Sie den Anführer einer Rotte Rebellen in der 69. Street den Händen seiner Verfolger entzogen."

Mary schwieg.

„Sie stehen also in irgend einer Verbindung mit dem Complott, welches den Aufruhr angezettelt."

Wieder keine Antwort.

„Ich will jetzt nicht reden von den Verbrechen, an welchen Sie sonst betheiligt waren, die im Verlauf der Nacht verübt wurden —"

„Ich bitte zu bemerken, daß ich es war, welche größere Verbrechen, verhütet hat", fiel hier Mary, welche ihre Fassung und Sicherheit, ja einen Muth, wie ihn nur das Bewußtsein der Unschuld giebt, wiedergefunden hatte. — „ich war bei keinem Verbrechen betheiligt, wohl aber die Ursache, daß rechtzeitig Miliz kam."

„Sie?"

„Ja, Herr General, das kann ich bestätigen", fiel Schleiden ein, „ich war Zeuge, daß Miß Powel die Anzeige beim Präsidenten machte, und auf die Nothwendigkeit hinwies, Miliz nach New-York zu schicken.

„Das Mädchen macht auf mich denselben günstigen Eindruck, wie der Gefangene in Court-Hause, flüsterte der Chef der Polizei dem Lieutenant zu. — „Merkwürdiges Geschick, daß alle Glieder der Familie in einem schlimmen Verdacht stehen, den sie nicht zu verdienen scheinen."

Der General schüttelte ungläubig mit dem Kopfe. Er fuhr fort:

„Sie wußten, daß die Aushebungslisten vernichtet werden sollten?"

„Ja, ich wußte es", antwortete Mary fest.

„Da Sie nun, wie Sie behaupten, die übrigen Verbrechen zu verhindern suchten, warum suchten Sie nicht auch dies schlimmste aller Verbrechen zu verhindern? — Ha, nun reden sie, was thaten Sie, um es zu verhindern? — Sie können von dem, was Sie begangen haben viel gut machen, wenn Sie uns mittheilen, was Sie von dem Verbleib der Aushebungslisten wissen."

„Das wäre geschehen, Herr General, auch ohne Ihre Frage und ohne die Verheißung, welche Sie damit verknüpfen. — Die Aushebungslisten wären sicher unrettelbar verloren, wenn ich sie nicht gerettet hätte.“

„Mädchen“, rief der General und ergriff ihre beiden Hände, „Sie hätten das gethan, Sie?“

Sein Gesicht strahlte, und die freudige Ueberraschung ließ ihn vergessen, daß er eine Gefangene verhöre.

„Sie haben den Staat gerettet, die ganze Union ist Ihnen zu Dank verpflichtet!“ rief er mit Enthusiasmus aus; — dann aber stockte er, und seine Stirn furchtete sich von Neuem. Es stiegen ihm Zweifel auf gegen die Wahrheit ihrer Aussage. — „Wo ist aber der Beweis, daß Sie das thaten, Miß Powel“, sagte er, „geben Sie uns den Beweis.“

„Der Beweis, daß die Listen gerettet sind“, antwortete Miß Powel ruhig, „ist leicht, lassen sie dieselben gefälligst aus der Wohnung meines Bruders, 69. Street, abholen. Ich brachte sie dorthin, weil sie in jener bescheidenen Wohnung vor der Entdeckung der Aufrührer am sichersten waren, die sie sicherlich an jedem andern Orte vermutheten, als hier; — und daß ich es war, welche die Listen rettete, werden Sie erfahren, sobald sie den Wächter und den Portier der Office aufgefunden haben werden, denen ich meine Karte gab, und denen ich sagte, daß ich die Listen in Ihrem Auftrage abholte.“

Schleidens Brust erleichterte sich durch einen Seufzer, alle Anwesenden schienen das Gefühl seiner Erleichterung zu theilen, denn Jeder hatte von vorn herein sich einer gewissen Theilnahme für das Mädchen nicht erwehren können.

In den Augen des Generals aber war sie von diesem Augenblick die Unschuld selbst.

„Mr. Judd“, sagte er, „wenn sich Alles so bestätigt, wie die junge Dame sagt, so ist, denke ich, kein Grund vorhanden, sie in Haft zu behalten.“

„Leider muß sie in Haft bleiben“, versetzte der Polizei-Chef, „denn sie kann nicht leugnen, den Anführer der Rotte aus den Händen seiner Verfolger befreit zu haben.“

Der General ging unwillig einige Male auf und ab. Dann blieb er vor dem jungen Mädchen stehen und sagte so eindringlich und mit so weicher Stimme, als es seinem rauhen Soldatenorgane möglich war:

„Wahrscheinlich, Miß, wußten Sie nicht, daß er zu der Verbrecherbande gehörte.“

Er that die Frage so, daß er der Gefragten damit zugleich die verneinende Antwort in den Mund legen wollte. Miß Powel aber, einer Lüge unfähig, antwortete, ohne aufzublicken:

„Ich wußte es."

„Sie wußten aber nicht, daß er Einer der Rädelsführer sei?"

„Auch das wußte ich."

„Jedenfalls aber können Sie seinen Namen nicht nennen?"

„Ich weiß seinen Namen, aber ich werde ihn nicht nennen."

Der General fuhr sich mit der Hand durch das dünne weiße Haar und stand rathlos da, als ihm Judd durch sein Achselzucken zu sagen schien:

„Sie sehen, es ist dringend nothwendig, sie in Haft zu behalten."

„Aber Sie werden sie doch mit soviel Aufmerksamkeit und Schonung behandeln lassen, wie überhaupt gegen einen Untersuchungsgefangenen angewendet werden kann?" fragte der General, als Mr. Judd dem Adjutanten den Wink gab, sie wieder abzuführen.

Der Polizeichef versicherte, daß er gegen diese Gefangene mit aller Rücksicht verfahren werde, und empfahl sich. — —

Die Nachforschungen nach der Kiste, welche die Million enthalten sollte, wurden sofort begonnen, und auch dem zweiten Ersuchen des Mr. Morris wurde genügt; der Steckbrief gegen den ehemaligen Marinelieutant Eugene Powel stand noch denselben Abend in allen Blättern.

---

## Fünfundsechzigstes Kapitel.

# Zum Tode.

Die Hoffnung in des Menschen Brust hört erst mit seinem Leben auf, das ist eine alte Wahrheit; die Hoffnung ist es, welche in den größten Gefahren die bewährteste Begleiterin ist. Wehe dem Kämpfenden, welchen die Hoffnung verläßt, und welchen die Verzweiflung niederwirft. Gefahr, Noth und Elend sind Schreckensgestalten nur dann, wenn die Hoffnung denjenigen, der von ihnen heimgesucht wird, im Stiche läßt, wenn die kräftig kämpfenden Arme sinken, und der Arme moralisch oder physisch vernichtet dem feindlichen Geschick erliegt. —

Die Männer, welche kühnen Muthes in dem schwachen Boote die Alabama verlassen und sich dem trügerischen Element anvertraut hatten, sie hatten mit Gefahr und Noth gekämpft, so lange auch nur ein Schimmer der Hoffnung ihnen dämmerte; sie hatten, als ihr

Boot von den Wogen des Meeres verschlungen ward, schwimmend noch mit dem Meere und den Meerungeheuern um ihr Leben gerungen; aber Muth und Hoffnung verließen sie, als sie, zum Leben neu erwacht, sich an Bord der Sea-bright sahen, und in der Nähe die Alabama, das Schiff, welches sie verlassen, um einem Geschick zu entgehen, das ihnen schlimmer als der Tod selbst erschien.

„Wir sind verloren," hatte Brocklyn seinen Gefährten zugeflüstert, und verzweifelnd dann hinzugefügt: „O lägen wir tief am Grunde des Meeres."

Er hatte Recht, denn was erwartete ihn und seine beiden Gefährten? — Schimpflicher Tod. — Wie glücklich war im Vergleich zu ihnen Oliver Haug, welcher ein ehrliches Grab in der Tiefe des Meeres gefunden! —

„O, mein Freund!" rief Eugene Powel, Brocklyn in die Arme schließend, „wie unglücklich bin ich, Dich in ein finsteres Geschick verflochten zu haben, und Dich, guter Jonas — ich wollte mit leichtem Herzen den schmählichen Tod, dem wir entgegengehen, ertragen, wenn ich nicht diese Last auf meinem Herzen fühlte!"

„Oh, was mich betrifft," brummte der alte Oberbootsmann des Macdonald, „so seien Sie ganz ruhig. Familie habe ich nicht, und es liegt nicht viel daran, ob mich dies Räubergesindel an die Raanocke emporhißt oder nicht, sie werden durch einen Mord mehr nur ihre einstige Strafe desto schwerer machen; und Gott wird geben, daß dem Treiben dieser Teufelsbrut bald ein Ende gemacht wird."

„Das heißt brav gesprochen, wie einem echten Seemann zukommt!" sagte Brocklyn dem Alten die dicken Hände schüttelnd. „Dasselbe sage ich auch — nur das muß ich noch hinzufügen, Eugene, daß ich nichts weiter that, als eine Schuld gegen Dich abzutragen. Du weißt von dieser Schuld nichts, und es war mein Wunsch, daß Du nie etwas davon erführest; jetzt aber, da unsre Stunden gezählt sind, muß ich Dir dies Bekenntniß machen. Ich danke Gott, daß er mir Gelegenheit gab, einen Theil der Schuld zu sühnen, welche mir schwer, schwer auf dem Herzen lastet. — Nur einen Wunsch noch habe ich, bevor ich sterbe, es ist der, noch einmal das holde Antlitz Deiner Freundin zu sehen, noch einmal in ihr seelenvolles Auge zu schauen und sie zu bitten, in ihrem Herzen neben Deinem Bilde auch mir ein bescheidenes Plätzchen des Andenkens zu bewahren." — —

Die Sea-bright hatte auf Sinclair's Commando beigedreht; und der schlanke, edle Bau der Alabama, welche majestätisch sich nahte, wurde mehr und mehr sichtbar. Bis auf eine Viertelmeile nahte sich das Kaperschiff; dann loggte es die Segel und stellte sie gegen den Wind, so daß es allmählig zum Stillstehen kam, auf den immer noch hochgehenden Wellen sich sanft und grazieus schaukelnd, und die

hohen Masten und schlanken Spieren wiegend, als ob es mit dem Meere und dem Winde nur ein neckisches Spiel treibe.

Die Sea-bright ließ ein Boot herab, Sinclair, der Steuermann und zwei Matrosen bestiegen es und stießen ab.

An der Fallreepstreppe der Alabama erwarteten sie bereits sämmtliche Ober- und Unterofficiere des Kaperschiffes.

„Seid mir Alle gegrüßt!“ rief Sinclair in bester Laune. „Gut geschlafen bei dem Wiegenlied, das uns die Nacht der Nordwest blies?“ — Wie ich sehe hat sich die Alabama wie gewöhnlich nicht sonderlich alterirt, bei der Bö, denn ihre Toilette ist noch so gut in Ordnung, als hätte sie vier Wochen weiter nichts gethan als mit einer leichten Briese getändelt. — Guten Morgen, Lieutnant Kell, blicken Sie nicht so düster, ich komme nicht mit Hiobsposten, und auf 600 Meilen Entfernung giebt es keine Klippen wie die von Lynnes Eiland . . . Umarme mich, Armstrong, ich finde, Du siehst schmachtender aus, als je. Schreibst Du immer noch Sonetten, und nachtwandelst im Mondenschein, Du liebeskranker Amadis? Wenn ich nicht wüßte, daß der Baß eines Achtzigpfünders Deinen Ohren mindestens eine ebenso angenehme Musik ist, als der Laut einer Äolsharfe, ich würde den Kapitain bitten, Dich zu Deiner Besserung auf 6 Monate zu verheirathen. — Guten Morgen Anderson; guten Morgen Tom Blunt, Ihr seht mir alle so verstimmt und verdrießlich aus, wie die Krämer, welche den Tag vergebens in der Thür ihres Ladens stehen um ihre Kunden zu erwarten. — Doch tröstet Euch, es giebt vielleicht mehr Arbeit als Ihr denkt. — Platz da, ich muß zum Capitain. — Nein, nein, keine Fragen, erst die Pflicht; wenn ich damit fertig bin stehe ich zu Diensten, dann fragt, so viel Ihr wollt.“

Mit diesen Worten die Neugier seiner Kameraden abschneidend, die ihn von allen Seiten mit Fragen bestürmten, eilte er in die Kapitainscajüte hinab, wo Semmes ihn bereits erwartete.

„Ist die Kiste gelandet?“ war die erste Frage des Kapercapitains.

Gelandet und in die Hand des Mannes vom Stamme Judä abgeführt“, antwortete er scherzend.

„Keine Haverie in den Klippen von Lynnes Eiland erlitten?“

„Nicht so viel, als ein Mädchen im Arme ihres Großvaters, Sir, — Wir hatten ja die Weisung des Lootsen.“

„Der Lootse war ein Verräther, der nichts anderes beabsichtigte, als die Alabama aufrennen zu lassen.“

Sinclair wurde plötzlich ernst und sah den Capitain erstaunt an.

„Glücklicherweise kam noch zur rechten Zeit ein anderer Lootse“ fuhr Semmes fort. „Ich fürchtete, daß jener erste Sie falsch unterrichtet hätte.“

„Nein, bei Gott nicht. — Alle Teufel, das hätte ein schlimmer Spaß werden können, wenn es dem Verwegenen gelungen wäre. — Aber ich hab's immer gesagt, die Alabama ist kugel- und wellenfest. Weder die Geschosse der Yankee's noch die schwerste Bö, noch die gefahrvollsten Klippen können sie vernichten. Sie wird zum Trotz aller Jagd, die man auf uns macht, so lange die See befahren, bis kein Yankee-Schiff mehr darauf zu sehen ist, und bis man sie mehr fürchtet als den fliegenden Holländer selbst. Auch die Fregatte, welche in dieser Breite kreuzt, wird so wenig gegen sie ausrichten, wie alle anderen Schiffe, die uns die Yankee's schon auf den Hals geschickt haben." —

„Eine Fregatte kreuzt in dieser Breite?"

„Allerdings, ich bekam sie gestern kurz vor der Dämmerung zu Gesicht, sie hielt dicht beim Winde und schien nicht übel Lust zu haben, mich zu einem tête à tête zu laden, allein Sie wissen ja, wie die Fregatten der Yankees vor Wind gehen, wenn sie ihre Maschinen nicht geheizt haben. — Ich war dem Coloß mit meiner Nußschaale aus den Augen, noch ehe er sein großes Bramsegel beisetzen konnte."

„Wie stark war die Fregatte?"

„Ich schätzte sie auf achtzig Kanonen."

„Mit Dampf und Wind?"

„Ganz bestimmt, wenn ich auch von ihren Dampf nichts gesehen habe."

„Und Sie meinen, daß sie den Cours von Nordwest bei Nord beibehalten wird?"

„Das meine ich nicht, vielmehr denke ich, daß sie unter dieser Breite wenden wird, wenn sie anders die Aufgabe hat, Florida zu umschiffen."

„Diese Aufgabe aber hat sie nicht — ich kenne diese Fregatte von 80 Kanonen, es ist der „Vanderbild", commandirt vom Capitain Foote", dieselbe Fregatte, welche unserer Spur bereits seit vier Monaten folgt, doch sie soll auch diesmal die Alabama nicht zu Gesicht bekommen. Ich steure nach dem Cap zu. Sie landen die Gefangenen und folgen mir dahin, und wenn Mr. Foote die Geduld und die Hoffnung nicht verliert, mag er uns dort aufsuchen."

Er zog eine Glocke.

Mr. Anderson als wachthabender Officier erschien.

„Lassen Sie sofort die Maschinen heizen, die Alabama wird ihre ganze Kraft brauchen, denn ein schlimmer Feind ist uns auf den Fersen", dann zu Sinclair gewandt fügte Semmes hinzu: „Nehmen Sie die Gefangenen an Bord, lassen Sie ohne Verzug die Einschiffung beginnen. Sie steuern demnächst westlich und setzen die Gefangeoen auf St. Thomas an Land."

„Zu Befehl, Sir!" antwortete Sinclair, und wollte sich verabschieden.

„Haben Sie mir sonst keine Mittheilung zu machen?"

„Keine nennenswerthe, nur daß ich diesen Morgen drei Schiffbrüchige auffischte."

„Schiffbrüchige, in dieser Gegend und bei diesem Winde?" fragte Semmes zweifelhaft.

„Es sind, wie sie sagen, der Capitain, der erste Lieutenant und ein Oberbootsmann einer Handelsbrigg, die hier verbrannte."

„Die beiden ersten sind jung, hübsch von Gesicht und Gestalt. Der Eine trägt einen dunkelblonden, der andere einen braunen Bart. Der Oberbootsmann ist von untersetztem, breitschultrigem Körperbau, ein Mann von 50 Jahren — ist es nicht so?"

„Ich bin erstaunt, Herr Capitain, zu hören, wie Sie die Leute so genau beschreiben. Es ist in der That ganz so wie Sie sagen."

„Und haben Sie nicht auch den Vierten, einen blonden, hageren Mann, ebenfalls Bootsmann, gerettet?"

„Nein, Sir, aber ich glaubte, als ich durch's Fernrohr das Boot beobachtete, in der That vier Personen zu erblicken, der Vierte wird also wohl ertrunken sein, aber woher wissen Sie —"

„Der Vierte, welcher ertrunken ist, war der Bootsmann der Alabama, Oliver Haug!"

„Ist's möglich!"

„Und die drei Andern sind Leute, welche gehängt werden sollen, sobald sie den Fuß auf's Deck der Alabama gesetzt haben. Mr. Sinclair, Sie werden diese drei Leute auf's schleunigste an Bord der Alabama bringen, damit die Strafe an ihnen vollzogen werden kann."

„In der That räthselhaft!"

Semmes bemühte sich nicht, dem Lieutenant das Räthsel zu lösen, sondern winkte ihm mit der Hand, sich zu entfernen.

Auf dem Deck der Hütte fand Sinclair seine Kameraden vereinigt. Er wurde mit Fragen förmlich bestürmt. Am meisten interessirte es Alle, zu erfahren, wie er es angefangen habe, die Kiste ans Land zu schaffen.

„Das war sehr einfach", erzählte Sinclair in seinem gewöhnlichen Humor. „Ich kreuzte in der Nähe der Bai von Boston und merkte auf das Signal, was verabredet war. Ihr wißt, es sollte auf einem Felsenvorsprung der Bucht ein Ruder in die Erde gesteckt werden; das sollte alsdann das Zeichen sein, daß der Jude bereit sei, die Kiste in Empfang zu nehmen. — Gut, am Morgen nach Eurer Abfahrt bemerke ich in der That das Ruder und setze also eine Pinasse aus, um die Kiste zu landen. — Noch einmal sehe ich zufällig nach dem Ruder, siehe da erblicke ich einen Mann, der dasselbe fortnimmt. Ich werde stutzig und halte mit meinen Vorbereitungen inne. Da wird das Ruder wieder an dieselbe Stelle gesteckt, der Mann verschwindet von dem Felsenvorsprung. — Ich sinne nach, was das zu

bedeuten haben kann, und komme schließlich auf den Argwohn, daß die löbliche Hafenpolizei Witterung von unserer Million Dollars hat. Ich vermuthe, daß irgend ein Beamter ohne Arg das Ruder wegnahm, aber später doch bemerkte, daß er eine Dummheit beging, und es wieder an die Stelle gesteckt hat."

„Schlaukopf!" lachte Anderson beifällig.

„Es gehörte nicht eben viel Schlauheit dazu", fuhr Sinclair fort. „Der Verlauf zeigte mir denn auch klar, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Ich gebe also der Pinasse die Weisung, in der Bucht zu kreuzen und sich durch verschiedene heimliche Landungsversuche ein möglichst verdächtiges Ansehn zu geben."

„Was hatte das für einen Zweck?"

„Ihr werdet sogleich hören. Die inhaltschwere Kiste brachte ich natürlich nicht in die Pinasse, sondern in ein Fischerboot, das ich mir von Lachsfischern verschafft hatte. Ich selbst, mein Steuermann und mein Master-Maat bestiegen das Boot im Kostüm von Lachsfischern. Mein Plan glückte vollständig. Die Polizisten, welche die Kiste abfangen sollten, richteten ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Pinasse und ließen unser Fischerboot ganz unbeachtet. Es war in der That spaßhaft, Ihr hättet sehen sollen, wie wir mit den Polizisten Bord an Bord lagen und uns unterhielten. Der Führer derselben hat die Kiste, welche er suchte, mit seinen Händen berührt, und hat sie nicht verdächtig gefunden. Das Einzige, was ihm auffallend schien, war meine Person, die ihm nicht aussah, wie die anderer Fischer, aber auch darüber wußte ich ihn zu beruhigen Wenn die Officiere der Yankees nicht pfiffiger sind, als die Polizisten, so mögen sie ein ganzes Jahrhundert die Alabama verfolgen, und sie werden nicht einen Nagel oder einen Fetzen Leinwand davon erwischen."

„Nun, was die Officiere betrifft", brummte Kell, „so haben wir die Erfahrung gemacht, daß sie zum Theil eben so schlau als verwegen sind."

„Segel ahoi!" brüllte die Fockmastwache herab.

„Der Teufel, doch nicht die Fregatte?" rief Sinclair erschrocken.

„In welcher Richtung?" fragte Anderson herauf.

„Lee-wärts!" antwortete der Matrose. „Er hält scharf beim Wind!"

Anderson richtete sein Fernrohr nach der angedeuteten Richtung und durchforschte den Horizont. — Richtig, da tauchten die kolossalen Masten und der schwerfällige Rumpf einer Panzerfregatte aus den Wogen empor. Deutlicher immer deutlicher traten die einzelnen Theile des Fahrzeuges hervor. Bei der nicht sehr klaren Vormittagssonne konnte man doch jedes Segel unterscheiden, ja selbst den dicken schwarzen Rauch, welcher aus zwei umfangreichen Schornsteinen stieg.

Auch Sinclair hatte ein Fernrohr genommen und beobachtete

das Schiff, während Anderson sich in die Capitainscajüte begab, um die Meldung zu machen.

Semmes trat auf's Verdeck. Nur ein flüchtiger Blick genügte dem erfahrenen Seemann.

„Es ist dieselbe Fregatte, welche Sie sahen"? sagte er zu Sinclair.

„Dieselbe Sir," war die Antwort. „Indessen sie geht jetzt mit Dampf und Wind zugleich."

Semmes nickte.

„Ich kenne das Schiff und kenne seine Geschwindigkeit", sagte er halblaut. Dann fuhr er zum Deckofficier gewandt fort: „Alle Segel beigesetzt und die Schrauben eingehängt, sobald die Gefangenen eingeschifft sind. Keine Zeit verloren, in einer Stunde ist die Fregatte auf Schußweite nahe. — Das große Boot herabgelassen, die Gefangenen hinein. — Lieutenant Sinclair, stoßen Sie ab und schicken Sie die Drei, welche Sie gerettet, hierher."

Fast hundertstimmig wurden die Kommandos von den Officiren, Oberbootsleuten und Bootsleuten wiederholt. Alles auf der Alabama war in Bewegung, hunderte von Menschen wogten auf dem Deck durcheinander: Marinen, Matrosen, Gefangene, Alles drängte und tummelte sich dort. Zwei Boote waaren herabgelassen und neben der Fallreepstreppe standen die Mannschaften des Macdonald und der übrigen in letzter Zeit erbeuteten Schiffe, um in die Böte hinabzusteigen. Die Ueberstürzung, mit welcher das Geschäft betrieben wurde, machte das Hinabsteigen für Diejenigen, welche darin nicht die Virtuosität von Seeleuten hatten, beinahe gefährlich, und daher kam es denn, daß Mr. Crofton und die beiden Damen, seine Schwester und Tochter, sich bis zuletzt sträubten, die Fallreepstreppe zu besteigen.

Als die beiden Böte besetzt waren, enthielten sie etwa die Hälfte von denen, welche eingeschifft werden sollten. Sie stießen ab und brachten die Gefangenen an Bord der Sea-bright.

Brocklyn und Eugene Powel suchten vergebens unter denen, welche das Deck der Sea-bright bestiegen, die befreundeten Gesichter Croftons und der Seinigen; und mußten, so schwer es ihnen auch wurde, die Ueberzeugung gewinnen, daß sie sterben müßten ohne den Trost, sie noch einmal gesehen zu haben. Sinclair näherte sich ihnen.

„Jetzt ist es vorbei," sagte der alte Jonas. „Er kommt, um uns zu verkündigen, was wir schon wissen, nämlich, daß wir unverzüglich gehängt werden sollen."

„Ich wollte mit Freuden sterben," sagte Powel, „wenn ich wüßte, daß die Fregatte dort, welche scharf unserm Cours folgt, ein Unionsschiff ist und dies Raubschiff in den Grund bohren wird."

Brocklyn schüttelte den Kopf.

„Allerdings ist die Fregatte dort der Alabama an Anzahl der Geschütze weit überlegen," versetzte er, „und ist auch ein tüchtiger Segler, denn in einer Stunde, die sie in Sicht ist, hat sie nach meiner Schätzung ihre zwölf bis dreizehn Knoten zurückgelegt, aber wenn die Alabama erst den Dampf zu Hilfe nimmt, so ist diese Geschwindigkeit, so bedeutend sie auch sonst ist, ganz unzureichend, um sie einzuholen."

„Du meinst, die Alabama wird den Kampf nicht aufnehmen?"

„Nein, das wird sie nicht, denn sie hat sofort, als uns die erste Spur einer Mastspitze sichtbar wurde, angefangen zu heizen. Ich schließe daraus, daß Semmes es vorzieht, dem Kampf auszuweichen."

Die Vermuthung des Oberbootsmanns, daß Sinclair ihnen jetzt ihr Todesurtheil verkünden werde, bestätigte sich schnell. Auf einen Wink von ihm wurden sie von einem Dutzend Marinesoldaten ergriffen und gebunden.

Man schleppte sie nach den Böten der Alabama, aus welchen die Gefangenen ausgestiegen waren, und die jetzt zurückkehren sollten, um die noch an Bord der Alabama befindlichen Gefangenen, zu welchen auch Mr. Crofton, dessen Schwester und Miß Lavinia gehörten, nachzuholen.

„Die drei Gefangenen sind streng zu bewachen, und es ist namentlich zu verhüten, daß sie nicht über Bord springen," rief Sinclair dem Bootsmann zu, welcher den Transport der Gefangenen leitete.

„Warum bringt man uns nach der Alabama zurück?" fragte Brocklyn. „Ist es nicht für Semmes gleichgültig, ob wir, wenn wir des Todes schuldig sind, die Strafe hier erleiden oder dort?"

„Es thut mir leid, Sir," antwortete Sinclair nicht ohne Theilnahme, „allein es ist Befehl des Capitains, daß Sie nach der Alabama zurückgebracht werden."

„Mein Gott, warum liegen wir nicht am Grunde des Meeres!" wiederholte Brocklyn. „Warum ließ der Himmel es zu, daß wir aus den Wogen gerettet wurden, um dann schmachvoll gehenkt zu werden!"

Die Böte stießen ab.

## Sechsundsechzigstes Kapitel.

# Die Prise.

Weder die Alabama noch die Sea-bright hätten den gefährlichen Feind sich so nahe kommen lassen, hätte nicht die Einschiffung der Gefangenen sie genöthigt, ihre Flucht zu verzögern. Noch immer gingen die Wellen so hoch, daß die Böte, welche zwischen dem Kaperschiff und dem Schooner hin und her fuhren, sich nur mühsam durch sie Bahn brechen konnten. Näher und näher kam inzwischen die Fregatte, auf welche Semmes unablässig sein Fernrohr gerichtet hielt, irgend ein Signal erwartend.

Sollte er sich getäuscht haben? — das Schiff machte eine Wendung, und, von der bisherigen Richtung abweichend, hatte es durchaus nicht den Anschein, dem Kaper folgen zu wollen; vielmehr schien es ruhig vorbeisegeln zu wollen. Auch der erste Lieutenant hatte diese Bemerkung gemacht. Er näherte sich dem Capitain:

„Halten Sie das für Ernst, Sir?"

„Oh, ich kenne den Vanderbild zu gut," antwortete Semmes, „um glauben zu können, daß es ihm mit jener Wendung Ernst sei. — Aber ich sollte meinen, er kennt auch mich gut genug, um zu wissen, daß ich mich nicht überlisten lasse. — Wären nur erst die Böte zurück!"

„Eben stoßen sie von der Sea-bright ab, Sir."

„Haben wir Dampf?"

„Nach einer Viertelstunde, meinte der Maschinist."

„So müssen wir es vorläufig mit den Segeln versuchen."

Der Lootse, Mr. Evans, näherte sich; sein Gesicht drückte große Besorgniß aus.

„Mr. Semmes," sagte er, „bemerken Sie, daß der Nebel, welcher sich schon vor einer Stunde auszubreiten anfing, dichter und dichter wird?"

„Ich sehe es, und hoffe, daß er uns sehr bald den Blicken der Fregatte entziehen wird," war des Capitains Antwort.

„Wir werden aber zugleich den Schooner und die Böte aus dem Gesicht verlieren. Ich kenne das," fuhr der Lootse fort. „Wir haben in dieser Jahreszeit und unter dieser Breite oft Nebel, welche sich plötzlich wie dichte Wolken auf die See niederlegen — da, Sie sehen es, die Fregatte ist kaum noch zu erkennen."

Die Besorgniß des Lootsen war nicht grundlos, die Sonne, welche längst sich hinter den trüben Wolken verborgen, durchdrang kaum noch den Nebelschleier, welcher sich dichter und dichter herabsenkte. Wie ein weit entrückter Schatten zeichneten sich die Umrisse des Schooners am Horizont ab, und von den Böten, welche die Gefangenen hinüberbrachten, war nichts zu sehen. Die Scene hatte sich im Laufe einer einzigen Stunde dermaßen verändert, daß Semmes seine ganze Sicherheit und Festigkeit brauchte, um dieser kritischen Lage gewachsen zu bleiben. Die ganze Mannschaft der Alabama hatte eine Ahnung irgend eines gefährlichen Ausganges beschlichen. Fast lautlos stand Alles in die dichten weißen Nebelmassen hinausschauend oder erwartungsvoll den Blick auf die Schanze gerichtet, wo Semmes mit den Offizieren sich befand.

Nichts unterbrach diese allgemeine Ruhe, als ein leises Flüstern und das Spülen der Wellen, welche sich am Bug des Schiffes brachen.

Plötzlich schallte ein Kanonendonner aus der Nebelschicht hervor, furchtbar durch die Luft zitternd.

„Das war Sinclair!" rief Armstrong. „Er ist sicher von der Fregatte bedrängt."

„Nein," antwortete Semmes bestimmt, das war zwar kein blinder Schuß. — Das Geschütz war geladen und wurde nur in der Eile abgefeuert, um uns ein Signal zu geben. Können die Marsposten da oben nichts erkennen?"

Der Lieutenant Kell rief den Mann im Mastkorbe an und fragte ihn, ob irgend etwas zu erkennen sei.

„Ich kann durch den Nebel nur undeutlich sehen," war die Antwort. „Das große Schiff im Westen segelt vorbei."

„So will Mr. Sinclair wahrscheinlich nur die Richtung erfahren, in welcher wir segeln," meinte Anderson.

„Auch das nicht," entgegnete Semmes. „Dazu dient der Kompas. Lassen Sie alle Vorbereitungen treffen, um die Fregatte, falls wir wirklich zum Kampf gezwungen werden, zu empfangen. — Ha!" rief er plötzlich — „Sehen Sie dort, weshalb Sinclair so laut durch den Nebel gesprochen. Die Fregatte hat eine Wendung gemacht, kein Zweifel, daß sie den ersten günstigen Augenblick benutzen wird, um uns eine Lage ihrer Breitseite zuzuschicken!"

Das Maneuvre der Fregatte hatte den Zweck gehabt, sich dem Kaperschiff schnell so zu nahen, daß ein Ausweichen desselben so gut wie unmöglich war, und sie hatte diesen Zweck erreicht.

Das Geschrei: „Das fremde Schiff ist ganz nahe!" war bis in den untersten Raum des Schiffes gedrungen, und bereits beim ersten Trommelschlag war auch schon das ganze Schiff in Bewegung. Die Kanonen wurden in die Lucken geschoben, die Schoten sanken

nieder, die Geräthschaften verschwanden vom Deck, und die ganze Schanze zeigte eine ununterbrochene Reihe furchtbaren Geschützes.

„Wir müssen es mit dem Winde versuchen, bis wir Dampf haben!" rief Semmes. Die Lee-Seegel und Bram-Segel beigesetzt. Lassen Sie Sinclair ein Zeichen geben, die Böte wieder aufzunehmen; wir können nicht länger drauf warten!"

Alle Befehle wurden schnell und mit gewohnter Pünktlichkeit ausgeführt. Ein Kanonenschuß gab der Sea-bright das Signal, die Mannschaft der Böte aufzunehmen."

Der Lauf der Alabama war in eine vom Feinde schräg abführende Linie gerichtet worden, obgleich Semmes sich bemühte, den Schein einer Flucht zu vermeiden. Alle Blicke hefteten sich jetzt auf die große Masse der schwellenden Segel, welche sich über dem dunklen Rumpf und zwischen den beiden mächtigen Schornsteinen der Fregatte emporthürmten. Da schien die graue Nebelschicht sich zu spalten. Die schlanken Spieren, die vom Bugsprit hervorsprangen, gingen aus dem Dunkel hervor und ihnen folgte das ganze ungeheure Gebäude, der ganze schwarze Rumpf trat auf einmal deutlich hervor und deutlich sah man vom Besanmast die Flagge der Union wehen.

„Eins, zwei, drei Reihen Zähne," zählte Anderson bedächtig die Kanonenschichten, die vom feindlichen Schiffe sich ihnen entgegenstreckten. Ein Dreidecker. — Beim Henker, es ist kein großes Glück einem solchen Burschen zu begegnen."

„Tüchtig zugesteuert, Quartiermeister!" schrie der Capitain, „hier ist keine Zeit zu verlieren! Ein solcher Feind, und kaum eine Viertelmeile von uns! Rufen Sie alle Matrosen auf, Lieutenant Kell, und lassen Sie das Schiff vom Flaggenknopfe bis zu den untersten Leesegelspieren in Segel hüllen. — Wo die Böte nur sind! Hätten wir nur erst von der Sea-bright das Signal, daß sie von ihr aufgenommen sind."

Die Matrosen, welche längst bereit und der Befehle des Capitains gewärtig dastanden, warteten nicht erst das Signal des Oberbootsmanns ab. Von allen Kanonen auf welche sie sich placirt hatten, sprangen sie herab und eilten tumultarisch zu den Segeln hin.

Ein Augenblick völliger Verwirrung, aus welchem ein Uneingeweihter die Auflösung aller Ordnung prophezeiht haben würde, trat jetzt ein. — Jede Hand, jede Zunge rührte sich, und wie durch Zauberei war die Menge der kleinen Segel entfaltet, welche um die Masten entlang über die gewöhnlichen größeren herabfielen; worauf die vorige Ruhe und Ordnung und das Schweigen der Erwartung wieder eintrat.

Der Wind, der den Dreidecker herbeigeführt hatte, blies nun auch kräftig in die Segel der Alabama. Sie trieb frisch vor dem Winde hin, und hätte nicht das Panzerschiff den Vortheil des

Dampfes gehabt, so würde das Kaperschiff mit seinem flüchtigen Kiel schnell seiner gefährlichen Nähe entschlüpft sein.

„Das Nebelgewölk beginnt zu steigen" rief der Lootse, Mr. Evans. „Bekommen wir jetzt Dampf und hält der Wind eine Stunde so aus, so werden wir bald glücklich aus der Schußweite sein."

„Aber die Sea-bright," wandte Anderson ein. „Was wird aus dem Schooner?"

„Hoffentlich findet der Schooner, während der vergeblichen Bemühung des Vanderbild, auf uns Jagd zu machen, Zeit, sich aus dem Staube zu machen," meinte Armstrong.

„Was ist das dort?" rief plötzlich Semmes, auf einen grauen Punkt im Nebel deutend. Unmöglich ist das der Schooner? — Nein, beim Teufel, es sind die Böte, sie sind nicht umgekehrt, haben ohne Zweifel bei dem Nebel und dem Wellengang die Richtung verfehlt! —"

„Wir müssen beidrehen und sie aufnehmen," schlug Armstrong vor.

„Um Alles in der Welt nicht," widersprach Kell. „Jede Minute Aufschub gereicht uns zum Verderben. Sie sehen, der Achtziger hält es tüchtig mit dem Winde, er erwartet schon, daß wir das Weite suchen, und wir können uns glücklich schätzen, wenn wir einer vollen Lage entgehen."

„Laviren, Mr. Kell!" unterbrach ihn Semmes, „wir müssen seitwärts biegen, denn erhalten wir die volle Ladung, so sind wir verloren."

Beide Fahrzeuge schossen jetzt einige Minuten dahin und bewachten gleich zwei gewandten Wettkämpfern ihre gegenseitigen Bewegungen. Die Unionsfregatte gewann bald einen Vorsprung und eine plötzliche Wendung zeigte dem Kapitain des Kaperschiffes deutlich, von welcher Seite her er den Feind zu erwarten hatte.

„Wo sind die Böte?" rief Evans. „Bei der Richtung, welche der Dreidecker jetzt hat, muß er sie in den Grund segeln. Vielleicht ist das schon geschehen, ich sehe sie nicht mehr."

Die Böte waren in der That verschwunden. Waren sie wirklich übersegelt und untergegangen, wie Evans fürchtete, oder waren sie von der Fregatte geentert worden? — So wichtig auch jetzt diese Frage gewesen wäre, so ließ sie der Kapitain für den Augenblick doch ganz unbeachtet, sein wachsames Auge folgte vielmehr mit ungetheilter Aufmerksamkeit den Bewegungen des Feindes; indem er zugleich Kell, welcher neben ihm stand, durch eine ausdrucksvolle Bewegung seines Armes den Cours andeutete, welchen das Schiff jetzt einzuschlagen habe, um der drohenden Gefahr zu entgehen.

„Die Maschinen sind geheizt," meldete jetzt Anderson.

„So lassen Sie vollen Dampf geben," befahl Semmes.

„Die Sea-bright in Sicht!" meldete der Marsposten, durch das Sprachrohr aus dem Mastkorbe herabrufend.

„Welchen Cours?" fragte Semmes hinauf.

„Sie hält auf unser Kielwasser!"

„Lassen Sie ein Signal geben, daß sie wendet und das Weite sucht, Lieutenant Kell;" wandte sich der Kapitain an diesen.

„Ein Boot lavirt leewärts!" meldete der Posten von Neuem.

„Eins, nicht beide?" fragte der Kapitain.

„Nein, nur eins!" wiederholte der Matrose. — „Die Sea-bright steuert drauf zu!"

„Warten Sie mit dem Signal, bis das Boot aufgenommen ist," sagte Semmes zum ersten Lieutenat, der schon den Befehl zu dem Signal zu ertheilen im Begriffe stand. — —

Um die sehr auffällige Erscheinung, daß erstlich die Böte während des Nebels den Cours verfehlt hatten, und zweitens, daß oer Posten nur eins derselben erblickte, von dem Verbleib des andern aber Niemand etwas wußte, zu erklären, ist es nöthig daß wir in unsrer Erzählung zu dem Punkte zurrückkehren, da die drei Gefangnen, Brocklyn, Powel und Jonas gebunden von der Sea-bright in eins der Böte geschafft wurden, welche die Bestimmung hatten, die übrigen Gefangnen von der Alabama abzuholen.

In dem Boote befanden sich außer den drei Gebundenen drei Matrosen uod ein Bootsmann, welcher das Commando hatte.

Da der Wind günstig war, obwohl die See sehr hoch ging, so hatte man alle Segel beigesetzt, denn es war die größte Eile befohlen worden. Die Boote aber waren noch nicht weit in die See hinaus als der Nebel sich dicht und undurchdringlich auf die Oberfläche zu senken begann. Der Schooner erschien ihnen nur noch in undeutlicher schattenhafter Gestalt und von der Alabama war nichts zu sehen; nur der Compaß, welchen der Bootsmann bei sich führte, konnte die Richtung angeben, in welcher das Schiff zu suchen sei.

Da erdröhnte der Signalschuß der Sea-bright, welcher die Nähe der feindlichen Fregatte verkünden sollte. Wir wissen, daß in Folge dessen die Alabama ihren Cours änderte und dem Schooner ein Signal gab, die Mannschaft der Böte wieder aufzunehmen. Wo aber den Schooner suchen? — In dem Nebel war von demselben nichts zu sehen, und die Alabama flog mit vollen Segeln vor dem Winde hin. Man mußte eine andere Richtung einschlagen, dabei hatten nun die kleinen Fahrzeuge außer mit den Wellen auch noch mit dem widrigen Winde zu kämpfen, denn da sie bei ihrer jetzigen Richtung beinahe dem Wind stricte entgegenfahren mußten, so waren sie gezwungen zu laviren.

Der Bootsmann, welcher das Kommando führte, hatte angeordnet, daß das zweite Boot sich immer in der Nähe des ersten

halten und sich mit seinen Mannövern nach diesem richten sollte. Beide also kreuzten jetzt umher, von dem grauen Nebelschleier eingehüllt. Wohl eine halbe Stunde verharrten sie dabei, allein sie konnten den Schooner nicht wieder zu Gesicht bekommen.

„Zieht die Segel ein, nehmt die Ruder!" befahl der Bootsmann.

Das geschah; aber was vermochten drei Ruder bei so schweren Böten und bei so hoch gehender See?

Die drei Gefangenen saßen auf einer Ruderbank in der Mitte des Bootes. Sie schöpften neue Hoffnung. War es nicht möglich, daß eine der furchtbaren Wellen, welche das Boot abwechselnd hoch emporhoben und tief hinabschleuderten, dasselbe umkippten, und sie vor dem Geschick bewahrten, das ihnen bevorstand? — War es nicht möglich, daß sie in dem Nebel von einem der Schiffe, die in der Nähe waren, übersegelt wurden? — Das waren wenigstens die Gedanken Brocklyns und Powels, der alte Jonas aber schien noch einen Nebengedanken zu haben.

Obwohl die Matrosen an den schweren Rudern mit allem Kraftaufwande arbeiteten, daß ihre Kräfte vor der Zeit zu erschöpfen drohten, machte sich der alte Oberbootsmann doch ein Vergnügen daraus, sie unablässig zu verspotten.

„Die Kerle verstehen kein Ruder zu führen, Bootsmann", sagte er, zu dem am Steuer Sitzenden sich umwendend. „Wie sollen auch Matrosen eines Kaperschiffes das Ruder führen lernen, da sie die Küste so gut wie gar nicht zu sehen kriegen. Das Ruder führen, so was lernt nur Einer, der auf einem Kauffahrer grau geworden ist. Meiner Zeit, als ich noch Matrose war, habe ich ein solches Boot allein mit dem Ruder regieren können, und könnte es auch heute noch, wenn ich es jemals nöthig hätte."

Der Bootsmann sowohl wie die Matrosen verhöhnten anfangs diese Renommisterei, da aber der Alte mit seinem Spott nicht innehielt, so rief endlich einer der Matrosen unwillig:

„Herr Bootsmann, lassen Sie doch diesen Prahlhans mitarbeiten. Wenn er auch, wie er sagt, Oberbootsmann war und zu den Officieren gehört, so ist er doch jetzt ein Gefangener und sein Rang geht uns nichts an. Lassen Sie ihn ein Ruder nehmen."

„Das ist auch meine Ansicht", fügte ein Anderer hinzu. „Wir können seine breiten Schultern nützlich verwerthen, und daß er uns nicht über Bord springt, dafür werde ich schon sorgen, er kann hier neben mir sitzen. Wenn er auch nicht mehr leistet als Unsereiner, so ist es doch immer ein Ruder mehr, und das können wir in unserer Lage sehr wohl gebrauchen."

Dem Bootsmann leuchtete dieser Vorschlag ein, und obwohl er sich sagen mußte, daß er seiner Instruktion zuwieder handeln würde,

wenn er ihn befolgte, so gebot ihm doch die gefahrvolle Lage, in welcher er sich mit den ihm anvertrauten Böten befand, jedes Hülfsmittel in Anwendung zu bringen.

Nach einigem Besinnen sagte er daher:

„Gut, nehmet ihm den Strick ab. — Aber Ihr Ehrenwort Herr Oberbootsmann, daß Sie keinen Versuch machen, über Bord zu springen."

„Wenn nicht diese Nußschale umkippt, denke ich keinen Grund dazu zu haben," erwiederte Jonas. „Ich habe an dem einen Bad genug, das ich diesen Morgen hatte, und von dem ich kaum trocken geworden bin. Aber sonderbar finde ich es, daß Ihr mir noch Bedingungen machen wollt, wo Ihr mich braucht. Glaubt Ihr, Ihr thut mir einen Gefallen damit, daß Ihr mich zum Matrosendienst heranzieht?"

Obwohl diese Worte dem Anschein nach mit Entrüstung und Unwillen gesprochen waren, wurden sie doch von dem Sprecher durch einen Wink mit dem Ellenbogen, den er seinen beiden Gefährten gab, und einem schlauen Zwinkern mit dem Augen begleitet, welches diesen andeutete, daß der Alte irgend einen Plan auszuführen im Begriff stehe.

„Er will sich aus der Affaire ziehen!" rief Einer der Matrosen. „Herr Bootsmann, lassen Sie den alten Renommisten getrost losbinden, doß er nicht über Bord springt, dafür werde ich Sorge tragen."

Jonas stellte sich, als wollte er dagegen protestiren, ließ es aber doch mit innerm Gaudium geschehen, daß man ihm die Fesseln abnahm. Er nahm auf der Bank unmittelbar hinter seinen Freunden Platz und begann das Ruder zu führen, so kräftig und so geschickt, daß die Martrosen allen Respekt bekamen und den Ton des Spotts mit der kameradschaftlichen Vertraulichkeit vertauschten.

„Meiner Seel', ich hätte nicht gedacht, daß Sie als Oberbootsmann noch so daß Ruder zu handhaben verstehen," sagte der Matrose welcher hinter ihm saß. „Es ist zwar aufgeschnitten, daß Sie ein Boot wie dies, allein zu regieren im Stande sind, aber was wahr ist muß wahr bleiben. Sie führen das Ruder wie der stämmigste und gewandteste Matrose."

„Wird uns aber doch wohl nichts helfen," brummte der Alte.... „hollah," — unterbrach er sich, als das Boot von dem Gipfel eine Welle fast senkrecht in die hohle See schoß — „diese Welle sah gerade so aus, als sollte sie unser Deckbett werden — ich sage, die Nußschale kippt doch. — Kannst Du schwimmen, Freund?"

„Sie meinen wohl, Herr Oberbootsmann, daß nur die Mannschaft eines Kauffahrers das Schwimmen lernt? Ich habe mehr als

einmal ein solches Bad erlebt, wie Sie mit den beiden Andern diesen Morgen.“ —

„Dann sind wohl Deine Kameraden auch gute Schwimmer?“

„Ei, das versteht sich ganz von selbst.“

„Meint Ihr im Stande zu sein, Euch so lange über Wasser zu halten, bis Euch das andere Boot da, das etwa dreißig Faden hinter uns rudert, aufnimmt?“

„Das wäre keine große Probe unserer Kunst, aber wozu die Frage?

„Ich meine,“ antwortete der Alte mit verschmitztem Lächeln, „falls das Ding hier umkippt, so brauchtet Ihr doch nicht zu ertrinken, wenn es wahr ist, daß Ihr so gut schwimmt.“

„Oh, deshalb sein Sie unbesorgt, ich würde mit gebundenen Händen mich so lange über Wasser halten, als nöthig ist, das andere Boot zu erreichen.“

Es trat eine Pause ein, während welcher Alle mit verdoppelter Anstrengung arbeiteten. Der Alte aber hatte während seiner Unterhaltung noch etwas anderes gethan als das Ruder geführt und gesprochen. Während er mit der einen Hand kräftig das schwere Ruder handhabte, gebrauchte er die andere, um seinen beiden Kameraden, welche auf der Bank vor ihm saßen, die Stricke zu lösen, welche ihre Hände auf dem Rücken zusammen hielten. Die Knoten derselben waren in der Manier geschürzt, wie stets die Seeleute in Stricken einen Knoten zu schürzen pflegen, und den Kunstgriff, einen solchen Knoten mit Leichtigkeit zu öffnen, verstand der alte Seemann so gut, daß er dies bewerkstelligte, ohne daß von den übrigen Insassen des Bootes auch nur Einer etwas gemerkt hätte.“

„Dort ist ein Schiff!“ rief einer der Matrosen.

„Die Sea-bright,“ fügte ein Anderer hinzu, — „dort ist noch ein Schiff!“

„Die Alabama!“ rieth der Dritte.

„Herum das Boot!“ rief der Bootsmann am Steuer, „das Schiff dort ist die feindliche Fregatte. — Vorwärts, Leute, arbeitet, daß wir dem da aus dem Gesicht kommen. — Setzt alle Kräfte dran!“

Er warf das Steuer herum. Schrecken hatte die Matrosen ergriffen. Mit übermenschlicher Kraft trieben sie das schwere Boot vorwärts. Kein Laut wurde gehört, die Nähe der Gefahr nahm alle ihre Gedanken in Anspruch. Keiner achtete auf den Andern, jeder that, als ob von ihm allein die Rettung abhinge.“

Während das Boot herumschoß, um den neuen Cours einzuschlagen, gerieth es in so heftiges Schwanken, daß jeden Augenblick zu befürchten stand, es werde von den Wellen bedeckt werden.

Das war der Moment, den sich Jonas zur Ausführung seines Planes auserſehen hatte.

Plötzlich, ehe irgend Einer eine Ahnung davon hatte, ergriff er den Matroſen, welcher hinter ihm ſaß, und mit herkuliſcher Kraft ſchleuderte er ihn über Bord, und noch ehe Jemand wußte, ob etwas Anderes als das Schwanken des Bootes die Urſache von dem Sturz in die See ſei, folgte ein zweiter Matroſe dem erſten.

„Du kannſt ja ſo gut ſchwimmen", rief ihm Jonas ſpottend nach, „daß Du Dich ſelbſt mit gebundenen Händen über Waſſer halten könnteſt. — Dort, kaum dreißig Faden hinter uns, iſt das andere Boot."

Gleichzeitig, während Jonas dieſen Coup gegen zwei der Matroſen ausführte, ſprangen Brocklyn und Powel, welche, obwohl von den Feſſeln befreit, um keinen Verdacht zu erwecken, ihre Stellung doch nicht verändert hatten, auf und ſtürzten ſich, der Eine auf den Bootsmann, der Andere auf den dritten Matroſen.

Wer weiß, ob der Kampf zu ihren Gunſten geendet hätte, wäre nicht Jonas, als er zwei der Gegner beſeitigt hatte, hinzugekommen, und hätte, und zwar mit denſelben Feſſeln, welche die Hände ſeiner Freunde umgeben hatten, den Bootsmann und den Matroſen unſchädlich gemacht.

Sobald ſie ſich ſo des Boots bemächtigt hatten, hißten ſie die eingerefften Segel wieder auf. Powel ergriff das Steuer und hielt ſtricte auf die Fregatte zu.

Die Matroſen des zweiten Bootes, welche durch den Nebel von den Vorgängen in dem erſten Boote nichts geſehen hatten, fanden dies Mannöver ſo auffällig, daß ſie Anfangs zögerten, dem Beiſpiel zu folgen, allein ihre Inſtruktion lautete ſo beſtimmt, daß ſie in der That ebenfalls die Segel aufhißten und dem Cours ihres Führers folgten. Plötzlich aber ſah man ſie die Segel einziehen, und ein Tau werfen.

„Sie haben ſie aufgefiſcht"; ſagte Jonas. „Es iſt mir lieb, daß die guten Kerle nicht ertrunken ſind, es hätte mir leid um ſie gethan, denn ſie ſcheinen tüchtige Seeleute zu ſein, wenn ſie auch auf einem Raubſchiff dienen. — Aber jetzt heißt es, Segel vorgeſpannt, denn wenn die da erfahren, wie es hier zugegangen iſt, ſo werden ſie nicht ſäumen, Jagd auf uns zu machen."

Dieſe Befürchtung traf in der That ein. Das zweite Boot ſetzte ſchon nach wenigen Minuten alle Segel bei und ſchoß pfeilſchnell, von dem Winde getrieben, ihnen nach.

Jedoch es war zu ſpät. Die Nothflagge und Signalſchüſſe des Revolvers welcher dem gebundenen Bootsmann aus dem Gürtel genommen wurde, hatten die Fregatte bereits aufmerkſam gemacht,

und die Verfolger hatten kaum noch Zeit, zu wenden und das Weite zu suchen.

Kaum 10 Minuten später befanden sich Brocklyn, Powel, Jonas und die beiden Gefesselten an Bord der Unionsfregatte „Vanderbild“. — —

Wir wissen bereits, daß man auf der Alabama die Annäherung der beiden Boote an die Fregatte bemerkt hatte, daß man sie aber seitdem aus dem Gesicht verlor, bis nach geraumer Zeit der Marsposten berichtete, daß eins der Boote leewärts lavire, und daß die Sea-bright darauf zusteure.

Dies geschah eben, als gemeldet wurde, daß die Maschinen geheizt seien. Die Schrauben wurden sofort in Thätigkeit gesetzt, und pfeilschnell schoß das schlanke, flüchtige Fahrzeug von Wind und Dampf getrieben, dahin, nachdem der Sea-bright durch einen Schuß das Zeichen gegeben war, die Flucht nicht länger zu verschieben.

Die Alabama schlug jetzt eine Richtung ein, welche sie in Stand setzte, dem drohenden Schlage soviel als möglich zu entgehen, und sie wäre ihm sicherlich entgangen, wenn sie ihre Dampfkraft eine Viertelstunde früher hätte in Anwendung bringen können. Jetzt aber als Foote die Flucht bemerkte und leicht sehen konnte, daß er an Geschwindigkeit nicht concurriren könne, da wandte sich der schwarze Rumpf des Dreideckers und zeigte dem gehaßten Feinde trotzig seine dreifache Batterie, und spie einen Strom von Feuer und Rauch aus unter Donnergebrüll, welches das einförmige Klagetön des Oceans zu verspotten schien.

Die Mannschaft der Alabama war in manchem heißen Kampfe erprobt und an die Schrecken eines Kampfes zur See gewöhnt. Allein die Fibern selbst des unerschrockensten Männerherzens mußten erbeben, als der Kugelhagel sausend daherfuhr, und in starrer Verwunderung schien jedes Auge dem beflügelten Laufe dieser furchtbaren Todesgeschosse nachzuschauen.

Auf Befehl des Kapitains waren die Gefangenen, nachdem die Einschiffung durch die Dazwischenkunft der Fregatte unterbrochen war, angewiesen, sich in ihre Kajüte zurückzubegeben. Unter ihnen befanden sich Mr. Crofton, seine Schwester und seine Tochter. Sie waren vielleicht die Einzigen, für welche dieser Angriff keine Schrecken hatte, denn für sie war ja die Vernichtung der Alabama die Erlösung aus der Gefangenschaft. Der Donnerton, der Alle mit Schrecken erfüllte, erfüllte sie mit Hoffnung.

Ihre Hoffnung aber sollte getäuscht werden.

Eine Todtenstille war nach dem Schreckensmoment eingetreten. Sprachlos, entsetzt, blickte Einer den Andern an. Nur Semmes stand fest und unerschüttert auf dem Quaterdeck, seine Befehle mit ruhiger, sicherer Stimme ertheilend.

Zu seinen Füßen lag ein Todter. Es war Evans, der Lootse. Eine Kugel hatte ihn an der Seite des Capitains niedergestreckt.

Erschüttert betrachteten die übrigen Offiziere die Leiche des Kameraden, nur Semmes achtete nicht darauf.

„Lassen Sie den Leichnam wegbringen und versenken, Lieutenant Kell," befahl er, „und schicken Sie den Beischiffsführer zum Rapport.„

Tom Blunt erschien.

„Wie stehts?" fragte Semmes.

„Nun, ein wenig vom Takelwerk hat es freilich zerhauen," antwortete der Beischiffsführer, „und dieser Splitter hier vom Hauptmast ist schon dick genug, um einen Splitzholm daraus zu machen; auch durch unsere Segel guckt hier und da das liebe Tageslicht hindurch, doch Alles genau genommen, ist der Sturm noch gut genug vorüber gegangen und hat gerade keinen sonderlichen Schaden angerichtet. Und todt ist von der Mannschaft auch weiter Keiner, als der Lootse. Im Ganzen ist es gut, daß es nicht noch schlimmer abgelaufen ist, denn alle Teufel! dacht ich doch, es würde kein Bolzen im Gebäu ganz bleiben."

Mit dieser tröstlichen Bemerkung auf den Lippen wandelte der Meister langsam vorwärts und ertheilte seine Befehle zur Ausbesserung des Schadhaften, seinen Taback so ruhig weiter kauend, als handelte es sich um eine ganz alltägliche Sache.

„Der Feind scheint sich mit diesem Versuche zu begnügen," sagte Kell zum Capitain; „und da wir schnellere Segler sind, so hat er, wenn er sonst ein guter Seemann ist, auch keinen vernünftigen Grund, den Versuch zu wiederholen."

Semmes schüttelte ungläubig den Kopf.

„Da er sieht, daß wir uns so schnell davon machen," meinte er, „so wird er sich bemühen, unser Segelwerk zu vernichten. Wir brauchen mindestens eine halbe Stunde, um so weit aus seinem Bereiche zu kommen, daß uns seine schweren Geschütze ungefährlich sind. Ich bin überzeugt, wir haben noch eine zweite Ladung zu erwarten."

Semmes hatte noch nicht ausgesprochen, da dröhnte von Neuem der Donner der Geschütze rollend über den Ocean. Unwillkürlich schaute wieder Alles nach den Masten und dem Segelwerk, aber keins der vernichtenden Geschosse fuhr durch dasselbe.

„Das galt nicht uns!" sagte Kell dumpf.

„Es galt der Sea-bright," fügte Semmes hinzu. „Ist der Schooner von diesen Hundertpfündern durchbohrt, so ist er verloren."

Armstrong stand bereits bei den Kanonen.

„Lassen Sie Feuer geben!" rief Semmes.

„Feuer!" ertönte Armstrongs Kommando und fünfzehn Feuerschlünde schleuderten ihre Blitze der Panzerfregatte zu.

Wohl gezielt waren die Schüsse, allein an dem Eisenrumpf der Fregatte prallten die schweren Kugeln ab, als wären es Federbälle.

Semmes wußte recht gut, daß es vergeblich, ja verderblich sein würde, den Kampf mit dem Panzerschiffe zu beginnen. Er stand daher von jedem ferneren Versuche, Gegenwehr zu leisten, ab und war nur bemüht, aus dem Bereich des Feindes zu kommen.

Es gelang; und die zweite Ladung welche der Vanderbild nach der Alabama entsandte war von noch unerheblicherer Wirkung als die erste. Die Stunde für die Alabama hatte noch nicht geschlagen. —

Ganz anders aber war die Wirkung der Geschosse auf der Sea-bright. Vier Kugeln hatten den Rumpf durchbohrt, eine fünfte das Steuer zerschmettert. Und noch ehe die Fregatte die Salve wiederholte, strich Sinclair die Flagge.

Die Alabama war am nächsten Tage bereits mehr als hundert Meilen gen Südost gesegelt, den Gewässern des Cap zu; der Schooner Sea-bright, über welchen Powel das Kommando erhielt, wurde von dem Vanderbild als Prise dem Hafen von New-castle zugeführt.

---

## Siebenundsechzigstes Kapitel.

# In der Wilderneß.

Wir übergehen in unserer Geschichte einen Zeitraum von sieben Monaten, während dessen im Norden die Emissaire des Südens unablässig beschäftigt waren, die ihnen gewordene Aufgabe zu erfüllen, Gräuelscenen, wie wir sie bei der Pöbelemeute zu New-York schilderten, wiederholten sich in Washington, Baltimore und anderen größeren Städten, aber ohne einen größeren Erfolg als zu New-York.

Ueberall hatte man versucht, den Pöbel gegen die Conscriptionen aufzustacheln, aber nichtsdestoweniger gingen dieselben ununterbrochen ihren Gang fort.

Am Ende des Jahres 1863 hatten sich die Verhältnisse sehr zu Gunsten der Union verändert. Regierung und Volk hatten die Ueberzeugung gewonnen, daß nur die äußerste Energie und die vollständige Durchführung der Sklavenbefreiung, die Erhaltung der Union und einen dauernden Frieden herbeizuführen vermöchten.

Schon seit dem 1. Januar 1863 waren vom Congreß die Sklaven

in den aufständischen Staaten frei erklärt, und am 1. Januar 1864 wurde zur vollständigen Ausführung dieses Beschlusses die Bewilligung der umfassendsten Geldmittel beschlossen.

Seit Grant den Oberbefehl über sämmtliche Streitkräfte des Nordens führte, begann sofort ein ganz veränderter Feldzugsplan. Der Norden hatte bisher seine Streitkräfte dadurch zersplittert, daß er die Staaten der Conföderation von den verschiedensten Punkten angriff. Das hatte vielen Nachtheil gehabt, denn es hatte nicht nur manches mißglückte Unternehmen, sondern auch unendliche Verluste zur Folge.

Ulysses Grant concentrirte alle auf den unbedeutenden Kriegsschauplätzen irgend entbehrlichen Streitkräfte in Virginien und an der Nordgrenze von Georgien. Sein Plan war, unaufhaltsam vorwärts bis an die Hauptstadt des Landes zu dringen, unbekümmert um die Forts und festen Plätze, welche zu beiden Seiten seines Zuges liegen blieben; während Sherman, der die Westarmee commandirte, von Chattanooga aus demselben Ziele zustreben sollte.

Der Armee Grant's stand Lee gegenüber, der Armee Sherman's stand Johnston gegenüber.

So standen die Sachen zu Anfang des Jahres 1864. Beide Theile wußten, daß das kommende Jahr 1864 für die Entscheidung des Krieges maßgebend sein würde, und rüsteten sich daher mit Aufbietung aller ihrer Kräfte, und indem sie nicht bloß die reiche amerikanische Industrie und Technik, sondern auch die ganze Zähigkeit und Schwungkraft des amerikanischen Characters ausbeuteten, zum bevorstehenden Entscheidungskampfe.

Grant begann seine Operation am 5. Mai 1864 damit, daß er vom Rappahannock aus gegen Spottsylvania vorrückte.

Dieser Kriegszug Grant's steht in der Kriegsgeschichte fast einzig da. Selten ist irgend ein Kampf mit größerer Wuth und Erbitterung einerseits, und mit größerer Ausdauer und Zähigkeit andererseits gekämpft worden. Der entschlossene Widerstand Lee's, dem jeder Fuß breit Erde mit Menschenleben abgerungen werden mußte, der unbeugsame Wille, die unerschütterliche Festigkeit, mit welcher Grant, trotz der Hunderttausende von Menschenopfern, bei seinem Plan beharrte, das Alles macht diesen Kriegszug zu einem blutig schaurigen Drama, wie wir es in der Kriegsgeschichte der neueren Zeit vergebens suchen.

Zwischen dem Flusse Rappahannock und Spottsylvania dehnt sich eine weite wüste Ebene von etwa 40 Meilen Durchmesser aus. Es ist ödes Haideland mit nur niedrigen Hügeln und hin und wieder mit niedrigem Gestrüpp bewachsen, jener Art von Tannensträuchern, welche mit dem technischen Ausdruck unserer Kriegssprache mit „Kuscheln“ bezeichnet werden.

Diese Ebene heißt die Wilderneß*). Da hindurch sollte der Zug zunächst gehen.

Unsterblichen Ruhm haben sich auf diesem Zuge die Truppen des Nordens errungen, und mit glänzenden Zügen stehen im Buch der Geschichte die Namen: Grant, Burnside, Hancock, Sigel, Sheridan, Wadsworth und viele andere verzeichnet. Und nie hat Haß und Wuth die Truppen zu größerer Unerschrockenheit, Verwegenheit und Todesverachtung getrieben, als bei den Truppen der Conföderirten der Fall war. Sie verdienten mit Lorbeern bekränzt zu sein, wenn sie nicht die Werkzeuge der Rebellen gewesen wären; allein mit Bewunderung muß man dennoch Männer wie Lee, Beauregard, Longstreet, und Hill erwähnen.

Am Morgen des 5. Mai mit Tagesgrauen rückten Grant's Colonnen in vorsichtigen Märschen vor. Man wußte, daß die Rebellen eine starke Position hinter einem Hügel, welcher ziemlich dicht bewachsen war, einnahmen.

Der erste Kampf begann, die Colonnen der Union stürmten; die Rebellen wichen.

„Das war ein leichter Sieg!" jubelten die Unionisten. „Wenn wir es überall nicht schlimmer haben, so stehen wir in wenigen Wochen vor Richmond."

Welche Täuschung! Mehr als eine halbe Million Menschen sollte noch erst geopfert werden, ehe dies Ziel erreicht wurde!

Schon um 3 Uhr Nachmittags sah Grant, daß der Rückzug der Rebellen nur ein Manöver gewesen war, welches den Zweck hatte, ihn in seinen Märschen weniger vorsichtig zu machen. Beinahe wäre dieser Zweck erreicht worden; denn die Schlachtordnung zog in der festen Ueberzeugung, daß der Feind nicht eher wieder Position fassen würde, als bei Spottsylvania, über die weite, fast baumlose Ebene dahin, ohne besondere Vorsichtsmaßregeln anzuwenden. Wozu auch? Konnte man ja doch fast vier Meilen weit jeden Feind erkennen.

Die Rebellen hielten plötzlich in ihrem Rückzuge inne. Schnell war ihre Schlachtordnung hergestellt. Wie eine breite und dicke Mauer standen ihre Colonnen. Was aber hatte das zu bedeuten? Zwei Divisionen Infanterie formirten sich mitten vor dieser Mauer zu einer keilförmigen Masse, welche begann sich vorwärts, dem anrückenden Feinde entgegen zu bewegen, während zugleich jene Mauer unmittelbar folgte.

Grant sollte bald erkennen, was das zu bedeuten hatte. Er blieb nicht lange zweifelhaft, daß das die Heeresmacht des General

---

*) Wildniß.

Hill sei, welcher diesen Keil in die Unionsarmee zu schieben und dieselbe auf diese Weise zu spalten, sich zur Aufgabe gemacht hatte.

Ein furchtbares Musketenfeuer empfing den Feind, aber vergebens. — Unaufhaltsam drang Hill vor, unbekümmert, ob sich hinter ihm die Ebene mit den Gefallenen bedeckte, und unaufhaltsam rückte die Schlachtlinie nach. Wegen des dazwischen liegenden Gebüschs konnte die Artillerie nicht in Anwendung kommen.

Die Rebellen feuerten keinen Schuß ab. Im dichtesten Hagel der Musketen-Kugeln marschirten sie so ruhig und kaltblütig vorwärts, als wäre der Feind hundert Meilen weit entfernt, statt einiger hundert Schritte. Es fehlte nicht viel, so wäre dieser tollkühne Plan Lees gelungen. General Getty stürzte sich auf den bereits im Geschwindschritt marschirenden Keil. Er stellte sich mit seiner Division ihm gerade in den Weg, allein sie achteten dieses Hinderniß nicht mehr, als gälte es einen Wall zu übersteigen. Erst als sie zehn Schritte von der Schlachtlinie Getty's entfernt waren, gaben die Rebellen eine Musketen-Salve auf dieselbe. Furchtbar war die Wirkung. Die Bataillone prallten zurück, denn ein Drittel der Mannschaft lag todt oder verwundet am Boden. Hill aber marschirte vorwärts. —

Wieder kein Feuer von Seiten der Rebellen. Stumm und lautlos stürmten sie weiter. Hancocks Division bildete das Centrum der Schlachtlinie Grants. Auf diese war es abgesehen. Salven auf Salven ließ Hancock geben, und schwächer und schwächer wurden die Sturmkolonnen, aber nichts hielt sie ab, bis unmittelbar vor die Front des Gegners zu rücken. — Hier erfolgten erst wieder aus der Entfernung von nur 10 Schritten die vernichtenden Salven, und dann ging's mit Bajonett und Bowie-Messer mitten in die Reihen der Unionssoldaten, und eine Schlächterei begann, die seit Jahrtausenden beispiellos ist.

Hancock wich. Das Centrum war durchbrochen, und die nachfolgenden Colonnen Lees drangen mit Siegesgeheul auf die Bresche ein. —

Bestürzung ergriff die Soldaten der Union. Waren das Menschen oder waren ihre Gegner leibhaftige Teufel? Sie wichen. Das Centrum drängte sich zurück, der linke Flügel gerieth in Unordnung. Wie die Tiger wütheten die Rebellen in den Reihen ihrer Gegner, bis zum letzten Hauch Flüche gegen die „Yankees" ausstoßend.

Grant schickte eine Division nach der andern zu Hülfe, aber eine Division nach der andern wurde vernichtet. Die eiserne Stirn des Feldherrn umdüsterte sich. Schon verließ Muth und Siegesgewißheit seine Reserven, sie rückten zaghaft vor, denn sie wußten, daß sie nur das Geschick ihrer Kameraden theilen würden; ja einzelne Regimenter machten sogar Miene den Gehorsam zu verweigern.

„Wir werden geschlagen", murmelte Grant. „Die Rebellion wird über uns triumphiren. — Die Rebellion siegt! — Ist denn kein Truppentheil da, der diesen Bestien die Spitze bieten will, der ihrer Mörderwuth trotzt?" — —

Stumm standen mehrere seiner Generäle um ihn, den Blick zu Boden gesenkt, denn auch ihnen drängte sich von Viertelstunde zu Viertelstunde mehr und mehr die Gewißheit einer furchtbaren Niederlage auf.

Da sprengte ein Reiter heran, sprang vom Pferde und näherte sich dem Oberbefehlshaber.

„Was giebt's, Oberst Brown?" redete ihn Grant an. „Bringen Sie auch traurige Nachricht vom rechten Flügel?"

„Nein, Sir", antwortete Edward Brown, „das nicht, ich habe nur eine Bitte des General Weitzel vorzutragen!"

„Sprechen Sie, lieber Brown."

„Mr. Weitzel hat zwar um die Gunst gebeten, mit seiner Neger-Division auf den rechten Flügel gestellt zu werden, unter Burnside's Kommando, weil er glaubte, daß es dort am meisten Arbeit geben würde für die braven Schwarzen, allein er sieht, daß das Centrum und der linke Flügel angegriffen sind und bittet jetzt mit seiner Division gegen Hill und Longstreet vorrücken zu dürfen."

Grants Gesicht hellte sich auf.

„Er mag vorrücken, der tapfre Weitzel!" rief er, „und die Helden von Tennessee diesen Hyänen entgegen führen, ihr Beispiel wird vielleicht heilsam auf unsere anderen Truppen wirken."

Dankend verabschiedete sich der Quadroone, schwang sich auf sein Pferd und gallopirte davon.

Eine Viertelstunde später marschirte die Neger-Division im Sturmschritt vorbei. Edward Brown führte die erste Angriffs-Colonne. Jubelnd und Siegesgeschrei ausstoßend, stürmten sie über die Ebene.

Dieselbe Taktik verfolgend, wie bei Reynoldsburg, suchte Edward eine gedeckte Stellung hinter einem Hügel zu gewinnen, welchen Hill beim Vordringen zu überschreiten hatte. Kampfesmuthig und rachgierig, konnten die erbitterten Neger kaum den Moment erwarten, wo ihnen Gelegenheit gegeben wurde, dem seit Decennien angesammelten Haß Luft zu schaffen und die Wollust der Rache zu empfinden.

Der Moment kam. Die flüchtigen Truppen Hancocks verfolgend, stürmten die Divisionen Hills über den Hügel.

Da, gleich einer Mine, welche sich im Boden öffnet, Tod und Verderben emporschleudernd, sprangen die Schwarzen auf, und stürzten sich mitten in den Feind. Mann an Mann rang. Messer und Fäuste waren die tödtlichen Waffen. Tiefer, immer tiefer hinein in die Mitte der Feinde drang Edward mit seinen Colonnen,

bis der Haufe der Feinde aus Schwarzen und Weißen bunt gemischt erschien. Hyänen rangen mit Tigern der afrikanischen Küste und zerfleischten einander in grimmer Wuth.

Hill's Heeresabtheilung, schon ohnehin durch die Verluste bis auf ein Drittel zusammengeschmolzen, war so gut wie vernichtet. Weitzel warf sich auf Longstreet. Die Commandeure des linken Flügels faßten von neuem Position, Muth und Siegesgewißheit kehrten wieder. Die Fliehenden sammelten sich, und — Lee ward zurückgeschlagen.

Wuthschnaubend wandte sich Hill zur Flucht, über das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld hin.

In ihrer wahnwitzigen Erbitterung ließen sie ihre Wuth noch an den Verwundeten aus, auf welche sie stießen. Man zertrat die verwundeten Unionssoldaten entweder mit den Füßen, indem ganze Brigaden über sie wegmarschirten, oder stieß ihnen das Bajonett durch die Brust.

30,000 Todte kostete dieser Sieg und 28000 Verwundete wurden mit einem Eisenbahntrain noch an demselben Tage nach Yorktowen geschickt, und allein von der Unionsarmee waren 12,000 Gefangene oder Vermißte. Ganze Regimenter waren von den Rebellen gefangen genommen worden, und ebenso hatte man ganze Regimenter der Rebellen von Seiten der Unionisten gefangen genommen.

So blutig indessen dieser Kampf auch gewesen war, es sollten die erschöpften Soldaten doch noch nicht Ruhe haben."

Es war 9 Uhr Abends, als den ermüdeten Verfolgern das „Halt" ertönte, was ihnen endlich nach dem heißen Tage die ersehnte Ruhe verschaffen sollte.

Lee machte Front hinter den Schanzen, welche bereits aufgeworfen waren, um ihm im Falle eines Rückzuges Deckung zu geben.

Die feindlichen Armeen standen wieder einander gegenüber. Da wurde auf den Schanzen der Rebellen die weiße Fahne aufgesteckt. Ein Parlamentair erschien nnd erbat einen Waffenstillstand von 6 Stunden, um die Todten zu beerdigen und die Verwundeten zu verbinden. —

Der Waffenstillstand wurde bereitwilligst gewährt. Compagnieen von beiden Seiten durchstreiften das weite Schlachtfeld und begannen die Todten zu begraben. In den Lagern zündete man Wachtfeuer an, um sich durch ein gutes Mahl und dann einen sechsstündigen Schlaf von den Strapazen des Tages zu erholen.

Die ehrlichen, arglosen Commandeure der Unionsarmee ahnten nichts von den perfiden Grundsätzen der Rebellen, wie sie die Führer derselben, die Ritter des goldenen Cirkels verbreiteten. Wie sollte der ehrliche deutsche General Sigel, oder der alte biedere Hancock daran denken, daß ihre Gegner, welche sie bei dem ernsten und traurigen

Werke der Bestattung ihrer Todten wähnten, verrätherisch das heilige Recht des Waffenstillstandes verletzen und auf Verrath sinnen würden?

Diese Arglosigkeit kostete wieder viele tausend Opfer. Kaum zwei Stunden nach Abschluß des Waffenstillstandes, machten plötzlich die Rebellen einen Ausfall. Sigel und Hancock wurden angegriffen und ihre ganze Heeresabtheilung, welche sich der tiefsten Ruhe überlassen hatte, wäre vernichtet worden, wenn nicht Grant, der mißtrauisch genug war, um den Worten der Rebellen nicht zu glauben, noch rechtzeitig Hülfe gesandt hätte.

Die todtmüden Schläfer auf dem Rasen wurden ermordet, noch ehe sie erwachten und die Feinde mitten im Lager sahen. Glücklicher Weise war die Nacht finster, das Gebüsch, in welchem die Soldaten schliefen ziemlich dicht, und die Hülfe ziemlich nahe. Der Feind wurde zurückgetrieben, und Alles schwur ihm Rache für den folgenden Tag.

Die Erbitterung der Unionssoldaten gab der Erbitterung der Rebellen nichts mehr nach, denn sie hatten jetzt die Gewißheit, daß sie nicht gegen einen ehrlichen Feind, sondern gegen eine Bande von Meuchelmördern kämpften, welche mitten im Frieden die Schläfer auf ihrem Lager ermordeten.

Niemand that die Nacht ein Auge zu. Furcht vor neuen Ueberfällen und Aufregung und Wuth ließen Keinen den so nöthigen Schlaf finden.

Kaum graute der Morgen, so stellte Grant seine Schlachtordnung auf, kaum eine halbe Meile*) von den feindlichen Schanzen.

Es sollte gestürmt werden, Lee aber eröffnete ein so mörderisches Geschützfeuer, daß es schlechterdings unmöglich war, den Sturm mit den ermüdeten Truppen zu wagen. Im Gegentheil, Grant war genöthigt, seiner Schlachtlinie eine mehr gedeckte Position zu geben und zunächst die Wirkung seiner Artillerie zu versuchen.

Allein es war durchaus unmöglich, auch nur eine der feindlichen Kanonen zum Schweigen zu bringen.

Die Schanzen waren mit großen Geschützen besetzt und so vortheilhaft angelegt, daß sie den Angreifern fast keine Blöße boten. Eine einzige Stelle nur gab es, dort stand auf einem Walle ein schwerer Achtzigpfünder, war dieser zum Schweigen gebracht, so war ein Sturm auf diese Stelle der Schanzen möglich, denn hier konnte eine Sturmcolonne in ziemlich gedeckter Weise vorgehen, ohne von den übrigen Kanonen erreicht zu werden. Allein diese Kanone zu demontiren schien unmöglich, denn sie hatte eine solche Stellung, daß sie von Grants Artillerie, wie dieselbe jetzt aufgestellt war, so gut wie gar nicht erreicht werden konnte.

---

*) Etwa eine achtel deutsche Meile.

Gab es denn kein Mittel diese Kanone zu demontiren? Nein aller Vernunft nach nicht. Merkwürdiger Weise feuerte das aber Geschütz seit einer Stunde nicht mehr; doch wozu auch? die andern Geschütze thaten das ihrige, sicher wollte man den Achtzigpfünder erst in Thätigkeit setzen, wenn die Sturmcolonnen anrückten, denn, daß er demontirt sei, war durchaus nicht anzunehmen.

Grant hatte seinen Stab um sich zu einer Berathschlagung versammelt. Der Eine rieth dies, der Andere das. Burnside rieth den Sturm auf jede Gefahr hin; Hancock rieth, die Batterieen anders zu postiren, damit sie auf die zugänglichen Theile der Verschanzungen mit mehr Sicherheit zu wirken im Stande seien. Sheridan schlug vor, scheinbar den Sturm ganz aufzugeben, und den Feind durch ein fingirtes Marsch-Mannöver zu täuschen. Oberst Berdan, der Kommandeur des Scharfschützenregimentes meinte, daß es vielleicht gerathen sei, die Scharfschützen voranzuschicken und zu versuchen, ob man durch sie es nicht erreichen könne, die Batterie zum Schweigen zu bringen; allein alle Vorschläge hielten bei genauer Ueberlegung nicht Stich; indessen empfahl sich der des Oberst Berdan noch am meisten.

Das Scharfschützenregiment des Oberst Berdan gehört zu den interessantesten Erscheinungen, welche der amerikanische Krieg zeigt. Es nahm nur die besten Schützen auf, welche mit der sogenannten Teleskop-Rifle bewaffnet waren, d. h. einer Büchse, auf deren Visir ein kleines Fernrohr angebracht ist, und welche auf wahrhaft wunderbare Entfernungen ihr Ziel trifft.

Wer sich zum Eintritt in das Regiment meldete, mußte seine Geschicklichkeit im Schießen durch ein sehr strenges Examen darthun, und wiederholt haben die 500 Gewehre des Corps die vorzüglichsten Dienste geleistet.

Der berühmteste unter diesen Scharfschützen ist Old Seth, ein alter californischer Bärenjäger, welcher sich bis zum Ausbruche des Krieges mit der Jagd in den westlichen Prairien beschäftigte. Als aber die Union in Gefahr gerieth, trieb ihn sein Patriotismus, sich mit seiner langen, wohl erprobten Kugelbüchse bei Berdan zu melden. —

„Wenn wir den Sturm nur 24 Stunden verschieben wollen," sagte Berdan, so bin ich im Stande, mit meinen Leuten das Geforderte zu leisten. Ich führe sie im Laufe der Nacht so nahe an die Schanzen, daß ihre Büchse wirken kann, und lasse sie sich dort eingraben, denn es giebt hier sonst keine gedeckte Stellung. Morgen früh kann alsdann der Sturm beginnen."

„Der Vorschlag ist gut,' erwiderte Grant, „aber die Erbitterung unserer Leute wird sich nicht 24 Stunden gedulden, um den verrätherischen Ueberfall zu rächen; und wer steht uns dafür, ob sie

während der Nacht, grade, wo Ihre Leute beim Eingraben beschäftigt sind, nicht wieder einen Ausfall machen und dabei Ihr Regiment decimiren. — Nein, nein, das geht nicht, wir dürfen die Scharfschützen, deren wir so nöthig bedürfen, und deren wir ohnehin so wenig haben, nicht auf diesen Posten, der so gut wie ein verlorner ist, schicken."

„Das Regiment des Obersten hat ohnehin die letzte Nacht einen sehr empfindlichen Verlust erlitten," bemerkte General Weitzel; „einen unersetzlichen Verlust."

„Wiefern?" fragten Alle mit großer Theilnahme.

„Der beste Schütze der Armee wird seit dieser Nacht vermißt," antwortete Berdan.

„Old Seth?" fragte Grant theilnehmend.

„Ja, Sir. Entweder ist der alte Bärenjäger von den Meuchelmördern getödtet worden, oder gefangen fortgeführt. — Sein Verschwinden hat im ganzen Regiment Sensation erregt. Einer der Sergeanten hat sich sogar erboten, ihn mit Gefahr seines Lebens aufzusuchen; auf allen Vieren kriechend wird er das Terrain der nächtlichen Metzelei durchsuchen, und wenn er ihn nicht findet, so werden sich alle seine Kameraden verschwören den alten Schützen zu rächen."

„Wir wollen hoffen, daß es gelingt, ihn zu finden," versetzte Grant, der sich stets warm für jeden Soldaten interessirte, welcher sich irgendwie auszeichnete.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Während diese Berathungen gepflogen wurden, und schließlich sich die Generale dahin einigten, daß der einzige Weg, der ein günstiges Resultat des Sturmes verspreche, der sei, daß man jenen Achtzigpfünder zum Schweigen brächte, welcher die schwächste Stelle der Schanze so mächtig schützte, und daß dies nur durch eine veränderte Position der Artillerie geschehen könne, die den Sturm auf zwei Tage verschieben würde, — während dieser Zeit durchsuchte der Sergeant des Scharfschützenregimentes das Terrain, auf welchem er Old Seth als Leiche oder Schwerverwundeten zu finden fürchten mußte. Dies Terrain war die Ebene, welche sich 6 bis 700 Schritte vor den Schanzen ausbreitete, denn bis hierher hatten die Schützen die zurückweichenden Feinde verfolgt.

Diese Ebene gewährte dem Suchenden fast keine Deckung, denn sie war nur von mäßig hohem, jetzt fast ganz niedergetretenem Grase und einigen Büscheln Heidekraut bewachsen. Allein auf dem Bauche kriechend bewegte sich der Sergeant vorwärts, jedes Buschwerk und Dorngesträuch benutzend, wobei er von Zeit zu Zeit den Namen des Gesuchten rief.

„Old Seth!“ rief er hinter jedem Busch hervor; „Old Seth, wo bist Du?“

Aber keine Antwort erhielt er. Schon war er bis zur äußersten Grenze der Ebene vorgedrungen und kaum 600 Schritt von den Schanzen entfernt, also so nahe, daß die feindlichen Scharfschützen, mit welchen die Rebellen sehr gut versehen waren, ihn mit Leichtigkeit bei der geringsten unvorsichtigen Bewegung, hätten erreichen können, und noch immer hatte des alten lieben Kameraden Stimme ihm nicht geantwortet, so daß er hoffnungslos bereits die Rückkehr antreten wollte; da endlich erscholl auf sein Rufen ein:

„Hier!“ als Antwort.

Freudig überrascht sah sich der Sergeant nach allen Seiten um, aber er sah Niemanden. Noch einmal wiederholte er daher die Frage:

„Wo denn?“

„Hier!“

„Bist Du schwer verwundet?“

„Bis jetzt noch nicht.“

„Was machst Du denn da?“

„Ich habe eine Kanone erobert.“

Der Sergeant hielt dies für einen Scherz und sagte deßhalb lachend:

„So bringe sie her.“

„Geht nicht,“ antwortete Old Seth ernsthaft, „sie steht zu weit weg.“

Der Sergeant kroch jetzt näher nach der Gegend zu, wo die Stimme herkam, und fand Seth hinter einem großen Feldsteine flach ausgestreckt das Gewehr im Anschlag auf jene achtzigpfündige Kanone des Erdwalles, welcher sich als der zum Sturm geeignetste Punkt darbot.

„Ist jener Achtzigpfünder da die Kanone, die Du erobert hast?“ fragte der Sergeant.

„Ja wohl,“ antwortete Seth ohne seine Stellung, das Gewehr im Anschlage, auch nur einen Moment aufzugeben. — „Sie möchten gern den großen Schreihals da laden, aber der alte Seth läßt das nicht zu. So wie sich Einer zeigt der den Versuch macht, sich der Mündung zu nahen, so blase ich ihn weg. Vier, haben den Versuch schon mit einer Kugel im Kopf bezahlt, der fünfte zeigt sich bisweilen, ist so ein Gelbschnabel mit 'ner Epaulette, aber er wagt es nicht, denn er weiß, daß meine Kugel ihm nicht vorbeigeht. — Geh' nur nach Hause und bringe mir einen Sack voll Kugeln mit, ich mache sonst noch bankerott.“

„Aber um Alles in der Welt, Seth, wie kamst Du nur auf den Einfall, diese Kanone zu bewachen?“

„Ja, sieh mal, als wir die Nacht bei der Verfolgung jener Schurken bis hierher vordrangen, da dachte ich mir, daß diese Schanze der beste Punkt zum Sturm sei, und daß es unsern braven Jungens gewiß recht angenehm sein würde, wenn sie bei dem Geschäft der Achtzigpfünder nicht incommodirt. Ich blieb also zurück, um dem Schreihals das Maul zu stopfen. Geht denn der Sturm bald los?"

„Ich weiß es in der That nicht."

„Nun so geh' nur und sage unsern Kameraden, daß sie sich ein Bischen beeilen möchten, denn es könnte sein, mir passirt was."

Der Sergeant zog sich zurück, erhob sich aber unvorsichtiger Weise etwas zu hoch über den Boden, und im selben Augenblicke sauste ihm eine Kugel am Kopfe vorbei.

„Bist Du verwundet?" fragte Seth.

„Nein, aber mein Hut ist zum Teufel."

„Nun so geh, und bring' mir auch ein Stück Kautaback mit, für den Fall, daß es hier noch lange dauert."

„Der Sergeant begab sich geraden Wegs nach dem Hauptquartier, weil er wußte, daß seine Nachricht nicht nur für den Oberst wichtig und erfreulich, sondern für den ganzen Generalstab von Interesse sein würde; und er täuschte sich darin nicht.

Wie ein Blitz zündete die Nachricht.

„Also das ist der Grund, weshalb jener Achtzigpfünder diesen Morgen noch keinen Laut von sich gegeben hat!" riefen Mehrere.

„Was säumen wir!" fügte Burnside hinzu. „Lassen Sie uns stürmen, Herr General. Wozu brauchen wir erst die Wirkung der Artillerie abzuwarten, wenn Old Seth uns allein eine ganze Batterie ersetzt?"

„Zum Sturm, Hurrah!" jubelten draußen die Soldaten und: „Zum Sturm!" ertönte Grants Kommando.

Vorwärts gings mit Jubelruf und Hurrah auf jenen Punkt der Schanze, welchen der Achtzigpfünder deckte; — aber der Achtzigpfünder schwieg.

Neben dem Ruf der Stürmenden:

„Es lebe die Union!" erscholl diesmal auch der Ruf:

„Es lebe Old Seth!"

## Achtundsechzigstes Kapitel.

# Nach dem Sturm.

Der Kampf um die Schanzen war ein blutiger, wie alle Kämpfe, welche mit den Rebellen zu bestehen waren, ihre Position war eine fast uneinnehmbare, allein Muth und Erbitterung der Unionisten überwand alle Schwierigkeiten. Als erst der eine Punkt genommen war, welchen der Achtzigpfünder decken sollte, da gab es keine Rettung mehr für die Rebellen. Opfer auf Opfer fielen, aber ungebeugt blieb der Muth der Angreifer. — Kein Pardon! — Nieder mit den Verräthern! — So ertönte es tausendfach. Leichenhügel bedeckten und erhöhten die Schanzen, aber über die Leichenhügel hinweg drangen neue Kräfte vor.

Bis 11 Uhr Nachts währte das Gemetzel; da war auch das letzte Geschütz genommen, die Rebellen räumten in wilder Flucht die Schanzen und suchten durch Nacht und Gebüsch sich zu retten.

Grant benutzte sofort die Position, aus welcher der Feind verdrängt war, für sich Die Geschütze wurden umgekehrt. Schwere Schanzwerke stiegen wie durch Zauberschlag aus der Erde hervor, und als der Morgen graute, — es war ein Sonntag Morgen, — da hatte Grant seine Stellung zu einer fast uneinnehmbaren gemacht, was für ihn um so wichtiger war, als er von hieraus seinen Angriffsplan auf Richmond zu organisiren gedachte.

Schon in aller Frühe besichtigte General Sigel die Schlachtlinie, welche die Form eines Halbkreises hatte.

Um 8 Uhr wurde dem General gemeldet, daß große Truppenkörper des Feindes von Spottsylvania aus anrückten und seinen linken Flügel zu umgehen drohten.

Noch eine halbe Stunde, und man sah den Feind schwenken und in gerader Linie in der Richtung des Bundescorps daherkommen.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte Sigel den Ordonnanzofficier, Major Seward. „Entweder sind die Rebellen durch ihre Kundschafter irre geleitet, oder sie halten es für selbstverständlich, das Hancock nicht im Stande ist, nach den Verlusten, die er erlitten, seine Stellung bedeutend zu verändern.

„Ich halte es überhaupt nicht für wahrscheinlich, daß die Rebellen einen Angriff beabsichtigen," antwortete Frederick Seward,

„denn bis jetzt haben sie an einem Sonntag nie angegriffen. Sie wissen, die Herrn Junker wissen bei all' ihrer Verrätherei und Nichtswürdigkeit sich den Schein der Gottesfurcht zu geben."

„Wohl wahr, aber sie nehmen in der That Stellung gegen unser Centrum. Wir müssen gefaßt sein; wer weiß, zu welchen verzweifelten Schritten sie ihre letzten Niederlagen treiben!" —

Es währte nicht lange, bis sich diese Ansicht bestätigt fand.

Schon nach kurzer Zeit meldete Edward Brown, welcher die Cavallerie Patrouillen, die jenseits der Vorpostenlinie das Terrain recognoscirten, befehligte, daß die nahe gesehenen Truppenkörper sich in dem Walde, der eine halbe Meile vom Centrum der Unionstruppen lag, sammelten.

Vierundzwanzig Geschütze, die im Centrum standen, eröffneten sofort ihr Feuer.

Wollte man aber dadurch den Feind vom Vordringen abhalten, so hatte man seinen hartnäckigen Entschluß sehr unterschätzt.

Schon kamen die „Grünjacken" aus dem Waldsaum hervor, traten kalt, wie auf der Parade, in Reih und Glied und schritten vorwärts. — Selten hat sich den Artilleristen ein besseres Ziel geboten als diese lebendige Mauer, die eine Meile lang und vier Mann tief ihnen entgegenrückte. Weite Furchen pflügten die Geschosse, ohne daß die Rebellen ihren Marsch im geringsten beschleunigten oder verzögerten.

Die Infanterie Grants, hinter Verschanzungen oder auf dem Boden liegend, war den Rebellen nicht sichtbar. Die Kanoniere, die mit rasendem Eifer ihre Geschütze bedienten, standen vor ihnen, und manchen dieser braven Burschen streckte die Kugel eines feindlichen Scharfschützen nieder, bevor noch das Gewehrfeuer in voller Heftigkeit ausbrach.

Aber wahrhaft mörderisch war auch das Geschützfeuer auf die Sturmcolonnen. Dennoch kürzte jede Minute den langen Todesweg, der überall mit Leichenhaufen besät war.

Schon waren zwei Drittheile der halben Meile zurückgelegt, dann änderte der Feind seinen Marsch zum Geschwindschritt, während er sich zugleich zu Quarre's formirte. Kartätschen mähten ihn nieder, ohne weder seinen Lauf zu hemmen, noch die Ordnung seiner Glieder zu zerstören. Ganze Ecken von den Quarre's wurden weggeschossen, aber schnell waren die Lücken wieder ausgefüllt, und mit derselben Ordnung und kalten Todesverachtung ging es weiter.

Es waren die Kampfgeübtesten von Lee's Veteranen, die er hier in die Wagschale warf. Ihr Kampfgeheul übertönte selbst den Donner der Geschütze und das Kreischen der Bomben; plötzlich aber verstummte es. Sigels Division, bei welcher auch Frederik Seward stand, durch Kommando von der Erde emporschnellend, hatte auf



Old Seth, der beste Schütze des amerikanischen Unionsheeres.

funfzig Schritt eine volle Ladung auf die Stürmenden gefeuert. Burnside, der Sigel zur Linken stand, folgte diesem Beispiel.

In diesem jetzt von Pulverrauch verhüllten Sturm, wo man den Feind zuletzt gesehen, feuerten ganze Brigaden, während zugleich

Griffin, der Kommandeur der Artillerie, selbst auf die Gefahr hin, daß seine Kugeln auch die eigenen Kameraden darniederreißen möchten, von der äußersten Linken ein Kreuzfeuer von seinen Batterieen gegen die Sturmcolonnen eröffnete.

Noch hörte man im Augenblicke, wo die Geschütze schwiegen, das „Vorwärts“ der Rebellenofficiere, hörte, wie sie ihre Mannschaft anflehten, ja ihnen mit Ketten und Tod drohten, stehen zu bleiben und vorwärts zu dringen, aber diese Feuerprobe war ihnen doch zu stark gewesen.

Ein lauter Ruf von jenem Felde her, daß man sich ergeben wolle, ließ das Feuer verstummen.

Durch die langsam sich hebenden Rauchwolken sah man Hunderte, welche die Waffen weggeworfen hatten und die Hände emporstreckten, zum Zeichen, daß sie wehrlos seien und Schonung verlangten.

Todtenstille herrschte rings, voll Erwartung blickte Alles auf den General.

„Treten Sie vor, Mr. Seward, und fordern Sie den Offizieren die Waffen ab“, befahl Sigel mit lauter Stimme.

Frederick trat aus den Verschanzungen hervor und ging auf die Colonnen zu, an deren Spitzen die Officiere standen.

Kaum aber hatte er zwei Schritte vorwärts gethan, so hörte er hinter sich eine Stimme rufen:

„Nicht allein, Sir, nehmen Sie eine Bedeckung mit!“

Frederick sah sich um und erkannte in dem Officier, welcher heransprengte, Edward Brown.

Der Soldat hat in solcher Situation wie diese nicht Zeit für Aeußerungen seiner freundschaftlichen Gefühle, doch konnte Frederick nicht umhin, dem Kameraden, dem Freunde, dem Retter, dem Bruder des Mädchens, welches er einst so heiß geliebt, warm die Hand zu schütteln.

„Ich danke Dir, Edward“, sagte er. „Allein es sähe wie Feigheit aus, und Du siehst ja, daß die Mannschaft waffenlos ist.“

„Kennst Du den Schurken, der sie anführt?“

„Nein!“

„Es ist der General Clemens Cley, einer von den Rittern des goldenen Cirkels. Sie sind Alle Schurken.“

„Mag sein, Edward, sie sind jetzt Elende, und ich will ihr Gefühl nicht noch durch Mißtrauen beleidigen.“

Damit ging er vorwärts und forderte zuerst den General auf, ihm seinen Degen zu übergeben.

Cley maß ihn mit einem stolzen, verächtlichen Blick, zog dann einen Revolver hervor und richtete ihn nach Fredericks Kopf . . . Der

Schuß trachte, aber in demselben Moment traf ein Säbelhieb seinen Arm, daß die Waffe seinen Händen entfiel.

Der Schuß war dadurch fehl gegangen und hatte, statt den Kopf, nur die Schulter Seward's getroffen.

„Edward, zum zweiten Male bist Du mein Retter!" rief Frederick.

„Und Dein Rächer!" fügte der Quadroone hinzu.

Er holte mit dem Degen aus, um dem General den Schädel zu spalten, allein da sauste eine Kugel eines Officiers daher. Leblos sank er vom Pferde.

Frederik sah es. Er wollte hinzuspringen, ihn aufzufangen, allein, da verließen auch ihn die Kräfte. Seine Kniee wankten, aber noch bevor die Ohnmacht ihm das Bewußtsein raubte, sah er, wie ein Neger hinzusprang, ihn mit herkulischer Kraft packte, sich mit ihm auf Edwards Pferd schwang und im Galopp davon sprengte

Wo hatte er das dämonische Lachen dieses Negers schon einmal gehört? Wo sein widerwärtiges Gesicht gesehen?

Täuschte er sich, hatte er ihn nicht schon einmal zu Roß und sich als seinen Gefangnen erblickt? —

Nein, er täuschte sich nicht, jener Neger war Jim der ihn gefangen nahm, als er Esther auf der Flucht begleitete.

„Esther!" Das war Fredericks letzter Gedanke, ehe ihm die Sinne schwanden. —

Alles das war in kürzerer Zeit geschehen, als wir brauchten, es zu beschreiben. Kaum einen Moment später, als Cleys Kugel den Majar traf, gab Sigel den Befehl, das Feuer wieder zu beginnen. Cley selbst war eins der ersten Opfer und mit ihm fielen tausende seiner Leute. Sie nahmen die Flucht dem Walde zu, aber kaum ein Viertel von jenen, die den Wald verlassen hatten, erreichten sein Obdach wieder.

Einen Verlust von 26,000 Mann kostete dieser Tag den Rebellen — —

Wahrhaft niederschmetternd wirkte die Nachricht dieser Siege Grants zu Richmond. Näher und näher rückte den Führern der Rebellion die furchtbare Gewißheit, daß sie es selbst mit den größten Opfern nicht würden verhindern können, daß Grant eines Tages vor der Hauptstadt erscheinen und der Rebellion mit einem Schlage ein Ende machen würde.

Jefferson Davis war der Erste, welcher allen Muth und alle Geistesgegenwart verlor. Von dieser Zeit an war er nur darauf bedacht, alles baare Geld, dessen er habhaft werden konnte, und seine Person in Sicherheit zu bringen, falls die gefürchtete Katastrophe eintreffen würde.

Nicht ganz so schwarz sahen die Ritter vom goldenen Cirkel die Zukunft. Eine schleunige Sitzung im Ritterhause ward anberaumt.

Nicht ganz so siegesgewiß wie vor 9 Monaten, aber doch mit ungebeugtem Trotz, erschienen sie im „Heiligthum des Brutus."

In allen Gesichtern lag fast der Ausdruck jenes Tyrannenmörders im Wappenschilde, und weder Brutus, noch Ravaillac, noch Ankerström zogen grimmiger die Braunen, noch blickten sie blutlechzender auf ihre Opfer, als die Männer, deren Heiligthum ihre Portraits zierten.

„Sic semper tyrannis!" Diese Inschrift des Wappenschildes war heut mehr als je die Parole der Ritter des Ordens. Tyrannenmord! das war die ultima ratio und Keiner war unter Allen, welcher vor diesem letzten Mittel zurückgeschreckt wäre.

Nicht Mr. Breckenrigde, der Kriegsminister, eröffnete diesmal die Sitzung, sondern ein Mann, der ihn an kalter Entschlossenheit und stolzem Selbstbewußtsein noch übertraf; es war dies der eigentliche Präsident des Ordens, Mr. Berckley. Es war ein Mann nahe den Vierzigern. Sein Auge war düster und sein Blick kalt. Sein Gesicht umrahmte ein starker, schwarzer Bart, während sein Haupthaar nur dünn und schlicht über die Schläfe herabfiel. — Hatte schon das ganze Aeußere Mr. Breckenridge's etwas Abstoßendes, ja Abschreckendes, so war dies mit Mr. Berckley in noch viel höherem Grade der Fall, denn er hatte gegen jenen noch den Nachtheil, daß seine Züge geradezu häßlich genannt zu werden verdienten.

Allgemeiner Glückwunsch und ein Hoch begrüßten ihn, als er den Präsidentensitz bestieg.

Er begann mit einer Darstellung der Ereignisse der letzten Tage vom Kriegsschauplatz und zeigte vor allen Dingen, wie der Vorwurf dieser Niederlagen nicht dem Oberbefehlshaber zu machen sei, sondern daß dieselben einfach Mißgeschick seien. Lee sei durch Grants Manöver getäuscht worden, und Grant habe dadurch, daß er die zersplitterte Unionsarmee auf einen Punkt zusammengezogen habe, eine so überlegene Macht erhalten, daß Lee unmöglich seinem Zuge durch die Wilderneß hätte Einhalt thun können.

„Daß Grant den Oberbefehl überhaupt erhalten hat, ist lediglich unsere Schuld", nahm hier Mr. Sanders das Wort. „Hätte M'Clellan den Oberbefehl behalten, oder hätte ihn Halleck bekommen, so hätte Lee jedem Heere, und wäre es Millionen stark, getrotzt."

„Allerdings", bestätigte Einer, „dann hätte er ein leichtes Spiel gehabt, aber wiefern trifft die Schuld uns?"

„Nicht uns Alle", verbesserte sich Mr. Sanders, „sondern lediglich den Kriegsminister. Mr. Breckenridge hat sich nicht vor Spionen zu schützen gewußt, von denen M'Clellan denunzirt ist. Da war der Quadroone Edward Brown, welcher entwischt ist, dann der Sohn des Staatssecretairs, Frederick Seward. Warum hat man mit ihnen nicht den kürzesten Prozeß gemacht? Ferner hat er die

Quadroone Esther freigelassen, sie ist nach dem Norden gezogen und hat Zeugniß gegen M'Clellan erhoben. — Habe ich Recht, Gentlemen, wenn ich behaupte, daß die Schuld an diesem Wechsel des Oberbefehls in der feindlichen Armee ganz allein den Kriegsminister trifft?" —

Allgemeine Beistimmung wurde laut. Breckenridge biß sich in die Lippen und schleuderte einen Blick tödtlichen Hasses auf den Sprecher.

Sanders fuhr fort:

„Ferner, Gentlemen, warum ist unsere Armee nicht verstärkt worden, als der Norden neue Aushebungen vornahm? — Was hat der Kriegsminister gethan, um diesen neuen Anstrengungen des Nordens ein Paroli zu bringen? — Nichts, die Anwerbungen sind lässig betrieben, kaum daß die Verluste ersetzt wurden."

„Die Streitkräfte des Landes sind erschöpft", warf Breckenridge ein, „das kann nur der beurtheilen, welchem die Pflicht der Werbung obliegt, aber nicht ein Laie, ein Mann, von welchem Niemand andere Beweise seines Patriotismus kennt als die Verdächtigungen, welche er gegen die Männer schleudert, welche das Ruder führen?"

„Das ist Unwahrheit!" ertönte es von mehreren Seiten. „Wir haben von Sanders mehr Beweise des Patriotismus, als vom Kriegsminister. Er hat Millionen angewandt, um Kleiderstoffe zu kaufen, die nach Leesburg gesandt sind. Er hat alle seine Nigger hergegeben, um sie unter's Militair zu stecken."

„Weil es ihm mit seinen Niggern sonst nicht anders ergangen wäre, wie den übrigen Sklavenhaltern in Kentucky", bemerkte spöttisch Breckenridge.

Es war dem Kriegsminister nicht möglich, mit seiner Vertheidigung durchzudringen.

„Ministerwechsel! — ein anderer Kriegsminister!" rief es von allen Seiten.

„Machen Sie Vorschläge, Gentlemen!" sagte Berckley.

„George Sanders — Sanders!" antwortete die Versammlung fast einstimmig.

„Gut, man wird den Präsidenten von diesem Beschluß des Ordens sofort in Kenntniß setzen. — Gehen wir nun zum nächsten Theil der Tagesordnung über. Es ist der Bericht über die Thätigkeit unserer Agenten im Norden."

Booth hat seine Schuldigkeit gethan", versetzte Tucker. „Wenn auch die Pöbelementen nicht ganz den gewünschten Erfolg gehabt haben, so haben sie doch die Befreiung Mr. Berckley's bewirkt, und ein Mann wie er ist uns mindestens eben so viel werth, als der Tod von hunderttausend Yankees.

„Sehr wahr!" stimmten die Andern bei, „doch muß Booth neue Instruktionen erhalten."

„Wie ich aus Leesburg weiß", fuhr Berckley fort, „sind dort so viel Kleidungsstücke fabricirt und mit dem Gelbenfieber-Stoff inficirt, daß man die Seuche über die ganze Union zu verbreiten im Stande ist. Dies wird die nächste Aufgabe unserer Agenten im Laufe des Sommers sein."

„Wenn aber das fehl schlägt, oder ebenfalls nicht den gewünschten Erfolg hat?" sagte Wirtz, der Kommandant des Gefängnisses zu Millen.

„Ich erinnere an den letzten Beschluß des Ordens", antwortete Breckenridge, nach welchem man versuchen soll, Lincoln in unsere Gewalt zu bringen."

„Das war die Maßregel, welche damals der Kriegsminister vorschlug", entgegnete Sanders „Ich bin gegen die halben Maßregeln. Meine Herren, wir beschlossen damals als ultima ratio den Tod Aller, die an der Spitze der Union stehen! — Ich dringe darauf, daß mit diesem Mittel nicht erst dann vorgegangen wird, wenn es zu spät ist. Weshalb erst den Versuch machen, Lincoln in unsere Gewalt zu bringen. Er ist im Gefängniß zu Millen oder Petersburg uns nicht so unschädlich, als er es sein wird, wenn er nicht mehr am Leben ist. Ich beantrage also, daß, falls der Versuch, das gelbe Fieber zu verbreiten, mißglückt, sofort die ultima ratio ausgeführt werde."

Diesmal lohnte den designirten Kriegsminister nicht so allgemeiner Beifall, vielmehr fand er Widerspruch sowohl bei Cleary als bei Thompson und Tucker, und obgleich der Präsident seinen Antrag lebhaft unterstützte, so blieb es doch bei dem ersten Beschluß, daß man vor der Anwendung des äußersten Mittels erst den Versuch machen solle, Lincoln gefangen nach Richmond zu schaffen; und erst wenn dies nicht glückte, sollten die Emissäre bevollmächtigt werden, ihn zu ermorden.

„Ihn allein?" fragte Sanders verstimmt. „Ich bitte die Stelle des Protokolls zu verlesen, wo die Namen derer aufgeführt stehen, welche wir auf die Liste der Proscribirten gesetzt haben."

Mr. Thompson, der heute die Stelle des abwesenden Cley ersetzte, begann:

Die Namen, welche damals auf die Liste der Proscribirten gesetzt wurden, sind: Abraham Lincoln, Johnson, Seward, Stanton und Grant."

„Genügt das?" fragte Berckley. „Nach meiner Ansicht wären diesen Namen noch manche hinzuzufügen."

Obwohl ihm Wirtz, Aston, der Kommandant des Gefängnisses zu Petersburg und einige Andere beistimmten, so beschloß doch die

Majorität, sich vorläufig mit diesen Opfern zu begnügen.

Jetzt kam die Geldfrage auf's Tapet. Woher fernere Mittel nehmen, um die Agitation im Norden, so wie die neuen nothwendig gewordenen Werbungen zu bestreiten?

Man muß es den Führern der Rebellion nachsagen, daß sie selbst jetzt noch, nachdem bereits so viele Opfer vergeblich gewesen waren, sofort zu neuen Opfern bereit waren.

Es hat während dieses Krieges mancher von ihnen Millionen geopfert und sich selbst zum Bettler gemacht. Man muß in der That beklagen, daß eine solche Opferwilligkeit nicht einer bessern Sache galt.

Auch heute war unter Allen Keiner, der sich geweigert hätte, das Letzte, was ihm zu Gebote stand, herzugeben.

„Ich selbst," sagte Mr. Berckley, während die Liste zur Zeichnung von Beiträgen cirkulirte, „zeichne die Häfte der Summe, welche mir als Heirathsgut von Miß Emmy Brown zufällt, wie ich bereits bei früherer Gelegenheit dem Orden versprach."

„Woran liegt es, daß diese Heirath noch nicht abgeschlossen ist?" fragten Einige.

„An Mr. Berckley selber," antwortete Breckenridge statt des Vorsitzenden. „Ich habe ihm den von Miß Brown unterzeichneten Einwilligungsschein übergeben. Das Geld liegt auf der Bank zu Richmond und wird auf meine Anweisung sofort ausgezahlt. Es ist durchaus kein Hinderniß vorhanden, diese Summe, welche etwa eine Million Dollars beträgt, flüssig zu machen."

„Ich gestehe," erwiderte Mr. Berckley, „daß ich diese Angelegenheit weniger eifrig betrieben habe, als im Interesse des Ordens gelegen hätte, allein meine öffentliche Wirksamkeit hat mir bis jetzt kaum Zeit gelassen eine Sache, die zum Theil mich persönlich angeht, zu verfolgen. Ich verspreche aber, diese Angelegenheit ohne Aufschub in die Hand zu nehmen, und dem Orden binnen 8 Tagen die Summe, welche auf meinen Antheil fällt, zu übermachen."

Die Summe, welche von den anwesenden Rittern gezeichnet ward, belief sich auf fünf Millionen Dollars.

„Ich habe noch einen Antrag zu stellen," nahm Mr. Sanders noch einmal das Wort, „Sie wissen, Gentlemen, daß wir die Nigger, welche sich an dem Aufstande in Tennessee betheiligten, gefangen nahmen, zum Kriegsdienst ausbildeten und aus ihnen einige Regimenter bildeten, die als Kanonenfutter immerhin gut genug sind. Mein Antrag geht nun dahin, daß Jeder von uns sich verpflichtet, von seinen Sclaven eine Anzahl diesen Regimentern unentgeltlich zu überweisen."

Der Antrag ward mit Beifall aufgenommen, und eine Liste cirkulirte sofort, auf welcher Jeder die Anzahl der Sclaven zeichnete, welche er sich hinzugeben erbot. Es kamen durch diese Zeichnung

12,000 Nigger zusammen. Es waren Einzelne der Sclavenzüchter, welche mehrere Hunderte von ihren Negern hergaben. Cleary war der Einzige, welcher keinen Neger zeichnete.

Mit neuem Muth und neuen Hoffnungen für die Sache der Conföderirten trennten sich die Ritter des goldenen Cirkels.

---

## Neunundsechzigstes Kapitel.

# Esther's Erzählung.

Trauriger und kummervoller als je saß Miß Emmy Brown, die reiche Erbin, in den Polstern des Divans in ihrem Boudoir. Auf einem Schemel zu ihren Füßen hatte die Mulattin Margot Platz genommen und blickte mit ihren großen Augen theilnahmevoll zu ihrer Herrin hinauf. Ihre Lippen waren geöffnet, gleichsam als erwarte sie nur einen Wink ihrer Gebieterin, um sie zu dem herzlichen Trostworte, welches sie zu spenden wünschte, in Bewegung zu setzen.

Miß Emmy war in ihrem Schmerze schöner als sie es vielleicht in den Tagen des Glücks gewesen war. Der lange Kummer hatte ihr Gesicht gebleicht, aber diese Blässe, vereint mit dem sanften Feuer ihrer Augen, gaben ihr den göttlichen Hauch einer Heiligen, und was sie an der frischen Blüthe der Jugend einbüßte, ward ihr hundertfach ersetzt durch den ätherischen Duft, durch den himmlischen Zauber, welchen das Seelenleiden über ihre holden Züge gebreitet hatte.

Stundenlang saß Emmy sprachlos, und stundenlang harrte geduldig die treue Margot ihres Winkes.

Eine Dienerin erschien und servirte Chocolade und etwas Gebäck. Das veranlaßte endlich die schöne Trauernde, ihre bleichen Lippen zu öffnen.

„Margot,“ sagte sie, als die Dienerin sich entfernt hatte, „trage Alles wieder hinaus; ich habe heute keinen Appetit.“

Oh, Herrin,“ flehte Margot; „geben Sie sich ihrem Kummer doch nicht allzusehr hin. Monate und Monate dauert das jetzt nun schon, und es wird nicht anders, es wird immer schlimmer mit Ihnen, Sie werden sich abhärmen und abgrämen, bis Sie zuletzt in's Grab sinken; o mein Gott was soll daraus werden!“

„Ich wollte, ich wäre schon im Grabe!“ versetzte Emmy. „Der Tod wäre mir die süßeste Erlösung aus meinem Kummer.“

„Ach wenn Mr. Seward es wüßte, wie Sie sich bekümmern um ihn; und wie Sie vor Herzeleid zusehends hinsiechen, er würde mitten durch unsere Armee sich den Weg bahnen, um zu Ihnen zu kommen und Sie zu trösten, und Ihnen zu sagen, daß er nie aufhören wird, Sie zu lieben."

„Daß er mich liebt, Margot, das hat er mir ja in hundert Briefen geschrieben, aber das ist es ja, was mir das Herz bricht. Wenn er mich vergessen hätte, vielleicht, daß ich dann auch aufhören könnte, ihn zu lieben; so aber wird die Wunde meines Herzens durch seine Briefe, die ich fast mit jeder Post erhalte, immer von Neuem aufgerissen und wird bluten, bis ich daran sterbe."

„Oh, theuerste Herrin sprechen Sie nicht so — Was soll ich sagen, um Sie zu trösten? — Wäre nur Mr. Seward hier . . ."

„Nein, wünsche das nicht, Margot; nein, nie darf er mich wiedersehen!"

„Und warum nicht, Miß?"

„Weil ich einen Andern heirathen muß."

„Muß? — Müssen Sie Mr. Berckley heirathen, wegen des Scheines, den Sie unterschrieben haben?"

„Es bleibt kein anderer Ausweg."

„Aber Mr. Berckley scheint das Project ganz aufgegeben zu haben. Schon seit sieben Monaten ist er aus der Gefangenschaft frei und hier in Richmond; aber hat er Ihnen eine besondere Aufmersamkeit geschenkt? — Nein, er hat Sie, wo er mit Ihnen zusammen kam, nur flüchtig begrüßt. Wenn ihm und Ihrem Vormunde noch so sehr an dieser Heirath läge wie früher, so hätten sie beide schon längst die Sache betrieben."

Emmy schwieg eine Weile in ruhigem Nachdenken und hob das Haupt, das sie in die Hand gestützt, ein wenig empor, als ob sie sich durch die Worte ihrer Dienerin erleichtert fühlte, allein bald ließ sie schwer seufzend das Haupt wieder sinken, indem sie fast flüsternd sagte:

„Es ist nicht allein wegen des Scheines. — Ich müßte einen Andern heirathen, auch wenn der Schein nicht existirte!"

„Wie?" rief Margot befremdet, „Sie lieben also Mr. Frederick nicht?"

Emmy antwortete nur durch ein Aufschlagen ihres verklärten Auges, wobei sie ihre Hand aufs Herz drückte.

„Was sage ich?" fuhr Margot fort. „Ich weiß, daß Sie ihn lieben, aber warum wollen Sie ihn nicht heirathen, noch dazu wenn Breckley verzichtet?"

„Margot, Du weißt, auch Esther liebt ihn!"

„Miß Esther aber wird aus Liebe zu Ihnen ihm gewiß gern entsagen."

„Das wird sie, ja, das hat sie sogar gethan. Aber Esther ist ohnehin unglücklich genug, sie soll nicht durch mich noch mehr zu leiden haben, als sie schon gelittten hat. Sie wird Frederik nie besitzen wollen, so lange sie weiß, daß ich frei bin, wenn ich aber einem Andern meine Hand gereicht habe, dann wird sie die Seine werden!"

„Das wird sie nie, so wahr ein Gott im Himmel lebt!" rief hier plötzlich eine volltönende weibliche Stimme.

Emmy stieß vor Ueberraschung einen Schrei aus, als sie sich aber nach der Thür umwandte, von welcher her die Stimme kam, da verwandelte sich der Schrei der Ueberraschung in einen Ausruf der Freude.

„Esther, theure Freundin! Gelobt sei Gott, der Dich wieder zu mir führte!" rief sie aufspringend und die Freundin in ihre Arme schließend.

Thränen der Freude flossen über die blassen Wangen des schönen Mädchens, und auch in den dunklen Wimpern der Quadroone zitterte eine Perle.

Lange fanden die Freundinnen nicht Worte, den Gefühlen ihres Herzens Ausdruck zu geben. Esther faßte sich zuerst, indem sie die Schwester zu sich auf den Divan niederzog, die Arme um ihren Hals schlang und ihr Haupt zu sich heran an ihren Busen zog, begann sie in sanftem Tone:

„Emmy, die Sorge um Dein Glück führt mich zu Dir zurück!"

„Der Sorge um mein Glück setzest Du die Sorge um Deine Sicherheit nach?" unterbrach sie Emmy. „Mein Gott, jetzt erst fällt es mir ein, welcher Gefahr Du Dich aussetzest, daß Du nach Richmond zurückgekehrt bist. O, daß mir die Freude des Wiedersehens durch die Angst um Deine Sicherheit verkümmert werden muß."

„Sei meinetwegen ohne Sorge, Emmy. Du weißt ja, daß ich eine Freigelassene bin. Ich kann also reisen, wohin es mir beliebt."

„Aber man verfolgt Dich hier, weil man Dich fürchtet. O, traue diesem Breckenridge nicht, er wird Dich fangen und einkerkern lassen. — Ach, so sehr ich mich auch freue, Dich, theure Freundin bei mir zu haben, an Deinem Herzen meinen Kummer ausweinen zu können, so wünschte ich doch lieber, Du wärest im Norden geblieben und hättest Dich nicht wieder nach dem Süden gewagt."

„Ich wäre im Norden geblieben, Emmy, obwohl ich dort mehr gelitten habe, als mir je hier mitten unter den Sclavenhaltern begegnet ist, aber Deinetwegen ...."

„Wie? Du hattest dort zu leiden?" unterbrach sie Emmy. „Was ist Dir geschehen? sprich, Theure. Mein Gott ja, ich sehe es Dir an, Du blickst düsterer als je; wie ist es möglich, daß man

Dir im Lande der Freiheit übel begegnen konnte? Sprich, Esther, erzähle mir —"

„Von mir ein ander Mal, Emmy; laß uns jetzt von Dir sprechen und von Deiner Zukunft."

„Nein, nein, laß das; daran änderst Du nichts. Ich werde nichts eher hören, als bis Du mir Alles, Alles erzählt hast."

„Aber Emmy, wozu das? Was ich gelitten habe, das ist überstanden, während Du im Begriff bist, einer Zeit der Leiden entgegen zu gehen, welche sich noch abwenden lassen, wenn Du dem Rath der besten Freundin folgst. Mr. Berckley...."

„Kein Wort mehr von Mr. Berckley, bevor Du mir Deine Geschichte erzählt hast. Esther; ich bestehe nun einmal darauf. Wie könnte ich Lust haben, irgend etwas Anderes zu hören und zu denken, bevor ich nicht den Kummer der Freundin kenne? — Erzähle erst, hernach magst Du über meine Angelegenheiten sprechen."

„Nun, da Du es willst," versetzte Esther, „so muß ich Dir schon willfahren. Höre also die Geschichte meiner Leiden."

Sie begann damit, zu berichten, wie sie sich gleich tief im Herzen verletzt gefühlt habe, daß selbst in den Staaten, welche schon vor einem Jahre die Sclaverei aufhoben, im Lande der höchsten Freiheit, der Fluch nicht ausgelöscht sei, welcher auf den Abkömmlingen der Schwarzen laste. Wie ein Messerstich habe es ihr Herz verwundet, daß man ihr Zeugniß gegen M'Clellan zurückwies aus keinem andern Grunde, als weil sie von Negern abstamme. Sie erzählte dann, daß es ihr ein Balsam auf diese Wunde gewesen sei, als ein Bürger sich ihrer angenommen und sie wie Seinesgleichen behandelt habe, dieser Bürger aber sei grade ein Anhänger des Südens gewesen.

„Es ist ein Glück," sagte sie, „daß dieser unheilvolle Krieg nicht schon jetzt beendet ist, die befreiten Neger würden sich unter dem Schutz der freien Republik kaum glücklicher fühlen, als unter der Peitsche ihrer bisherigen Tyrannen. Diese zerfleischten allerdings den Körper, aber das Vorurtheil, das noch bis heute in der Union herrscht, das verletzt und mordet das Gefühl der Neger. Der wahre Friede und das Glück wird nicht wiederkehren, bis nicht die letzte Spur dieses unseligen Vorurtheils ausgerottet ist; und alsdann erst wird die Union den stolzen Namen einer Republik zu einer Wahrheit machen."

Sie fuhr dann fort zu berichten, was ihr während der Pöbel-Emeute in New-York widerfahren sei. Wie sie von zwei Buben, deren Einen sie persönlich kenne, ergriffen und in das Haus einer Kupplerin geschleppt sei; wie man sie dort gebunden und geknebelt habe, ehe sie Zeit gehabt, sich durch einen Dolchstoß in die eigene Brust ihrer Gewalt zu entziehen.

„Viele Stunden lag ich dort auf einem Canapé, zu welchem Zwecke, das ist mir bis heute unbekannt. Ich glaubte damals sicher-

lich, daß man mich ermorden wolle, und begreife bis jetzt noch nicht, weshalb man mich leben ließ, ja ich begreife nicht einmal, welchem Umstande ich meine Befreiung zu danken habe, oder vielmehr, welches die Beweggründe der Person waren, die sich für mich verwandte."

„Erzähle," bat Emmy, „Du spannst mich auf's Aeußerste. Wie wurdest Du aus der fürchterlichen Lage befreit?"

„Wie ich Dir schon sagte," fuhr Esther fort, „lag ich gefesselt, daß ich kaum ein Glied zu rühren vermochte und geknebelt, daß ich fast dem Ersticken nahe war, in einem Zimmer im Hause jener Kupplerin. Stunde auf Stunde verrann, Niemand ließ sich bei mir sehen, der mich befreite oder meinem Leben ein Ende machte. Die Qualen vermehrten sich von Minute zu Minute. Tausendmal flehte ich zum Himmel, diesen Qualen durch den Tod ein Ende zu machen, aber mein Gebet ward nicht erhört und meine Kräfte trotzten der Folter. Vom Nachmittage an bis tief in die Nacht lag ich da, ohne auch nur einen Laut vernommen zu haben, in der furchtbaren Ungewißheit, was mit mir geschehen werde, und über die Folterqualen meiner gefesselten Glieder ächzend."

„Entsetzlich!"

„Erst lange nach Mitternacht vernahm ich einen Laut. Ein Mann sprach mit der Kupplerin. Sie sprachen so leise, daß ich von dem, was sie sprachen, nichts zu verstehen vermochte. Nach einer geraumen Zeit öffnete sich die Thür des Zimmers, in welchem ich lag. Ich raffte noch einmal meine Kräfte zusammen, um die Fesseln zu zersprengen, und nicht widerstandslos zu sterben, denn ich glaubte, daß jetzt meine letzte Stunde geschlagen habe. Die Kupplerin mit einem Manne trat ein.

„Gott, ich bebe!"

„Der Mann war Einer von denen, welche mich hierher gebracht hatten, ich hatte ihn nie gesehen. Sie trugen Beide eine Kiste, welche sie hinter einen Vorhang stellten. Es war diesmal nicht auf mich abgesehen!"

„Gott sei gelobt!" rief Emmy mit einem Seufzer der Erleichterung. „O, wie mein Herz pocht, fahre fort, Schwester; ich zittere, das Ende zu hören."

„Beide verließen das Zimmer wieder, ohne mehr als einen gleichgültigen Blick auf mich geworfen zu haben. Inzwischen hatte sich ein Klopfen an der Hausthür hören lassen, und Mrs. Gamp, so hieß die Kupplerin, öffnete. Es war ein Mann, welchen sie einließ. Jetzt wurde das Gespräch so laut geführt, daß ich den Inhalt im Ganzen zu verstehen vermochte. Die Stimme des zuletzt Angekommenen schien mir bekannt, schien Einem von meinen Peinigern anzugehören. Er wollte hinein in das Zimmer, in welchem ich mich befand, der Andere aber verweigerte ihm den Eintritt. Es gab einen

heftigen Wortwechsel, dessen Resultat war, daß der Erstgekommene versprach, mich meinen Feinden auszuliefern."

„Wie wird das enden! Gütiger Himmel, Schwester, was mußt Du gelitten haben!"

„Den Tod, Emmy, fürchtete ich nicht; ich hatte ihn mir ja oft herbei gewünscht, denn was soll mir das Leben? Ungeliebt von dem, für welchen ich den letzten Tropfen Blut vergießen würde, und verachtet von allen Menschen, was kann ich da für mein Leben hoffen?"

„Esther!" rief Emmy im Tone des Vorwurfs; „wie kannst Du nur so ungerecht sein, daß Du sagst, Du seist von Allen verachtet."

„Ich that Unrecht daran!" versetzte Esther, die Freundin fester an ihre Brust pressend; „Du, Du verachtest mich nicht, Du liebst mich, und um Deinetwillen will ich leben."

„Nicht bloß um meinetwillen, Esther, Dir blüht sicherlich noch ein schöner Paradies, als ich je zu erreichen hoffen darf. Doch fahre fort, wie entgingst Du dem Geschick, in die Hände Deiner Peiniger ausgeliefert zu werden?"

„Als meine Angst den Gipfel erreicht hatte, als ich jede Minute erwarten mußte, daß sich die Thür öffnen würde, und daß Einer von jenen Bösewichtern einträte, da pocht es mit starken Schlägen an den Laden eines Fensters. Mrs. Gamps mit ihren beiden Gästen blickte zum Fenster der Küche hinaus und ich hörte die Letzteren den Namen „Wilkes Booth" aussprechen."

„Der Schauspieler, welcher hier zuletzt als Brutus auftrat, und sich in dieser Rolle mit Lorbeeren bedeckte?"

„Derselbe; er spielt jetzt den Brutus nicht mehr auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, sondern in dem Weltdrama selber. Dieser Wilkes Booth war es, welchen die Kupplerin durch das Fenster ins Zimmer — es führte kein andrer Weg von dem Garten in diesen Theil des Hauses — einließ. Die Alte schien absichtlich kein Licht mit sich genommen zu haben, damit ihr neuer Gast mich nicht bemerke, allein, der schwache Lichtschein des Nachthimmels, welcher durch den geöffneten Laden auf mein Lager fiel, hatte ihn dennoch mich erblicken lassen. Die Bewegungen und Anstrengungen, welche ich absichtlich machte, während sein Blick auf mein Lager fiel, zeigten ihm, daß ich gebunden sei. Theilnahmlos jedoch schritt er an mir vorüber in das Nebenzimmer. Die beiden dort bereits anwesenden Männer waren Freunde von ihm. Ich hörte, wie er ihnen die Geschichte seiner wunderbaren Rettung erzählte; der Arm, welcher den verhängnißvollen Streich auf ihn führen wollte, habe sich bereits erhoben, da sei ihm, wie vom Himmel gesandt, ein Retter erschienen, dessen Person ihm eben so räthselhaft sei, wie seine Rettung selber. Als er seine Erzählung beendet hatte, fragte er, ob er hier die Nacht bleiben könne? Mrs. Gamp verneinte die Frage, da das Zimmer,

durch welches er eben gekommen, und welches das einzige sei, das ihr sicher scheine, besetzt sei.

„Was ist das für ein Mädchen, das dort gebunden liegt? fragte Booth?

„Es ist eine Beute, die ich gemacht, antwortete Einer der beiden Andern. Ich bin eben im Begriff, sie hinweg zu bringen.

„Was solls mit dieser Beute? fuhr Booth fort.

„Ich denke, daß das meine Sache ist, was ich mit ihr beginne, antwortete der Andere trotzig.

„Ganz recht, Robert, ich will auch nichts dawider sagen, fuhr Booth fort. Aber schaffe sie nur fort, damit ich einen Versteck habe. Uebrigens mache ich Dir zur Bedingung, daß es ohne Aufsehen geschieht, damit nicht etwa das Auge der Patrouillen oder eines Polizeibeamten auf dies Haus aufmerksam gemacht wird.

„Sei unbesorgt, antwortete der, den er Robert genannt hatte. Ich habe bereits mit Mrs. Glamp Rücksprache genommen. Sie hat einen Krankenkorb, dahinein lasse ich das Mädchen legen und durch zwei Träger fortschaffen. Dies hat nichts Auffälliges, da man ja überall in der Stadt die Verwundeten auf den Straßen aufsucht und in Krankenkörben nach den Hospitälern schafft. Nach einem Hospital freilich werde ich meine Beute nicht bringen lassen, sondern an einen andern sichern Ort, wo sie Niemand, selbst John nicht auffinden soll, der Lust haben wird, sie mir streitig zu machen. Es ist das zugleich ein Ort, an dem ihr plötzliches Verschwinden eben kein Aufsehen erregt, und wenn man nach einigen Tagen im East River einen weiblichen Leichnam auffischt, so wird Niemand wissen, daß derselbe aus dem Asyl kam, das ich meiner Beute geben werde.

„Der Krankenkorb steht bereits im Hausflur, nahm hier Mrs. Gamp das Wort, wenn es Ihnen also gefällig ist? —

„Ich werde sie gleich hinaus bringen, sagte der, welcher die Kiste hineingestellt hatte, aber ich muß bemerken, daß, wenn Wilkes ferner die Zimmer bewohnen wird, ich ihm Gesellschaft leisten werde.

„Sie haben sonderbare Einfälle, Bob, antwortete Booth.

„Gleichviel, ob sonderbar oder nicht, nur unter dieser Bedingung liefere ich das Mädchen aus.

„Nun so geh, und hole sie, daß dem Geschäft endlich ein Ende gemacht wird, rief Booth ungeduldig.

„Dies war das Gespräch, das ich deutlich hörte, und das mich überzeugen mußte, daß ich auch von Booth keine Rettung und kein Erbarmen hoffen dürfe; ich war also rettungslos der Willkür zweier Bösewichter preisgegeben. — O Gott, flehte ich, ist es möglich, so laß mich in dieser Minute sterben! — Da öffnete sich die Thür. Derselbe Mann, welcher mit Mrs. Gamp die Kiste hinein gebracht hatte, und welchen sie Bob genannt hatten, trat ein, packte mich und trug

mich auf seinen Armen in das erleuchtete Nebenzimmer, in welchem sich die drei andern Personen befanden. Erbarmen flehend wandte ich meinen Blick — denn einen Laut auszustoßen, verhinderte mich der Knebel — von Einem zum Andern, allein das Auge jenes Robert begegnete meinem Blick mit einem eigenthümlichen Funkeln, welches mich — Gott, ich schaudere, wenn ich daran denke — das Verbrechen ahnen ließ, dessen Opfer ich werden sollte. Mrs. Gamp schien mit ihrem Lächeln zu sagen: Ich freue mich, daß mein Werk gelungen ist, und mein Ruf als geschickte Kupplerin in dieser Affaire sich bestätigt hat. Der Mann, welcher mich hinaus getragen hatte, erwiderte den Blick so stupide, als ob ihm mein stummes Flehen gänzlich unverständlich sei, und Booth saß in Nachdenken versunken in der Sophaecke und hielt es nicht der Mühe werth, sich ein einziges Mal nach dem Opfer seiner Freunde umzuschauen. Von all diesen Personen hatte ich also nichts zu hoffen."

„Entsetzlich! fürchterlich!" rief Emmy.

„Bob setzte mich in einen Lehnstuhl, denn da ich auch an den Füßen gebunden war, vermochte ich nicht zu stehen, und sagte zu dem Andern: Nun sieh zu, was Du weiter mit ihr machst.

„Hilf sie mir wenigstens in den Korb legen, versetzte Robert.

„Meinetwegen auch das noch, — antwortete Bob, und trat an meinen Sessel, um mich von Neuem anzupacken.

„In diesem Augenblick ertönte ein mächtiges Klopfen an der Hausthür.

„Hölle und Teufel! rief Robert, das ist John. Er darf sie nicht sehen. Faß an, Bob, wir müssen sie in den Krankenkorb legen, ehe er sie zu Gesicht bekommt. Oeffnen Sie nicht, Mrs. Gamp, bevor wir sie in den Korb gelegt und zugedeckt haben.

„So geschah es in der That. Die beiden Männer packten mich und trugen mich in den Hausflur, wo ein Krankenkorb bereit stand. Ich ward hineingelegt und der Deckel über dem Korbe zugemacht. Als dies geschehen war, öffnete Mrs. Gamp die Thür.

„Was zum Kuckuk, alte Hexe, fällt Dir ein, daß Du mich draußen warten läßt? polterte der Mann, welcher eintrat.

„Ich erkannte in der Stimme dieses Mannes sofort die eines gewissen Atzerott, eines Menschen, welcher bereits mehr als einmal Unglück über mich gebracht hat.

„Was hat der Korb zu bedeuten? fragte er.

„Eine von Mrs. Gamps Mietherinnen ist krank geworden, antwortete Robert und muß sofort in's Hospital.

„Atzerott brummte etwas in den Bart und trat in's Zimmer, wohin ihm die Andern folgten Es währte nicht lange, so entspann sich drinnen ein Gespräch, welches so überlaut geführt wurde, daß ich manches davon verstehen konnte. Ich hörte, wie Atzerott stürmisch

verlangte, in das Zimmer zu treten, in welchem ich mich befunden hatte, und wie Mrs. Gamp und Mr. Robert sich bemühten, ihn davon zurückzuhalten und endlich der, den sie Bob nannten, ihm erklärte, es sei vergebens, dort zu suchen, denn das Mädchen sei nicht mehr dort. —

„Nicht mehr dort? brüllte Atzerott, wo ist sie denn? — Heraus mit der Sprache, Ihr Hallunken, wo habt Ihr sie?

„Bob antwortete ihm, er möge sich deswegen an Robert halten; was dieser antwortete konnte ich nicht verstehen, jedenfalls aber mußte Atzerott auf den Verdacht gekommen sein, daß ich es vielleicht sei, die in dem Krankenkorbe läge, denn mit furchtbarem Geräusch ward die Thür aufgerissen und Atzerott stürzte hinaus. Er ergriff den Deckel des Korbes, um ihn emporzuheben, Robert suchte ihn davon zurückzuhalten. Sie rangen mit einander, und Atzerott stieß laute Flüche aus und tobte, daß ich zu hoffen begann, es werde Jemand draußen auf den Lärm aufmerksam werden und hineinkommen. Was mir Hoffnung gab, das war für Booth, der sich noch immer im Zimmer befand, ein Gegenstand der Besorgniß, denn er trat hinaus und rief mit gebieterischer Stimme:

„Was soll das heißen? — Keinen Lärm sage ich, oder wollt Ihr die Polizei herbeirufen?

„Ich will sehen, was in dem Korbe ist, rief Atzerott, und ergriff von Neuem den Deckel; diesmal gelang es denn Andern nicht, ihn gewaltsam davon zurückzuhalten, denn Atzerott hob den Deckel auf und erblickte mich.

„Ha! Hinterlistiger, rief er. Also Du wolltest sie mir rauben? Dachte ich mir's doch, daß Deine viehische Begierde nicht ruhen würde. Aber diesmal soll Dir die Lust vergehen, das Mädchen ist mein, und ich will sie an einen Ort bringen, wo sie vor Deiner Entdeckung gesichert ist.

„Der Andere wollte Protest einlegen, Atzerott aber stieß ihn zurück. Wüthend zog Robert ein Bowiermesser und stürzte sich auf Atzerott.

„Seid Ihr rasend? schrie Booth mitten zwischen sie springend. Seid Ihr vernunftbegabte Menschen oder seid Ihr wilde Thiere? — Noch ein Wort des lauten Zankens, und ich tödte mit eigener Hand das Mädchen, um den Gegenstand des Streites aus dem Wege zu räumen."

„Er deutete bei diesen Worten auf mich, und sein Blick, welcher seiner Handbewegung folgte, traf mich, denn Atzerott hatte den Deckel des Korbes nicht wieder geschlossen. Booth stockte, als sein Auge dem meinigen begegnete. Aufmersam betrachtete er mich. Verstand er meinen erbarmenflehenden Blick, oder war es etwas anderes, das ihn bewegte? Seine Miene nahm den Ausdruck der Ueberraschung an.

„Sie ist mein! wiederholte Atzerott trotzig, wenn auch in weniger lautem Ton, und ich werde nicht zugeben, daß Einer Hand an sie legt.

„Ich habe dasselbe Recht an dem Mädchen, wie Du selbst, erwiderte Payne. Sie ist unsere Gefangene, folglich gehört sie Jedem gleich viel.

„Zurück! unterbrach ihn Booth und schob den Sprecher sowohl wie Atzerott bei Seite, während er sich zugleich gebieterisch neben den Korb stellte. Dies Mädchen wird Keiner von Euch besitzen.

„Oho, brummte Atzerott, welches Recht haben Sie, das zu befehlen!

„Schweigen Sie, John, herrschte ihn Booth an. — Mrs. Gamp, nehmen Sie dem Mädchen die Fesseln ab.

„Was? rief Robert hinzuspringend. Du willst sie freilassen und nicht tödten?

„Nein, antwortete er. Ich tödte sie nicht.

„Aber sie muß sterben, wiederholte Jener; Du siehst ein, daß sie sonst an uns zur Verrätherin wird.

„Das werden wir sehen. Geht sie meine Bedingungen nicht ein, so mag sie sterben, jedenfalls aber soll sie Eurer Willkür nicht preisgegeben sein.

„Dann wandte er sich an mich.

„Stehen Sie auf, Miß Brown.

„Da Mrs. Gamp mir die Fesseln von den Händen und Füßen gelöst hatte, so war ich im Stande, seiner Aufforderung zu folgen. Den Knebel nahm er mir selbst vom Munde.

„Treten Sie ein, fuhr Booth fort, auf die Thür des Zimmers deutend. Nehmen Sie hier in dem Lehnstuhl Platz, Sie werden erschöpft sein.

„Dem war in der That so. Ich war dermaßen erschöpft, daß ich mich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, ein Wort des Dankes hervorzubringen, war mir ganz unmöglich."

„Ich athme von Neuem auf!" rief Emmy. „Es hat mir fast das Herz abgepreßt, bevor ich Dich aus der entsetzlichen Lage befreit wußte."

„Du gute Seele," antwortete Esther. „Ich hätte Dir gern die Erzählung meiner Leiden erspart, aber Du wolltest es ja."

„Ach, wie Unrecht ist es von Dir", versetzte Emmy, „daß Du, um mir einige Minuten der Angst zu ersparen, Dir den Trost versagen wolltest, Dein Herz der Schwester auszuschütten. Doch fahre jetzt fort, ich brenne vor Verlangen, das Ende zu erfahren. Welches Interesse nahm der Schauspieler an Dir, und woher kannte er Dich?"

„Er hatte mich in dem Hause Deines Vormunds gesehen, auch mehrfach hier in Richmond", antwortete Esther. „Welcher Art das

Interesse war, das er an mir nahm, sollst Du gleich erfahren. Auf seinen Befehl brachte Mrs. Gamp ein Glas Wein, womit ich meine verschmachteten Lippen benetzte. Meine Lebensgeister kehrten schnell zurück, daß ich im Stande war zu sprechen, und meinem Retter zu danken.

„Danken Sie mir nicht, antwortete Booth, ob ich Ihnen das Leben zu retten im Stande bin, das wird von Ihnen selbst abhängen.

„Ich antwortete, daß ich ihm auch schon dankbar sei, für das Versprechen, mich der Willkür jener rohen Gesellen entziehen zu wollen, und daß ich es für eine Großmuth halten würde, wenn er mir auf der Stelle zu sterben gestattete.

„Ob Sie sterben müssen, entgegnete er, oder ob ich Sie freilassen darf, wird sich sogleich zeigen. Ich wünsche nicht, daß Sie sterben, denn ich bin einer Person zu Dank verpflichtet, ja ich verdanke dieser Person bereits zweimal mein Leben, welche, wie ich weiß, sich für Sie interessirt. Als Sie in Richmond aus dem Park Mr. Tuckers entflohen, es war während des Maskenballes im Ritterhause, da wurden Sie von einem Manne in das Haus von Miß Emmy Brown geleitet; von einem Mann, den ich vorher auf dem Maskenball gesehen hatte. Ich sah ihn, Sie aus dem Park führen; ich hätte es verhindern können, allein ich habe gegen diesen Jüngling eine Pflicht des Dankes abzutragen und that es nicht. Ich vermuthe, daß dieser Jüngling Ihnen nahe steht, vielleicht ein Bräutigam, ein Verwandter —“

„Wen meint er?“ unterbrach sie Emmy. „Du wurdest damals von Mr. Conover und Mr. Borton hierher begleitet.“

„Ich vermuthe“, versetzte Esther, „daß er Mr. Borton meinte, eben jenen jungen Mann, der in diesem Zimmer anwesend war, als ich aus diesem Hause entfloh.“

„Der? — Unmöglich!“ rief Emmy. „Mr. Borton ist ein Spion der Unionsarmee, ja, vielleicht gar nicht einmal ein Mann, sondern ein Mädchen.“

„Wunderbar!“ sagte Esther, „Booth vermuthete, daß die Liebe die Ursache jener Theilnahme für mich sei, und mir scheint gerade Liebe die Ursache, daß sich jener Mr. Borton, oder jenes Mädchen, das sich diesen Namen gab, zum Retter von Booth machte. — Doch höre weiter. Booth setzte mir nun auseinander, welche Gefahr es für ihn und seine Freunde haben würde, wenn sie mich frei ließen, ich könnte nämlich ja von dem Vorgefallenen sofort Anzeige machen und ihn und seine Freunde der Behörde ausliefern.

„Ich kann Sie also nur unter der Bedingung frei lassen, schloß er, daß Sie mir schwören, von dem, was Ihnen hier begegnet ist, vor dem Ablauf von drei Monaten keine Sylbe über Ihre Lippen

kommen zu lassen, noch auch den Behörden meinen und meiner Freunde Namen zu nennen.

„Ich überlegte. Doch weshalb sollte ich mich weigern, den Schwur zu leisten? Etwa, um als Märtyrin meines Patriotismus zu sterben? Was hätte meine Weigerung der Regierung genützt? — Weigerte ich mich den Schwur zu leisten, so mußte ich sterben, und die Regierung erfuhr von den Entdeckungen, die ich gemacht hatte, nichts. Leistete ich aber den Schwur, so konnte ich wenigstens nach drei Monaten der Behörde Anzeige von dem machen, was mir begegnet war. Ich leistete also den Schwur und konnte, trotz der Versuche Atzerotts und der Andern, sich dem Befehl Booths zu widersetzen, frei ausgehen. —"

„Und hast Du nicht nach dreien Monaten die Anzeige gemacht?" fragte Emmy.

„Ich that es nicht", sagte Esther. „Der Erfolg wäre ja auch vorauszusehen gewesen."

„Welcher?"

„Man hätte mir einfach nicht geglaubt, weil die Glaubwürdigkeit einer Negerin und derer, die von Negern abstammen, vom Senate zwar dekretirt, aber weder bei dem Publikum, noch bei den Beamten anerkannt ist; und man hätte meiner Anzeige um so weniger geglaubt, als ich sie erst nach drei Monaten machte. Nach den Personen, welche ich nahmhaft machen konnte, wäre zwar geforscht worden, aber weder der Aufenthalt Booth's, oder Atzerott's, noch jener Mrs. Gamp wäre ermittelt."

„Aber was bewog Dich, das Asyl, das Du im Norden hattest, zu verlassen und hierher zurückzukehren, wo Dir so viel Gefahr droht?" sagte Emmy.

„Die Sorge um Dich, Schwester," antwortete Esther. „Leider erfuhr ich erst kürzlich, daß Berckley während des Aufstandes in New-York aus dem Gefängnisse befreit sei. Von dem Augenblicke an, da ich wußte, daß Du von Neuem heimgesucht würdest von den Werbungen dieses Menschen, ließ es mir nicht Ruhe. Ich mußte Dich sehen, um, wenn es noch nicht zu spät sein sollte, Dich vor dieser Verbindung zu schützen. Ich danke Gott, daß es noch nicht zu spät ist.

„Aber, Theure, Du setzest Deine Freiheit aufs Spiel."

„Was gilt mir die Freiheit, was gilt mir das Leben, ich werfe Beides weg, wenn ich Dir damit nützen kann.

„Sage das nicht, Esther, Frederick liebt Dich . . ."

„Nichts von ihm, er liebt mich nicht, sondern liebt Dich. Ich schwöre Dir, daß ich ihm nie angehören werde, selbst wenn Du ihm auf immer entsagtest. — Welche Angst habe ich um Dich ausgestanden, wie hat mein Herz gepocht, ehe ich wußte, daß Du noch nicht

jene unwürdigen Fesseln trägst, welche der Orden oer Ritter Dir anzulegen bemüht ist."

„Es scheint, als ob Berckley den Plan, mich zu heirathen, aufgegeben hat, denn ich habe, seit ich meinem Vormund den Revers unterschrieb, nichts wieder von der Heirath gehört, selbst Mr. Berckley hat keinerlei Versuch gemacht, mir seine Absichten oder seine Neigung für mich auszusprechen."

„Hm, sonderbar! — doch traue ich dem nicht. Dein Vermögen ist dem Orden zu verlockend."

In diesem Augenblick hielt ein Wagen vor der Thür an.

„Besuch?" fragte Emmy befremdet. „Wer könnte das sein?"

Sie war einige Minuten in großer Spannung, da erschien Margot. Sie sah sehr niedergeschlagen aus, als sie meldete:

„Mr. Berckley bittet Miß Brown um eine Unterredung."

Emmy wurde wo möglich noch bleicher, als sie ohnehin schon war. In Esthers Wangen schoß die Röthe des Unwillens.

„Laß mich Zeugin dieser Unterredung sein," bat sie. „Ich muß wissen, wie weit diese Menschen ihre Nichtswürdigkeit treiben, und wo möglich ein Mittel heraus finden, ihnen entgegen zu arbeiten."

„Esther, bedenke doch, wenn dieser Mensch Dich hier sieht, wenn er erfährt, wer Du bist . . ."

„Fürchte nichts für mich. Ich habe ein Mittel in Händen, was mich vor jeder Verfolgung dieser Leute schützt. Laß ihn eintreten."

---

## Siebzigstes Kapitel.

# Pläne und Aussichten.

Mr. Berckley's Aeußeres hatte vielleicht diesmal weniger Abstoßendes und Widerwärtiges, als sonst, denn seine harten Züge hatten, falls sein Herz deren wirklich fähig war, durch den Ausdruck einer sanften Regung, ein leidliches Gepräge erhalten; seine Stimme, sonst schroff und rauh, klang weicher und melodischer, und sein falsches Auge, in welchem die Gier der Hyäne mit dem katzenartig lauernden Blick sich gleichzeitig aussprachen, hatte diesmal einen eigenthümlichen Glanz, eine gewisse Wärme. Nichts desto weniger war er den beiden Damen nie so widerwärtig erschienen, wie jetzt. War es der Zweck, der ihn herführte, was sie zurückbeben machte, war es, was ihr Feingefühl und ihr Scharf-

blick sie schnell erkennen ließen, daß jene sanfte Regung affectirt, jenes weiche Organ künstlich angenommen sei? genug, sie fühlten sich von seinen Worten und von seinen Blicken eisig durchrieselt, und desto mehr erkältet, je größere Wärme er erheuchelte.

„Die Angelegenheit, welche mich zu Ihnen führt, Miß Brown," begann er, „ist so delikater Natur, daß ich mich gezwungen sah, mir die Freiheit zu nehmen, Sie um eine Unterredung unter vier Augen ersuchen zu lassen. Da Sie nun, wie ich sehe, nicht allein sind, so bin ich gern erbötig, mein Anliegen auf eine geeignetere Zeit zu verschieben, ich werde, wenn Sie es erlauben, morgen wieder kommen."

Mit diesen Worten verneigte er sich, um sich zu empfehlen. Emmy's Stimme hielt ihn jedoch zurück.

„Ich will Sie nicht auf ein andermal bemühen," sagte sie. „Ich glaube zu wissen, welcher Sache wegen Sie zu mir kommen, habe aber darin nicht Ursach finden können, meine Freundin und Schwester aus meiner Nähe zu schicken. Ich bitte, Mr. Berckley, sprechen Sie unverhohlen. Diese junge Dame kann sowohl hören, was Sie mir zu sagen haben, als auch, was ich Ihnen darauf antworten werde; sie ist meine beste Freundin. Sie kennen dieselbe vielleicht?"

„Ich entsinne mich — in der That"— stotterte Mr. Berckley, dessen Augen bereits seit seinem Eintritt mit einem eigenthümlichen Ausdruck bestialischer Lüsternheit sich auf die schöne Quadroone geheftet hatten.

Esther ließ ihn nicht ausreden.

„Mr. Berckley kennt mich," sagte sie kalt; seinen Blick mit stolzer Verachtung erwidernd.

„Ich denke ja," fuhr Berckley fort, und sein häßliches Auge erhielt einen immer widerwärtigeren Glanz. „Wenn mir recht ist, sah ich Sie im Hause Mr. Breckenridges zu White-House."

„Ganz recht," antwortete Esther, „dort war es, wo Sie mich sahen und mich mit Ihren Liebesanträgen verfolgten."

Verlegenheit und Bosheit kämpften einen Augenblick in Berckley's Antlitz. Die letztere behielt die Oberhand.

„Ich hatte Lust, Sie zu kaufen," sagte er höhnisch, auf Esther's frühere Stellung anspielend.

„Aber Sie hatten kein Geld dazu," fügte Esther hinzu, ohne ihre kalte Ruhe zu verlieren. — „Sie gaben deshalb statt des Geldes Liebesschwüre."

„Ich leugne nicht, daß ich damals dergleichen that, versetzte Berkley, der nur noch mit Mühe an sich hielt, um seine Gereiztheit nicht zu verrathen. — „Heut würde ich —"

„Heut würden Sie Geld genug haben, um mich zu kaufen,"

unterbrach ihn Ester, „namentlich, wenn Sie erst im Besitz des Vermögens dieser Lady sind; nicht wahr?"

„Das wollte ich nicht sagen, Miß Brown, sondern, daß ich heute, wo mich mein Herz lediglich zu den Füßen dieser schönen Lady zieht, nicht Verlangen tragen würde, eine Andere zu besitzen. In der That, Mylady, ich habe, seit ich Sie das letzte Mal sprach, es war kurz vorher, ehe ich jene unselige Reise antrat, welche meine Gefangennehmung zur Folge hatte, Ihr Bild stets treu in meinem Herzen getragen und mich nach dem Augenblick gesehnt, da es mir gestattet sein würde, Ihnen das Geständniß meiner Liebe zu machen".

„Wenn das wahr ist," versetzte Emmy, „so muß ich bewundern, daß Sie länger als ein halbes Jahr — so lange ist es her seit Ihrer Befreiung — mit mir in einer und derselben Stadt wohnen konnten, ohne daß Sie den Versuch machten, jenes Verlangen zu stillen."

„Nennen Sie das nicht Mangel an Liebe, Miß Brown. Ich bin leider nicht so frei, daß ich den Forderungen meines Herzens ohne Weiteres folgen dürfte, die ersten und die größten Ansprüche an unser Selbst hat in diesem Augenblicke der Staat, und erst nachdem ich der Forderung dieser Pflicht nach allen Seiten hin genügt habe, darf ich der Stimme meines Herzens Gehör geben, und diese ist es, welche mich jetzt zu Ihnen treibt."

Emmy fühlte sich eisig durchschauert. Dem Manne also, welcher sich ihr mit jedem Wort in verächtlicherem Lichte zeigte, dem sollte sie zum ewigen Bunde ihre Hand reichen. Sie vermochte nicht mehr dem Heuchler ruhig zuzuhören. Er wäre ihr ohne die Maske, welche er angenommen, vielleicht weniger widerwärtig erschienen, als in seiner gegenwärtigen Gestalt. Sie antwortete deshalb:

„Machen Sie keine Umschweife, Mr. Berckley, Sie kommn, um von mir die Erfüllung des mit meinem Vormunde abgeschlossenen Kontractes zu fordern."

„Ich setze voraus," antwortete der Angeredete ausweichend, „daß, wenn Sie die Erfüllung dieses Kontractes für Pflicht halten, Ihr Herz dieser Pflicht nicht widerstrebt."

„Und ich setze voraus, Sir, daß es Ihnen sehr gleichgültig ist, ob mein Herz widerstrebt oder nicht," erwiderte Emmy gereizt.

„Ich hoffe nicht, daß ich mich getäuscht habe, wenn ich meine, daß es mir gelingen würde, Ihre Neigung zu gewinnen."

„In der That, Mr. Berckley, Sie haben sich getäuscht, wenn Sie das meinen. Ich fühle für Sie heute noch nicht anders, als bei Beginn Ihrer Werbung."

„Aber Sie gaben Ihre Unterschrift."

„Die Unterschrift ist ungültig", fiel hier Esther ein. „Miß Brown ist gezwungen worden zu der Unterschrift."

„Gezwungen?" wiederholte Mr. Breckley, „davon ist mir nichts bewußt. Mr. Breckenridge händigte mir den Revers mit Ihrer Unterschrift ein, aber daß ein Zwang angewendet sei, um Ihre Unterschrift zu erlangen, davon hat er mir nichts gesagt. Aber gesetzt auch, Sie sind dazu gezwungen worden —"

„Ich gab sie von freien Stücken."

„Um so besser, Miß Brown, aber gesetzt auch, Sie wären dazu gewissermaßen genöthigt, so würde Ihnen doch nicht das Gesetz zur Seite stehen. Den Kontract müßten Sie ohne alle Umstände erfüllen. Es thut mir leid, daß ich mich auf diesen Revers beziehen muß, und nicht an Ihr Herz appelliren darf."

„Sie sind also gewillt," sagte Esther, „Miß Brown zu heirathen, selbst wenn sie Ihnen erklärt, daß sie Sie nicht nur nicht liebt, sondern daß sie Sie haßt und verabscheut?"

„Miß Brown wird das nicht sagen."

Emmy sagte es allerdings nicht. Wozu auch? Sie mußte ja doch diesen Mann heirathen, sie mußte es thun, der Freundin wegen, ihr war sie das Opfer schuldig, das Opfer mußte gebracht werden.

Schluchzend bedeckte sie das Gesicht mit den Händen und schwieg

„Emmy!" rief Esther. „Du schweigst? Ist es nicht wahr, daß Du in Deinem Herzen zurückschauderst vor dieser Verbindung? Sprich, ich bitte Dich; täusche Mr. Berckley nicht über Deine Gesinnung gegen ihn. — Du schweigst noch immer? Bedenke, daß das Glück Deines Lebens auf dem Spiele steht."

„Ich bitte, beunruhigen Sie Miß Brown nicht," fiel hier Mr. Berckley ein. „Welche Antwort mir auch immer die Lady geben wird, ich müßte dennoch auf die Erfüllung des Contraktes bestehen."

„Unmensch!" schrie Esther. „Wie? Sie wollen sie opfern? Sie wären brutal genug, sie mit Gewalt zum Altar zu schleppen? Nehmen Sie ihr Vermögen, sie wird es gern geben, aber lassen Sie ihr ihre Freiheit. Ketten Sie sie nicht mit Fesseln, welche ihr schlimmer sind, als der Tod."

„Wir sind keine Räuber, Miß, welche sich gegen Gesetz und Recht ein Vermögen aneignen," erwiederte Mr. Berckley ruhig. „Glücklicherweise befinde ich mich in der Lage, auf ganz gesetzmäßigem Wege in den Besitz von Miß Browns Vermögen kommen zu können, und ich bin nicht Willens den Weg des Gesetzes zu verlassen. Leider hat die Angelegenheit Eile, und ich kann Miß Brown deßhalb nicht länger Zeit geben als eine Woche. Heute in 8 Tagen muß die Verbindung abgeschlossen sein, denn — ich mache kein Hehl daraus — der Orden braucht Geld, und wie gesagt, ich bin kein

Räuber, daß ich mir Geld auf unrechtmäßige Weise zu verschaffen suchen sollte."

„Sie sind mehr wie ein Räuber. — Sie rauben ein Vermögen und morden ein Herz!"

„Scheine ich Ihnen nicht zart genug zu verfahren, Miß, so bedenken Sie, daß mich nur die Liebe zum Vaterlande treibt. Nur meinem Vaterlande einen Dienst zu leisten, habe ich mich zu dieser Heirath entschlossen."

„Sehen Sie, Heuchler? Also nicht die Liebe zu Miß Brown treibt Sie?"

„Meine Liebe zu Miß Brown that auch das ihrige."

„Sie lügen, Sir."

„Miß Brown hat an Ihnen einen sehr warmen Anwalt," sagte Berckley spöttisch. „Ich will hoffen, daß diesen Anwalt edlere Gründe als die Eifersucht bewegen, sich so gegen diese Verbindung zu stemmen."

Eine Geberde unaussprechlichen Abscheues war Esther's einzige Antwort.

Berckley näherte sich ihr und sagte flüsternd, während sich sein Gesicht zu einem dämonischen Grinsen verzog:

„Wenn nun aber in Ihrer Hand allein das Mittel läge, mich von dieser Heirath abzubringen."

„Wie?" rief Esther, „es giebt ein Mittel? — Nennen Sie es. — Alles, Alles bin ich bereit zu thun."

„Wohlan, Miß," fuhr Berckley flüsternd fort. „Ich erwarte Sie in meiner Villa, dort nenne ich Ihnen das Mittel." —

Nach diesen Worten empfahl sich Mr. Berckley. Siegesgewißheit verzog seine Züge zu einem triumphirenden Lächeln, als er das Haus verließ und seinen Wagen bestieg, um nach Springhill zu fahren.

Emmy hatte während des letzten Theils dieser Unterredung kein Wort gesagt. Mit abgewandtem Gesicht und Thränen in den Augen hatte sie dagesessen und sich vergebens bemüht, ihre Aufregung zu verbergen. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, dem Verhaßten ein Wort der Zustimmung zu sagen, und doch auch durfte sie ihm ihre Empfindungen nicht verrathen, denn sie mußte ihn ja doch heirathen, selbst wenn sie der Contrakt nicht gezwungen hätte.

Als sich Berckley entfernt hatte, wandte sie sich an Esther.

„Hörte ich recht? Sagte er nicht, es gäbe ein Mittel, ihn zu bewegen von seinem Heirathsplan abzustehen?"

„Das sagte er," war Esthers Antwort.

„Und worin besteht dies Mittel?"

„Er hat es nicht gesagt!"

„Hast Du auch keine Vermuthung?"

Oh, Esther wußte recht gut, welches dies Mittel sei, auf das

der alte Wüstling angespielt. Sie hatte geschaudert und ihr Gesicht war vor Schreck bleicher geworden als das gramverzehrte Antlitz ihrer Freundin, als er auf dies Mittel hingedeutet hatte. Sie wußte, daß sie schon früher der Gegenstand seiner unreinen Gelüste gewesen war, und daß seine viehische Begierde die einzige schwache Seite seines Charakters sei. Esther wußte dies Alles, allein sie antwortete ihrer Freundin doch:

„Ich habe keine Vermuthung.“

„Ich bezweifle, daß es ernst gemeint war,“ versetzte Emmy.

„Wir werden sehen,“ sagte Esther und erhob sich.

„Was willst Du thun?“ fragte Emmy bestürzt, als sie nach ihrem Shawl griff.

„Ich will zu Deinem Vormund, und noch einmal versuchen, ihn zu erweichen. Er hat Einfluß genug auf Berckley, und wenn Einer helfen kann, so ist er es.“

„Zu Breckenridge willst Du? Esther bist Du rasend?“

„Nein, Du siehst, ich bin ganz ruhig. — Bestelle den Wagen,“ fügte sie hinzu, als auf ihr Schellen Margot erschien.

„Aber Breckenridge wird Dich sofort verhaften lassen, Du weißt, er hat einen alten Haß gegen Dich.“

„Sagte ich Dir nicht, daß ich einen Talisman besitze, der mich vor der Verfolgung der Rebellen schützt? — Adieu Emmy, ich kehre hoffentlich mit guter Botschaft wieder.“

Sie ging, der Wagen wartete.

„Yorktown-Street, Springhill, Villa Breckenridge!“ befahl sie dem Kutscher, und der Wagen flog dahin.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Villa des Kriegsministers hatte, wie alle anderen Villen der Yorktown-Street, zunächst an der Straße einen Vorplatz, welcher von einem eisernen Gitter umgeben und zu einem zierlichen Gärtchen eingerichtet war, welches seltene Pflanzen und geschmackvolle Blumenparthien schmückten. Auf der der Straße gegenüberliegenden Seite des Gartens erhob sich die prächtige, im jonischen Styl gebaute Villa. Auf acht Säulen von grünem Marmor ruhte ein mit geschmackvollen Ornamenten gezierter Fries, welcher die Eingangstreppe überdachte. Die Treppe selbst, welche von demselben Marmor war, war mit herrlichen Blumen bestellt, zwischen denen sich Marmorstatuen erhoben und Vasen von seltener Kostbarkeit.

Hinter dieser, wie hinter den übrigen Villen befand sich ein Park. Wir wissen bereits, daß man von diesen Parks aus zu dem hinter Berckley's Villa gelegenen Ritterhause gelangte. Die Villa des Kriegsministers hatte nach diesem Park hinaus eine Art Veranda. Eine Flügelthür mit mächtigen Glasfenstern führte aus dem Innern des Hauses auf dieselbe, von außen aber konnte man durch eine

kleine steinerne Treppe hinaufgelangen. Die Veranda war nur an der breiten vorderen Seite offen, die beiden schmäleren Seiten schlossen dichte Rankengewächse, welche auch noch ein wenig um die Ecken reichten, so daß jede Ecke der Veranda ein Plätzchen hatte, welches weder von dem Strahl der Nachmittagssonne, noch von den Blicken der etwa im Park befindlichen Personen erreicht werden konnte.

In einer dieser kühlen, und dem Auge des Beobachters so unzugänglichen Ecken hatten an dem Nachmittage, als Mr. Berclev Miß Emmy Brown die Frist ankündigte, welche er ihr zu geben gedachte, zwei Männer ein ernstes Gespräch. Beide schienen bekümmert und verstimmt, ihre Stirn schien umwölkt und weder die Cigaretten, welche vor ihnen standen, noch die mit funkelndem Wein gefüllten Gläser wurden berührt.

Wir würden die Männer erkennen können, auch wenn wir sie nicht in jener, den Blicken verborgenen Ecke sähen, denn sie sprachen nicht gerade leise, da sie einen Lauscher nicht zu befürchten hatten. Wir hätten in ihrer Art des Ausdrucks leicht die lakonische Kürze und gebieterische Manier des Kriegsministers, und die leichte, gewandte, oft leidenschaftliche Sprache Mr. Cleary's erkannt.

Sie sprachen von der gestern stattgehabten Sitzung im Ritterhause.

„Die Adresse ist abgegangen, in welcher Jefferson Davis der Beschluß des Ordens bekannt gemacht wird," sagte Cleary. „Sie können also jeden Augenblick gewärtig sein, von Ihrem Posten abgelöst zu werden, denn der Präsident wird es nicht wagen irgend etwas zu unternehmen, das den Wünschen des Ordens zuwider läuft."

„Ich war darauf vorbereitet," erwiederte Breckenridge verdrießlich. „Schon lange wußte ich, daß Sanders um diesen Posten buhlt, und Jeden glauben zu machen suchte, daß er allein Energie und Patriotismus genug besitze, ihn würdig zu bekleiden. Ich will wünschen, das dieser Wechsel zum Heil unserer Sache ist.

„Ich für meine Person bezweifle das," versetzte Cleary.

„Auch ich" bestätigte Breckenridge. „Ich halte Alles, was Sanders gethan, um mich von dem Posten zu verdrängen, eher für Großsprecherei und Renommisterei, als für aufrichtigen Patriotismus. Daß er, um ein Beispiel anzuführen, seine Nigger unentgeltlich zum Kriegsdienst hergab, hat einen ganz andern Grund als den reine Patriotismus."

„Sie meinen, er fürchtete einen Aufstand."

„Allerdings, seine Strenge hat die Nigger zur äußersten Erbitterung getrieben, und er hat sie statt sie zu bändigen nur störrischer gemacht. Wir Alle haben — Sie allein ausgenommen — in dieser

Zeit der Negeraufstände doppelte Strenge walten lassen, allein wir haben uns nicht zu Handlungen hinreißen lassen, die selbst den rohesten Schwarzen empören müssen. Sanders besaß z. B. früher eine Sclavin, eine sehr schöne Kreolin. Einer meiner Nigger, ein Quadroone, Namens Edward Brown, liebte sie und wollte sie heirathen, sie erwiderte seine Liebe, allein Sanders wollte die Heirath nicht, denn er selbst hatte eine Leidenschaft für die schöne Kreolin gefaßt. Sie weigerte sich, sich seinem Willen zu fügen. Mit Gewalt zwang er sie. Die Folge war, daß das Mädchen schwanger wurde. Statt nun Rücksicht mit ihr zu haben, behandelte er sie mit doppelter Härte, denn er fürchtete, sie möchte ausplaudern, daß er selbst der Urheber ihrer Schwangerschaft sei, und nicht, wie er zu verbreiten gewußt hatte, der Quadroone, welcher der Geliebte des Mädchens war. Noch kurz vor ihrer Niederkunft ließ er sie an den Baum binden und ihr funfzehn Peitschenhiebe geben. Unmittelbar darauf hat die Sclavin geboren und ist dabei in Folge der Mißhandlungen gestorben. — Das Kind, sein Kind, hat Sanders sofort verkauft. Dies ist unstreitig eine der Handlungsweisen, welche die Erbitterung der Nigger hervorrief, welche die erste Ursache der Aufstände wurde."

„Sonderbar! das Kind habe ich von Sanders als Zugabe erhalten, und ihm verdanke ich meine Rettung aus den Händen der Schwarzen," sagte Cleary halblaut. „Jener Edward Brown hat, als er den Tod seiner Geliebten erfuhr, seine Liebe für sie auf das Kind übertragen, aus Dankbarkeit, daß ich mich des kleinen Wesens annahm, ist er zweimal mein Retter geworden."

„Wir haben von diesen Niggeraufständen Alles zu befürchten," fuhr Breckenridge fort. „Denn wir sind nicht überall so glücklich, daß wir, wie in Tennessee die Aufstände unterdrücken und die meuterischen Nigger einfangen. Hätten wir hier den Rath Sanders' befolgt, so hätten wir die sämmtlichen 3000 Schwarzen, die wir dort gefangen haben, erhängen müssen. Ich habe es indessen trotz des Widerspruchs durchgesetzt, daß sie zur Armee geschickt wurden. Diejenigen, welche bei Beendigung des Krieges noch am Leben sind, werden alsdann ihren Herrn zurückgegeben werden und mögen dann nachträglich von diesen zu Tode gepeitscht werden, davon haben wir wenigstens keinen Schaden."

Cleary seufzte.

„Dieser Niggeraufstand in Tennessee hat mir den schwersten Schlag versetzt, der mich treffen konnte," sagte er mit bewegter Stimme. „Daß ich mein Eigenthum verloren habe, daß man mich gefoltert und gemartert, was ist das Alles im Vergleich zu dem, was ich jetzt zu beklagen habe!"

„Also Sie haben von Ihrem Kinde immer noch keine Kunde?"

„Keine! — Der Negerknabe, dessen Schutz ich sie anvertraut

hatte, und welcher ihr zum Tode treu ergeben war, hat sie, wie ich erfuhr, nach Winchester gebracht, um sie von dort nach Richmond zu meiner Frau zu begleiten. Bis Winchester habe ich ihre Spur verfolgen können. Sie hat dort bei einem Gastwirth Namens Snighsdale eine Nacht logirt. In der Nacht wurde der Negerknabe, weil er im Verdacht der Theilnahme an dem Aufstande war, verhaftet, und meine Fanny ist in Begleitung einer fremden Dame, die der Wirth nicht zu kennen behauptet, nach Richmond abgefahren."

„Und ist hier nicht angekommen?"

„Nein."

„Und der Negerknabe?"

„Von ihm habe ich gehört. Er ist hier hergebracht worden, und hat, um seine Unschuld darzuthun, den Hergang erzählt. Er war der Meinung, daß ich gefangen fortgeführt sei, berief sich also auf meine Frau, welche schon damals hier in Richmond wohnte. Meine Frau aber ist schon von früher her gegen den Buben eingenommen, oder hat nicht gewußt, wieviel Dank ich und mein Kind ihm schulden. Als sie deshalb befragt wurde, stellte sie dem Knaben das ungünstigste Zeugniß aus und sagte, daß sie keinen Augenblick daran zweifle, daß er an dem Aufstand theilgenommen, denn er habe schon immer gegen sie conspirirt. Sie hatte deshalb auch nichts dawider, daß er mit den andern einem Niggerregimente eingereiht wurde."

„Haben Sie bei dem Regiment nicht nachgefragt?"

„Das that ich und erfuhr, daß der Knabe, falls nämlich dieser derselbe ist und keine Namensverwechselung stattfindet, entlaufen sei."

„Um nach dem Norden zu gehen unstreitig."

„Das glaube ich nicht, vielmehr bin ich überzeugt, daß er in diesem Moment eben so sehr bemüht ist, Fanny aufzusuchen, wie ich selbst. Ich habe deshalb den Behörden Auftrag ertheilen lassen, ihn nicht zu verhaften, sondern mir, falls sie ihn an irgend einem Orte entdecken, nur von seinem Aufenthalt Kenntniß zu geben." —

Ein Wagen rollte die Yorktownstraße hinab und hielt vor dem Hauptthor der Villa des Kriegsministers.

Nach einigen Minuten öffnete ein Neger leise und behutsam die Glasthür, welche auf die Veranda führte und blieb in demüthiger Haltung an derselben stehen.

„Was willst Du, Pet?" fragte Breckenridge barsch.

„Massah Berckley bitten, angemeldet zu werden," antwortete der Neger.

„Er soll mir willkommen sein," erwiderte Breckenridge, worauf sich der Neger entfernte.

„Das ist gegenwärtig Ihr ganzer Bestand an Schwarzen?" fragte Cleary, auf den Hinausgehenden deutend.

„Beinahe," erwiderte Breckenridge. „Ich habe nach Sanders Beispiel die übrigen, so weit sie zum Kriegsdienst tauglich sind, dazu hergegeben. Nur einige Weiber und Greise habe ich noch auf meinen Farmen, und einige Diener hier. Ich habe indessen nicht das Glück, so treue Diener zu besitzen, wie Sie in jenem Mulattenknaben zu haben glauben; sie taugen Alle nichts, auch dieser nicht, so demüthig und ergeben er sich auch stellt, er ist hinterlistig und falsch wie sie Alle; aber ich habe ihn behalten, weil er mir noch von Allen der ungefährlichste scheint. Auch den einzigen, auf den ich mich verlassen konnte, meinen Aufseher, habe ich, weil er sich noch zum Soldaten am besten eignet, zur Armee gegeben."

Mr. Berckley erschien mit äußerst zufriedener Miene, ein Umstand, welche den Vormund von Miß Emmy Brown zu der Frage veranlaßte:

„Ihre Werbung ist also günstig ausgefallen?"

„Sehr günstig," war Berckley's Antwort. „In 8 Tagen ist diese Angelegenheit beendet, und das Vermögen der Erbin dem Orden gesichert."

„Sie hatten also nicht, wie ich vermuthete, mit Schwierigkeiten sentimentalen Ursprungs zu kämpfen?"

„Von Seiten der Erbin mit keinem Hindernisse, wohl aber warf sich dort eine junge Dame zu ihrem Anwalt auf, welche Ihnen, Mr. Breckenridge, sicher nicht unbekannt ist."

„Wer war es?"

„Sie würden es nicht errathen. Es war jene Miß Esther Brown, die Freundin, oder wie sie sich nennt, die Schwester der Erbin, die Quadroone, welche früher in Ihrem Besitz war."

„Ist es möglich, sie wagt es, nach Richmond zurückzukehren, da sie doch weiß, daß sie hier die härteste Bestrafung erwartet?"

„Sie haben sie, denke ich, freigelassen?"

„Das wohl, allein sie ist eine Spionin und hat gegen M'Clellan zu zeugen versucht. Sie täuschen sich sicher Mr. Berckley, sie wird es nicht wagen, je wieder diese Stadt zu betreten."

Ob Esther dies und noch mehr wagte, wußte in diesem Augenblicke Niemand besser als der Neger Pet. Als er in dem Eingangsthor stand und auf die Straße hinausschaute, erkannte er schon von Weitem zu seiner großen Ueberraschung, daß jener Wagen, welcher die Yorktownstraße herabkam, und die Livré der Bedienten der Miß Brown gehörte. Der Wagen hielt in ziemlich bedeutender Entfernung von der Villa an. Eine Dame stieg aus, und Pet stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, als er erkannte, daß diese Dame keine andere sei, als Miß Esther, seine frühere Leidensgenossin, für welche er mehr als einmal sein Leben eingesetzt hatte, und für welche sein Herz noch heute mit solcher Wärme schlug, daß alle Foltern der

Sclavenbarone ihn nicht abgehalten hätten, ihr einen Dienst zu leisten, und daß alle Schätze der Welt ihm die Wollust nicht aufwogen, nur den Saum ihres Kleides zu küssen! —

Esther nahte sich. Pet lief ihr entgegen.

„Oh, Miß Esther!" rief er. „Was thun Sie? — Massah wird lassen in Ketten legen."

„Massah wird mir kein Haar krümmen, guter Pet," entgegnete Esther. „Du mußt mich zu ihm führen."

„Zu ihm führen? — Sie wollen . . ."

„Ich will ihn sprechen."

Der Neger stand versteinert. So entschieden und bestimmt auch Esther gesprochen hatte, so schien er doch ihr Verlangen durchaus nicht begreifen zu können. Sie mußte ihr Begehren wiederholen, ehe er im Stande war, sich zu versichern, daß er recht gehört habe.

„Sie wollen ihn sprechen, ihn allein?" fragte er.

„Ja, ihn allein."

„Oh, nun begreife ich, Miß Esther!" rief Pet und seine Augen funkelten. — „Miß Esther haben Peitschenhieb nicht vergessen, Miß Esther haben so was wie spanisches Stilet bei sich. — Aber das sein gefährlich, schöne Miß Esther. Oh ich wohl Ihre Leidenschaft kenne, aber das sein nicht klug gehandelt."

„Du bist im Irrthum," versetzte Esther, welcher die Vermuthung des Schwarzen fast ein Lächeln abnöthigte „Ich komme heute nicht, um Rache zu nehmen, sondern im Gegentheil, um Verzeihung zu gewähren."

Das war für den Neger ein neues Räthsel, und kopfschüttelnd murmelte er:

„Allein sprechen? — Verzeihung? — Nein, nein, das muß was anders sein."

„Wo ist denn Mr. Breckenridge?"

„Auf der Veranda nach dem Park hinaus. — Aber Massah sein nicht allein."

„Wer ist bei ihm?"

„Massah Cleary und Massah Berckley."

Esther horchte auf. Es kam ihr ein plötzlicher Gedanke.

„Höre, Pet, kannst Du mir behülflich sein, daß ich das Gespräch der Herren ungesehn belausche?"

Pet sann nach.

„O ja," sagte er dann nach einer Weile. „Ich kann Sie durch das Hauptthor in den Park führen. Wenn Miß Esther sich dort hinter die Weinranken an der Veranda stellen, an der linken Seite, da können Alles hören. Aber Vorsicht. Daß Keiner ahnt, sonst sind Miß Esther verloren und ich auch."

„Fürchte nichts. Führe mich dahin.“

Pet geleitete sie durch das Hauptthor in den Park. Ungesehen gelangte sie hinter jene belaubte Wand der Veranda, hinter welcher die Männer saßen, welche Pet genannt hatte.

„Nun geh, und laß mich allein,“ sagte sie zu dem Neger in flüsterndem Tone.

„Aber, Miß, nehmen Sie sich in Acht!“ mahnte dieser, indem er der Aufforderung nachkam und an seinen Posten ging.

Esther kam gerade in dem Moment, wo Breckenridge seine Zweifel kund gab, daß das Mädchen, von dem Mr. Berckley gesprochen hatte, dieselbe Esther Brown sei, welche früher seine Sclavin war.

„Sie können überzeugt sein, daß ich mich nicht täusche,“ sagte Berckley darauf. „Ich kenne jene Quadroone gut genug, denn wie Sie sich erinnern werden, beabsichtigte ich sogar, sie zu kaufen.“

„Ja, allerdings, mir ist, als sprachen wir einmal davon,“ versetzte Breckenridge.

„Sie forderten aber damals einen immensen Preis,“ fuhr Berckley fort. „Ich muß gestehen, wenn nicht schon damals meine Vermögensverhältnisse durch den Krieg erschüttert gewesen wären, so hätte ich doch den Preis gezahlt, denn kein Mädchen hat je einen solchen Eindruck auf mich gemacht, wie diese Quadroone. Noch heute, wo ich sie sah in Gegenwart von Miß Brown, übte sie einen Zauber auf mich aus, daß ich für ihren Besitz zu jedem Opfer bereit wäre.“

„Ha!“ dachte Esther, „das also ist der Preis, um welchen Du bereit sein würdest, den Revers herauszugeben. — Nicht um Königreiche, Elender, solltest Du diesen Preis gewinnen — aber um sie zu retten“ — ihre Brust keuchte und ihre Kraft drohte sie zu verlassen, als dieser Gedanke ihr vor die Seele trat — „um sie zu retten, muß es geschehen. — Für sie — und ihn, was darf mir da zu theuer sein?!“ —

---

## Einundsiebzigstes Kapitel.

# Die Botschaft.

„Ich fürchte, Sie werden Ihre Leidenschaft diesmal schon bekämpfen müssen,“ erwiderte Breckenridge auf die in fast leiden=

schaftlichem Ton gesprochenen Worte Berckley's. „So viel ich das Mädchen kenne, falls sie es wirklich ist, so wird sie selbst um die Million Ihres Heirathsgutes nicht käuflich sein."

„Ha, ha, ha!" lachte der Angeredete mit scheinbarem Hohn. „Es giebt ein Mittel, sie zu besitzen, ich weiß es!"

„Etwa Gewalt?" fragte Breckenridge ernst. „In dem Falle muß ich Ihnen erklären, daß das Mädchen Ihrem Bereiche sehr bald entzogen sein wird, ich lasse sie schon in der nächsten Stunde verhaften."

Berckley schwieg verdrießlich. Nach einer Weile machte er in mürrischem Tone die Bemerkung:

„Nun, ein Aufschub von 2 Tagen wird aller Wahrscheinlichkeit nach nichts in der Sache ändern."

„Nicht zwei Stunden, Mr. Berckley. Sie kennen dies Mädchen nicht. Sie kann in zwei Tagen mehr Unheil anrichten, als mancher unserer Feinde in zwei Jahren zu Stande bringen würde. — Was willst Du?"

Diese letzte Frage war an Pet gerichtet, welcher wieder in der Glasthür erschienen war und sich in der gewöhnlichen demüthigen Stellung dort aufgepflanzt hatte, wartend, bis sein Herr ihn anreden würde.

„Der Aufseher von White-House, Jim, sein angereist gekommen, mit Nachricht," meldete Pet.

„Jim?" laß ihn sofort eintreten! — Er bringt Nachrichten aus dem Lager," wandte er sich an seine beiden Gäste, „ich bin neugierig, was ihn herführt."

Fast athemlos und mit der den Negern eigenthümlichen lebhaften Geberde deutete Jim die große Wichtigkeit seiner Nachrichten und seiner eigenen Aufregung an.

„Du kommst aus dem Lager?" redete ihn Breckenridge an.

„Ja, Massah. Direct von Spottsylvania."

„Und hast Nachrichten?"

„Viele und sehr wichtige, Massah. — Zuerst: wir sind geschlagen in allen Schlachten und Gefechten, die wir auf dem Wege rückwärts durch die Wilderneß geliefert haben. Aber" — fügte er grinsend hinzu — „Wir haben die Wilderneß mit Yankeeleichen gedüngt. Grant ist erschöpft, braucht Verstärkung. Lee ist auch erschöpft, braucht auch Verstärkung, aber die Soldaten haben Courage; kriegen vor jeder Schlacht ein halbes Quart Brandy, und dann gehen sie drauf wie die Bluthunde. Achtzigtausend Yankees haben allein in der Wilderneß dran glauben müssen. Aber auch wir haben Verluste gehabt — sehr schwere Verluste —"

Hier verzog er sein Gesicht zu einer Fratze, welche seine Betrübniß ausdrücken sollte.

„Von den Führern Einer?“ fragte Breckenridge ungeduldig.

„Ja, Massah, von den Führern Einer und noch dazu Einer der besten. Sie haben Ihrem Freunde wohl gerathen, er solle nicht mitgehen und lieber hier wirken. Er wollte nicht hören, er wollte selbst kämpfen und nun, nun liegt er in der Wilderneß und seine Leiche fault auf dem Schlachtfelde hinter den Schanzen.“

„Mensch von wem sprichst Du? doch nicht von Mr. Cley?“

„Ich spreche von Mr. Cley, Sir, er führte eine Angriffscolonne mitten unter dem Hagel von Flintenkugeln und Kartätschen bis in die Mitte der Feinde. Die Soldaten warfen die Waffen weg, aber er stand noch unerschüttert da. Den Offizier, der ihm den Degen abforderte, schoß er nieder, aber zwei Minuten später war er selbst eine Leiche.“

Breckenridge wechselte mit den beiden Andern stumme Blicke des Schreckens.

„M'Clellan vom Oberbefehl ,Breckenridge vom Kriegsministerium, Cley todt! — eine Säule nach der andern stürzt, bis der ganze Bau zusammen bricht!“ murmelte Cleary für sich.

„Ich habe ihn aber gerächt,“ fuhr der Neger in seinem Berichte fort. „Der Mann, der eigentlich an seinem Tode schuld ist, der Offizier, der ihm den Degen abfordern wollte, der hat durch mich sein Ende gefunden. Das war Einer, der, wenn er lebendig in unsere Hände gerathen wäre, uns viel hätte nützen können.“

„Warum tödtetest Du ihn alsdann?“ fragte Breckenridge.

„Ich tödtete ihn nicht,“ antwortete Jener. „Die Kugel Mr. Cley's hatte ihn nicht tödtlich verwundet. Ich sah es, erkannte ihn, fing ihn, als er eben niedersank, auf, hob ihn auf ein Pferd, schwang mich ebenfalls hinauf und im Galopp gings fort. Ich glaubte längst aus der Schußweite der Feinde zu sein, wenigstens anderthalbtausend Schritte weit von ihnen, da — weiß der Teufel wie es zuging, ob in den Büschen Einer versteckt lag, oder ob einer der gottverdammten Scharfschützen, die ihre Kugel so weit schicken können wie ein gezogener Zwölfpfünder; den Schuß that — genug, eine Flintenkugel traf das Pferd. Ich trieb es noch eine Viertelstunde fort, aber dann stürzte es zusammen. Glücklicherweise befand ich mich mit meinem Gefangenen schon weit jenseit unserer Schlachtlinie, mitten in dem Walde, der sich vor Old Church ausbreitet, eine Gegend, in welche weder von den Unseren, noch von den Feinden Einer hinkommen konnte. Ich hatte eben diese Richtung gewählt, weil ich den Preis für den Gefangenen gern allein haben wollte; diese Weißen machen gern einem Nigger seinen Ruhm streitig. — Ich trug also meinen Gefangenen, denn gehen konnte er nicht, der Blutverlust hatte ihm die Kräfte geraubt, auf den Schultern weiter. Nun habe ich sicherlich keine schwachen Gliedmaßen,

aber die Last, die Hitze und Hunger und Durst raubten mir allmählig doch die Kräfte. Ich trug meinen Gefangenen bis gegen Abend ununterbrochen weiter, weil ich mit ihm Old Church erreichen wollte, wo ich ihn verbinden und auf einem Wagen weiter befördern wollte. Aber ich hatte noch beinahe 8 Meilen bis Old Church, als ich hinsank und nicht im Stande war, einen Schritt zu gehen. In 24 Stunden hatte ich nichts gegessen und dabei die Strapazen und Anstrengungen. Ich warf also meinen Gefangenen auf den Boden und legte mich neben ihn. Ich schlief ein paar Stunden. Als ich erwachte, lag mein Gefangener todt neben mir, der Blutverlust war zu stark gewesen. Verdrießlich, daß nun alle meine Anstrengungen vergebens gewesen waren, gab ich seiner Leiche einen Fußtritt und überließ sie den Prairie Wölfen, während ich mich nach Old Church wandte, um meine erschöpften Kräfte wieder so weit herzustellen, um weiter reisen zu können."

„Wer war denn dieser Gefangene, daß Du Dich seinetwegen solchen Beschwerden unterzogst?" fragte Breckenridge.

„Es war derselbe Offizier, den ich schon einmal, während er auf Spionage ausging, eingefangen habe."

„Wie, der Sohn des Staatssecretairs der Union?"

„Derselbe, Oberst Frederic Seward, der Sohn des Staatssekretairs."

Ein Schrei ward hinter der Laubwand der Veranda ausgestoßen.

Ueberrascht und betroffen sprang Breckenridge auf.

„Was war das? — Wer ist im Park?" rief er und seine Hand griff nach der Glocke, um seine Diener zu rufen. Noch ehe er aber die Glocke ertönen ließ, da stürzte mit todtenbleichem und verstörtem Antlitz ein Mädchen die Stufen hinauf, welche vom Park aus auf die Veranda führten. Einen nach dem Andern streifte ihr rollendes, düsteres Auge, bis es sich zuletzt strenge ja fast drohend auf den Kriegsminister heftete.

„Sir, ich bitte Sie um Gehör," begann sie. „Ich habe eine Bitte, welche Sie mir nicht abschlagen dürfen. Zunächst bitte ich, daß man uns allein lasse."

Breckenridge war über dies Erscheinen Esthers dermaßen erstaunt gewesen, daß er in der That einige Zeit bedurft hatte, sich von dem Erstaunen zu erholen. Fast noch mehr als über die Kühnheit des Mädchens, daß sie es wagte, sich ihm gegenüber zu stellen, verwunderte er sich über deren fast gebieterisches Auftreten. Er antwortete ihr nur durch ein sarkastisches Lächeln und wandte sich dann an Jim:

„Du wirst Sorge tragen, Jim, daß sie sofort verhaftet wird, geh, hole einenn Policeman, damit er sie abführ rt."

„Sie müssen mich hören, Sir," fuhr Esther fort, ohne den Befehl des Kriegsminister im mindesten zu beachten, „oder bei Gott, Sie werden es bereuen."

„Du führst eine kecke Sprache, Mädchen!" sagte Breckenridge, sie von oben bis unten betrachtend, „nimm Dich in Acht, daß Dich außer der Gefängnißstrafe nicht noch eine Züchtigung von meiner Seite trifft".

Esther erwiderte seinen zornigen Blick mit einem stolzen Zurückwerfen des Kopfes. Ihr großes Auge fest auf ihn heftend, sagte sie mit Achtung gebietendem Tone:

„Zunächst, Mr. Breckenrigde, ist es nöthig, daß wir gegenseitig uns unsere Stellung klar machen. Ich bin nicht mehr Ihre Sklavin, ich bin eine Freigelassene. Sie haben also kein Recht, sich des anmaßenden „Du" zu bedienen. Außerdem aber bin ich die Tochter, wenn auch nicht legitime Tochter Mr. Peter Brown, eines Mannes, der Ihnen vollständig ebenbürtig war, und da er mich nicht nur wie ein legitimes Kind erzog, sondern auch mir eine standesgemäße Ausbildung zu Theil werden ließ, so habe ich das Recht von Ihnen zu verlangen, daß Sie zu mir sprechen, wie es der Anstand gegen eine Dame vom Stande erfordert."

„Bei Gott, sie treibt ihre Frechheit weit!" rief Breckenridge, dem die Röthe des Zornes ins Gesicht stieg „Warum gehst Du nicht, die Polizei zu holen, Jim?"

„Halt", rief Esther, „lassen Sie Ihren Sklaven hier, bis Sie noch ein Wort von mir gehört haben."

„Nun? ich bin neugierig."

„Ich sage Ihnen, daß Sie nicht nur nicht mich verhaften lassen dürfen und werden, sondern auch, daß ich von Ihnen verlangen werde, daß Sie mir einen Paß der diesseitigen Regierung verschaffen, wie ich einen von der Regierung des Nordens habe, damit ich ungehindert in diesem Lande reisen und die Grenzen zwischen diesem und dem Gebiet der Union überschreiten kann."

Breckenridge verzog sein Gesicht zu einem höhnischen Lächeln, und Berckley machte die Bemerkung:

„Das Mädchen muß wahnsinnig sein."

„Noch bin ich es nicht," antwortete Esther kalt. „Vielleicht aber bringen Sie mich dahin, daß ich's werde, und dann wehe Ihnen!"

„Nennen Sie denn das, was Sie eben sprachen, vernünftig, Miß Brown?" spottete Berckley.

„Mr. Breckenridge wird urtheilen, ob ich ein Recht zu dieser Sprache habe. — Hier lesen Sie, Sir", fügte sie hinzu, dem Kriegsminister einen Brief übergebend.

Breckenridge nahm mit gleichgültiger Miene und halb mit Widerstreben das Schreiben, welches Esther ihm überreichte. Er las,

So wenig auch sonst seine starren Züge zu verrathen pflegten, was in seinem Innern vorging, so entging in diesem Augenblick doch Keinem der Anwesenden, daß der Inhalt dieses Briefes ihn bald mit Schrecken und Furcht, bald mit Wuth, bald mit Hoffnung und Freude erfüllten. Er las ihn zu Ende, faltete ihn dann langsam und gab ihn Esther zurück.

Der Brief war von Mr. Powis aus New-York, welcher, als ein Anhänger des Südens, dem Kriegsminister sehr wohl bekannt war. Er lautete:

„Die Inhaberin dieses Schreibens, Miß Esther Brown, hat in New-York bei mir Schutz und Aufnahme gefunden, durch eine Verkettung trauriger Umstände, hat dieselbe die sämmtlichen Anstifter der Pöbelemeute in New-York kennen gelernt. Sie kennt sie theils mit Namen, theils kann sie ein so genaues Signalement der Persönlichkeiten geben, daß es den Behörden nicht schwer fallen kann, sich derselben zu versichern. Sie hat von dieser ihrer Kenntniß bis jetzt keinen Gebrauch gemacht, hat nicht einmal mir dieselbe mitgetheilt. Sie verpflichtet sich auch, über ihre Erlebnisse am 9. September ewiges Stillschweigen zu bewahren, falls man sie ungefährdet in den Südstaaten reisen läßt. Sie hat bei ihrer Abreise ein versiegeltes Schreiben hinterlassen, welches die Namen der Agenten des Südens respective ihre Signalments und die nöthigen belastenden Beweismittel enthält. Falls nun Miß Brown nicht bis zu einer von ihr bestimmten Frist zurückgekehrt ist, oder ich nicht durch sie erfahre, daß man ihr ihre persönliche Freiheit und Sicherheit in den Südstaaten garantirt hat, so bin ich ermächtigt und bereit, dies Schriftstück der hiesigen Behörde zu übergeben, und dasselbe durch dasjenige, was mir von dem Verbrechen bekannt geworden ist, zu unterstützen. — Außerdem aber ist Miß Brown im Stande, Auskunft zu ertheilen über den Verbleib der Millionen Dollars, welche als Beute von den gekaperten Schiffen von der Alabama dem hiesigen Banquier Aaron Lewy übergeben, demselben aber während der Revolte gestohlen wurde. Miß Brown ist bereit dem Kriegsminister der Conföderation die nöthige Auskunft zu geben, falls ihr dieser durch Einhändigung eines Sicherheitspasses ihre Freiheit garantirt. Es wäre in dem Falle vielleicht noch möglich, für die Regierung des Südens die Summe zu retten.

Patrik Powis.“

„Soll ich die Polizei holen?“ fragte Jim, als Breckenridge den Brief zurückgab.

„Nein“, antwortete dieser; „es ist nicht nöthig, aber geh' hinaus bis ich Dich rufen lasse.“

Jim machte ein sehr erstauntes Gesicht, als er sich langsam entfernte.

Breckenridge erhob sich von seinem Stuhl und durchschritt mehrere Male in heftiger Aufregung das Zimmer. Dann blieb er vor Esther stehen, und seine Aufregung gewaltsam niederkämpfend, sagte er:

„Und was beabsichtigen Sie zu thun, falls ich Ihre Bedingungen eingehe?"

„Ich beabsichtige nichts, als mich so lange hier aufzuhalten, wie es mir beliebt."

Der Kriegsminister machte wieder erst einige Gänge durch's Zimmer ehe er fortfuhr:

„Welche Garantie aber geben Sie uns, daß Sie über ihre angeblichen Erlebnisse vom 9. September auch dann noch Stillschweigen bewahren, wenn Sie unserer Sicherheitspässe nicht mehr benöthigen?"

„Mein Wort, das ich niemals brach, ist Ihnen Garantie genug, eine andere kann und will ich Ihnen nicht geben."

„Und Ihre Mittheilung über den Verbleib der Kiste?" –

„Mache ich in dem Augenblicke, wo ich den Paß in Händen habe."

Der Minister trat an einen Tisch, auf welchem Schreibmaterialien standen und schrieb einige Worte auf einen Zettel, den er zusammen faltete und versiegelte. Darauf klingelte er und Pet erschien.

„Gieb Jim diesen Zettel, den er dem Polizeichef überbringen soll," befahl Breckenringe.

Pet verneigte sich und ging.

„Sie werden in einer halben Stunde die verlangte Sicherheitsgarantie erhalten, Miß Brown," fuhr Breckenridge, sich an diese wendend fort. „Aber lassen Sie sich's zur Warnung gesagt sein, daß, falls Sie Ihr Versprechen im mindesten verletzen, die Strafe Sie treffen wird, wo Sie sich auch immer aufhalten mögen. Ich habe nichts mehr hinzuzufügen, die Papiere werde ich an die Adresse Miß Emmy Brown's senden."

„Aber ich habe noch etwas hinzuzufügen, Sir," antwortete Esther. „Sie vergessen, daß ich Sie um eine Unterredung unter vier Augen bat."

„Ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen, das diesen Herren ein Geheimniß bleiben müßte. Wollen Sie in ihrer Gegenwart nicht sprechen, so bedaure ich, Sie nicht anhören zu können."

„Gut denn, so mögen sie es hören. Was mich zu Ihnen führt, Sir, ist ein Anliegen, daß nicht mich selbst betrifft, wohl aber eine Person, welche mir theurer ist als Alles auf der Welt. Mr. Breckenridge, der Heirathscontract zwischen Miß Brown und diesem Herrn" — mit einer Handbewegung gegen Berckley — „so wie der Revers, welchen Miß Brown unterschrieben hat, das ist Ihr Werk. Nur Ihrem Einfluß ist es gelungen, diese Heirath zu

Stande zu bringen; meine Bitte geht nun dahin daß Sie jetzt Ihren Einfluß anwenden, um die Heirath rückgängig zu machen."

„Eine sonderbare Bitte, Miß Brown."

„Nur sonderbar für denjenigen, welcher das Gefühl inniger Liebe, das mich an meine Schwester kettet, nicht kennt. – Sie ahnen vielleicht nicht, Mr. Breckenridge, wie unglücklich Sie sie gemacht haben. Sie haben ihr Herz gebrochen, denn ihr Herz gehört schon längst einem Andern. Haben Sie Mitleid mit dem unglücklichen Mädchen und zertreten Sie nicht eine Blüthe, welche bestimmt ist, Glück und Freude Allen zu bringen, die ihr nahen. Machen Sie nicht das Mädchen zur elendesten Bettlerin, welches bestimmt ist eine Fürstin zu sein."

„Sie sind zu poetisch, Miß Brown," antwortete Breckenridge mit geringschätzigem Lächeln, „um über das, was reines Geschäft ist, urtheilen zu können."

„Oh, ich weiß sehr wohl, Sir," fuhr Esther fort, „daß diese Heirath nichts als ein bloßes Geschäft ist. Mr. Berkley, falls sein Herz überhaupt für Liebe empfindlich ist, empfindet solche sicherlich ebenso wenig für meine Schwester, als sie ihn jemals lieben wird. Allein meine Schwester ist erbötig, mit ihrem Heirathsgut den Revers einzulösen. Sie verzichtet gern auf ihr Vermögen, um nur von einem Manne befreit zu sein, den sie nicht liebt, ja den sie haßt, den sie verabscheut."

„Miß Brown hat kein Recht, über ihr Vermögen in dieser Weise zu disponiren," entgegnete Breckenridge kalt, „denn sie steht noch unter meiner Vormundschaft. Allein gesetzt auch, sie könnte und dürfte einen solchen Vertrag eingehen, wie Sie ihn andeuten, so würden wir ihn doch zurückzuweisen genöthigt sein, denn wir sind nicht Willens uns auf einem andern als gesetzlich und moralisch zu rechtfertigenden Wege in den Besitz ihres Vermögens zu setzen."

„Ist es gesetzlich, ist es moralisch zu rechtfertigen," rief Esther mit steigender Leidenschaft, „daß man einem hülflosen Mädchen eine Unterschrift abzwingt? Sind die Veranstalter dieser Heirath weniger verdammungswerth, weil sie den Schein eines Rechts für sich haben? Ihr Gewissen, Mr. Breckenridge — und ich zweifle nicht, daß diese Rechtsstimme auch zuweilen in Ihrem Herzen spricht — muß sie verdammen, trotz ihres scheinbaren Rechts."

„Scheinbares Recht? – Wiefern nennen Sie das Recht scheinbar?"

„Weil meine Schwester zu der Unterschrift lediglich gezwungen wurde, weil ich weiß, daß sie sie freiwillig nie gegeben hätte."

„Da sind Sie im Irrthum. Die Lady hat ihre Unterschrift ganz von freien Stücken gegeben."

„Um mich zu retten, ja, Sir; man drohte nicht ihr, sondern

man drohte mir, wenn sie die Unterschrift weigerte und versprach mir die Freiheit, wenn sie sie geben würde, das ist für ein so zartes Gemüth, wie das ihrige, mehr Zwang als Kerker und Ketten. — Sie können nicht leugnen, daß Sie, wie Sie die Welt über diese Gewaltthat täuschen, so auch sich selbst betrügen. Thun Sie es nicht, Mr. Breckenridge, sein Sie überzeugt, die Stunde wird kommen, wo die Stimme in Ihrer Brust Gespenster heraufbeschwören wird, welche Ihre Seele mit Angst erfüllen. Die Gespenster der Wesen, deren Lebensglück Sie gewaltsam zerstörten und erbarmungslos zertraten; diese Gespenster werden die Ruhe von Ihrem Lager verscheuchen und auf Ihrem Sterbebette Ihnen den letzten Trost rauben, und sich an der Pforte der Ewigkeit drohend vor Ihnen erheben. Ich wende mich mit meiner Bitte an Sie, und nicht an den, welchen meine Bitte zunächst angeht, Mr. Berkley, denn wie wenig Sie auch Ihrer Umgebung gezeigt haben, daß in Ihrer Brust ein menschliches Herz schlägt, so weiß ich doch, daß das Unglück Ihrer Mitmenschen in Ihrer Seele leichter ein Echo findet, als in der dieses Herrn."

Breckenridge wurde, je wärmer das Mädchen sprach, desto unruhiger. Wenn aber wirklich die Worte, welche die innigste Liebe und Theilnahme für die Schwester athmeten, einen Eindruck auf ihn machten, so wußte sein kalter Egoismus denselben doch bald zu besiegen. Er wandte sein Gesicht ab und mit finsterer Stirn hörte er ihr zu.

„Es geht nicht," sagte er kurz, als sie schwieg und eine Antwort zu erwarten schien. „Und wenn auch wirklich Ihre Freundschaft für Ihre Schwester mich rührte, ich könnte doch nichts dazu thun, der Revers befindet sich in den Händen Mr. Berckley's, und dieser ist es sich wie dem Orden schuldig, auf sein Recht nicht zu verzichten, also sparen Sie Ihre Bitte."

„Sie haben die Unterschrift dieses Reverses veranlaßt, und ich weiß, daß Ihr Einfluß groß genug ist, um meine Schwester von der eingegangenen Verbindlichkeit zu befreien. Wenden Sie sich nicht kalt ab, Mr. Breckenridge. Sie wissen, ich bin von jeher stolz gewesen. Ich habe nie Jemanden so gebeten, wie ich Sie bitte. Allein ich weise den Stolz von mir, ich wehre den Thränen nicht; — hier zu Ihren Füßen, Sir, flehe ich Sie an, hören Sie mich, lassen Sie den Frevel nicht geschehen. Nie habe ich mich vor einen Menschen gedemüthigt, wie ich mich vor Ihnen demüthige. Ihre Kälte verletzt mich nicht, Ihr Stolz beleidigt mich nicht. — Alles, alles, will ich ertragen, um Emmy dem furchtbaren Geschick zu entreißen, das Sie über sie verhängt haben, und um sie wieder glücklich zu machen, wie sie es ohne Ihre Dazwischenkunft sein würde."

„Halten Sie ein, Miß Brown," unterbrach sie Breckenridge. „Stehen Sie auf. Sie ändern nichts an meinem Entschlusse."

„Ist das Ihr letztes Wort, Sir?"

„Ich kann Ihnen keinen andern Bescheid geben."

„Halt!" rief Esther aufspringend, „sagen Sie das nicht, ich habe Ihnen noch was zu sagen!"

Esther hatte ihren stolzen Charakter gebeugt. Was sie selbst für unmöglich gehalten, das hatte die Liebe für ihre Schwester möglich gemacht, sie hatte sich vor dem Manne gedemüthigt, den sie auf's Bitterste haßte, und diese Demüthigung war vergebens. Die Thräne stockte in ihrem Auge. Die Röthe der Scham mischte sich in die leidenschaftliche Erregung; der Stolz gewann wieder Raum, und der Haß sprühte aus ihrem finstern Auge. Sie ging festen Schrittes auf den Kriegsminister zu, der ihren Blick durch Abwenden des Kopfes zu vermeiden suchte.

„Ich hasse Sie, Sir! Sie wissen es!" sagte sie mit halberstickter Stimme. „Ich erinnere Sie an den letzten Tag meines Aufenthaltes in White-House — an die Stunde, da Sie mit dem Schurken Tucker über den Kaufpreis für meine Person unterhandelten, da ward mir von Ihrer Hand die tiefste Herabwürdigung. Sie haben mich beschimpft und gemißhandelt. Die Spuren Ihrer Peitsche auf meinen Schultern sind kaum vernarbt. — Da schwur ich Ihnen Rache, und diese Rache ist es bisher gewesen, welche mir das Leben werth machte. Schon hundertmal habe ich mir den Tod selbst geben wollen. Aber ich wollte leben, um mich zu rächen, an Ihnen zu rächen. Doch, Mr. Breckenridge, ich entsage der Rache, ich entsage diesem glühenden Hasse in meinem Busen, ich verzeihe Ihnen, wenn Sie, was Sie an mir verbrechen, an meiner Schwester sühnen. — Wollen Sie das?"

„Drohungen, Miß?" rief Breckenridge in einem Tone, der wie Spott klingen sollte, aber doch den Eindruck, welchen ihre Worte und ihre Leidenschaft auf ihn gemacht, deutlich erkennen ließen. — Sie sollten mich besser kennen, Miß, um zu meinen, daß man mit Drohungen bei mir etwas ausrichtet."

Er zog die Schelle.

„Ist Jim da?" fragte er den Neger, welcher auf das Zeichen erschien.

„Er ist eben zurückgekehrt," antwortete der Gefragte. „Hier sind die Papiere, welche ihm vom Polizeichef übergeben sind."

„Es ist gut, gieb her und bleibe hier, Du wirst diese Dame sogleich hinaus begleiten."

Unaussprechliche Verachtung drückte sich in den Zügen der Miß Esther aus, als sie, den Grund dieser Maßregel ahnend, ihren ehemaligen Gebieter betrachtete.

„Hier sind Ihre Pässe, Miß Brown," sagte dieser. „Sie schulden mir nun noch die Auskunft über die Kiste."

„Sie finden dieselbe in diesen Papieren," antwortete Esther, indem sie dem Kriegsminister ein zusammengefaltetes Schreiben überreichte und dagegen die Pässe in Empfang nahm.

Sie wollte gehn; auf halbem Wege aber hielt sie noch einmal inne und wandte sich um.

„Sie haben mir keine andere Antwort zu geben, Sir?"

„Ich habe Ihnen mein letztes Wort gesagt."

„Und ich habe gesehen, daß Sie nicht nur ein Heuchler sind, sondern auch, daß Sie Furcht haben. Das Verbrechen ist immer feige. Bisher haßte ich Sie nur, Sir, jetzt verachte ich Sie."

Mit diesen Worten wandte sich Esther stolzen Schrittes zur Thür.

Cleary und Berckley waren zwei stumme Zuhörer dieser Scene gewesen, doch hatte dieselbe auf Jeden von ihnen einen mächtigen Eindruck gemacht, wenn auch auf den Erstern einen andern, als auf den Letztern. Cleary hatte unwillkürlich mehr und mehr das Gefühl der Hochachtung empfunden. Diese Aufopferung, diese Hingebung rührten ihn, und dieser Stolz, dieser Muth imponirten ihm.

„Sie ist das Seitenstück ihres Bruders," hatte er gedacht. „Hingebend und aufopfernd, wie sie, nahm er sich des Kindes der Sclavin an, das der Vater desselben herz- und lieblos dem traurigsten Geschick preisgab. Unerschrocken, wie sie, ergriff er das Schwerdt der Rache, und stolz, wie sie, behauptete er seine Würde, dadurch, daß er einen vermeintlich ihm geleisteten Dienst durch eine Hochherzigkeit ohne Gleichen wett machte. — Wahrlich, zwei Geschwister, welche einen Adel im Herzen tragen, den weder die Schmach ihrer Geburt, noch die Ketten der Sclaverei auszulöschen vermögen."

Er war von den rührenden Bitten des Mädchens dermaßen bewegt worden, daß er mehr als einmal den Versuch machte, ihre Bitte zu unterstützen, nur ein Wink Mr. Berckley's und die Furcht, er möchte durch solche Weichlichkeit in den Augen seiner Parteigenossen verlieren, hielt ihn davon zurück.

„Das ist ein gefährliches Weib!" rief Berckley, als Esther hinaus war. „Ich glaube, Mr. Breckenridge, Sie haben da eine Tigerin aus dem Käfig entwischen lassen, welche so leicht nicht zu zähmen ist, wenigstens nicht eher, als bis sie ihren Durst mit Blut gestillt hat."

Breckenridge antwortete nicht, wie sehr er aber der Meinung seiner Ordensgenossen war, das zeigte die Unruhe seines Wesens.

„Meinen Sie, daß sie sich bei Ihrem Bescheide beruhigen wird?" fuhr Berckley fort. „Ich glaube nicht, sie wird wahrscheinlich noch einen Versuch bei mir machen."

„Und was werden Sie thun?" fragte Breckenridge.

„Ich werde im besten Einvernehmen mit ihr stehen und sie mit mehr Hoffnung entlassen, als Sie es thaten."

„Sie wollen doch nicht etwa ihrer Bitte nachgeben?"

„O nein. Ha, ha! da beurtheilen Sie mich falsch."

„Ich rathe Ihnen, sein Sie vorsichtig mit ihr," mahnte Cleary. Das Mädchen besitzt eben so viel Leidenschaft als Kühnheit.

„Da haben Sie Recht," stimmte Berckley bei, „und ich muß gestehen, daß ich sie nie schöner und verführerischer fand, als in dieser Scene. Das Mädchen hat mich fast außer Fassung gebracht."

„Ich in Ihrer Stelle würde mich hüten, ihr zu begegnen," bemerkte Cleary. „Sie wird auch aller Wahrscheinlichkeit nach bei Ihnen keinen Versuch machen, so viel ich aus ihren Aeußerungen über Sie schließe."

„Ich aber versichere Ihnen," entgegnete Berckley, „sie wir dden Versuch machen. Sie wird mich besuchen, und ich freue mich auf diesen Besuch, denn beim Himmel, sie ist schön!"

---

## Zweiundsiebzigstes Kapitel.

# Leben um Leben.

Als Esther sich allein befand, als sie mit Pet's Hülfe den sie erwartenden Wagen bestiegen hatte und sich in die Polster desselben zurückwarf, da brach sie zusammen, die übernatürliche Anstrengung ihrer moralischen Kraft, die leidenschaftliche Erregung, die Angst um Emmy, das Alles hatte ihre Kraft bis zum Punkt der äußersten Aufregung getrieben, jetzt war sie erschöpft. Vernichtet, verzweifelnd ließ Esther ihre Hände und ihr schönes Haupt sinken. Sie befand sich in einem Zustande dumpfer Gefühllosigkeit. Erst nach und nach schien sie ihre Erinnerungen wieder zu sammeln, Personen traten vor ihr geistiges Auge, Scenen, Worte wiederholten sich ihr. Anfangs Alles bunt und wirr durcheinander, wie in einem wilden Traum, dann wurden die Bilder klarer. Da trat auch Jim auf. Sie hörte ihn — ein Schrei! Doch unter all den Bildern, welche sich ihre Phantasie ausmalte, trat mit entsetzlicher Klarheit eines in den Vordergrund — Frederik, verblutend, sterbend in der Einsamkeit der Wildniß! — —

Obgleich die edlen Rosse über das Pflaster dahinpflogen, daß die Funken sprühten, trieb sie den Kutscher doch zu größerer Eile an. — — Jede Minute, jeder Moment, den sie verlor, schien ihr eine Ewigkeit.

„Was ist Dir?" rief Emmy, als die Schwester zitternd und verstört, das Auge wild rollend und unstät zu ihr eintrat. „Mein Himmel, wo warst Du? Was ist Dir widerfahren?"

„Ich war bei Deinem Vormunde,“ versetzte Esther kaum hörbar. „Ich bat für Dich, es war vergebens. Aber ich habe noch ein anderes, letztes Mittel.“

„Schwester, Du beunruhigst mich. Was hast Du vor? — Komm her, ruhe Dich, erhole Dich. Ich sah Dich nie so aufgeregt.“

„Nein laß mich, Emmy. Ich muß fort, augenblicklich fort.“

„Schon wieder? Bist Du verfolgt?“

„Nein, im Gegentheil, ich bin hier sicherer, als irgend wo anders, aber ich muß fort; diese Minute noch. Ein Sterbender bedarf meiner Hülfe oder ein Todter einer Hand, die ihn bestattet. Adieu, Emmy.“

„Schwester, bleib! — Ich bin in Todesangst um Dich, wohin willst Du?“

„Das sage ich Dir, wenn ich wiederkehre. Jetzt darf ich keine Zeit verlieren. Ich komme wieder, Emmy, rechne darauf, daß ich wiederkomme, ob ich aber Tage oder Wochen ausbleibe, das weiß ich nicht. Ich bringe dann Gewißheit über das Glück meines und Deines Lebens. Adieu!“

Sie preßte die Freundin in ihre Arme und drückte auf ihre bleichen Lippen einen heißen Kuß, dann war sie hinaus.

Der Wagen wartete.

„Yorktown-Street zur Villa Berckley!“ befahl sie dem Kutscher.

Der Wagen sauste dahin. Nicht einen Blick warf Esther nach dem Balcon zurück, auf welchem Emmy stand und ihr unter Thränen ein Lebewohl zuwinkte. — —

Vor dem bezeichneten Palais hielt der Wagen. Der Portier öffnete den Schlag. Mit einer Hast und Aufregung sprang Esther aus dem Wagen und eilte hin durch den Vorsaal, daß ihr Benehmen selbst dem Diener auffiel.

Mr. Berckley empfing sie in seinem Empfangszimmer. Er erwartete sie bereits, denn er redete sie sofort mit den Worten an:

„Ihr Besuch würde mich zu jeder andern Zeit überrascht haben, Miß Brown; diesmal aber war ich darauf vorbereitet.“

„Sie rechneten also darauf, daß ich an Sie dieselbe Bitte richten würde, welche mir vor zwei Stunden Mr. Breckenridge abschlug?“

„Ja, Miß Brown, ich vermuthete das.“

„So haben Sie sich getäuscht, Sir. Ich kenne Sie gut genug, um zu wissen, daß des Ministers teuflischer Charakter von dem Ihren noch vielfach übertroffen wird. Ich würde mich nie dazu verstehen, Sie um etwas zu bitten; doch aber läßt mich Ihr mir bekannter Egoismus und Ihre verächtliche Leidenschaft hier bessern Erfolg hoffen als ich dort hatte.“

„Sie sind für eine Bittende ziemlich unhöflich, Miß.“

„Wer sagt Ihnen, daß ich eine Bittende bin, Sir?“

„Kommen Sie denn nicht in der Angelegenheit Ihrer Schwester?"

„Ja, Sir, deswegen komme ich, und zwar, um von Ihnen das Mittel zu erfahren, welches, wie Sie andeuteten, existirt, um den Revers zurück zu erhalten."

„Also doch! Nun so lassen Sie uns in aller Ruhe darüber plaudern, wir sind ja ein paar alte Freunde."

Er setzte sich mit diesen Worten auf das Sopha und lud Esther mit einer halb höflichen, halb gebieterischen Handbewegung ein, neben ihm Platz zu nehmen.

Er lächelte, als Esther zögernd seinem Winke Folge leistete. Es kitzelte ihn das Bewußtsein, diesem stolzen Weibe gegenüber Herr der Situation zu sein.

„Ich brauche Sie wohl nicht erst mit den Thatsachen bekannt zu machen," begann er. „Sehen Sie hier, dies Papier ist der Revers, welchen die Lady, Ihre Schwester, unterschrieben hat" — er zog mit diesen Worten ein Papier aus seiner Brieftasche und entfaltete es vor ihr. — „Wenn irgend ein Freund dies Blatt in Ihre Hände legte, so könnte keine Macht der Welt Ihre Schwester zwingen, mich zu heirathen. Sie wäre frei, könnte einen andern Mann heirathen, über ihr Vermögen verfügen und sogar, wenn es ihr beliebte, ihren Wohnsitz nach dem Norden verlegen. Es giebt nun in der That einen guten Freund, welcher bereit wäre, Ihnen diesen Dienst zu leisten."

„Und was wäre der Preis, den dieser — gute Freund fordert?" fragte Esther mit dumpfer Stimme.

Mr. Berckley blickte sie ein wenig überrascht an.

„Sie stellen die Frage auch gleich, verzweifelt, praktisch," sagte er mit einem heiseren Lachen, „vermuthlich deshalb, weil sie ganz gut im Stande sind, sich dieselbe selbst zu beantworten. Im Kriege, holde Esther, gelten alle Vortheile; wir sind im Kriege, Sie und ich, und der Vortheil ist unzweifelhaft auf meiner Seite. Ein so ausnehmend praktisches Mädchen wie Sie, wird es mir unmöglich verdenken können, wenn ich meinen Vortheil geltend mache."

Ein Schauder flog über Esthers ganzen Körper.

„Mißverstehen Sie mich nicht," fuhr Mr. Berckley fort. „Ich bin kein girrender Schäfer. Ich will Alles oder Nichts, und will es noch in dieser Woche; denn wie Sie wissen, muß ich binnen acht Tagen zu einem Resultat gekommen sein, ich habe darauf dem Orden mein Wort gegeben. Wollen Sie also für dieses Dokument den Preis zahlen, den ich fordere, so entscheiden Sie sich schnell."

Er erhob sich und stand vor ihr, ihre Antwort erwartend.

Esther kämpfte einen furchbaren Kampf.

„Wie?" dachte sie, „wird nicht alle Welt das Mädchen verachten, welches ihre Ehre preisgeben konnte, um Leben und Glück einer

geliebten Schwester und eines geliebten Mannes zu retten? — Wird nicht selbst Emmy mich verachten und wird nicht auch Frederic . . .? Ha! selbst meine Schande hat etwas Tröstendes für mich. Mein Gewissen wird mich ihm gegenüber stets meine Unwürdigkeit erkennen lassen. Bin ich mit Schande bedeckt, so werde ich nie, nie mehr in die Versuchung kommen, meine Augen zu ihm zu erheben, ich werde es leichter ertragen, ihn im Arme Emmy's zu sehen. Ich selbst muß meiner Leidenschaft einen Riegel vorschieben, damit sie mich nicht übermannt."

Sie hatte einen Augenblicke vergessen, daß Frederic aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr am Leben sei. Schon wollte sie die Lippen öffnen, um ihre Entscheidung kund zu thun, da fiel ihr noch rechtzeitig ein, daß, wenn der Mann, zu dessen Gunsten dies Opfer gebracht wurde, nicht mehr am Leben sei, sie vergebens sich opfern würde.

„Sie können sich nicht entscheiden?" fragte Berckley, als Esther mit der Antwort zögerte. „Ich will Ihnen bis heute Abend Bedenkzeit geben. Ein Brief von Ihnen, wenn er bis heute Abend neun Uhr in meiner Wohnung abgegeben wird, trifft mich sicher an." —

„Nein!" rief Esther, „ich brauche keine Bedenkzeit, ich habe mich bereits entschieden."

„Zu meinen Gunsten?"

„Zu Ihren Gunsten unter einer Bedingung."

„Welches ist die Bedingung, lassen Sie hören?"

„Daß Sie mir Zeit lassen, daß Sie auf meine Entscheidung warten, bis ich zurückkehre. Ich reise noch in dieser Stunde ab und kehre in einigen Tagen oder spätestens in einigen Wochen zurück. Schieben Sie die Heirath einen Monat auf, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich innerhalb dieser Frist zurückkehre und Ihnen meine Entscheidung mittheile."

„Sie verlangen zu viel, Miß. Innerhalb acht Tagen muß die Verlobung proklamirt sein."

„Sie würde nach Ihren eigenen Worten gar nicht proklamirt werden, wenn ich schon heute den Revers einlöste, also wird es wohl in Ihrer Macht stehen, die Proklamation auf einen Monat hinauszuschieben. Ich stelle Ihnen anheim auf meine Bedingung einzugehen. Ich zahle vor meiner Rückkehr von der Reise, die ich in diesem Augenblicke anzutreten im Begriff bin, nicht."

Sie erhob sich, ließ den Schleier herab und wandte sich zum Gehen.

Berckley's gierige Blicke waren auf sie gerichtet. Sein Auge funkelte lüstern, während zugleich seine Stirn sich in finstere Falten zog.

Seine Sinnlichkeit siegte über seinen Mißmuth, und als Esther bereits die Thüre in der Hand hielt, rief er ihr noch zu:

„Ich willige ein, Miß, doch keinen Tag länger als heute über einen Monat schiebe ich den Termin hinaus.“ —

Esther verließ mit Abscheu und Schauder erfüllt das Haus.

„Nach dem Weldon-Bahnhofe!“ befahl sie, und vorwärts ging's wieder, daß die Rosse schäumten.

Ein Billet nach Spottsylvania. — Wie langsam doch die Eisenbahn fährt, selbst die amerikanische Eisenbahn, für denjenigen dessen Brust von der Folter der Angst eingeschnürt ist. Minuten wurden zu Stunden, jede Stunde ist eine Welt voll Qual. Warum konnte Esther nicht mit der Schnelle des Gedankens hinausfliegen auf jene blutgedüngte Ebene hin, wo sie unter den modernden Soldaten den Körper des geliebten Mannes zu suchen gedachte? — Ihr Körper war der irdischen Bedürfnisse nicht benöthigt. — Fünf, sechs Stunden vergingen, ihre Angst und brennende Ungeduld wuchs, aber kein Hunger stellte sich ein. Die Finsterniß der Nacht hüllte das Coupée in behagliches Dunkel, die elastischen weichen Polster luden zur Ruhe ein, aber Esther's Auge floh der Schlaf. Sie hatte nur ein Bedürfniß: schnell vorwärts; — nur einen Wunsch: ihn lebend oder todt in ihre Arme zu schließen; — nur einen Gedanken: ihn zu retten. —

Noch graute der Morgen nicht, als der Zug Spottsylvania erreichte. Esther suchte einen Wagen, der sie weiter brächte, aber kein Gold konnte einen Fuhrmann bewegen, sie durch die Wilderneß zu fahren, die ja überall von feindlichen Truppen durchstreift war. Sie selbst flog in der Nacht von Haus zu Haus, sie sparte weder Bitten noch Versprechungen; und erst nach stundenlangen erschöpfendem Suchen, da gelang es ihr, einen armen Teufel zu bewegen, sie für eine ansehnliche Summe nach Old-Church zu fahren.

Es war bereits am Nachmittage, als sie dort anlangte. In der Nähe des Fleckens lag das Hauptquartier Grants. Dahin begab sich Esther, um zu erfahren, ob er den sie suchte, bereits gefunden und begraben sei, oder ob er lebe. Der Secretair schlug die Liste der Gefallnen auf. — Oberst Seward? Nein, unter den Gefallnen ist er nicht registrirt. — Unter den Verwundeten? auch nicht. — Unter den Vermißten? — ja, da steht der gesuchte Name Frederic Seward.

„Er wird also wohl gefangen sein,“ bemerkte der Secretair, oder er liegt irgendwo auf dem Schlachtfelde und ist nicht aufgefunden worden, was auch möglich ist.“

„Nicht nur möglich, sondern gewiß!“ rief Esther und stürmte hinaus.

Vom Schlachtfeld bei den Schanzen hatte Jim, wie sie aus seiner Erzählung vernommen, die Richtung nach Old-Church eingeschlagen, und ungefähr 8 Meilen von diesem Ort entfernt hatte er die Leiche seines Gefangenen im Gebüsch liegen lassen. — Es war ein wahnwitziges Unternehmen, auf diese unbestimmten Andeutungen hin die Leiche eines Menschen in der Wilderneß suchen zu wollen; aber war ihr Zustand der leidenschaftlichsten Aufregung etwas anderes als Wahnsinn? — Die Liebe macht blind, trotzt blind allen Gefahren und kennt keine Schwierigkeiten. —

Esther suchte einen Begleiter, aber sie fand Keinen, der es reskiren wollte, sich in eine Gegend zu begeben, wo er leicht als Spion verhaftet werden könnte. Sie hatte keine Geduld mehr, um wieder Stunden zu verschwenden, deshalb unterzog sie sich allein der Mühe und Gefahr; nur mit einem Korbe versehen, welcher etwas Wein und einige Lebensmittel enthielt, begab sie sich in den kaum je von einem Sterblichen betretenen Theil der Wildniß, durch welchen Jim mit seinem Gefangenen den Weg genommen haben mußte.

Obgleich hier keine Schlacht geliefert war, so hatten hier doch verschiedene Tirailleurgefechte stattgefunden, die ebenfalls manches Opfer gefordert hatten. Man hatte auf den Schlachtfeldern, wie überall wo Gefechte stattgefunden hatten, die Todten aufgesucht. Wie aber war es möglich auf diesem Terrain, namentlich wo niedriges und dichtes Gebüsch es bedeckte, alle die Tausende von Todten aufzufinden, welche hier zerstreut lagen? Selbst wenn man Zeit gehabt hätte, die sorgfältigsten Nachsuchungen anzustellen, wäre es nicht möglich gewesen, geschweige denn jetzt, wo jeden Moment Ueberfälle und Angriffe der Rebellen eine organisirte Nachsuchung überhaupt hinderten.

Die Unionsarmee hatte diese Gegend bereits verlassen und die Richtung nach Spottsylvania eingeschlagen. Seit Jahren vorher hatte sicher kein Fuß diese Gegend betreten, und Jahre sollten vergehen, ehe Truppenmassen wieder denselben Weg nahmen, ja ehe auch nur ein Einzelner Veranlassung hatte, diese Einöde aufzusuchen.

Die Todten, welche man hier vergessen, sie blieben unbestattet; wilde Thiere fraßen ihr Fleisch, und die glühende Sonne bleichte ihr Gebein. Wie mancher Held lag hier, ungekannt: hätte er gelebt, so hätte der Dank des Vaterlandes ihm den Lorbeer aufs Haupt gedrückt, so aber fehlte ihm selbst ein bescheidenes Grab. Was verschlägt es auch, wenn unter den Tausenden von Helden, die da brav kämpften und den Heldentod starben, Einer unbegraben bleibt? Seine Kameraden dringen auf ihrer Siegesbahn weiter vor, lassen ihn liegen und Niemand kümmert sich mehr um ihn. Aber daheim, vielleicht zwei hundert Meilen von seinem Todtenlager entfernt, weint eine alte Mut-

ter um den einzigen Sohn, da trauert ein Mädchen um das verlorene Glück ihres Lebens. —

Mehr als einmal hatte Esther Veranlassung, solchen Gedanken Raum zu geben, denn mehr als einen Todten fand sie in dem sonnverbrannten Grase liegen. Entsetzen und Angst trieb sie, sobald sie sich überzeugt, daß es nicht der Gesuchte sei, weiter. Sie rief laut den Namen Fredericks in den Wald hinein, und strengte dann ihre Sinne an, um zu lauschen auf eine Antwort. Oft, ach oft antwortete ihr eine matte Stimme. Sie folgt dem Rufe, und erblickt — o über die Schauerscenen des Krieges: — einen Verwundeten. Es war ihm vielleicht ein Glied zerschmettert, er konnte nicht gehen, er war ohnmächtig gewesen, als man hier die Verwundeten aufgesucht hatte, und hatte sich nicht bemerkbar machen können. Als Alles vorbei und still war, da war der Elende erwacht zu der Ueberzeugung, daß ihn nichts anderes erwarte, als das gräßliche Geschick, hier hülflos umzukommen, entweder den Wunden zu erliegen, oder vor Hunger und Durst zu verschmachten oder von einem wilden Thiere zerrissen zu werden.

Es gab unter diesen Unglücklichen manche, welche nur ganz leichte Wunden hatten, eine Kugel im Bein, oder sonst eine Verletzung, welche leicht hätte courirt werden können, sie hatten zum Theil versucht, sich auf Händen und Füßen kriechend weiter zu schleppen, bis sie zuletzt der Erschöpfung erlegen waren; sie hatten sich in ihrer gräßlichen Angst mit den Zähnen das eigene Fleisch vom Leibe gerissen, oder hatten sich selbst entleibt, wenn sie einer Waffe habhaft werden konnten.

Sechs Monate nach Beendigung des Bürgerkrieges, also mehr als anderthalb Jahre später, als die hier erzählten Ereignisse stattfanden, wurde eine Militairabtheilung denselben Weg geschickt, welchen Grant genommen hatte durch die Wilderneß, um die Ueberreste Derer aufzusuchen, die damals dort zurückgeblieben waren. Nach einer ungefähren Schätzung kann man annehmen, daß 4000 Menschen von denen, die man noch fand, noch längere Zeit gelebt haben, und so den gräßlichsten Tod erlitten hatten. Viele sind offenbar an ihren Wunden gestorben; bei weitem die meisten sind lediglich verhungert oder verdürstet. Die Berichte der Offiziere, die mit diesen Recherchen betraut waren, wiederzugeben, sträubt sich fast die Feder.

Viele, viele dieser Unglücklichen traf auch Esther. Händeringend, die verdorrten Lippen kaum zu öffenen im Stande, flehten sie die Vorübergehende an um einen Trunk Wasser.

Aber wo Wasser hernehmen in dieser Wüste? Hier in diesem Haidesand, wo versengtes Riedgras und Nadelholz fast die ganze Vegetation bildeten, hier fand sich auch nicht einmal ein kühlendes



Kapitain A. H. Foote.

Blatt. Sie hatte noch keine zwei Stunden ihre Nachforschungen fortgesetzt, da waren die mitgenommenen Vorräthe von Wein und Speisen verbraucht. Es war ihr unmöglich, den Sterbenden, welche sie antraf, ihre herzzerreißenden Bitten abzuschlagen, zumal es ihr

mit jeder Minute mehr zur Gewißheit wurde, daß Jim sich nicht getäuscht, daß Frederick wirklich todt sei.

Die Nacht brach herein, aber Esther ruhte nicht. Es war die zweite Nacht, welche sie nicht schlief, aber sie spürte keine Müdigkeit, unverdrossen fuhr sie fort, das ganze Terrain zu durchsuchen, von Strauch zu Strauch flog sie und sah, ob seine Leiche nicht dahinter liege, und immer wieder rief sie seinen Namen, doch nirgend seine Leiche und nirgend seine Stimme.

Der Morgen dämmerte, aber die aufgehende Sonne, welche selbst dieser traurigen Gegend Leben und Frische zu verleihen schien, belebte die Suchende nicht mit neuer Hoffnung, aber sie setzte nichts destoweniger ihre Arbeit fort, ihren schwindenden Kräften Trotz bietend. Dieser eine Punkt, auf welchen sich alle ihre geistige und leibliche Thätigkeit concentrirte, drängte alle Anforderungen der Natur in den Hintergrund; so gebieterisch auch immer Müdigkeit und Erschöpfung auftreten, bis zu einer gewissen Grenze sind sie doch dem Willen unterthan.

Bis zu einer gewissen Grenze, aber darüber hinaus vermag der Geist nicht dem Körper zu gebieten, und an dieser Grenze stand Esther, als sich die Sonne dem Mittage näherte. Langsamer und langsamer wurden ihre Schritte; ihre Füße versagten ihr mehr als einmal den Dienst, sie mußte ausruhen. Die Hitze dörrte ihre Zunge. Angst, Aufregung, Hunger, Durst, Anstrengung, das Alles hatte ihre Kräfte erschöpft. Sie fühlte, daß sie das Geschick dieser Elenden theilen würde, welche der blutige Krieg zu dem entsetzlichen Tode verdammt hatte.

Glühend brannte die Mittagssonne. Esther blickte um sich, ob nicht irgend ein schattiges Gebüsch in der Nähe sei, denn die Nadelholzstauden auf dem Sande gewährten keinen Schatten und keine Kühlung. — Richtig ja, in einiger Entfernung da ward das dunkle saftige Grün eines Gehölzes von niedrigen Bäumen und Strauchwerk sichtbar. Konnte sie es noch erreichen?

Sie schleppte sich hin nach jener Richtung.

Ach zwischen Lipp' und Bechersrand ist oft ein weiter Weg. Esther verzweifelte schon, ob ihre Kräfte ausreichen würden, jene Oase in dieser Einöde zu erreichen. Schon nach einigen Schritten mußte sie ausruhen, und wenn sie sich wieder erhob, fand sie sich matter als vorher.

Wie der Schiffbrüchige sich mit übermenschlicher Anstrengung durch die Wogen arbeitet, um einen schwimmenden Balken zu erfassen, so gab die Todesangst auch Esther Kraft, sich über die brennende Sandfläche hin bis zu der schützenden Oase hindurchzuarbeiten. Sie erreichte das Gehölz, ein duftiger Blüthenhauch wehte sie an und eine kühle Luft fächelte ihre triefende Stirn.

Das war aber auch Alles, was ihre Sinne noch wahrzunehmen vermochten. Sie hatte erst einige Schritte in das Gehölz hineingethan, da schlossen sich ihre Augen, und sie sank unter einem Caprifolienstrauch zu Boden. Ihr todtmattes Haupt sank hinten über, aber — es lehnte sich nicht in das Gras, sondern auf .... Der Schrecken öffnete noch einmal Esther's Auge .. sie fühlte, daß sie den Körper eines Menschen berührt habe.

Das jähe Entsetzen, mit dem Tode in so unmittelbare Berührung zu kommen, rief ihr das schwindende Bewußtsein zurück. Sie raffte sich empor, um sich für ihr Sterbelager einen entfernteren Platz zu wählen, da — war es Wahrheit? — War es der Traum eines Fiebers? — War es ein Bild ihrer erregten Phantasie? — Nein, es war Wirklichkeit, das waren die Züge des geliebten Mannes, den aufzusuchen sie ihre Kräfte bis zur letzten Neige erschöpft hatte. Es war Frederic Seward.

Mit einem Schrei stürzte sie sich auf den entseelten Körper. Verschwunden war Ermattung und Ohnmacht, jeder Nerv spannte sich noch einmal zur Thätigkeit an, die ganze Energie ihres Willens kehrte wieder.

Sie hob das theure Haupt in ihren Armen empor, preßte es an die Brust, und bedeckte die bleichen Lippen mit heißen Küssen, sie rief ihn mit den zärtlichsten Namen, ihre Thränen flossen auf seine Stirn, aber weder Worte noch Küsse, noch Thränen vermochten das entflohene Leben zurück zu rufen.

Da Esther durch Jim erfahren hatte, daß Frederic eine Schußwunde erhalten hatte, so beschloß sie die Wunde zu untersuchen, und wo möglich zu verbinden. Die Stelle der Wunde war nicht schwer zu finden, die mit Blut getränkten Kleider, in der Nähe der Schulter, zeigten ihr dieselbe. Die Wunde hatte sicherlich bereits seit langer Zeit nicht mehr geblutet, denn das Blut war fest getrocknet, aber ihre unvorsichtige und stürmische Umarmung hatte die Quelle des Blutstromes, die sich bereits selbst verstopft hatte, wieder aufgerissen. Verzweifelnd riß sie ihm mit ihren Händen die Kleider von der Schulter ab.

Wahrhaftig die Wunde blutete ... Blutete? Kann die Wunde eines Todten bluten?

Esther legte sich diese Frage vor, und mit einem Freudenschrei rief sie:

„Nein, er ist nicht todt! Es ist Blut, rothes Blut, was der Wunde entströmt."

Sie sank an seiner Seite auf die Kniee nieder, und nahm mit dem verklärten Lächeln seliger Hoffnung sein Haupt in den Schooß. Sie drückte ihr Taschentuch auf die klaffende Wunde. Sie riß ihr seidenes Halstuch ab und band es ihm um die Schulter, um die

Ströme des entfesselten Bluts zu hemmen. Sie lös'te ihren Gürtel, streifte ihre Blouse ab und riß sie in Stücke, bis es ihr endlich gelang, das Blut zu hemmen. Freudenthränen waren es, die ihren Augen entströmten, während sie noch immer sein Haupt in ihren Armen hielt."

Er lebte, sie war davon überzeugt, doch kein Lebenszeichen gab er von sich. Bleich, regungslos mit geschlossenen Augen und schlaff zur Seite hängenden Armen, lag er da. In diesem Zustande mußte er sich befunden haben, als Jim ihn für todt hielt und liegen ließ. Aber Frederic Seward war seit den fünf Tagen, die seit seiner Verwundung verflossen waren, nicht in dem Zustand der Ohnmacht geblieben, davon überzeugte sich Esther. Spuren auf dem Rasen zeigten, daß er von einer andern Stelle sich bis zu diesem Platz fortgeschleppt habe. Unzweifelhaft war er bald nach Jim's Entfernung erwacht, hatte das Hilflose seiner Lage erkannt, und hatte versucht, weiter zu gehen, hier aber, unter diesem Strauch, hatten ihn wieder die Kräfte verlassen.

Auch das Wunder, daß er nach fünf Tagen noch am Leben war, und nicht in der Hitze verschmachet sei, erklärte sich einigermaßen, als Esther sah, daß seine geschlossene Hand einen Büschel saftiges Laub umfaßte, und auch in seinem halbgeöffneten Munde Spuren eines zerkauten Blattes bemerkte.

Ihre Freude aber nahm schnell ab, denn sie mußte einsehen, daß der Geliebte sich jetzt in einem Zustande der Schwäche befinde, welche jeden Augenblick seinen wirklichen Tod zur Folge haben konnte.

Eine Erfrischung, wenn auch nur ein Tropfen Wasser konnte ihn retten. Wo aber Wasser hernehmen? —

Sie sprang auf und durchstrich das Gehölz. Kein Quell, keine auch noch so kleine Lache! Selbst der sonst feuchte Boden war von der Hitze der letzten Tage ausgetrocknet. Sie war in Verzweiflung. Tausend Pläne entwarf sie in einem einzigen Augenblick. Bald wollte sie Einen von den Verwundeten aufsuchen, denen sie von dem Wein gegeben hatte, und ihm diese Erquickung wieder nehmen, bald wollte sie den weiten Weg bis Old Church zurücklegen; bald wollte sie erspähen, ob sie nicht dennoch irgendwo eine Wasserquelle entdecken könne, aber ein Plan erwies sich so nutzlos und vergeblich wie der andere. Die unglücklichen Verwundeten hatten sicher nicht mehr einen einzigen Tropfen jener Erquickung übriggelassen, der Weg nach Old Church war zu weit für ihre erschöpften Kräfte, und selbst wenn sie es möglich gemacht hätte, die 18 Meilen zurückzulegen, wäre ihre Hülfe nicht aller Wahrscheinlichkeit nach doch zu spät gekommen? — Eine Quelle suchen zu wollen, war völlig nutzlos, und ein vielleicht noch größerer Zeitverlust.

Esther war in Verzweiflung. Was sollte sie beginnen? Ihn vor ihren Augen verschmachten sehen?

„Nein, Geliebter!" rief sie. „Du sollst nicht sterben, wenn es in meiner Macht steht, Dich zu retten. Kann ich nichts herbeischaffen, Deine lechzenden Lippen zu befeuchten, so soll mein eigenes Leben das Deinige erhalten. Ich habe es oft gesagt, daß ich den letzten Tropfen Bluts für Dich hinzugeben bereit bin, sieh — ob ich die Wahrheit sprach!"

Frederik trug noch seinen Degen an der Seite, Esther zog ihn aus der Scheide und glückselig lächelnd hob sie ihn empor. — Ein Schnitt, und eine der bläulichen Adern ihres zarten Armes war geöffnet; — ein Strom hellen rothen Blutes ergoß sich aus der Wunde.

„Nun trink aus dem Quell meines Lebens!" rief sie, die blutende Wunde seinen Lippen nähernd.

Mit banger Spannung hing ihr Auge an seinem Antlitz, um das geringste Lebenszeichen zu erspähen.

Lange vergebens. Doch endlich, endlich wurde ihre Aufopferung gekrönt. Seine Lippen begannen sich zu bewegen, ein leichtes Gurgeln ließ sich hören — eine Bewegung des Kehlkopfes überzeugte sie, daß die belebende Flüssigkeit den rechten Weg gefunden.

Der Sterbende trank, — erst kaum wahrnehmbar, dann in stärkern Zügen.

Esther fühlte, daß das Leben ihr in demselben Maße entschwand, wie es dem Sterbenden wiederkehrte, aber wonneseliges Lächeln verklärte ihre Züge. Mit der letzten Kraft noch hielt sie sein Haupt auf ihrem Schooße und preßte es an die Brust und küßte die Stirn und das lockige Haar, während sie fortfuhr, ihn mit ihrem Blute zu tränken.

„Trink, Geliebter", flüsterte sie: „Es ist Wonne für Dich zu sterben; es ist ein beseligender Gedanke, mit meinem Tode Dir das Leben gegeben zu haben. Ich fühle, es ist mit mir zu Ende, aber Du wirst leben!"

Und er lebte!

Langsam und matt schlug er die Augen auf und begegnete dem himmlisch verklärten Blick Esthers.

„Er lebt, er lebt!" jauchzte sie.

Noch einen Kuß drückte sie auf seine Lippen, dann schloß sie die Augen und leblos lag sie an der Seite des Geliebten.

..............................

## Dreiundsiebzigstes Kapitel.

# Der Thierbändiger.

Wie dem Leser bereits aus der Erzählung Mr. Cleary's bekannt ist, hatte man Noddy, den Mulattenknaben, den Freund und Gefährten der kleinen Fanny, mit den übrigen aufständigen Negern, die man in Tennessee eingefangen hatte, unters Militair gesteckt. Er hatte sich, wie wir ebenfalls wissen, zum Beweise seiner Unschuld auf Mistreß Cleary berufen, welche damals in Richmond sich aufhielt; diese Dame indessen haßte den Knaben, weil es ihr nicht entgangen war, daß er ihr zweideutiges Verhältniß zu Wilkes Booth beobachtet und richtig erkannt hatte. Dieser Haß und wohl auch die Furcht, daß er über kurz oder lang ihrem Gemahl seinen Verdacht mittheilen werde, hatte sie bewogen, seine Abführung zum Militair nicht nur zuzulassen, sondern geradezu zu verlangen.

Allein Noddy hätte Alles gewagt für seinen Herrn und das Kind seines Herrn. Er wußte, daß schimpflicher Tod die Strafe des Deserteurs sein würde, allein, er fürchtete diesen Tod nicht; das Gefühl der Dankbarkeit und der kindlichen Hingebung war in ihm stärker, als die Furcht vor jener schrecklichen Strafe. Er war es seinem Wohlthäter schuldig, so lange es in seiner Macht stand, der Beschützer seines Kindes zu sein. Er hatte diese Pflicht übernommen und sie war für ihn eine heilige Pflicht. Wie aber sollte er Fanny's Aufenthalt entdecken, wie sollte er erfahren, was aus ihr geworden, und wie sollte er ihr Beschützer sein, wenn er mit den Regimentern bis an die Grenze des Landes geschickt wurde? Wer sollte Fanny ein Freund und Beschützer sein, wenn er in der Schlacht fiele? —

Das waren die Erwägungen, welche ihn zwangen zu dersertiren. Es war das sicherlich nichts als jugendliche Uebereilung, denn er hätte wissen müssen, daß, wenn er im Lande blieb, er sehr leicht wieder ergriffen sein würde, wenn die Militairbehörde sein Entweichen mit seinem Signalement öffentlich bekannt machte.

Dies geschah jedoch nicht, weil, wie Cleary dem Kriegsminister erzählte, derselbe ihn bei der Militairbehörde reklamirt und das Verlangen ausgesprochen hatte, daß man nicht auf ihn fahnde.

Freilich wußte Noddy weder von diesen Schritten seines Herrn, noch überhaupt, daß derselbe der Gefangenschaft entgangen sei, er wandte deßhalb ganz die Vorsicht an, die ein Deserteur nöthig hat,

um nicht ergriffen zu werden. Er kehrte zunächst nach Winchester zurück. Von allen Mitteln entblößt, hatte er mit den entsetzlichsten Entbehrungen zu kämpfen, denn durfte er es wagen, zu betteln, oder sich bei einem Bürger zu verdingen? — Im ersten Fall wäre er sofort verdächtig gewesen, im zweiten Falle hätte sein Brotherr ohne Zweifel von ihm einen Erlaubnißschein seines bisherigen Herrn verlangt, respective seinen Freibrief. Er war also darauf angewiesen, sich mit Existenzmitteln zu versehen, die für ihn nicht so gefährlich werden konnten. Hauptsächlich waren es andere Neger, welche sich ihres Stammgenossen annahmen, ihn verbargen und mit Nahrung versahen. Ging das nicht, so waren Pflanzen des Feldes seine Nahrung und der freie Himmel sein Nachtquartier.

In Winchester, wo er sich bei einer alten Negerin im Verborgenen einige Zeit aufhielt, um Erkundigungen über Fanny's Verbleiben einzuziehen, erfuhr er sehr nahe die Wahrheit, daß nämlich Fanny mit einer fremden Dame, die Niemand kannte, am Morgen nach seiner Verhaftung abgereis't sei. Mit welcher Bahn sie gefahren, das konnte er nicht genau in Erfahrung bringen, nur schloß er aus dem Umstande, daß Fanny in Richmond nicht angekommen, daß sie überhaupt nicht mit der Cumberland-Bahn gefahren sei, und aus der Richtung, welche der Wagen, der die Dame mit den übrigen Kindern nach dem Bahnhof brachte, genommen, hielt er es für wahrscheinlich, daß sie mit der Georgia-Bahn gefahren sei.

Auf diesem Wege beschloß Noddy seine Nachforschungen anzustellen. Die alte Negerin schüttete die ganze Summe ihrer Ersparnisse, die freilich sich nur auf einige Dollars belief, bereitwillig in seine Hand, seiner ehrlichen Versicherung trauend, daß er ihr Alles wiedererstatten werde, wenn er seine Herrin gefunden habe.

Noddy, obwohl kaum dem Knabenalter entwachsen, hatte eine weit über sein Alter hinausgehende körperliche Ausbildung. Er war wohl proportionirt gewachsen und kräftig und muskulös gebaut. Sein regelmäßiges Gesicht war von hellerer Farbe als meistens bei Mulatten der Fall ist, und obwohl es nicht gerade schön genannt werden konnte, so verliehen ihm doch die feurigen dunklen Augen, in denen sich Muth und Intelligenz zugleich ausdrückte, zuweilen auch ein Anflug von Schwärmerei sich kund gab, und der ruhige Ernst seiner Züge, die feste Entschlossenheit seines Wesens, etwas ungemein Anziehendes und Interressantes.

Er verfolgte die Straße nach Charlestown theils zu Fuß, theils mit der Bahn, indem er auf jeder Station Erkundigungen einzog, nach der Dame, welche in Begleitung mehrerer Kinder hier vor etwa drei Wochen durchgereis't sei.

Er erhielt nur sehr mangelhafte Auskunft. Die meisten der Stationsbeamten konnten sich der Dame nicht erinnern, und die,

welche sie gesehen zu haben glaubten, wußten nicht, bis zu welcher Station sie gefahren sei. Das war allerdings sehr trostlos, indessen wußte Robby doch, daß er sich auf dem rechten Wege befand, und mit einer Geduld und Ausdauer setzte er seine Nachforschungen fort, welche seinen edlen Charakter im besten Lichte zeigte. Nicht einen Augenblick dachte er an die eigene Gefahr, wenigstens ließ er sich durch die eigene Gefahr niemals abhalten, ein Mittel zu ergreifen, was ihm möglicherweise zur Erreichung seines Zweckes helfen konnte.

Der Zweck, welchen er verfolgte, war ihm eine durch die heiligsten Pflichten gebotene Aufgabe, und mit dem ganzen Ernst und der ganzen Energie seines Wesens und mit der ganzen Selbstverleugnung seines hingebenden Charakters widmete er sich derselben.

Ohne ein bestimmtes Resultat zu erhalten, kam er bis zu dem Städtchen Aikin. Hier erhielt er die erste sichere Kunde über jene räthselhafte Dame. Dies war nämlich die Stadt, in welcher sie mit den Kindern übernachtet hatte. Er hörte von dem Wirth des Gasthofes, daß die Dame am andern Morgen früh weiter gereis't sei, ob aber mit der Georgia-Bahn nach Charlestown oder mit der Süd-Bahn nach New-Orleans, das konnte er nicht sagen.

Robby mußte einsehen, daß es ihm in jedem Falle unmöglich sein werde, auf diese Weise zum Ziele zu kommen. Gesetzt auch, sein Geld hätte ausgereicht, um erst in Charlestown und dann in New-Orleans Nachforschungen anzustellen, wie sollte er in diesen großen Städten erfahren, wer die Dame sei und wo sie wohne; und war es nicht auch möglich, daß sie nicht in einer dieser Städte selbst, sondern in der Nähe derselben ihren Aufenthalt hatte? — Ja, war es nicht möglich, daß sie von Aikin aus gar nicht weiter mit der Bahn gefahren war, sondern in der Nähe wohnte? —

Niedergeschlagen und sinnend, was er beginnen solle, ging er durch die Stadt, natürlich die lebhaftesten Straßen vermeidend und diejenigen aufsuchend, in denen sein Erscheinen am wenigsten verdächtig war.

Während er so, ohne auf seinen Weg besonders zu achten, in Nachdenken versunken weiter schlenderte, kam er bis an eins der Thore.

Schon im Begriff, wieder umzukehren, und die Richtung nach dem Bahnhofe einzuschlagen, bemerkte er an einem Pfeiler des Thores ein in den riesigen Dimensionen ausgeführtes Plakat, wie sie in Amerika meistens angewandt werden, und auf der mächtigen Fläche des rothen Papiers las er folgende mit fußlangen Lettern gedruckte Ankündigung:

**No hoombock!*)**

Sehen und staunen!

**Die Fürsten der Wüste und der Prairie!**

**Das einzige Exemplar einer Seeschlange in ganz Nordamerika!**

Größte Sammlung von wilden Thieren, Löwen und bengalischen Tigern, Schlangen und Bären, Elephanten und Hirschen, und andern seltenen Thieren, welche zu zahlreich sind, um sie alle aufzuzählen; unter dem höchsten Beifall Sr. Exellenz des Präsidenten Jefferson Davis, des Staatssecretairs Mr. Benjamin und der vornehmsten Personen des Landes!

**Der Löwenbändiger aus Central-Afrika!**

**Tomahuhu, der Unüberwindliche.**

Der aufopfernde Eigenthümer der Menagerie hat keine Kosten gescheut, nicht nur die seltensten Thiere herbeizuschaffen, sondern auch ungeheure Summen angewandt, um zwei der merkwürdigsten Exemplare von Aztekeu zu engagiren. Zur Abwechselung der Unterhaltung: Auftreten der vorzüglichen Künstlergesellschaft des

**Professor Reinsch**

aus Berlin, ersten Gymnastikers und Akrobaten auf dem europäischen Continent, welcher in Barnum's Etablissement sich die goldene Medaille erworben.

**Miss Agnes Reinsch,**

die Königin der Ascension, welche nur noch kurze Zeit auftreten wird, da sie, obgleich noch im zarten Kindesalter, von hier aus nach dem Norden gehen wird, um auf dem Seile gleich Blondin den Niagara zu überschreiten. Menagerie und Vorstellung nur 20 Cents die Person. Kinder die Hälfte. Der Schauplatz befindet sich im Kastanienpark.

William Seyers, vormals Gamp.

**Man eile, um es zu sehen!** Denn der Eigenthümer kann jeden Tag gewärtigen, nach Charlestown befohlen zu werden, um vor dem Hofe und der versammelten hohen Aristokratie eine Vorstellung zu geben!

Noddy hatte diese Ankündigung mit Interesse gelesen, nicht sowohl, weil die Neugierde ihn zog, die Wunder des Mr. Seyers zu schauen, denn dergleichen hatte er bereits zu sehen Gelegenheit gehabt, sondern weil ihm bei Lesung des Plakats ein Gedanke aufstieg, der seine Zweifel über den jetzt einzuschlagenden Operationsplan lösen konnte.

„Die Menagerie und die übrigen Productionen," so dachte er bei sich, „versammeln täglich ein großes Publikum und auch stets ein neues, man hat dort Gelegenheit, während der Dauer der Vorstellungen, fast die sämmtlichen Bewohner der Stadtund der Umgegend zu sehen. Dann zieht die Menagerie in eine andere Gegend, dort sieht man wieder viele Tausende von Leuten. — Wo hätte ich also bessere Gelegenheit zu meinem Ziele zu kommen, als wenn ich in jener Menagerie eine Anstellung habe? Es ist doch wahrscheinlich, daß, wenn wir an einen Ort kommen, in dessen Nähe jene Dame,

*) Kein Humbug.

die ich suche, wohnt, sie auch einmal die Menagerie besuchen wird, und ich werde sie unter Tausenden herauserkennen."

Es mochte noch ein anderer Grund vorhanden sein, der Roddy bewog, eine Anstellung in der Menagerie zu suchen. Dort war er am wenigsten in Gefahr, entdeckt zu werden, denn dort würde man ihn sicher nicht suchen, und der Eigenthümer eines solchen Instituts würde voraussichtlich weniger peinlich sein, wenn Roddy ihm keinen Freibrief seines bisherigen Herrn vorzuzeigen vermochte. Und endlich mochte wohl auch der Umstand noch den Entschluß beschleunigen, daß die Kasse des Abenteurers zu Ende ging, und er also gezwungen war, sich irgend eine Erwerbsquelle zu suchen.

Der Kastanienpark befand sich ganz in der Nähe des Thores, an welchem Roddy das Plakat gelesen hatte. Er gewahrte auch bereits von Weitem das kolossale Etablissement.

Es war ein großer viereckiger Raum, rings mit Segeltuch eingehegt, hinter welchem an einem Ende die Thierwagen standen, am andern aber die Bühne für die Vorstellungen des Mr. Reinsch aufgerichtet und das Thurmseil für die Productionen der Miß Agnes ausgespannt war.

Der Amerikaner liebt ein vielseitiges Amüsement, deshalb wird in solchen Schaustellungen stets alles Mögliche producirt, indessen schien es, als ob die Bewohner von Aikin bei Weitem mehr für die Menagerie als für die Leistungen der Gesellschaft des Mr. Reinsch inclinirten, denn ein dichter Kreis von Schaulustigen drängte sich nach dem Ende des Leinwand-Vierecks, an welchem sich die Thierwagen befanden, während nur Wenige Interresse nahmen an dem über die Leinwand hinausragenden Thurmseil und an den Stangen und Gerüsten der Akrobaten.

Obgleich das Segeltuch so dicht war und so sorgfältig aufgespannt, daß auch nicht die kleinste Lücke einem indiscreten Blick erlaubte, in das Innere zu dringen, so zeigte doch derjenige Theil der Bevölkerung von Aikin, dem eine Summe von 20 Cents unerschwinglich war, eine bewundernswürdige Ausdauer, sich an dem qualvollen Anblicke, des ihm verschlossenen Paradieses zu weiden. Vom Mittag bis zum Abend pflegten die Schaaren jener Unglücklichen dazustehen und geduldig das Bild vor der großen Bude neben der Eingangstreppe anzustarren, welche letztere ihnen erschien wie die Jakobsleiter, auf welcher der Weg in den Himmel führt. Wenn auch eigentlich keine Möglichkeit vorhanden war, daß ihnen von den Schätzen, welche das Viereck barg, etwas zu Gesichte kommen konnte, so gab doch die geduldige Menge ihren Platz nicht auf, sei es, daß sie hoffte, es werde irgend einer der mächtigen Thierwagen, durch einen glücklichen Zufall umstürzen und die Leinwand zerreißen, sei es, daß sie es nicht für unwahrscheinlich hielten, daß

die Dame mit dem Essiggesicht, welche an der Kasse saß, sie einmal einladen würde, umsonst einzutreten.

Indessen so ganz unfruchtbar war die Ausdauer des dollarlosen Publikums doch nicht, denn trotz der sorgfältigen Aufspannung des Segeltuches gab es doch Manches zu sehen, was im höchsten Grade sehenswürdig war, namentlich bei einigermaßen bescheidenen Ansprüchen.

Da waren erstlich nicht weniger als zehn Männer offenbar vom höchsten Range und großem Reichthum, denn ihre bunte Kleidung mit — natürlich ächtem — Gold bordirt, und die Mützen mit den dicken — ebenfalls natürlich ächten — Goldspangen, bezeugten beides nur zu deutlich. Diese standen auf einer Ballustrade neben der Kasse und jeder von ihnen trug ein mächtiges Musikinstrument in der Hand. Alle Stunden einmal setzten sie diese Instrumente an die Lippen und mit kirschbraun geschwollenem Antlitz entlockten sie denselben Töne, wie sie kaum die Bestien drinnen hervorzubringen vermochten.

Dann trat zweitens von Zeit zu Zeit ein verdrießlich blickender Mann von respectablem Körperumfang mit einer dicken goldenen Uhrkette, woran ein mächtiges Petschaft hing, aus der Bude hervor, und in ihm sah man, wie man sich sehr richtig in die Ohren raunte, den großen Seyers in eigner Person vor sich. Derselbe trat an den Rand der Ballustrade und rief mit lauter Stimme:

„Näher! Treten Sie näher, meine Damen und Herren, um die größten Wunder der Wüste und der Prairien und die erstaunlichsten Leistungen der Gegenwart in Augenschein zu nehmen!“

Nach diesen Worten pflegte er sich dann an die Dame mit dem Essiggesicht zu wenden, und mit ihr leise einige Worte zu wechseln, offenbar über ein nicht sehr erquickliches Thema, denn die Dame pflegte gewöhnlich mit einer ärgerlichen Geberde auf die Kasse und mit einem energischen Schütteln ihres Kopfes der Unterredung ein Ende zu machen, worauf dann Mr. Seyers wieder ins Innere der Bude verschwand.

Endlich aber gab es für die Draußenstehenden selbst von den Thieren etwas zu hören, auch sogar zu sehen. Einmal hörte man das Kamel — wenigstens behauptete das ein Schreiber, der in seiner Jugend einmal den zoologischen Garten in Philadelphia gesehen hatte — ganz deutlich niesen, und einmal vernahm man einen Laut, welchen jener naturkundige Schreiber für das Gähnen des Elephanten erklärte, obgleich einige, freilich unwissende, Personen behaupten wollten, dieses Gähnen komme aus dem höchsteigenen Munde des Mr. Seyers. Diese Wahrnehmung erregte natürlich ungeheure Sensation unter den vom Paradiese Ausgeschlossenen; was aber deren Ausdauer noch mehr befestigte, war der Umstand, daß ein Junge einmal das Glück hatte, die Beine der weiblichen Hyäne durch ein Loch im Segeltuche zu

sehen, welches Loch indessen, sobald man davon Kenntniß erhielt, sofort von Innen verstopft wurde.

Nobby brach sich mit den Ellenbogen Bahn durch die dichte Menge.

Er überlegte einen Augenblick, ob er gleich von vorn herein mit seinem Begehren sich an Mr. Seyers wenden oder ob er lieber erst als Zuschauer eintreten sollte, um so das Terrain von vorurtheilsfreiem Gesichtspunkte aus zu recognosciren. Nach einiger Erwägung für und wider entschloß er sich zu dem Letzteren.

Er trat also an die Dame mit dem Essiggesicht heran, legte einen 20-Centschein auf ihren Teller und ward dafür von Seiten der Dame mit einem liebenswürdigen Lächeln belohnt.

Er zauderte einen Augenblick, einzutreten, denn er überlegte noch einmal, ob es nicht besser sei, ihr lieber seine Absicht mitzutheilen. Als aber die Dame einen Blick auf seine bestäubte nicht eben elegante Kleidung warf, sagte sie mit einer schrillen Stimme, die sehr im Widerspruch stand mit dem eben gespendeten Lächeln:

„Nun, machen Sie, daß Sie hineinkommen, junger Mann und stehen Sie nicht den hohen Herrschaften und dem verehrten Publikum im Wege!“

Dies war allerdings nicht ein Ton, der Nobby besonders ermuthigen konnte. Ohne ein Wort zu erwidern trat er ein.

Die Vorstellungen im vordern und hintern Raum des Vierecks wechselten den ganzen Tag ab. Als Nobby eintrat, befand sich der Zuschauerkreis im letzten Theile, um den Vorstellungen der Gesellschaft des Mr. Reinsch, des größten Gymnastikers und Akrobaten des europäischen Continents zuzuschauen, und zwar erntete eben Miß Agnes einen fabelhaften Beifall für einen graziösen Tanz auf einem niedrigen Seil. Den Knaben interessirten diese Vorstellungen weniger, als die Menagerie; er zog es daher vor, zunächst diese in Augenschein zu nehmen.

Die Menagerie des Mr. Seyers vormals Gamp war in der That eine vorzügliche Sammlung wilder Thiere und bedeutend besser, als man nach der Marktschreierei des Anschlagezettels hätte vermuthen können. Die Thieren waren alle in bestem Zustande und zeichneten sich vortheilhaft vor ihren Leidensgenossen in andern Menagerien aus, welche gewöhnlich ein so verhungertes, lebensmüdes Aussehen haben, daß sie einen sehr traurigen Anblick gewähren.

Die Thiere waren in etwa zwanzig großen Wagen aufgestellt, von denen einige zwei, andere noch mehr Käfige enthielten, die in verschiedenen Etagen angebracht waren. So zum Beispiel bewohnte die weibliche Hyäne, deren Beine jenes dollarlose Individuum gesehen hatte, den untern Stock eines Käfigs, während in der Etage über ihr ein Schakal seine Wohnung hatte, der in unablässiger Eile

den Käfig von einem Ende zum andern durchlief und selbst an den Eisenstäben in die Höhe kletterte, als habe er an der Decke seines Käfigs ein sehr dringendes Geschäft, gleich darauf aber wieder in die entfernteste Ecke sprang, als hätte er dort etwas vergessen, und überhaupt eine Unruhe an den Tag legte, welche ihn der Mietherin unter ihm sehr rücksichtslos erscheinen ließ.

Noddy hatte noch nicht viel von der Menagerie gesehen, als die Vorstellung am andern Ende des Zeltes bereits zu Ende war, und ein Mann, welcher den Cicerone der Menagerie machte, zu dem Elephanten trat und ihn aufforderte, eine Glocke zu läuten.

Dies war das Signal für die Zuschauer, daß jetzt die Vorträge über die Natur und Lebensweise der Thiere beginnen sollten und es sich deshalb in die betreffenden Räume verfügen möge.

Das geschah denn auch. Ein Kreis Wißbegieriger sammelte sich um den Cicerone und dieser begann seinen Vortrag. Derselbe war allerdings originell genug und zeichnete sich namentlich durch einen Reichthum der Phantasie aus, welche den Thieren Eigenschaften andichtete, von denen noch kein Naturforscher etwas weiß. Wir wollen indessen mit der Wiederholung dieses höchst interessanten Vortrags zurückhalten, und nur eine Eigenthümlichkeit desselben erwähnen, welche Noddy freilich jetzt noch nicht erkannte, aber später doch kennen lernte. Der Cicerone hatte nämlich die Eigenschaft, daß er sich dem Publikum gegenüber, an dessen Generosität er sich vergeblich mit seinem Hute wandte, einen ganz andern Vortrag hielt, als da, wo er eine einigermaßen erkleckliche Belohnung für seine Dienste erwarten durfte. Im letzten Falle schmeichelte er allen Thieren und versah sie mit allen nur erdenklichen Tugenden, im ersten Falle aber wußte er nur schlechte Eigenschaften von ihnen zu berichten und verfuhr gegen einzelne mit solcher Ungerechtigkeit, daß seine Darstellung ihres Charakters geradezu für Verleumdung gelten mußte.

Der Cicerone kannte das Publikum von Aikin gut genug, zu wissen, daß er seinen Hut so leer zurückziehen würde, als er ihn hinhalten würde, sein Vortrag war deshalb heute ungerechter als je, und da er außerdem nichts lieferte, als allbekannte Thatsachen, so fühlte sich Noddy sehr wenig angesprochen, hütete sich aber wohl, seinen künftigen Kollegen etwas von dem, was er dachte, merken zu lassen.

Die interessantesten Thiere von allen waren, obgleich der Cicerone gerade von ihnen am wenigsten zu sagen wußte, in den Augen Noddy's die Löwen und die Tiger, welche drei nebeneinanderliegende Käfige bewohnten. Den ersten nahmen drei Löwen und vier Löwinen ein, der mittlere wurde von der sogenannten „glücklichen Familie" bewohnt, womit der Cicerone eine Anzahl von Tigern bezeichnete, die dort haus'ten. Der dritte Käfig wurde von einem Löwen und und einer Tigerin bewohnt.

Welch ein Unterschied zwischen dem König der Thiere, wie er so dalag, die Vordertatzen ausgestreckt, schläfrig und in sein Schicksal ergeben, aber doch mit den halbgeschlossenenen Augen ernst und klug um sich blickend, sich seiner Majestät und Kraft wohl bewußt — und zwischen der mit ihm eingekerkerten Tigerin, welche in ungeduldigen, geräuschlosen Schritten fortwährend hin und her ging, wobei ihre Augen blutlechzendes Feuer zu sprühen schienen gegen jeden, der sich nahte. Aber mochte die Tigerin gegen die ganze Schöpfung Wuth schnauben, so hob sie doch vorsichtig die Tatzen, so oft sie bei ihrem Hin- und Herschreiten den Vordertatzen des Löwen zu nahe kam, um den Gewaltigen nicht zu reizen.

Mit einem wahrhaft mörderischen Blick empfing das Thier den Cicerone, als dieser sich ihrem Käfig nahte. Unbeweglich stand es, jeden Muskel wie zum Sprunge angespannt, ein Bild der fürchterlichsten Schönheit, als ob der Erste, der es wage, in seine Nähe zu kommen, seiner Wuth zum Opfer fallen müsse.

„Geht Tomahuhu in diesen Käfig auch?" fragte Roddy.

„O ja," antwortete der Cicerone. „Er geht stets hinein, wenn wir ein zahlreiches und respectables Publikum haben. So aber wie heute die Sachen hier stehen, so wäre es gegen seine Würde, es zu thun. Trotzdem aber wird er heute zu den sieben Löwen in den Käfig gehen, damit Niemand sagen kann, wir versprechen mehr, als wir halten. Wir unserestheils thun schon unsere Schuldigkeit, aber was das Publikum betrifft, so ist das immer undankbar genug gegen unsere Leistungen."

„Betritt er denn den Tigerkäfig auch?" fragte Roddy, für welchen diese Thiere und deren Dressur, die ihm noch völlig unbekannt war, ein ungeheures Interesse hatte.

Er deutetete bei diesen Worten auf den Käfig mit der „glücklichen Familie," jener katzenartigen Thiere, welche in ihrer unheimlichen Geschmeidigkeit zähnefletschend in ruhelosem Hin- und Herrennen über- und untereinander wegglitten.

„Ob er diesen Käfig betritt?" antwortete der Cicerone mit geringschätzigem Lachen. „So lange ihm der liebe Gott seinen gesunden Verstand läßt, wird er nicht hineingehen, mein Freund."

Der Cicerone wollte damit nicht etwa ausdrücken, daß er erwarte, Tomahuhu würde seinen Verstand einmal verlieren, sondern er wollte nur sagen, daß ein Besuch bei dieser glücklichen Familie sicherer Tod sein würde. —

Nun kamen die Atzteken an die Reihe. Die beiden verkrüppelten Zwerge stiegen aus ihrem Wagen, der ihnen zur Wohnung diente, auf einer Leiter herab und stellten sich dem Publikum vor. Der Cicerone behauptete, daß sie die Sprache des Landes nicht ver-

ständen. Nobby hoffte, daß dies in der That der Fall sei, denn wenn sie das Englische verstanden hätten, so würden sie die Worte des Cicerone, der über sie in demselben Tone sprach, wie er von den Affen und Elephanten gesprochen, auf's Aeußerste verletzt haben.

Die Function des Cicerone endigte damit, daß er ankündigte, es werde nun die Dressur der Löwen durch Tomahuhu den Unüberwindlichen beginnen.

Die Pause welche, bis zum Erscheinen des Löwenbändigers eintrat, benutzte der Cicerone, seinen Zuhörern mitzutheilen, daß er es demjenigen, bei welchem sein Vortrag Beifall gefunden, anheim gebe, ihm dies durch die Spende irgend eines unbedeutenden Geldstückes zu bethätigen.

Diese zarte Andeutung brachte unter den Zuschauern eine fast wunderbare Wirkung hervor.

Die guten Aikinianer fingen plötzlich an, an Dingen Interesse zu nehmen, welche ihrer Aufmerksamkeit bis dahin völlig entgangen zu sein schienen. Da waren zum Beispiel die Latten, an welchen die Decke des Zeltes befestigt war, da waren die Wagengestelle und manches Andere, was sie mit einer Aufmerksamkeit in Augenschein nahmen, welche einer bessern Sache würdig war.

Der Cicerone sah ihrem Beginnen mit sardonischem Lächeln zu, zog seinen leeren Hut zurück, in welchen Niemand die zart angedeutete Spende geworfen, außer Nobby, der Mulattenknabe, für welche Freigebigkeit diesem die Auszeichnung wurde, daß sich der Empfänger an ihn mit den zwar vertraulich, aber so laut gesprochenen Worten wendete, daß die Aikinianer, wenn sie sonst wollten, sie vollständig hätten hören können.

„Haben Sie jemals im ganzen Gebiet der konföderirten Staaten ein solches Lumpengesindel gesehen, wie dieses Volk von Aikin?“

Die Antwort wurde dem guten Nobby erspart durch das Eintreten des Löwenbändigers selber, des Mr. Tomahuhu aus Central-Afrika.

Das Auftreten des Löwenbändigers mußte in der That ein imposantes genannt werden. Seine Größe reichte über die gewöhnliche Größe weit hinaus; auf seinem Haupte glänzte eine Krone von Messing, welche in den Augen des Publikums natürlich pures Gold war. Gekleidet war er in einem Anzug von grünem Leder, und über seine Schultern hatte er ein Leopardenfell gehängt. Angeblich war, wie Mr. Seyers wenigstens zu behaupten pflegte, dies das Costüm, in welchem Tomahuhu, der Unüberwindliche, lediglich mit einer Peitsche bewaffnet, in den Wüsten Abyssiniens den Löwen nachjagte.

Er war unleugbar ein schöner Mann. In seinem ganzen Wesen sprach sich eine Ruhe und Majestät aus, welche der des

Löwen, der mit der Tigerin in demselben Käfige sich befand, vollständig ebenbürtig zu sein schien. So wie an dem Löwen, war auch an ihm jeder Zoll ein König, und sein Blick majestätischer, als der vieler anderer Kronenträger.

Ohne auf das Publikum zu achten, das ihn mit Blicken anstaunte, wie die Bewohner von Schilda einen Fürsten von reinsten Geblüt anstaunen würden, ging er auf den Käfig, in welchem die Löwenfamilie versammelt war, zu, öffnete die Gitterthür, ging hinein, und befand sich mitten unter den Bestien.

Er that das ohne jegliche Ostentation und ohne jegliche Bravour, sondern mit einem ruhigen, fast melancholischen Ernst in seinen Zügen, gleichsam als ob er ein gütiger Herr sei, welcher sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sieht, ungezogene Untergebene zu züchtigen.

Er begann denn auch diesen Akt der Correktion sofort damit, daß er sich den sieben Wüstenbewohnern gegenüberstellte und ihnen durch eine drohende Geberde das laute Gebrüll untersagte; demjenigen aber, der sich ihm am ungehorsamsten zeigte, mit der Peitsche, welche er in der Hand hielt, eine Lection zukommen ließ, welche ihn bald zum Gehorsam zurückbrachte.

Darauf ergriff er den größten Löwen beim Schopf, richtete ihn hoch am Gitter empor, legte dessen Vordertatzen auf seine Schulter und sah ihm fest ins Auge, gleichsam als wollte er sagen: „Friß mich, wenn Du kannst!“

Der Löwe seinerseits aber schien ihm zur Antwort zu geben:

„Ich thäte es gern, aber ich kenne die Wirkung Deiner Peitsche.“

Die Production endete mit der sogenannten Löwenjagd, das heißt, er jagte die Thiere im Käfig umher, zwang sie, im wilden Uebereinander und Untereinander sich zu tummeln, über ihn wegzuspringen u. s. w. und schoß schließlich für 2 Cent Pulver über ihre Köpfe weg.

## Vierundsiebzigstes Kapitel.

# Das Engagement.

Nobby war während aller dieser Experimente bis in den dritten Himmel entzückt gewesen. Niemals in seinem Leben war es ihm in den Sinn gekommen, daß es dem Menschen möglich sei, eine solche Gewalt über die blutdürstigen Bestien der Wildniß zu erlangen, deren Schönheit er so oft mit geheimem Schauder bewundert hatte. Mit wahrhafter Verehrung blickte er auf den Thierbändiger aus Central-Afrika.

Obwohl sein gesunder Verstand ihm von vorn herein das Vorurtheil eingeflößt hatte, daß nach dem Inhalte des Plakates sowohl die große Menagerie des Mr. Seyers, als auch der Löwenbändiger aus Central-Afrika, Tomahuhu, und alles Uebrige, mit Einschluß der Seeschlange, Nichts als Humbug sei, so mußte er sich doch jetzt gestehen, daß er in diesem Löwenbändiger einen Mann kennen lernte, den er zu bewundern genöthigt war, in einem Grade, wie er bisher nie einen Mann bewundert hatte.

Seine Empfindungen sprachen sich denn auch auf seinem Gesicht so deutlich aus, daß selbst der Löwenbändiger bei einem flüchtigen Blicke, den er auf seinem Wege zufällig auf den Knaben warf, diesen Eindruck gewahrte, ihm auf die Schulter klopfte und mit gutmüthigem Lächeln sagte:

„Nun, mein Junge, was stierst Du mich an?"

Nobby war im Augenblicke nicht im Stande zu antworten. Als aber der Löwenbändiger durch die Masse des Publikums schreitend, den Fuß auf die Leiter setzte, um zu seiner Wohnung, die sich natürlich ebenfalls in einem der Wagen befand, emporzusteigen, fühlte er sich an dem Leopardenfell berührt.

Er blickte sich um und gewahrte den Mulattenknaben.

„Nun, Junge, was willst Du? Hast Du etwa auch Lust, ein Thierbändiger zu werden?"

Nobby erwiederte in ehrfurchtsvollem Tone, daß dies allerdings sein Wunsch sei.

„Da schlag dieser und jener drein," rief Tomahuhu betroffen, „so vernarrt in mich und mein Handwerk habe ich mein Lebtag noch Keinen gesehen, am allerwenigsten einen Grünschnabel, wie Du einer bist! Scher Dich zu Hause, mein Junge; Du bist wahrscheinlich Deinem Herrn entlaufen und suchst Abenteuer. Diese Abenteuer aber,

mein Junge, sind schon Manchem schlecht bekommen. Merke Dir's, geh' nach Hause."

Noddy aber rührte sich nicht. Bescheiden seinen Hut ziehend, sagte er:

„Ich bin mit dem Vorsatz in die Menagerie gekommen, um in das Personal aufgenommen zu werden, und bitte Sie, Mr. Tomahuhu um Ihre Fürsprache, wenn Sie mich deren für würdig halten."

Tomahuhu betrachtete den Knaben halb nachdenkend, halb mit theilnehmendem Blicke und sagte dann:

„Komm hinein, mein Junge, wir wollen einmal darüber ein ordentliches Wort plaudern."

Er schritt auf der Leiter voran und Noddy folgte ihm.

Sein Gemach war so ausgestattet, wie es der enge Raum innerhalb eines Wagens nur zuließ. Auf dem Wagen befanden sich im Ganzen drei Wohnungen. Eine derselben nahm die Atzteken-Familie ein, die mittlere der Löwenbändiger, die dritte aber der Cicerone.

Die drei Wohnungen waren zwar durch Wände getrennt, indessen nicht so getrennt, daß nicht die Bewohner des einen Raumes sich vollständig hätten unterrichten können von jedem Worte, das im andern Raume lauter als im Flüsterton gesprochen wurde. So zum Beispiel machte Noddy nicht nur die Bemerkung, daß die Atztekenfamilie keineswegs, wie der Cicerone behauptet hatte, jeglicher menschlichen Sprache unkundig sei, vielmehr sogar auch das Englische ziemlich gut sprach, sondern erfuhr auch, das der Cicerone in dem dritten Gemach zu einem Collegen seiner als eines „noblen Jungen" rühmend erwähnte.

Das Mobiliar in dem Gemach des Löwenbändigers hatte das Eigenthümliche, daß immer ein Gegenstand verschiedenen Zwecken zu dienen schien. So zum Beispiel war das Sopha zugleich auch das Bett, ein Stuhl, wenn man ihn umklappte, zugleich eine Waschtoilette, und Bretter, welche an der Wand hingen, waren so eingerichtet, daß sie, herabgelassen, Tische bildeten. In einem Raum der Wand, welcher die Stelle eines Spindes vertrat, stand eine Flasche.

„Zunächst laß mich eine Herzstärkung nehmen," sagte Tomahuhu, indem er nach derselben griff und einen tüchtigen Zug that.

Noddy wunderte sich, daß ein Mann, wie dieser, ein Mann von seinem Muthe und von seinem Gewerbe, welcher täglich ein halbes Dutzendmal sein Leben aufs Spiel setzte, einer solchen Herzstärkung bedurfte. Der Löwenbändiger war nahe daran, in seiner Achtung um einige Grade zu sinken, und er konnte nicht umhin, ihm diese Bemerkung zu machen.

Tomahuhu lachte und erwiederte:

„Nein, mein Junge, ich trinke den Brandy nicht, um mir Courage zu machen, aber ich fühle immer, daß es wohlthut, wenn

ich von den Löwen zurückkehre. Es erinnert mich daran, daß ich lebe, und daß das Leben auch seine Genüsse hat. Aber jetzt, ehe wir weiter sprechen, habe ich noch ein Geschäft zu besorgen."

Mit diesen Worten nahm er aus demselben Schrank ein nicht im saubersten Zustande erhaltenes Buch, schlug dasselbe auf und zeigte es Noddy. Es enthielt nur Daten.

„Was bedeutet das?" fragte Noddy.

„In dieses Buch trage ich jeden Besuch ein, welchen ich bei den Löwen mache. Es ist heute seit 5 Jahren das 3987ste Mal, daß ich den Käfig betrete. Es ist nicht meinetwegen, es ist wegen meines Nachfolgers, welcher sich darnach richten kann."

Nach dieser Erklärung ergriff er eine Feder und trug den 3988sten Besuch in jenes Buch ein. Dann nahm er die Messingkrone vom Haupte, warf das Leopardenfell in einen Winkel, streckte sich in eine Ecke seines kleinen Sophas und forderte Noddy auf, in der anderen Ecke Platz zu nehmen.

„Also seit fünf Jahren sind Sie bereits in dieser Menagerie?" begann Noddy.

„Seit beinah 5 Jahren. Als ich eintrat, war noch Mr. Gamp Besitzer der Menagerie, der mich von Baltimore her per Telegraph verschrieb. Der Mann, welcher vor mir diese Stelle hatte, war ein Schwarzer, und man hätte glauben sollen, daß eine Bestie, welche nur einigermaßen Reputation im Leibe hat, einen solchen Bissen verschmäht hätte, aber diese Bestien haben keinen Geschmack, das haben wir gesehen."

„Sie haben den Schwarzen gefressen?"

„Sie haben ihn gefressen, und zwar hat ihn die Semiramis gefressen."

„Wer ist Semiramis?"

„Die schöne Bestie, die Du mit dem Löwen in demselben Käfig gesehen hast, die bengalische Tigerin. Ich glaube, man hatte gerade einen Schwarzen sie zu dressiren gewählt, weil man glaubte, daß ein so schönes Thier, wie die Semiramis, sich an einen Schwarzen nicht vergreifen würde. Ich sage das nicht etwa, um Dich zu beleidigen, mein Junge. Wenn auch einer Deiner Voreltern ein Schwarzer gewesen ist, so bist Du doch ein ganz anderer Kerl, wie die meisten Farbigen. Erstlich bist Du kein Schwarzer, und zweitens bist Du ein Junge, welcher Courage hat, und drittens bist Du, wie Mr. Mops eben äußerte" — Mr. Mops war der Name des Cicerone — „ein nobler Junge. Ich habe alle Achtung vor Dir, und daß ich Dich nicht betrachte wie sonst einen Schwarzen, siehst Du daraus, daß ich mit Dir auf demselben Sopha sitze und Dir meinen Brandy zur Verfügung stelle."

Nobby lehnte das Anerbieten ab und nahm mit Interesse das unterbrochene Gespräch wieder auf.

„Jene Tigerin ist wohl das gefährlichste Thier der Menagerie?"

„Natürlich ist sie es."

„Und doch schien sie mir, während Sie sich in dem Nebenkäfig befanden, so friedfertig neben dem Löwen zu schlafen."

„Zu schlafen? Die Bestie schlafen?" antwortete der Löwenbändiger verächtlich. „Jener gestreifte Teufel schläft nie, sondern macht höchstens die Augen zu, um desto ungestörter an Menschenfleisch zu denken.

„Hat das Schicksal des Schwarzen Sie nicht entmuthigt?"

„Ich wünsche fast jedes Mal, wenn ich meine großen Stiefeln anziehe, das Lederwams anlege und die alberne Krone aufsetze, daß ich dasselbe Schicksal haben möchte, wie er."

„Aber ich weiß, Sie empfinden keine Furcht!" rief Nobby.

„Furcht, mein Junge?" antwortete Tomahuhu. „Wie kommst Du zu der thörichten Frage? Seh' ich aus wie ein Mann, der Furcht hat? — Furcht? Nein, aber ich weiß, daß das Sprichwort immer zutrifft: „Der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht!" und," fügte der Thierbändiger sehr ernst hinzu, „daß auch die Reihe an mich kommen wird. Ich weiß, mein Handwerk ist ein gefährliches."

„Aber wie fanden Sie nur zum aller ersten Male den Muth, zu den Thieren hineinzugehen, Mr. Tomahuhu?" Haben Sie vielleicht in einer Gegend Afrika's gelebt, wo es viele Löwen giebt?"

„Ach Papperlapapp!" antwortete der Löwenbändiger, „ich habe weder je in Afrika gelebt, noch weiß ich überhaupt, was Central-Afrika ist. Ich habe mir nur sagen lassen von Mr. Seyers, daß es ein Land ist, wo es viele Löwen giebt. Gelesen habe ich von dem Lande nichts anders als den Namen auf den Plakaten des Mr. Seyers. Ich habe die vereinigten Staaten in meinem Leben nicht verlassen und denke auch nicht sie zu verlassen, so lange ich am Leben sein werde."

„Aber Sie sind jedenfalls in einem fremden Lande geboren, Mr. Tomahuhu, denn Ihr Name klingt durchaus gar nicht englisch."

„Bah!" lachte Tomahuhu, „der Name ist ebenso gut erfunden, wie mein Geburtsland. Ich heiße ganz einfach Smith. Da sich aber ein solcher Name auf einem solchen Anschlagzettel schlecht ausnimmt, und meine Geburtsstadt ebenso Wenig verspricht, wie mein Name, so hat Mr. Seyers Beides nach seinem Gefallen verändert. Ich verstatte Dir, mein Junge, mich ohne Umstände Mr. Smith zu nennen, und bitte Dich, von dem dummen Glauben zu lassen, daß ich von der Heimath der Bestien irgend etwas mehr weiß, als Du und alle Anderen, welche die Menagerie besuchen."

Nobby wiederholte nach dieser Erklärung seine Frage, wie er zuerst den Muth gewonnen, in den Käfig zu gehen.

„Ja, siehst Du," antwortete er, „als ich zuerst hineinging, waren nur zwei Löwen drin, ein Löwe und eine Löwin. Mit der Tigerin mochte ich von vorn herein Nichts zu thun haben. Nachdem ich aber die beiden Löwen gehörig dressirt hatte, fügte ich einen nach dem andern hinzu, bis ich ihrer sieben zusammen hatte, und Du siehst, ich werde mit ihnen gut fertig."

„Ich wundere mich nur, daß die Löwen Furcht haben vor einer so winzigen Waffe, wie eine Peitsche ist."

„Winzige Waffe? Oho! Faß einmal diese Peitsche an."

Mit diesen Worten hielt er dem Knaben die Peitsche, welche er noch in der Hand hielt, hin.

Nobby fühlte, daß dieselbe aus Stahl geflochten war.

„Nun faß einmal den Griff an, mein Junge.

„Der Griff ist mit Blei gefüllt!" rief Nobby im höchsten Erstaunen.

„Nicht mit Blei, sondern mit Quecksilber. Diese Peitsche ist Nichts, als ein ungeheurer Todtschläger, eine so fürchterliche Waffe, wie sie ein Mensch nur überhaupt gegen solche Bestien führen kann. Kein Revolver, keine Büchse oder Aehnliches, vermögen ihm solche Dienste zu leisten, wie diese Peitsche. Außerdem aber hat sie noch den Vortheil, sehr harmlos auszusehen. Die Zuschauer würden meine Produktion nicht halb so interessant finden, wenn sie mich mit Revolver oder Bowiemesser bewaffnet sähen. Das Interessante besteht ja für das Publikum hauptsächlich nur darin, daß sie jeden Moment die Aussicht auf das seltene Schauspiel haben, einen Menschen auffressen zu sehen. Wüßten sie, welche Waffe ich an meiner Peitsche habe, so würden die Vorstellungen unsere blasirten Barone langweilen, und auffhören, irgend eine Zugkraft zu üben.

Die Peitsche, von welcher Mr. Smith sprach, schien in der That eine unschuldige Waffe. Sie schien ganz aus Leder geflochten, indessen war eben nur der Griff mit Leder beflochten, die Peitsche selbst aber, wie Nobby bereits bemerkt, aus Stahldraht gefertigt.

Nobby betrachtete nachdenkend das Instrument.

„Wozu ist denn aber dieser schwere Griff? Ich habe nicht gesehen, daß Sie ihn benutzt haben?" fragte er.

„Ja, sieh' einmal", antwortete der Löwenbändiger: „ein einziger Schlag mit diesem scheinbaren Stückchen Leder auf die richtige Stelle geführt und es giebt keinen Löwen, der nicht wie ein Kegel auf den Boden purzelte, um nie wieder aufzustehen."

„Auf den Kopf muß der Schlag geführt werden?" fragte Nobby mit großem Interesse.

„Auf den Kopf, mein Junge. Die richtige Stelle aber ist ein

Geheimniß unseres Handwerks", antwortete Smith. „Ich will Dir für jetzt nur so viel sagen, daß Du, wenn Du den Käfig betreten solltest im Vertrauen auf diesen Griff, einem Löwen, und wäre er auch nicht älter, als drei Monate, eine Stunde lang auf dem Kopfe herumhämmern könntest, ohne daß er ein anderes Gefühl davon hätte, als wolltest Du ihm eine Fliege tödten. Willst Du mein Handwerk lernen, so wirst Du auch das Geheimniß dieses Schlages kennen lernen. Indessen es ist jetzt spät, mein Freund, und ich habe Lust mich zur Ruh' zu legen. Willst Du in Deiner Angelegenheit Mr. Seyers sprechen, so steige dort die Treppe zum andern Wagen hinauf. Dort wohnt Mr. Seyers und seine Frau. Es ist möglich, daß er Dir eine Stelle giebt. Willst Du gleich diese Nacht in der Menagerie bleiben, so kannst Du in meinem Zimmer schlafen, ... Gute Nacht, mein Junge!"

Mit diesen in freundlichem und herzlichem Tone gesprochenen Worten reichte er dem Knaben die Hand, öffnete die Thür seines Wagens und ließ ihn die Leiter hinuntersteigen.

Die Wohnung des Mr. Seyers und seiner Frau befand sich in dem gegenüberstehenden Wagen.

In der Menagerie war bereits Alles still, da die Diener derselben ihre Pflichten gegen die Thiere bereits erfüllt und sich zur Ruhe begeben hatten.

Das einzige Geräusch machte der Schakal, welcher durch sehr unangenehme Laute sein Mißfallen darüber auszudrücken schien, daß man ihm in einer so schönen Sommernacht nicht gestattete, einen Besuch in dem Hühnerhof irgend einer nahe gelegenen Farm zu machen..

Noddy nahm vorsichtig, um die Schläfer nicht zu stören, seinen Weg nach dem gegenüber stehenden Wagen, stieg die daran befindliche Leiter hinauf und bewegte den Klopfer an der Thür des Wagens — vielleicht etwas lauter, als man von seiner Schüchternheit hätte erwarten sollen.

Statt aber eingelassen zu werden, hörte er, daß man drinnen auf sein Klopfen einen gellenden Schrei ausstieß, welcher von dem Brummen eines tiefen Basses kräftigst accompagnirt wurde, und daß ein Riegel vorgeschoben wurde mit einer Hast, als ob eine Mörderbande draußen sei.

Während Noddy über dies Ereigniß erstaunt nachsann, hörte er eine weibliche Stimme die Worte rufen:

„Frage, William, was es giebt; sicherlich ist wieder der vermaledeite Kaiman ausgebrochen."

Tritte näherten sich der Thür und die Baßstimme, in welcher Noddy die Stimme jenes dicken Herrn erkannte, der von der Balustrade herab das Publikum zum Eintritt in die Menagerie einzuladen pflegte, that die Frage:

„Ist's der Kaiman?"

Mit diesem Kaiman hatte es, wie Robby später erfuhr, eine ganz absonderliche Bewandniß. Mr. Seyers hatte nämlich mit einigem Kostenaufwande diesem Bewohner des Mississippi das Vergnügen bereiten wollen, sich einmal in einer Badewanne nach seiner Lieblings Gewohnheit abzukühlen. Er hatte für ihn also eine große Badewanne machen, dieselbe mit Wasser anfüllen und den Kaiman aus seinem Behälter hineinschlüpfen lassen. Statt aber sich dieser Wohlthat zu freuen und dieselbe dankbarst durch ein möglichst anständiges Verhalten an den Tag zu legen, hatte das Ungeheuer sofort die Badewanne wieder verlassen, das Trockene gesucht und seinen Wärter mit einem genau dreizehn Fuß weit geöffneten Rachen einige Male vor den Wagen der Menagerie auf und abgejagt, bis es gelang, mit einem starken Netze es wieder einzufangen.

„Der Kaiman ist es nicht," antwortete Robby von draußen.

„So ist es Semiramis?" fragte die Stimme weiter.

„Auch Semiramis ist es nicht," war Robby's Antwort, der sich eines Lachens kaum enthalten konnte.

„Nun zum Teufel, was ist es denn?"

„Ein Fremder, welcher in Geschäftsangelegenheiten mit Mr. Seyers zu sprechen wünscht."

„Geschäftsangelegenheiten? Um die jetzige Stunde?" brummte Mr. Seyers, schob aber dennoch, wenn auch zögernd, den Riegel zurück.

„Wer sind Sie?" fragte er, nachdem er den Knaben mit einem prüfenden Blicke vom Kopf bis zu den Zehen betrachtet hatte.

„Mein Name ist Robby. Ich bin von Mr. Cleary erzogen worden, wie sein eigen Kind. Mr. Cleary aber ist nach dem Norden in die Gefangenschaft geführt; Mrs. Cleary aber, welche sich in Richmond befindet, wünscht nicht, mich bei sich zu haben; Miß Cleary endlich, zu deren Beschützer ich von ihrem Vater eingesetzt war, ist durch einen unglücklichen Zufall verschwunden. Ich habe sie gesucht nach besten Kräften, allein vergebens, und denke, daß der beste Weg, ihrer oder einer Person, welche sie kennt ansichtig zu werden, der ist, recht häufig an einem so viel besuchten Orte, wie Ihre Menagerie, anwesend zu sein. Das war's was mich bewog, Sie um eine Anstellung zu bitten.

„Du bist entlaufen," brummte Mr. Seyers.

„Ich bin nicht entlaufen," antwortete Robby; „Sie können mich getrost aufnehmen, denn Sie werden sehen, daß mich Niemand reklamirt. Da mir der Erwerb in Ihrer Menagerie beinahe Nebensache ist, und ich nicht mehr zu verdienen wünsche, als ich zu meinem Unterhalte brauche, und um vielleicht später, wenn Sie meiner Dienste nicht mehr bedürfen, meine Nachforschungen nach Miß Cleary

fortsetzen zu können, so sehe ich nicht auf eine hohe Gage und bin mit jeder Stelle zufrieden, die Sie mir anzubieten für gut halten."

Dies Anerbieten schien Mr. Seyers, obgleich er Anfangs sehr verstimmt geschienen hatte, doch so plausible, daß er die Thür vollends öffnete und Roddy in seine Wohnung einließ.

Die Wohnung des Mr. Seyers unterschied sich von denen, welche Roddy bisher gesehen hatte, zunächst schon dadurch, daß sie aus mehreren Piecen bestand. Die Abtheilung der ambulanten Wohnung, in welcher sich Roddy jetzt befand, schien eine Art Empfangszimmer zu sein.

Noch ehe Mr. Seyers das Gespräch fortsetzte, hörte Roddy aus dem Nebenzimmer eine schrille Stimme, die er ebenfalls bereits zu kennen glaubte, fragen:

„Nun, William, was ist's? — War's der Kaiman?"

„Es ist ein junger Mensch, welcher eine Anstellung sucht," antwortete Seyers verdrießlich.

„Eine Anstellung sucht? — Du hast ihn doch fortgeschickt?" erwiderte die weibliche Stimme aus dem Nebenzimmer.

„Nein, Ma'am, mit Deiner Erlaubniß habe ich ihn mit hereingebracht."

„Mit meiner Erlaubniß?" Du müßtest mich doch kennen, Seyers, daß Du Dir nicht herausnimmst, einen jungen Mann zu engagiren, den ich nicht gesehen habe."

„Und Du wirst Dir nicht herausnehmen, zu widersprechen, wenn ich einen jungen Mann engagire. Willst Du ihn aber sehen, so komme herein und nimm ihn in Augenschein."

Wenn Mr. Seyers noch unentschlossen gewesen wäre, Roddy's Ersuchen Folge zu geben, so hätte jedenfalls der Widerspruch seiner Frau seinen Entschluß zu Roddy's Gunsten zur Reife gebracht; denn daß er mit dieser Dame nicht auf dem friedlichsten Fuße stand, leuchtete Roddy schon daraus ein, daß er ihm nach seinen letzten Worten mit verschmitztem Lächeln die Worte zuflüsterte:

„Sie kann nicht kommen, denn sie ist schon ausgekleidet."

Darauf fuhr er so laut fort, daß seine Ehehälfte ihn deutlich verstehen mußte.

„Also junger Mann, ich betrachte unser Geschäft als abgemacht." Flüsternd aber fügte er dann hinzu: „Ich sage das nur wegen ihrer" — mit einer Bewegung des Daumens auf die Thür des Nebenzimmers — „ich habe in meiner Menagerie keinen vacanten Posten, augenblicklich nicht, vielleicht später einmal, jetzt geht es nicht."

Inzwischen vernahm Roddy deutlich das Rauschen eines seidenen Kleides im Nebenzimmer, als wenn Jemand eilig in ein solches hineinschlüpfte, und gleich darauf erschien in der Thür die Frau mit dem Essiggesichte, welche er bereits an der Kasse kennen zu lernen

das Vergnügen gehabt hatte. Da sie außer dem Seidenkleide, das sie in aller Eile übergeworfen, keine andere Kleidung zu tragen schien, so erschien sie in einer fast fabelhaften Schlankheit, die etwas wahrhaft Beunruhigendes gewann, wenn man sie in Vergleich stellte mit der Corpulenz ihres Herrn Gemahls.

Sie trat mit einer Geberde ein, als ob sie nicht übel Lust hätte zuerst ihren Mann mit den Krallen ihrer Hände zu zerfleischen und demnächst mit Nobby zu verfahren, wie die Tiegerin, nach Tomahuhu's Erzählung, mit jenem unglücklichen Schwarzen verfuhr.

Indessen besänftigte sich ihr Zorn schnell, als ihr scharfer und prüfender Blick Nobby's Aeußeres gemustert hatte. Der Knabe hatte unstreitig auf die Frau, welche für dergleichen Vorzüge keineswegs unempfänglich war, einen äußerst günstigen Eindruck gemacht. Der einzige Scrupel, der in ihrem Herzen gegen sein Engagement noch auftauchen mochte, war der, daß dies Engagement nicht von ihr, sondern von ihrem Manne ausging.

„Für welchen Posten hast Du den jungen Mann engagirt?“ fragte sie ihren Mann.

„Ich habe ihn mit Deiner Erlaubniß gar nicht engagirt,“ brummte Seyers, der sofort sah, daß sich der Wind zu drehen anfing, und deshalb seine Opposition nach der entgegengesetzten Seite richtete.

„Gar nicht engagirt?“ sagte sie. „Und ich sage Dir, daß Du ihn engagiren mußt.“

„Und ich sage Dir, daß ich ihn nicht engagiren kann, und rathe Dir, daß Du hineingehst, denn Du bist eine widerwärtige Seeschlange.“

Der Ausdruck „Seeschlange“ galt in der Menagerie für einen sehr harten Tadel, weil die Abwesenheit dieses seltenen Exemplar's, das mit ellenlangen Lettern auf dem Plakate figurirte, bei den Zuschauern oft zu den bittersten Klagen Veranlassung gab.

So oft auch Mrs. Seyers Versuche machte, das Scepter in die Hand zu nehmen, so wußte sie doch sehr genau, wie weit sie diesen Versuch treiben durfte. Es gab stets eine Grenze, welche sie nicht überschreiten durfte ,ohne daß Mr. Seyers seine Autorität in einer äußerst kränkenden Weise zur Geltung brachte. Diese Grenze bezeichnete Mr. Seyers jedes Mal durch den Ausdruck: „Du Seeschlange.“ Das war dann für seine Gemahlin das Signal, den Lauf ihrer Maschine zu mäßigen; wenn er sie aber gar mit dem Titel: „Du weibliche Atzteke“ beehrte, so war es die höchste Zeit, die Maschine ganz zum Stehen zu bringen. Sie mußte aber alsdann, um Gefahr zu vermeiden, ein Sicherheits-Ventil öffnen und den Dampf nach einer andern Richtung hin ablassen, welches sie dadurch zu be-

werkstelligen pflegte, daß sie das ganze Personal der Menagerie auszankte.

Da dieser Moment noch nicht eingetreten war, so hatte sie immerhin noch das Recht in gemäßigtem Tone ihre Meinung zu äußern. Sie sagte daher in so einschmeichelndem Tone als man ihr nach ihrem ersten Auftreten und ihrem sauren Gesicht kaum zugetraut hätte:

„Hast Du Dir's denn auch schon überlegt, lieber William, ob Du nicht irgend eine Stelle hast?"

„Ich habe mirs überlegt; ich habe keine Stelle, als die eines Schlächtergehülfen, und diese wird wahrscheinlich einem jungen Manne, welcher in Mr. Cleary's Hause erzogen und der Beschützer seiner Tochter ist, nicht zusagen."

„Ich werde jede Stellung, welche Sie mir in Ihrem Institut gewähren, für ehrenvoll halten," sagte Nobby bescheiden und mit einem verbindlichen Blick auf Mrs. Seyers, welche Antwort, den günstigen Eindruck, den er auf diese Dame gemacht, noch um ein Bedeutendes erhöhte.

„Wenn das ist, mein junger Freund, so soll es mir recht sein; indessen mache ich Ihnen begreiflich, daß die Gage nicht mehr beträgt, als fünf Dollars die Woche."

„Wie ich Ihnen schon sagte, Mr. Seyers, liegt es mir nicht daran, einen großen Gehalt zu beziehen. Fünf Dollars die Woche werden mir genügen."

Mrs. Seyers war sichtlich erfreut über dies Resultat der Verhandlungen und mit einem gütigen Nicken ihres sonst nicht schönen, jetzt noch um so weniger anziehenden Hauptes, als die Nachttoilette ihr Haar in unvortheilhafter Weise aufgelöst hatte, wandte sie sich mit den Worten an Nobby:

„In dem Falle können Sie gleich hier schlafen, und da wir für Sie noch keine besondere Wohnung hergerichtet haben, so werde ich Ihnen erlauben, in diesem Zimmer zu schlafen."

Sie wies damit auf ein drittes, in dem Wagen befindliches Gemach, welches von dem Empfangszimmer nur durch einen Vorhang getrennt war.

„Indessen," fügte die Dame hinzu, „bitte ich Sie, die Stiefeln vorher auszuziehen, damit Sie mir die Dielen nicht ruiniren."

Das war in der That zu befürchten, denn wie Nobby bei dieser Gelegenheit bemerkte, waren nicht nur die Dielen, sondern auch die Wände und die Decke des Gemachs von polirtem Mahagoniholze.

Er lehnte das freundliche Anerbieten der Dame indessen ab, indem er sagte, daß bereits Mr. Tomahuhu, der Löwenbändiger, ihm erlaubt habe, die Nacht bei ihm zuzubringen. Freundlicher, als je-

mals zu erwarten stand, verabschiedete sich die Dame mit dem Essiggesicht von ihm und ihrem Manne und ließ Beide allein.

„Wenn es Ihnen recht ist, Mr. — wie war Ihr Name?"

„Noddy ist mein Name."

„Also wenn es Ihnen recht ist, Mr. Noddy, so lassen Sie uns eine Cigarre zusammen rauchen, damit wir über Ihre Stellung ein Wenig plaudern."

Mr. Seyers, der jedenfalls nichts Anders beabsichtigte, als seine werthe Ehehälfte erst zur Ruhe kommen zu lassen, um neuen Angriffen und Stürmen vorzubeugen, bot mit diesen Worten Noddy eine Cigarre an, die dieser jedoch bescheiden zurückwies, setzte sich selbst dann in einen Lehnstuhl und schob Noddy einen zweiten hin.

„Sie haben sich unsre Menagerie bereits angesehen?" begann er.

Noddy bejahte.

„Und finden dieselbe nach Ihrem Geschmack?"

Auch diese Frage wurde bejaht.

„Sie ist in der That eine der besten des Landes," fuhr Mr. Seyers fort, „und hat sich des Beifalls der vornehmsten Personen erfreut. Ja, der Ruf unsres Tomahuhu ist bereits bis weit über die Grenzen dieses Landes hinausgedrungen, und jeden Tag sehe ich einer Aufforderung entgegen, nach Charleston zu kommen, um vor seiner Excellenz dem Präsidenten und der gesammten höchsten Aristokratie des Landes eine Vorstellung zu geben."

Noddy sprach darüber unverhohlen seine Freude aus, die allerdings in etwas Anderem ihren Grund hatte, als der Ehre, Seine Excellenz den Präsidenten und die höchste Aristokratie des Landes kennen zu lernen, er fügte hinzu, daß dann die Einnahme voraussichtlich eine glänzendere sein werde.

„Es ist auch nöthig, erwiederte Mr. Seyers, „daß die Einnahme bald eine bessere wird, als hier in Aikin; denn sonst würde es mir am Ende nicht besser ergehen, als es Mr. Gamp, meinem Vorgänger, ergangen ist."

Noddy wünschte zu wissen, wie es Mr. Gamp ergangen sei.

„Nun er war so verschuldet, daß er, als ich ihm die Menagerie abnahm, nicht mehr, als fünfzig Dollars baares Geld in der Tasche hatte von Allem was er besessen. Und das war um so schlimmer, als Mr. Gamp die Menagerie umherführte zu einer Zeit, die weniger traurig war, als die jetzige. Wer besucht unter den jetzigen Verhältnissen eine Menagerie? Es war zu Mr. Gamps Zeiten doch ganz anders, und Mr. Gamp hätte der reichste Mann im Lande werden können, bei einem Kopfe, wie er ihn hatte."

Noddy fragte, ob Mr. Gamp besonderes Unglück gehabt habe.

„Das nicht," antwortete Seyers, „aber leichtsinnig war er, und wenn er an einem Tage hundert Dollars verdient hatte, so verspielte er an demselben Abend zweihundert. Das konnte auf die Dauer

nicht gehen. Wie oft ist es ihm nicht ergangen wie bei dem Geschäfte mit dem Ninus, mit dem er an einem einzigen Tage bloß durch Wetten achthundert Dollars gewonnen hat."

„War dieser Ninus ein berühmtes Rennpferd?" fragte Noddy.

„Nein," antwortete Mr. Seyers, „Ninus ist ein Löwe. Die Geschichte von der ich spreche, war folgende: Eines Tages machte Mr. Gamp bekannt, daß ein Farmer, Namens Johnson, sechs Bulldoggen habe, von denen er behaupte, daß sie den stärksten Löwen besiegen würden, und daß er zum Ergötzen des Publikums diese sechs Bulldogs mit Ninus, an einem bestimmten Abend kämpfen zu lassen beabsichtige.

Das Gespräch wurde hier durch die Stimme der Mrs. Seyers abgeschnitten, welche rief, daß man mit dem Geplauder aufhören möge, da sie nicht schlafen könne. Mr. Seyers versprach Noddy, ihm diese merkwürdige Geschichte ein ander Mal zu erzählen.

Noddy verließ den Wagen, um den des Löwenbändigers wieder aufzusuchen. Dieser aber lag so tief im Schlafe, daß Noddy wohl zehn Minuten vergebens an die Thür klopfte, ehe sich überhaupt ein Geräusch hören ließ. Und als endlich der Wagen geöffnet wurde, war es nicht der Löwenbändiger, der ihn öffnete, sondern der Azteke, welcher mit einem Heer von Flüchen und unter den lebensgefährlichsten Drohungen mit einem Bündel Pfeile, die mit Feuersteinspitzen versehen waren, sich Noddy entgegenstellte.

---

## Fünfundsiebzigstes Kapitel.

# Der Löwenbändiger.

Wie der Obrist in einem Regimente für seinen Sold der Bequemlichkeiten des Lebens zu pflegen gewohnt ist, die Beschwerden seiner Stellung aber seinen Officieren zu übertragen, oder wie der Chef eines Handlungshauses sich begnügt, in seinem Schaukelstuhle die Tagesneuigkeiten und Börsenberichte zu lesen und Abends das Theater besucht, um eine neue Sängerin oder Tänzerin zu sehen, die Geschäfte aber seinen Buchhaltern überträgt, so bürdete auch der Schlächter der Menagerie, Mr. Warren, alle Beschwerlichkeiten seines Berufs seinem neuen Gehülfen auf, während er selbst nur die Annehmlichkeiten desselben für sich in Anspruch nahm. Nur

eine einzige Beschäftigung war es, die er sich nicht nehmen ließ, nämlich seine vierbeinigen Opfer mit eigener Hand abzuschlachten.

Mr. Warrens Gesicht trug stets die Todtenblässe einer jungen Dame aus der höchsten Aristokratie zur Schau, so daß es fast schien, als setzte er bei jedem Akte des Blutvergießens einige Tropfen seines eigenen Blutes zu.

Indessen hatte sein Gesicht doch nicht das Interessante, was das blasse Gesicht einer Dame aus der höchsten Aristokratie zu haben pflegt. Vielmehr machte dasselbe einen äußerst widerwärtigen Eindruck, der noch erhöht wurde durch einen langen rothen Bart, in welchem sich Mr. Warren jedes Mal nach einem Akt des Blutvergießens die Hände abzuwischen pflegte, eine Gewohnheit, die nicht geeignet war, ihn zum Lieblinge der besseren Cirkel zu erheben.

Es war dies auch für Mr. Warren in der That sehr gleichgültig; denn derselbe liebte Geselligkeit ebensowenig, wie irgend eine harmlose Beschäftigung.

Seine Stellung schien ihm die eines höchsten Opferpriesters zu sein, und im Bewußtsein seines wichtigen Ranges hielt er es unter seiner Würde, mit irgend einem andern Mitgliede der Menagerie einen Verkehr zu pflegen.

Gleich am ersten Tage als Noddy sein neues Amt antrat, gab dieser Opferpriester ihm, wie er es nannte, ein herrliches Schauspiel indem er nämlich ein altes, lebensmüdes Roß, abschlachtete, und der junge Mann fand sich auch im höchsten Grade befriedigt durch das Schauspiel, erklärte indessen, daß er für die Zukunft auf alle Kunstgenüsse dieser Art verzichten müsse.

Er beschränkte daher seine Thätigkeit rein auf das Herumtragen des Fleisches in der Menagerie und auf das Füttern der Thiere, und weigerte sich ein für alle Mal, beim Schlachten gegenwärtig zu sein.

Diese Weigerung nahm ihm Mr. Warren durchaus nicht übel; denn wie gesagt, sie betraf die einzige Beschäftigung, die er für sich ganz allein in Anspruch nahm.

Freilich hatten seine Genossen von dieser Beschäftigung nicht eine so hohe Meinung, wie er selbst, und namentlich verächtlich wurde er behandelt von Tomahuhu, dem Löwenbändiger.

„Er ist ein feiger Lump“, sagte dieser zu Noddy. „Ein Thier, wenn es gebunden ist, am Boden liegt und kein Glied zu rühren vermag, zu tödten, das macht ihm Vergnügen, aber stelle ihn vor irgend eine Bestie, die beißen kann, und ich sage Dir, er hat nicht die Courage auch nur einen Schlag mit der Axt nach ihr zu führen.“

„Da wollte ich neulich den Ninus, — das ist nämlich der Löwe, welcher mit der Tigerin zusammen wohnt — eine Dosis Ricinus-Oel eingeben, und da ich Niemanden hatte, der mir dabei behülflich

war, so engagirte ich ihn; aber Du hättest die Grimassen des Kerls sehen sollen, als ich die Aufforderung an ihn richtete. Er sah bald mich an, bald die Schale mit Ricinusöl und zog ein Gesicht, als sollte er die Quantität Ricinusöl selbst verschlucken."

Noddy hatte während seiner kurzen Bekanntschaft mit Mr. Warren allerdings keine hohe Meinung von demselben erhalten; indessen schien sein Rechtsgefühl doch zu fordern, daß er hier dessen Partei ergreife. Er erwiderte daher, daß es ihm in der That keine leichte Arbeit scheine, einem Löwen eine Portion Ricinusöl einzugeben.

„O! das ist ganz einfach", antwortete Tomahuhu. „Die Sache ist die. Man bindet dem Thiere die Vorderbeine zusammen, zieht es bis ans Gitter, erfaßt seinen Kopf, drückt das Maul zwischen die Stäbe, und ein Zweiter schüttet ihm dann das Ricinusöl hinein.

„Half Ihnen denn Mr. Warren?"

„Er mußte wohl" antwortete Tomahuhu. „Als ich den Löwen festhielt und ihn aufforderte, nun ihm das Oel in den Rachen zu schütten, da fing die elende Memme der Art an zu zittern, daß er das Oel verschüttete, ehe er sich dem Löwen auch nur auf fünf Schritte genähert hatte. Ich stieß ihn mit einem Fluche zurück und machte die Arbeit allein." — —

Wie sich im Laufe der Zeit herausstellte, stand der Löwenbändiger mit dem Schlächter auch durchaus auf keinen freundschaftlichen Fuße; denn der letztere konnte es jenem nie verzeihen, daß er ihn stets eine feige Memme nannte, und sein Verdienst nicht im Mindesten würdigte; während Mr. Smith seinerseits Grund genug hatte, den Oberschlächter herzlich zu verachten. — —

Monate vergingen. Mr Seyers führte seine Menagerie von einer Stadt Carolinas und Georgia's zu der Andern, ohne daß es ihm gelingen wollte, irgendwo ein so glänzendes Geschäft zu erzielen, wie es nach seiner Aeußerung Mr. Gamp vor ihm gemacht hatte.

Die politischen Verhältnisse, welche mit dem Ende des Jahres 1863 und dem Anfange von 1864 sich immer trauriger gestalteten, wirkten in nachtheiliger Weise auch auf die finanziellen Verhältnisse des Mr. Seyers.

Der Ruf nach Charleston wollte immer noch nicht erfolgen, und Noddy war fast geneigt, jenem Rufe dieselbe Bedeutung beizulegen, wie der berühmten Seeschlange, die sich in Mr. Seyers Menagerie befinden sollte, was ihm um so unangenehmer war, als er Chareston gerade für den Platz hielt, an welchem er am besten zu einem Resultate seiner Nachforschungen kommen konnte.

Zwischen ihm und seinem nächsten Vorgesetzten, dem Oberschlächter Warren, bestand ein ziemlich kaltes Verhältniß, so eine Art Waffenstillstand, während er sich jedoch an Tomahuhu eng und vertrauensvoll anschloß. Und dieser seinerseits nahm ihn wie ein zärt-

licher Freund unter seinen Schutz, ja machte ihn im Laufe der Zeit vollständig zu seinem Zögling. Er theilte mit ihm seine Wohnung, sein Bett, seinen Tisch und die Geheimnisse seiner gefährlichen Kunst.

Die Menagerie befand sich zu Summersea, als die Nachricht von Grants Zug durch die Wilderneß nach Süd-Carolina kam und die Stimmung, die ohnehin schon eine äußerst gedrückte war, vollständig zum Sinken und Mr. Seyers in Gefahr brachte, dasselbe Schicksal zu haben, was vor ihm bereits Mr. Gamp gehabt.

Glücklicher Weise kam noch vor seinem gänzlichen Ruin die Nachricht, daß im Mai des Jahres 1864, also fast 9 Monate nach dem Eintritt Noddy's in die Menagerie, Lee bei Spottsylvania dem Vordringen Grants ein Ziel gesetzt habe, und dieser genöthigt sei, auf einem Umwege gegen Petersburg vorzurücken.

Der Süden athmete auf. Denn da es Lee gelungen war, Grant aufzuhalten, so war die größte Hoffnung vorhanden, daß man den Feind in seinem Siegeslaufe auf dem nunmehr von ihm eingeschlagenen Wege sehr leicht hemmen würde. Die Verschanzungen an der Waldonbahn galten nämlich beinahe für uneinnehmbar, und was uneinnehmbare Verschanzungen für Opfer kosten, das hatten die Unionisten außer bei Fredericksburg und in der Wilderneß oft genug erfahren.

Durch die Bemühung und Opferwilligkeit der Ritter vom goldenen Cirkel hatte man Geld genug zu Agitationen und Werbungen aufgebracht. Neger-Regimenter entstanden, und Regimenter von Freiwilligen zogen zur Verstärkung Lee's nach Virginien, während, wie man aus sicherer Quelle erfuhr, die Verstärkungen, deren Grant nach Jim's Bericht so sehr benöthigte, ausblieben.

Die Wirkung dieser neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz auf die ganze Conföderation war eine außerordentliche.

Im Süden ist fast Jedermann reich, der nicht gerade ein Bettler ist, und jeder Reiche ist verschwenderisch und zum Luxus und Vergnügen geneigt. Indessen, so lange die Existenz der Secession auf dem Spiele stand, so lange Grant die Todeswaffe bereits der Rebellion auf die Brust gesetzt hatte, wagte Niemand, auch nur einen Cent anders zu verausgaben, als zum Nutzen des Staates, und Jedermann hielt es fast für ein Verbrechen, einem Vergnügen sich hinzugeben.

Mit der neuen Hoffnung aber kam neues Leben in alle Sphären der Bevölkerung. Jefferson Davis hörte auf, Geld zusammenzuscharren und in Sicherheit zu bringen, und stellte die Vorbereitung zu seiner Flucht nach Domingo ein. Der neue Kriegsminister, Mr. Sanders, blähte sich auf und wußte in Wort und Schrift seine Verdienste denen seines Vorgängers, Mr. Breckenridge, gegenüber, in

das hellste Licht zu stellen. Und dieser sah mit Neid auf die glücklichen Erfolge seines Nachfolgers.

Die Sclavenbarone fingen an, sich im Ritterhause zu Festlichkeiten zu versammeln, und die Bürger der Städte den im Süden so beliebten Vergnügungen des Schauspiels und der sogenannten noblen Passionen hinzugeben.

Die natürliche Folge war, daß auch die Menagerie des Mr. Seyers sich eines lebhafteren Zuspruchs erfreute, und der Ruf des Löwenbändigers aus Centralafrika von Summersea aus mit vollen Backen in die Städte des Südens ausposaunt wurde.

An der Küste des atlantischen Meeres, in der Nähe der Mündung des Savannah, da liegt die Stadt, welche wegen ihres Reichthums nicht allein in Nord-Amerika, sondern in der ganzen Welt berühmt ist, die Stadt, welche man die Perle in den nordamerikanischen Freistaaten nennt, die Stadt, in welcher jeder Bürger ein reicher Mann, jedes Haus ein Pallast und jede Straße ein Sammelplatz des Luxus und des Reichthums ist: Charleston. Dieser Centralpunkt des Seehandels für die Südstaaten, dieser Stapelplatz der Schätze West-Indiens, dieser Sammelplatz der Vertreter der höchsten Aristocratie und der reichsten Industrie.

Charleston ist an Theatern und ähnlichen Instituten reicher als irgend eine Stadt Amerikas, denn Charleston war von der Aristokratie des Südens stets gesuchter, als Richmond, die Residenz selber, und war nur vernachlässigt, weil die politischen Verhältnisse die Aristocratie in die Nähe des Präsidenten nach Richmond geführt hatte.

Jetzt bei der günstigen Lage der Dinge gaben sich aber die Sclavenbarone ganz den alten Neigungen hin, die sie nur in der dringendsten Noth verlassen hatten.

Charleston war, wie sonst in Zeiten des Friedens alle Jahre, auch jetzt wieder die Parole der reichen Sclavenbarone. Nach Charleston zogen die Ritter des goldenen Cirkels, die Staatsmänner, die Geldmänner, und der Präsident der Republik selber, um in dieser Stadt des Luxus einige Wochen einen glänzenden Hof zu halten. Und nach Charleston folgten die Opern- und Schauspiel-Gesellschaften, die Männer des Sports und die Sklavenzüchter von Kentucky und Tennessee und die Apostaten aus dem neutralen Ohio.

Was Wunder, daß auch an Mr. Seyers die Aufforderung erging, mit seiner Menagerie nach Charleston zu kommen, um die Saison verherrlichen zu helfen?

---

## Sechsundsiebzigstes Kapitel.

# Eine Nacht im Löwenkäfig.

Als Mr. Seyers mit seiner Menagerie dort ankam und an dem Platze, den er gewöhnlich zu seinen Produktionen auswählte, Halt gemacht hatte, fing er an, die Wagen zu ordnen; dann den Thieren alle möglichen Bequemlichkeiten zu bereiten und endlich für das Personal seiner Menagerie die nöthige Sorge zu tragen.

Da er indessen erst am Nachmittage in Charleston angekommen war, so überraschte ihn die Nacht bei dieser Arbeit und namentlich war noch nicht gesorgt für irgend ein Unterkommen des Personals. Nun freilich hätte Mr. Seyers seine Wärter und Diener der Menagerie in den ersten besten Gasthof schicken können, damit sie dort übernachteten; indessen waren erstens, wie bereits erwähnt, die finanziellen Verhältnisse des Mr. Seyers nichts weniger als glänzend, und zweitens huldigte Mrs. Seyers zu sehr dem Princip äußerster Oekonomie, um in eine solche Liberalität ihres Mannes zu willigen.

Was aber war zu thun? Der Platz, auf welchem die Menagerie stand, war noch nicht einmal überdacht worden, und unter freiem Himmel zu schlafen, dazu waren die Nächte des Monats Mai noch keineswegs warm genug.

Tomahuhu, der gefällig gegen Jedermann, und jeder Zeit bereit war, ein Opfer zu bringen, erbot sich, eine Nacht im Käfig eines der Löwen zuzubringen, damit ein Theil des Personals sich seiner Wohnung zum Schlafgemach bediene.

Wie gesagt, war Nobby sein Liebling; ja, Nobby war der Liebling der ganzen Menagerie, mit Ausnahme des Mr. Warren, der überhaupt nicht fähig war, gegen irgend einen Menschen eine Zuneigung zu hegen.

Selbst Mrs. Seyers ließ sich herab, als Nobby einmal über Unwohlsein klagte, ihm eine Quantität Ricinusöl, was sie stets gegen etwaige Erkrankungen der Thiere ihrer Menagerie vorräthig hielt, anzubieten und ihm eine Flasche des in der ganzen Menagerie berüchtigten Theerwassers zur Verfügung zu stellen.

Mit diesem Theerwasser pflegte sie ihren Mann zu traktiren, wenn er sich einmal herausnahm, krank zu sein, eine Freiheit, die mit seiner Stellung nicht verträglich, und die sie damit zu bestrafen pflegte, daß sie ihn zwang, ungeheure Quantitäten dieses Höllengetränkes, von dem sie irgend einmal gehört, daß es ein Heilmittel sei, zu verschlucken.

Sie hatte Nobby diese Vergünstigung indeß nicht aus denselben humanen Gründen gewährt, aus welchen sie sie ihrem Manne zuwandte, sondern aus wirklicher Zuneigung.

Tomahuhu, oder, um ihn bei seinem wahren Namen zu nennen, Mr. Smith's Erklärung, eine Nacht im Kerker eines der Löwen zubringen zu wollen, erregte großes Aufsehen in der Menagerie; noch mehr Aufsehen aber, ja geradezu Bewunderung erregte es, als sein Freund Nobby ruhig erklärte, er werde ihm Gesellschaft leisten.

Nobby war zu dieser Aeußerung veranlaßt, weil er, ebenfalls gefällig und aufopfernd, zur Bequemlichkeit des übrigen Personals beitragen wollte. Indessen gereute ihn diese unvorsichtige Concession in dem Momente, als er sie gethan; aber er wagte nicht, dieselbe zurückzunehmen.

„Das ist brav, mein Junge," sagte Tomahuhu zu ihm, „ich wußte, daß Du ein braver Kerl seiest und hatte beinahe darauf gerechnet, daß Du mir dieses Anerbieten machen würdest. Nun fürchte Dich nicht, es ist durchaus keine Gefahr dabei. Ich kenne die alte Dido gut genug, um zu wissen, daß keine Gefahr dabei ist. Wenn ich Gefahr fürchtete, würde ich Dich nicht mit hineinnehmen."

Laternen erleuchteten mit mattem Lichte den Raum der Menagerie. Tomahuhu ergriff seine Peitsche und forderte Nobby auf, jetzt mitzukommen.

„Aha!" lachte Mr. Warren, der sich im Stillen geärgert hatte, daß der verhaßte Tomahuhu sich neue Lorbeeren durch diese That erwerbe, während seine eigenen Thaten, selbst seine glänzendsten Kunstproduktionen im Schlachthause, sich niemals des allergeringsten Erfolges erfreuten, — „aha," Du nimmst die Peitsche mit dem Quecksilber gefüllten Knopfe mit! Da ist es ein rechtes Kunststück, in den Löwenkäfig zu gehen!"

„Ich nehme die Peitsche mit, Du feiger Schlächter," antwortete Mr. Smith, „weil ich mich verantwortlich fühle für das Leben dieses jungen Mannes. Würde ich allein in den Löwenkäfig gehen, so würde ich die Peitsche hier lassen."

Nobby erröthete vor Scham und Aerger über die hämische Bemerkung des Schlächters.

„O, lieber Smith," sagte er, „triff meinetwegen durchaus keine Maßregeln, die" — er deutete mit ziemlich verächtlicher Geberde auf seinen Vorgesetzten — „etwa anstößig sein könnten. Laß ruhig die Peitsche hier, Smith, ich fürchte mich nicht in Deiner Gegenwart."

Mr. Smith schüttelte Nobby mit wahrer Begeisterung die Hand und rief:

„Das nenne ich brav gesprochen! — Du feiger Schlächter," — wandte er sich an diesen — „würdest nicht mit mir in den Käfig

gehen, und wenn ich mit einem Dutzend Peitschen bewaffnet wäre!"

Mit diesen Worten warf er die Peitsche weg, und sich wieder an Noddy wendend, setzte er hinzu:

„Nun ziehe Deinen Ueberrock an, mein Junge, ich selbst werde keiner Decke bedürfen, denn die alte Dame wird mich warm genug halten."

Noddy that, wie ihm gerathen, und folgte mit klopfendem Herzen dem Löwenbändiger, der ihm voranging. Dieser öffnete die Thür des Käfigs und trat schnell in denselben ein.

Der Käfig selbst war fast finster und von dem Licht der Laternen, die den inneren Raum der Menagerie erleuchteten, nur wenig erhellt, da die Seitenwände mit hölzernen Läden verschlossen waren, und das Licht nur durch die oberen Gitter Einlaß erhielt.

Die Löwin erhob bei dem Eintritt Mr. Smiths ein lautes Gebrüll, das Noddy fast mit Schauder erfüllte; trotz dessen aber betrat er, mit möglichster Sicherheit in Haltung und Miene nach jenem den Käfig.

„Laß Dich durch das Gebrüll nicht abschrecken," beruhigte ihn Mr. Smith. So lange die Löwen brüllen, sind sie vollständig ungefährlich; nur wenn sie Einen schnell und schneller umkreisen und dabei mit den Zähnen fletschen, dann ist es Zeit, sich aus dem Staube zu machen. Ihr Gebrüll aber hat unter Umständen die allerharmloseste Bedeutung. So zum Beispiel drückt das Brüllen bei Dido hier nichts Anderes aus, als eine Erkundigung nach ihrer werthen Familie."

Diese Löwin nämlich hatte die Menagerie vor Kurzem mit einigen Jungen beschenkt.

„Nun beruhige dich, alte Dido," sagte der Löwenbändiger, dem Thier auf den Kopf klopfend, „deine Kinder befinden sich recht wohl auf ihrem Lager von weicher Wolle, unmittelbar neben dem Behälter der Schlangen, der mit einem eisernen Ofen geheizt wird, bis die Sonnenwärme hinreichend ist, um sie vor Erkältung zu schützen."

Die Löwin beruhigte sich in der That sehr bald und stand neben Tomahuhu.

„Leg Dich dort in die Ecke, mein Junge," sagte dieser zu Noddy. „Ich werde mich mit Dido in die entgegengesetzte Ecke legen. Sprechen kannst Du, so viel Du willst; nur hüte Dich, zu niesen oder irgend ein ungewöhnliches Geräusch zu machen, dann hat es gar keine Gefahr."

Noddy that, wenn auch schaudernd und leise bebend, wie ihn der Thierbändiger geheißen.

Er legte sich an den Boden. Tomahuhu forderte die Löwin auf, sich niederzulegen und warf sich dann so auf sie, daß sie ihm nicht nur als Kopfkissen, sondern als vollständiges Lager diente.

Robby konnte nicht schlafen. Entsetzliche Bilder und schreckliche Scenen tauchten vor seiner Phantasie auf. Er sah bald Tomahuhu zerrissen, zerfleischt daliegen, und sich als seinen Retter, bald umgekehrt sich von der Löwin zerfleischt, und Tomahuhu mit ihr ringend; bald kam es ihm vor, als wäre für sie Beide die Nacht die letzte, und er überlegte nur noch, ob wohl die Löwin, wenn sie ihn zu fressen beginne, die wollene Decke, auf welcher er lag, zuerst und dann ihn, oder umgekehrt, erst ihn und dann die wollene Decke fressen würde, oder ob sie — wie es der Elephant mit den Nüssen zu machen pflegte, welcher sich keine große Mühe gab, den Kern und die Schale von einander zu sondern — ihn und die Decke zusammen verschlingen würde.

Er konnte es nicht mehr ertragen, so schweigend dazuliegen. Mit unterdrückter Stimme richtete er, um doch nur den Laut einer menschlichen Stimme zu vernehmen, an Tomahuhu die Frage:

„Hat Mr. Seyers schon zu Morgen die Placate bestellt?“

Tomahuhu lachte laut auf, und die Löwin erhob ein unwilliges Grunzen, welches Beides Veranlassung war, daß Robby eine Weile auf die Antwort zu warten genöthigt war.

Als er die Löwin wieder zur Ruhe gebracht, antwortete Tomahuhu:

„Mein Junge, ich sehe, Du hast Angst, trotz meiner Versicherung, daß es hier völlig ungefährlich ist. Denn in Wahrheit kümmern Dich die Plakate des Mr. Seyers in diesem Augenblick nicht einen Pfifferling.“

„Ja, ja,“ antwortete Robby, „ich leugne nicht, es ist so, wie Du sagst, ich habe Furcht. Ich kann nicht schlafen bei dem Gedanken, eine Bestie in meiner unmittelbaren Nähe zu haben, selbst wenn Du bei mir bist, und wenn Du auf dieser Bestie liegst.“

„Ich kann mir schon denken,“ antwortete Tomahuhu, „es ist ein sonderbares Gefühl, sich zum ersten Male in einem Löwenkäfige zu befinden und noch dazu des Nachts. Aber ich rathe Dir, sprich; laß uns ein Wenig plaudern, so wird Dir die Furcht vergehen und der Schlaf wird von selber kommen. Du kennst die Natur der Thiere noch nicht so genau, wie ich, sonst würdest Du wissen, daß Dido so wenig blutdürstige Gedanken hegt, wie Du und ich, und daß sie uns nicht wie Feinde, sondern wie ein paar liebe Freunde betrachtet, denen sie für ihre Gesellschaft sehr dankbar ist.“

„Nun, ihr Empfang sah eben nicht freundschaftlich aus,“ erwiderte Robby.

„Du meinst das Brüllen? Du kannst überzeugt sein, daß das Brüllen eines Löwen nichts Feindliches hat. Der Löwe giebt seine Absicht, Jemanden zu tödten, stets auf eine ehrliche Weise zu erken-

nen. Die Tigerin aber ist desto gefährlicher, je schmeichlerischer sie sich stellt."

„Wie kommt es, daß Du so oft Spuren von Blut an Dir trägst, wenn Du aus dem Käfige kommst?" fuhr Robby fort.

„Nun, das kommt daher, daß die Thiere manchmal mit den Tatzen nach mir schlagen oder nach mir schnappen und mich dabei ein wenig ritzen. Das ist gar nicht zu vermeiden."

„Aber reizt nicht der Anblick dieses Blutes die Thiere? Ich habe immer gehört, daß der Anblick des Blutes die ganze Wildheit der Thiere wachruft, so, daß keine Macht im Stande ist, ihnen ihre Beute zu entreißen, falls sie sie so nahe haben, wie sie Dich in ihrem Käfig haben."

„Das ist bei den Löwen nicht der Fall," antwortete Mr. Smith, „denn diese haben noch kein Menschenblut gekostet. Sie wissen nicht, wie gut es schmeckt; auf sie übt es keinen Reiz aus. Dagegen würde der Anblick des Blutes die Tigerin zur äußersten Wildheit bringen, denn diese weiß von dem Schwarzen her, welcher Genuß es ist, einen Menschen zu zerfleischen."

„Da mußt Du Dich doch sehr in Acht nehmen, daß die Löwen nicht etwa von dem Blute lecken, wenn sie Dich bei der Dressur geritzt haben."

„Sie thun dies von selber nicht," antwortete Tomahuhu. „Höchst gefährlich aber bei der Produktion ist es, wenn man unter den Thieren liegt, da kommt es wohl vor, falls die Thiere zu langsam springen, oder wenn man ihre Tatzen zu lange auf der Schulter liegen läßt, das man von der Last erdrückt wird. Die Bestien sind so schlau, das sofort zu bemerken, und in dem Augenblicke, wo sie die Schwäche ihres Gegners erspähen, erwacht ihre Wildheit. Das Blut ist weit weniger gefährlich, als den Thieren zu verrathen, daß man auch nur einen Augenblick schwächer sei, wie sie."

„Uebt denn der Geruch des Blutes auf Löwen überhaupt keinen Einfluß aus?" fuhr Robby fort.

„Des Menschenblutes, wie ich Dir schon sagte, nicht. Wohl aber macht sie der Geruch frischen Thierblutes wild. So zum Beispiel wirst Du bemerkt haben, daß sie stets besonders ungeberdig sind, wenn Einer ihnen naht, der eben aus dem Schlachthause kommt, und dabei brauchen noch gar nicht einmal die Kleider mit Blut befleckt zu sein. Hat aber eben Mr. Warren eins seiner Opfer geschlachtet und nähert sich den Thieren, so wirst Du merken, wie ihre Augen zu funkeln beginnen, und wie ihre Blutgier erwacht."

In diesem Augenblicke wurde von unsichtbarer Hand einer der Laden außen vor dem Gitter hinweggeschoben. Die Löwin begann den Kopf emporzurichten und ein fürchterlich unheimliches Knurren hören zu lassen.

„Gerechter Gott!" rief Tomahuhu, es ist auf unser Leben abgesehen."

„Was ist's?" fragte Noddy.

Tomahuhu antwortete nicht gleich, und Noddy hörte nur ein Geräusch, wie wenn Jemand mit der äußersten Kraftanstrengung rang.

„Zur Thüre!" rief Tomahuhu, „schieb den Riegel vor der Thür weg."

Tomahuhu hatte kaum die Worte gesprochen, als ein Stock rasselnd mehrere Male über die Stäbe des Gitters hinwegfuhr.

Die Löwin sprang empor und erhob ein fürchterliches Gebrüll, abwechselnd mit dem Knurren, daß sie stets hören ließ, wenn sie zur äußersten Wuth gereizt war.

„Zur Thüre, sage ich!" wiederholte Tomahuhu.

Noddy hatte bereits den Riegel zurückgeschoben und schlüpfte zur Thür hinaus. Gleichzeitig aber fiel mit einem ungeheure Satze ein Zweiter ihm nach — es war Tomahuhu — und Beide kollerten auf den bethauten Boden.

Die Löwin sprang ihnen nach; indessen in der Finsterniß verfehlte sie die Thür und rannte mit dem Kopfe gegen die Eisenstäbe des Gitters, daß sie krachten.

Sie waren gerettet.

„Aber ich begreife noch nicht, woher kam das Geräusch? Was war der Löwin? Und wer schob den Laden weg?" fragte Noddy.

„Du begreifst das nicht?" antwortete Tomahuhu, „sahst Du nicht das hämische Gesicht des Schlächters vor dem Gitter?"

Noddy hatte in seiner Angst allerdings Nichts gesehen.

„Gebt mir meine Peitsche!" rief der Löwenbändiger.

„Um Gotteswillen!" rief Noddy, „Du wirst doch jetzt nicht wagen, den Käfig der Löwin zu betreten!"

„Es ist durchaus nöthig," sagte der Löwenbändiger. — „Gebt meine Peitsche!" rief er denen, die in seiner Wohnung schliefen, zu.

Mr. Mops reichte ihm dieselbe hinaus.

Noddy zitterte am ganzen Leibe, als er Tomahuhu festen Schrittes in den Löwenkäfig hineintreten sah.

Die Löwin kauerte sich bei seinem Eintreten in die äußerste Ecke, sperrte den Rachen auf, zeigte die Zähne, und mit einem Satze sprang sie auf Tomahuhu los. Dieser jedoch wich geschickt zur Seite, und in dem Augenblick, als sie neben ihm den Boden erreichte, da ließ er leise, kaum bemerkbar, den Griff seiner Peitsche auf ihren Kopf fallen. Die Löwin lag betäubt am Boden.

Dann setzte er den Fuß in ihren Nacken, und als sie anfing, sich wieder zu regen, geißelte er sie auf eine unbarmherzige Weise mit der Stahlgerte.

Winselnd kroch die Löwin, als er seinen Fuß erhob, zur Seite, und mit dem Stolz des Siegers verließ Tomahuhu den Käfig.

„Es thut mir leid," sagte er zu Noddy, „daß ich das arme Thier züchtigen mußte; sie hat keine Schuld; sie kann nicht gegen ihre Natur; aber ich mußte es thun, wenn ich jemals wieder wagen wollte, ihren Käfig zu betreten. Doch komm Noddy, wir haben noch eine Schuld abzutragen gegen Jemanden, bei dem wir stark auf der Kreide stehen."

Mit diesen Worten ging er auf den Schlächter zu, der mit verdrießlichem Gesicht der Procedur in dem Löwenkäfige zugeschaut hatte, und hieb ihm mehrere Male mit der Peitsche über sein widerliches Gesicht, daß es gestreift erschien, wie das Cebra von Ceylon.

---

## Siebenundsiebzigstes Kapitel.

# Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht.

Obgleich Noddy niemals seinen Hauptzweck aus den Augen verloren hatte, nämlich die Tochter seines Herrn und Wohlthäters aufzusuchen und dieselbe ihrer Mutter zurückzugeben, oder sie unter seinem eigenen Schutze zu behalten, bis es Mr. Cleary gelingen werde, der Gefangenschaft zu entkommen — obgleich er, wie gesagt, täglich daran dachte, obgleich der Gedanke an Fanny jeden Abend sein letzter war, und jeden Morgen sein erster, so hatte er doch dermaßen Geschmack an seiner jetzigen Beschäftigung, wie überhaupt an dem Aufenthalte in der Menagerie gefunden, daß nach und nach der Wunsch in ihm rege ward, sich gänzlich dem Berufe eines Thierbändigers zu widmen.

Nur zwei Dinge gab es, die ihm in diesem Vorsatze hinderlich sein konnten. Erstlich: er war nicht frei. — Indessen, würde Mr. Cleary, falls er jemals aus der Gefangenschaft der Union entkäme, sich weigern, ihm die Freiheit zu geben? — Gewiß nicht. Es kam also lediglich darauf an, sich so lange verborgen zu halten und sich den vermeintlichen Nachforschungen der Aushebungs-Commission zu entziehen, bis sein Herr wieder zurückgekehrt sein würde.

Zweitens: — durfte er sich einem bestimmten Berufe hingeben,

bevor Fanny's Lebensverhältnisse geordnet waren, und bevor er sie einer Obhut übergeben wußte, wie sie ihr dienlich und ersprießlich sei?

Auch die zweite Frage mußte er sich mit „Ja" beantworten, denn er war ja auf dem besten Weg, sich, nachdem er von allen Mitteln entblößt war, eine Stellung zu erwerben, in welcher es ihm möglich wurde, für Fanny zu sorgen, falls sie wirklich nicht Lust haben sollte, bei ihrer Mutter zu leben, und falls sie es vorziehen sollte, bis zur Rückkehr ihres Vaters sich lediglich seinem Schutze anzuvertrauen. — —

Nach jener Nacht, welche er mit Tomahuhu im Löwenkäfige zugebracht hatte, gingen die Ereignisse in der Menagerie ihren gewohnten Gang, nur daß täglich Vorbereitungen getroffen wurden zum Empfange der außerordentlichen Gäste.

Seine Excellenz, der Präsident, und der ganze Hof war bereits in Charleston angelangt, und von nah und weit versammelten sich die Ritter des Südens um die Notabilitäten Richmonds.

Jeden Tag konnte Mr. Seyers erwarten, daß der Hof ihm seinen Besuch machen würde. Es sollte an diesem Tage etwas Außerordentliches geleistet werden. Der Umstand, daß Jefferson Davis selbst, seine höchsten Generäle, seine Minister, seine Günstlinge und die Aristokratie des Südens ihn mit ihren Besuchen zu beehren gedachten, war in Mr. Seyers Augen ein welterschütterndes Ereigniß.

Welchen Ruf mußte dieser Besuch seinem Institute geben! Mit welchem Stolze konnte er von jetzt ab nicht allein fühlen, sondern auch sagen, daß jene Notiz, die bereits auf seinen Placaten prangte, auf Wahrheit beruhe!

Mr. Seyers sah dies Ereigniß als den Anfang einer glanzvollen Periode seines Lebens an. Und mit ihm fühlte jeder Einzelne in der Menagerie die hohe Wichtigkeit dieses Tages; und mit ihm schien jeder Einzelne der Menagerie zu wetteifern, um die Vorstellung des Tages, dem Besuche entsprechend, zu einer glänzenden zu machen.

Mr. Seyers sah sich schon im Besitz irgend eines hohen Titels oder irgend einer glänzenden Belohnung; die einzelnen Wärter hegten die stille Hoffnung, es werde vielleicht irgend einem Thiere gelingen, während der Vorstellung aus dem Käfige zu entspringen, und er werde das Verdienst haben, das theure Leben Seiner Excellenz zu retten und sich dadurch den Dank des Landes, den Ruhm eines Helden und die Belohnung des Präsidenten selber zu erwerben.

Nur Mr. Mops nahm an allen diesen Vorbereitungen nicht Theil, sondern er erfüllte mit niedergeschlagenem Gemüthe seine Pflichten; denn ihm war es nicht verstattet, an dem hochwichtigen Tage durch seinen naturwissenschaftlichen Vortrag den Geist seiner Excellenz zu erleuchten. Dies Geschäft hatte man vielmehr für diesen

Tag an Noddy übertragen; weil nämlich Noddy, theils durch seinen eigenen Verstand, theils durch Tohmahuhu's gewissenhafte Unterweisung, über die Natur der Thiere, über ihren Charakter, und über ihre Lebensweise mehr und besser zu sprechen wußte, als Mr. Mops, von dessen eigenthümlicher Art sich erwarten ließ, daß er an diesem Tage über die Thiere der Menagerie eine höchst parteiisch schmeichelhafte Abhandlung vortragen werde.

Die Spitze der Vorbereitungen bildete natürlich die Dressur Tomahuhu's, des Unüberwindlichen. Natürlich mußte auch er an diesem Tage Außerordentliches leisten.

Mr. Seyers hatte ihm für jedes neue Kunststück, das er zu diesem Tage den Thieren beibringen werde, 50 Dollars geboten, und Tomahuhu hatte es sich auch ohne diesen Sporn zur Pflicht gemacht, sowohl seines eigenen, als des Rufes der Menagerie wegen, das Aeußerste zu thun, um Sr. Excellenz und dessen Hof zufrieden zu stellen.

Täglich veranstaltete er Proben mit den Thieren, und da er das größte Gewicht legte auf eine Produktion im Käfig des Löwen und der Tigerin, so verwandte er namentlich Mühe, sich mit diesen beiden wildesten aller Thiere der Menagerie zu beschäftigen.

Endlich nach wochenlangem, vergeblichem Harren ward der Tag angesagt.

„Morgen Nachmittag um 5 Uhr wird Se. Excellenz und der ganze Hof der Vorstellung beiwohnen", meldete ein Diener Jefferson Davis' an einem schönen Morgen dem Besitzer der Menagerie; und wie die Aristokratie des Südens hochmüthig und exklusiv ist, so hatte auch zugleich Jefferson Davis die Anordnung getroffen, daß Mr. Seyers an diesem Tage das Entré zu 10 Dollars ansetzte, wobei er indessen gleichzeitig ankündigte, daß 50 bis 60 Plätze allein für den Hof zu reserviren seien.

Eine solche Einnahme und ein solcher Besuch übertraf die kühnsten Erwartungen des Menageriebesitzers und ließ ihn kein Opfer scheuen, um dieser Einnahme entsprechend auch die Vorstellung sein zu lassen.

Um Tomahuhu zu der größtmöglichsten Kühnheit anzuspornen, versprach er ihm für künftig ein jährliches Gehalt von 3000 Dollars und die 50 Dollars für jedes neue Kunststück, was er den Thieren beibringen werde, erhöhte er auf 100 Dollars.

Die stille Hoffnung manches Menagerie-Wärters, daß nämlich eins der Thiere während der Vorstellung sich aus seinem Käfige befreien werde, um die Excellenz des Präsidenten anzufallen, schien scheitern zu wollen, denn es wurde jede Planke, jeder Eisenstab genau revidirt, um ein solches Vorkommniß zu verhüten.

Tomahuhu hatte am Tage vor der Vorstellung eine Probe über

die andere abgehalten. Die Vorstellung im Käfig der sieben Löwen versprach eine vorzügliche zu werden.

Die Bestien leisteten das Außerordentlichste. Sie sprangen durch lächerlich kleine Reifen, ohne auch nur im Allermindesten Unlust zu bezeigen, sich dem Commando zu widersetzen, oder ohne auch nur einen Augenblick die Zweifel des Publikums zu theilen, ob es überhaupt einem solchen Thiere, wie ein Löwe ist, möglich sein würde, seinen Körper durch einen so winzigen Reifen zu bringen.

Sie setzten sich auf fabelhaft kleine Consolen, welchen Tomahuhu an der Wand befestigte, und folgten überhaupt jeden Wink ihres Bändigers mit einer Präcision, daß es überflüssig erschien, mit ihnen weitere Proben zu veranstalten.

Ganz anders aber verhielt es sich mit der Tigerin. Dieselbe machte nur wenig Kunststücke und auch diese nur mit Widerstreben.

Indessen hatte es sich Tomahuhu einmal in den Kopf gesetzt, mit ihr diesmal etwas Außergewöhnliches zu leisten. Schon dreimal hatte er am Tage vor der Vorstellung mit ihr eine Probe abgehalten, ohne daß sie das letzte Mal sich willfähriger gezeigt hätte, als das erste Mal, und als bereits die Abendfütterung vor sich gehen sollte, erklärte Tomahuhu, daß er noch einmal eine Probe mit ihr abhalten müsse.

„Du wirst es doch nicht wagen, noch einmal zu dem Thiere in den Käfig zu gehen", sagte Noddy, „da die Abendfütterung so nahe ist? Bedenke, das Fleisch liegt in den Mulden und steht in der Menagerie. Die Thiere haben den Geruch vom Fleisch, und die Tigerin hat das ihrige sogar schon gesehen. Sieh, wie sie an den Stäben umherschnuppert, und wie sie mit dem Schweife schlägt, und wie gierig ihre Augen funkeln. Geh' nicht hinein, halt' lieber morgen noch eine Probe ab."

„Es muß sein, mein Junge", erwiderte der Löwenbändiger. „Ich kenne sie, sie ist heute widerspenstig gewesen. Gebe ich ihr heute nach, so wird sie morgen nur um so widerspenstiger sein; und gerade, um ihr zu zeigen, daß ich mich nicht vor ihrem Schweifwedeln fürchte, muß ich zu ihr in den Käfig. Uebrigens ist ihre Wuth noch nicht so groß, wie Du meinst. Sie müßte schneller den Schweif schlafen und müßte grimmiger ihren Rachen aufsperren, wenn ich mich fürchten sollte; so indessen sind ihre Bewegungen nur Aeußerungen ihrer Ungeduld, und meine Dressur wird sie bald das Fleisch, was sie gesehen hat, vergessen machen. Stelle nur die Mulden in einen entfernten Winkel der Menagerie und laß mich hineingehen."

Noddy folgte dieser Anordnung und machte sich dann an seine übrigen Obliegenheiten, die namentlich darin bestanden, die Klappen nachzusehen, durch welche die Käfige, wenn sie rings mit Läden geschlossen waren, frische Luft erhielten.

Diese Klappen waren an der Hinterseite der Wagen angebracht und durch sie kannte man in den Käfig hineinsehen, selbst wenn diese mit Läden geschlossen waren. Und durch eine solche Klappe sah denn auch Roddy, was drinnen im gemeinschaftlichen Käfig des Löwen und der Tigerin vorging, von oben herab, wie einst König Darius den Daniel in der Löwengrube.

Tomahuhu ließ zuerst den Löwen wacker umherspringen, und dieser folgte, wenn auch nicht gern, so doch gehorsam den Befehlen seines Bändigers, nur hin und wieder durch ein lautes Brüllen gegen das Uebermaaß der Anstrengungen protestirend.

Die Tigerin dagegen betrachtete mit blutgierigen Blicken den Bändiger, bald sich in eine Ecke des Käfigs kauernd, bald am Gitter auf- und abgleitend, ihre Schnauze gewaltsam zwischen die Stäbe pressend und umherschnuppernd, bald ihren Bändiger umkreisend, als überlegte sie, ob der Bissen, der sich ihr in so unmittelbarer Nähe darbot, nicht eben so schmackhaft sei, als das Fleisch, das man soeben ihrem Anblicke entzogen hatte; dann wieder ein gräßliches Knurren ausstoßend, das irgend einem von dem Personal galt, welcher sich dem Käfige näherte: Alles Anzeichen, daß sie sich in höchster Wuth befinde.

„Komm hinaus," mahnte Roddy durch die Klappe, „Du siehst, sie ist zu wild; thue es mir zu Gefallen, Tomahuhu; ich sehe vielleicht von hier die Gefahr besser, als Du drinnen im Käfige. Komm heraus, sage ich Dir, es geht nimmer gut."

„Nein, Roddy, laß mich," antwortete Tomahuhu. „Ich will der Bestie beweisen, daß ich Herr bin. Sie soll durch den doppelten Reifen springen, so wahr ich lebe!"

Er hielt der Tigerin das angedeutete Instrument vor und ließ mehr als einmal laut sein Commandowort ertönen.

Die Tigerin aber schien gar nicht darauf zu achten. In engern, immer engeren Kreisen schlich sie um ihn herum, mit dem Schweife gewaltig peitschend und die Zähne fletschend.

Tomahuhu knallte die Peitsche vielleicht zum zwanzigsten Male vergebens, er stampfte mit dem Fuße, sein Adlerblick schien die Tigerin zu durchbohren; aber näher, immer näher kam ihm der blutlechzende Rachen des Thieres, und dann, als eben Roddy noch eine Warnung herabrufen wollte — es war das Werk von weniger als einer Sekunde — schlug sie ihn mit ihren gewaltigen Tatzen zu Boden und grub ihre Zähne tief in seine Hüfte.

Tomahuhu stieß einen furchtbaren Schrei aus, ehe ihn das Bewußtsein verließ.

Das ganze Personal der Menagerie hatte sich auf diesen Schrei versammelt und sah dem schauerlichen Drama zu, was drinnen im Käfige sich entwickelte.

Es war ein gräßlicher Anblick, den herkulischen Mann am Boden liegen zu sehen und die Tigerin über ihn gebeugt, mit der Zunge das Blut leckend, was seinen Wunden entströmte und gierig knurrend, bald sein Gesicht beschnuppernd, bald wieder sich am Geruch des frischen Blutes labend.

„Die Hölle auf dein Haupt, du gestreifter Satan!" rief Noddy durch die Klappe herunter, mit einer Stimme und einem Ausdruck, welcher die Tigerin dermaßen erschreckte, daß sie von ihrer Beute abließ, sich in einen Winkel des Käfigs verkroch, und von dort, scheu niederkauernd, nach dem Gesicht des Knaben, das durch die Klappe blickte, emporblinzelnd.

„Warte, verfluchte Bestie, du sollst es büßen," fuhr Noddy fort, „ich komme herab, noch einen Moment warte."

Die Furcht indessen, welche die Stimme des Knaben der Tigerin eingeflößt hatte, währte nur so lange, als sie diese Stimme hörte, sobald Noddy schwieg, machte sie Anstalt, aufzustehen und sich wieder in Besitz ihres Opfers zu setzen.

Noddy hielt es daher für gut, so lange an der Klappe zu bleiben und so lange fortzufahren, die Tigerin durch seine Stimme zurückzuscheuchen, bis andere Hülfe kam.

Indessen, woher sollte andere Hülfe kommen? Alles sah angstbeklommen der Scene zu. Alles schrie um Hülfe, aber kein Einziger war, der wirklich Hülfe brachte.

Die beiden einzigen Zuschauer, welche der entsetzlichen Scene mit ruhigem Blute beiwohnten, waren der Oberschlächter Mr. Warren und der Löwe.

Der erstere schaute mit dem Ausdruck stillen Behagens und äußerster Befriedigung der entsetzlichen Katastrophe zu. Der Löwe aber streckte sich in dem Käfig nieder und schloß mißmüthig und ärgerlich die Augen, sich keinen Deut um das kümmernd, was Semiramis mit dem Thierbändiger vorhatte. Er schien lediglich darüber verdrießlich, daß durch diesen fatalen Zwischenfall sich seine Abendmahlzeit, verzögerte, im übrigen aber nahm er von dem, was vorging, nicht die mindeste Notiz.

Als Noddy die Gefahr sah, in welcher sein Freund, falls er wirklich noch am Leben war, schwebte, und daß er der Einzige sei, der bereit war, ihm zu helfen, ging er an die Thür des Käfigs, nachdem er noch einmal seinem Freunde die Warnung zugerufen hatte:

„Rühre Dich nicht, Tomahuhu, denn bei Gott, jede Bewegung ist Dein Tod. Ich komme und helfe Dir, rühre Dich nicht."

Er gebrauchte nur wenig Secunden, um die Klappe zu schließen und schleunigst die Thür des Käfigs zu öffnen. Mit einer Eisenstange bewaffnet, trat er ein; aber die Tigerin war

schneller als er. Als die Thür des Käfigs klirrte, da sprang sie mit einem Satze auf ihr Opfer zu. Die Brustknochen des Löwenbändigers krachten unter ihrem gewaltigem Gebiß. Keinen Laut des Schmerzes stieß der Riese aus; er war todt. —

Mit einem fürchterlichen Fluche und Wuth in seinen Augen, sprang Noddy auf die Tigerin zu, versetzte ihr mit seiner Eisenstange aus voller Kraft einen Schlag über den Kopf; dann, sie völlig unbeachtet lassend, hob er den Freund auf, wie ein Bräutigam seine ohnmächtige Braut fortträgt, um ihn aus dem Käfige herauszubringen.

Merkwürdig, so lange noch Hoffnung gewesen war, dem Thierbändiger das Leben zu retten, so lange hatte sich Niemand gerührt, ihm zu helfen. Als man aber sah, daß die Tigerin ihn getödtet, da mit einem Male fanden sich Manche, die selber zu helfen Hand anlegten; so zum Beispiel Mr. Mops, welcher fast mit Noddy zugleich in den Käfig stürzte, um den Entseelten der Tigerin zu entreißen.

„O, Du mein Himmel!“ schrie er, „der arme Smith! Ich habe es ihm so oft gesagt, daß er nicht so tollkühn sein soll, und nun muß ihn diese Bestie zerreißen; aber sie soll kein Abendbrot haben, dieser Satan!“

„Und ich werde es ihr mit den glühenden Stangen einträнken!“ rief ein Anderer.

„Nehmen Sie sich in Acht, Mr. Noddy, nehmen Sie sich in Acht! Sehen Sie, sie fletscht die Zähne,“ fuhr Mops fort.

„Lassen Sie sie die Zähne fletschen, Mr. Mops, mich kümmerts nicht; ich muß den Freund retten, und sollte mich dasselbe Schicksal treffen, das ihn ereilte!“

Es gelang ihm, mit der Leiche des Freundes den Käfig zu verlassen. Auf seinen Schultern trug er den Riesen nach dessen ambulanter Wohnung, es dem übrigen Personal der Menagerie überlassend, den Käfig der Tigerin wieder zu schließen.

Er legte den Leichnam auf das Sopha und stand nachdenkend, das bleiche Antlitz des Freundes betrachtend.

„Bleiben Sie bei ihm, rief Mr. Mops, „ich werde nach einem Arzte gehen. Soll ich?“ fragte er, nicht als ob er ein untergeordnetes Mitglied der Menagerie, sondern einen Vorgesetzten anredete.

„Es ist unnöthig“, antwortete Noddy; „denn kein Arzt der Welt könnte ihm auch nur auf die Dauer von einigen Secunden das Leben wiedergeben. Der Zahn der Bestie ist zu tief eingedrungen.“

„Ach, mein Himmel!“ rief Mops, „was in aller Welt soll nun aus uns werden? Wer wird morgen bei der Vorstellung die Dressur übernehmen?“

„Das ist Mr. Seyers' Sache“, antwortete Noddy lakonisch.

„Und wenn auch Mr. Seyers", fuhr Mops fort, „einen Thierbändiger wiederbekommt, einen Mann, wie Tomahuhu, bekommt er nicht wieder. Er war ein Mann, stets bereit, sich selbst in Gefahr zu bringen, sein Leben auf's Spiel zu setzen zum Vortheil Mr. Seyers', oder um irgend Einem von uns dienstlich zu sein."

„Ja, ja", bestätigte Noddy, „es ist wahr. Ich habe weder Vater noch Mutter, mir war er Beides. Ich bin überzeugt, daß er für mich gethan hätte, was nur ein Vater oder eine Mutter hätte thun können. Wir haben an ihm viel verloren, und wir müssen ihn betrauern, wie einen Freund und wie einen edlen Mann."

„Aber ist er nicht selbst Schuld an seinem Schicksal gewesen?" sagte Mops, „hat er nicht zu viel gethan? Hätte er nicht wissen sollen, daß seine Kühnheit ihm einmal das Leben kosten könnte? Hätte er daran gedacht und hätte er sich nicht der völligen Sicherheit hingegeben, so würde er wahrlich nicht solche Exercitien mit den Bestien angestellt haben. Ich habe ihm gesagt, daß es noch einmal so weit kommen würde; denn ich habe gesehen, wie der Schwarze zerfleischt wurde, er hat es aber nicht glauben wollen."

„Da täuschen Sie sich, Mr. Mops. Sehen Sie, hier haben Sie einen Beweis, daß er jedes Mal, wenn er den Käfig betrat, es mit dem Bewußtsein that, daß es sehr leicht sein letzter Besuch dort sein könne."

Noddy langte das Tagebuch des Löwenbändigers hervor.

„Sehen Sie das Buch an."

„Ich sehe, was ist das?"

„Wie Sie sehen, stehen da lauter Monatsdaten verzeichnet und Zahlen davor", fügte Noddy hinzu.

„Sehen Sie hier 4211, 4212, 4213, 4214?"

„Ganz recht. Was bedeutet das?"

„Bemerken Sie, daß beim letzten Datum noch keine Ziffer steht?"

„Allerdings ich sehe es."

„Die Ziffern bedeuten die Anzahl der Besuche, welche Tomahuhu bei den wilden Thieren machte, und die Anzahl der Male, die er sein Leben auf's Spiel setzte. Wäre er heute glücklich aus dem Löwenkäfige herausgekommen, so hätte er hierher, wo der offene Raum ist, die Nummer 4215 hergeschrieben — das ist ein Geschäft, was nunmehr mir obliegt", fügte er hinzu.

Er nahm eine Feder und schrieb die Zahl 4215 vor das Datum und hinter dasselbe die Bemerkung:

„An diesem Tage verunglückte Mr. Henry Smith im Käfig der Tigerin" worauf er selber das Buch in die Tasche steckte.

Während dieses Ereignisses klopfte es leise an die Wand, welche das Gemach Tomahuhus von dem Nebengemach trennte. Eine Thür in der Wand öffnete sich und die häßliche kleine Gestalt der Aztekin

schlüpfte hinein. Sie kniete vor der Leiche des Löwenbändigers nieder, zog ein Muschelarmband von ihrem dünnen, mißgestalteten Arm, legte es auf die Brust des Verstorbenen und drückte seine kalte Hand an ihr Herz, worauf sie wieder durch die Thür, die der Atzteke offen hielt, verschwand, und jenseits derselben mit ihrem Leidensgenossen ein herzzereißendes Geheul anstimmte.

„Da sehen Sie", sagte Mr. Mops, „selbst diese Wesen haben Hochachtung und Verehrung für ihn; sie haben ihn geliebt, weil er der Einzige in der Menagerie war, der sie nicht wie Thiere behandelte, sondern sie wie Menschen, wie Seinesgleichen gehalten hat. Er ist stets gut und freundlich zu ihnen gewesen. Mein Gott, es thut mir jetzt fast leid, daß ich in meinem Vortrage nicht anders von ihnen sprach, als ich von der Giraffe oder dem Schakal gesprochen habe."

„Gott verzeihe mir", sagte Noddy, „auch ich habe mich über sie belustigt, über sie, die besser sind, als ich. Sie sind dankbar und wissen die geringen Wohlthaten, die ihnen erwiesen, in so rührender Weise zu lohnen, daß ich fast meine, es müßte der droben im Himmel das armselige Muschelband der Atztekin ebenso gnädig ansehen, wie er einst das Scherflein der Wittwe ansah."

Mr. Mops wischte sich eine Thräne von den Wangen, und Noddy machte ein sehr ernstes Gesicht, als er hinzufügte:

„Er ist todt und wird von guten Leuten beweint; ein immerhin beneidenswerthes Geschick. Wenigstens würde der, welcher sein Nachfolger sein wird, es für ein beneidenswerthes Geschick halten, und es würde ihm ein solcher Beweis der Theilnahme, wie ihn eben diese Wilde gab, so lieb sein, wie einem Lord-Major ein Grab in der West-Minster-Abtei."

„Sein Nachfolger?" wiederholte Mr. Mops. „Aber wer wird sein Nachfolger sein und wer wird es wagen, nach diesen Vorgängen sein Nachfolger zu werden?"

„Das ist Mr. Sehers' Sache," antwortete Noddy noch einmal. „Das Einzige, um was ich Sie bitte, Mr. Mops, und was ich auch den andern Mitgliedern des Personals einzuprägen bitte, ist, daß Sie von dem, was heute hier vorgegangen, keinem Menschen ein Wort sagen. Lassen Sie die Leute, welche die Leiche abholen, nicht wissen, wessen der Leichnam ist. Ich glaube, so im Sinne des Verstorbenen zu handeln. Wenn er gelebt hätte, würde er dasselbe sagen und diese Anordnung durchaus billigen, denn ich kenne seine Aufopferung. Es ist im Interesse Anderer, aber ich weiß, daß Mr. Smith im Interesse Anderer dasselbe Verlangen gestellt haben würde."

„Ja, ja," sagte Mr. Mops, „ich begreife, man muß es verschweigen, damit Mr. Sehers der morgende Tag nicht verdorben

werde. Mein Himmel, wie wird es aber morgen nur werden! Alle Vorbereitungen sind vergebens, und der Ruf unsrer Menagerie ist dahin, und der Hof wird sich schrecklich in seinen Erwartungen getäuscht finden.“

„Das ist Mr. Seyers' Sache,“ sagte Noddy noch einmal und verließ den Wagen.

---

## Achtundsiebzigstes Kapitel.

## Das gefährliche Anerbieten.

Mr. Seyers hatte während der entsetzlichen Katastrophe, die sich an diesem Nachmittage in der Menagerie ereignet hatte, sich in seiner Wohnung mit den äußersten Vorsichtsmaßregeln verbarrikadirt; hatte aber durch eine Oeffnung des Wagens während der Schreckensscene fortwährend hinausgerufen, daß man Feuerwaffen holen solle, um, wenn es nöthig sei, die Tiegerin zu erschießen oder auch den Löwen, oder auch gar beide, und hatte, als die Scene ihr Ende erreicht hatte, wohl von einem und dem andern der Menagerie-Mitglieder das Resultat gehört, hatte aber sich nicht entschließen können, die Thüre seiner Wohnung zu öffnen und sich persönlich von den Vorgängen zu überzeugen, und als Noddy vor seinen Wagen trat und ihm erklärte, daß er ihn zu sprechen habe, weigerte er sich ebenfalls, ihn einzulassen; sondern machte ihm den Vorschlag, mit ihm das Gespräch so zu führen, wie einst Romeo mit Julia oder wie Pyramus mit Thisbe.

Aber Noddy beharrte dabei, eingelassen zu werden, da er in dringenden Geschäftsangelegenheiten mit dem Chef der Menagerie zu sprechen habe.

„Dann aber, lieber Freund,“ versetzte Mr. Seyers, „muß ich um alles in der Welt um die größte Vorsicht bitten. Treten Sie gefälligst auf die oberste Stufe der Treppe.“ Nach diesen Worten öffnete er die Thür, aber so wenig, daß Noddy nur mit der größten Anstrengung sich hindurchzuzwängen vermochte, worauf er sie schnell wieder in's Schloß warf und doppelte Riegel vorschob.

„Es ist den Bestien nicht zu trauen, mein lieber Mr. Noddy,“



Mit dem Leben erkauft! (S. 84. Kapitel.)

sagte er, „Sie wissen noch nicht, was für gefährliche Bestien es sind, wenn sie einmal Menschenblut gekostet haben. Man kann nicht vorsichtig genug sein. O Himmel, daß ich gerade heut das erleben muß, was ich erlebt habe! Ich bin ein ruinirter Mann!"

„Ja wohl", bestätigte Mrs. Seyers, die aus dem Nebenzimmer ebenfalls hervorkam, „ja wohl, bester Mr. Noddy; bedenken Sie nur, der Mann repräsentirte uns einen jährlichen Gewinn von 1500 Dollars, er allein mit seiner Person, ganz abgesehen davon, daß er mit der Pflege am besten Bescheid wußte und der Einzige war, der bei'm Ankauf eines Exemplars oder in sonst schwierigen Fragen meinem Manne mit Rath zur Hand gehen konnte. Und nun muß dieser Mann gerade heute verunglücken. Das ist ein Schaden, den ich gar nicht berechnen kann. Mann", wandte sie sich an Mr. Seyers, „sicherlich hast Du ihn nicht genug zur Vorsicht ermahnt und hast ihm nicht die Regeln", welche bisher befolgt sind, ordentlich eingeschärft; denn sonst würde er nicht gewagt haben, noch einmal in den Tigerkäfig hineinzugehen."

„Schweig, Weib", befahl Mr. Seyers; „ich sage Dir, daß ich mehr gethan habe, als meine Pflicht. Sie können überzeugt sein, Mr. Noddy, daß ich Alles gethan habe, um ihn zur Vorsicht zu bewegen. Ich habe ihm gesagt: Mr. Smith, gehen Sie nicht in den Tigerkäfig kurz vor der Fütterung. Sein Sie vorsichtig, lassen Sie sich von Ihrer Ruhmsucht nicht zu Unbesonnenheiten verleiten. Aber, Mr. Noddy, Sie glauben nicht, wie weit die Ruhmsucht eines solchen Menschen geht. Durch den Beifall, der ihm morgen voraussichtlich zu Theil geworden wäre, hat er sich zu dieser Unbesonnenheit hinreißen lassen; weiter Nichts. Ich habe ihm gerathen, wie ein Bruder und wie ein wahrer Freund.

Noddy dachte in diesem Momente an die 50 Dollars, welche Mr. Seyers dem Löwenbändiger versprochen hatte für jedes neue Kunststück, das er den Thieren beibringen würde und begann nach diesen eben gehörten Worten seinen Principal herzlich zu verachten.

Trotz dessen fuhr er fort:

„Sie sind also für den morgenden Tag in großer Verlegenheit?"

„Natürlich, bester Mr. Noddy, in sehr großer Verlegenheit, denn was soll ich nun für Kunststücke machen lassen? Das Einzige, was ich den Herrschaften zeigen kann, sind die Kunststücke des Nimus und des andern Elephanten, die Mr. Mops mit ihnen exerciren wird, und das alberne Zeug hat man ja überall gesehen; es wird die Herrschaften wahrscheinlich wenig amüsiren. Kurz, der Ruf meiner Menagerie ist hin, und ich bin so ruinirt, wie es Mr. Gamp nur jemals war."

„Das sehe ich ein, Mr. Seyers. Was würden Sie also daran wenden, um einen Mann zu finden, der morgen zu den Thieren hineingeht in den Käfig?"

„O, Mr. Noddy, funfzig Dollar würde ich daran wenden, wenn ich einen Mann fände, der morgen zu den Thieren hineingeht. Glauben Sie, es käme mir auf funfzig Dollars nicht an, obgleich es eine

große Summe Geldes ist. Aber ich thäte es, wenn ich einen solchen Mann finden könnte."

„Fünfzig Dollars", wiederholte Noddy spöttisch, „das ist die Summe, welche Mr. Smith haben sollte für jedes neue Kunststück, das er den Thieren beibringen würde."

„Aber bedenken Sie, Mr. Noddy, Kunststücke und Hineingehen, das ist ein Unterschied. Das bloße Hineingehen ist ja gar nicht gefährlich. Glauben Sie mir, es ist nicht die allermindeste Gefahr dabei, sich in dem Käfige der Thiere eine Zeit lang aufzuhalten. Nein, nein, gar keine Gefahr; das könnte Jeder thun und ist mit funfzig Dollars königlich bezahlt."

„So?" sagte Noddy, „dann sind wir ja für morgen aus aller Verlegenheit, vorausgesetzt, daß Sie im Ernste sprechen."

„Nicht die geringste Gefahr, mein liebster Freund, nicht die allergeringste. Ich bin lange genug im Besitz der Menagerie, um das zu kennen. Nicht die aller geringste Gefahr. Es ist nicht schlimmer, als ob Einer in eine Gesellschaft Lämmer oder sonst welcher zahmen Geschöpfe hineinginge. Glauben Sie meiner Erfahrung."

„Ich glaube es Ihnen, Mr. Seyers", versetzte Noddy, und habe bereits ein Mittel gefunden, wie wir uns morgen aus der Verlegenheit heraushelfen. Wir wollen Beide in den Käfig hineingehen. Sie, Mr. Seyers, und ich."

„Um's Himmelswillen!" rief Mr. Seyers und taumelte, vor Entsetzen bleich, zurück. „Was sagen Sie? Ich? Ich sollte in den Käfig der Löwen oder der Tigerin gehen? — Junger Mann, was sprechen Sie? Ach Gott, ich sehe mich schon zerfleischt und in meinem Blute schwimmend unter den Tatzen dieses Teufels von einer Tigerin. Nein, um Gotteswillen nicht ich."

„Nun, was erschrecken Sie, Mr. Seyers? Sie selbst sagten ja eben, daß nicht die mindeste Gefahr damit verbunden sei."

„Ja, das heißt", sagte Mr. Seyers, ohne im mindesten in Verlegenheit zu sein, „das heißt, keine Gefahr für denjenigen, der nervenstark ist. Ich bin nicht nervenstark, Mr. Noddy, mich würden sehr leicht meine Nerven im Stiche lassen. Es ist wirklich nicht die mindeste Gefahr dabei. Sie kennen nicht die Gewalt des menschlichen Auges über die Bestien. Aber, wie gesagt, meine Nerven. Ich weiß es, denn ich bin niemals mit den Löwen und Tigern in so nahe Berührung gekommen, wie zum Beispiel Sie, Mr. Noddy. Sie sind mit Löwen und Tigern tagtäglich in Berührung gekommen und haben von Mr. Smith so manchen Kunstgriff gelernt, wie man diese Thiere behandelt; wohingegen ich mich nur mit den sanfteren Geschöpfen der Menagerie beschäftigt habe, mit den Kakadus und den Ziegen und Schafen, und was diese Thiere betrifft, so bin ich jederzeit bereit, mich ihnen zu nähern und

46*

mit ihnen vorzunehmen, was Se. Excellenz nur immerhin wünschen mögen; aber mit Tigern und Löwen? .... Nein, nein, Mr. Noddy, nimmermehr. — Erschrecken Sie mich nicht, sprechen Sie nie wieder davon."

Plötzlich unterbrach er sich:

„Herr Gott, was ist das?" rief er, als ein gräßliches Gebrüll aus der Menagerie heraufönte.

„Es ist die Semiramis", antwortete Noddy kaltblütig.

„Die Semiramis? Um Gotteswillen, sie ist doch nicht ausgebrochen?"

„Nein, sie erhält nur ihre Strafe, die darin besteht, daß man ihr das Fleisch, was ihr heute Abend zum Futter bestimmt war, vorgelegt, und wieder fortgenommen hat. Darüber erhebt sie das wüthende Gebrüll."

„Ach Du mein Gott! wie entsetzlich es sich anhört. — Sieh' Frau, wie ich zittere."

Mrs. Seyers hatte ihn in der That zittern sehen und hatte auch bereits in zarter Fürsorge für das Wohlbefinden ihres Mannes ein Gefäß mit ihrem Universalmedicament, dem von Mr. Seyers so gefürchteten Theerwasser, herbeigeholt, dessen Anblick allein schon geeignet war, Mr. Seyers Energie wieder etwas aufzuwecken, die sich zunächst darin kundgab, daß er sich weigerte, das ganze Gefäß zu leeren, sondern entschieden erklärte, daß er nur einen Schluck davon nehmen würde."

„Nun ein Wort im Ernst", fuhr Noddy fort. „Was würden Sie daran wenden, wenn Sie einen Mann fänden, der in den Käfig hineingeht. Ich wiederhole diese Frage, weil ich einen solchen Mann weiß. Funfzig Dollars, Mr. Seyers, das ist eine lächerliche Summe, die Sie wahrscheinlich im Ernst Niemandem anbieten werden."

„Siebenzig, Mr. Noddy, ich sagte siebenzig, Sie mißverstanden mich. Denken Sie nur, in jeder Minute, welche Sie sich in dem Käfige aufhalten, verdienen Sie fünf Dollars."

„Ganz recht", sagte Noddy, „in jeder Minute fünf Dollars. Für die erste Minute erhalte ich fünf Dollars, und den Rest der Summe würden Sie wahrscheinlich meinen Testaments-Exekutoren auszuzahlen haben."

„Fürchten Sie sich nicht, Mr. Noddy, nein, nein, Sie sind zu furchtsam. Glauben Sie mir — „Ach Du mein Gott, das Gebrüll hört nicht auf; Frau noch einen Schluck Theerwasser."

Diese Bemerkung bezog sich auf ein erneuetes Wuthgebrüll der Tigerin, welches in wahrhaft markerschütternder Weise durch die Menagerie dröhnte.

„Mr. Noddy, ich sagte 80 Dollars, ich glaube, ich habe 80, gesagt — 80 Dollars — Frau; entsinnst Du Dich nicht, was ich sagte?"

„Ich entsinne mich, Mann, daß Du Unsinn schwatzest," erwiederte Mrs. Seyers. „Sprich nicht, was Du einem Manne giebst, der ein einziges Mal in den Käfig hineingeht, sondern sage, was Du einem Manne Gehalt giebst, der die Dressur der Thiere übernimmt, und wenn Mr. Roddy einen solchen weiß, so sei dem jungen Manne dankbar dafür, und biete ihm nicht ein Lumpengeld, sondern biete ihm einen anständigen Gehalt, wie er sich in einer anständigen Menagerie ziemt.

„So sagen Sie, Mr. Roddy, was verlangt der Mann, von dem Sie sprechen?" wandte sich Seyers an den jungen Mann.

„Der Mann, von dem ich spreche, Mr. Seyers, der Mann bin ich selber", sagte Roddy, „und ich verlange dieselbe Gage, welche Sie Mr. Smith gezahlt haben, ohne die für die heutige Vorstellung versprochene Vergünstigung. Ich verlange einen Gehalt von 3000 Dollars, und davon lasse ich keinen Cent ab. Wollen Sie? gut, das Geschäft ist abgemacht. Ich werde die Thiere morgen dieselben Kunststücke machen lassen, welche sie Mr. Smith lehrte, und werde die Dressur für das ganze Jahr fortsetzen. Wollen Sie nicht, so mögen Sie sehen, wie sie mit der morgenden Vorstellung und mit Ihrer Menagerie überhaupt fahren."

„Dreitausend Dollars! Mr. Roddy, Sie ruiniren mich; bedenken Sie dreitausend Dollars, welche Summe!"

„Und bedenken Sie einen Reingewinn von 1500 Dollars, den Sie durch mich haben werden, wie sie ihn durch Mr. Smith hatten, nach der Aeußerung von Mrs. Seyers."

Mr. Seyers warf seiner Frau einen wüthenden Blick zu, weil sie ihn durch ihre Offenherzigkeit in eine solche Klemme gebracht.

Mrs. Seyers aber beachtete diesen Blick nicht, sondern mit wahrer Begeisterung schaute sie den jungen Mann an, und es fehlte Nichts, so hätte sie ihn in ihre Arme geschlossen. Da indessen dies gegen die Schicklichkeit gewesen wäre, so begnügte sie sich, seine Hände zu erfassen, und mit Thränen in den Augen zu rufen:

„O, Mr. Roddy, welch ein Jüngling sind sie! Ich wollte Sie wären mein Sohn, und wenn Sie mein Sohn wären, so würde ich sagen: Mein Sohn, erwirb Dir Ruhm und Ehre, thue, wie Du sagst. Da Sie aber mein Sohn nicht sind, sondern nur ein Freund, ein Schützling, so sage ich: Nein, Mr. Roddy, thun Sie es nicht, bringen Sie Ihr Leben nicht in Gefahr. Sie sind ein muthiger, edelherziger Jüngling, aber bringen Sie Ihr Leben nicht in Gefahr, als Freundin rathe ich Ihnen, thun Sie es nicht."

Mr. Seyers Stirn umwölkte sich immer mehr, und ein Gewitter drohte sich über dem Haupte seiner Gemahlin zu entladen; und um die Gefahr abzuwenden, welche ihm ihre Sentimentalität zu

bereiten drohte, so legte er ihrem Redefluß mit dem beliebten „alte Seeschlange" zunächst einen Hemmschuh an.

Noddy lächelte und sagte:

„Ereifern Sie sich nicht, Mr. Seyers. Der wohlmeinende Rath Ihrer Frau Gemahlin soll mich nicht von meinem Entschlusse abbringen. Fürchten Sie nicht, daß ich mich etwa bestimmen lassen würde, von dem einmal gefaßten Beschlusse abzugehen. Ich habe es mir vorgenommen: ich will es, und kenne recht gut die Gefahr, welche mit diesem Berufe verbunden ist. Mag es nun glücken, oder mag ich das Schicksal meines Freundes Tomahuhu theilen, ich will es einmal."

Mit einem herzlichen Händedruck wandte er sich darauf an Mrs. Seyers und dankte ihr in warmen aufrichtigen Worten für die Aeußerung ihrer mütterlichen Besorgniß.

Wenn eigennützige Charaktäre einmal sich zu einem gewissen Grade von Uneigennützigkeit erheben und mit dieser ungewohnten Tugend einmal im Zuge sind, so kann man in der Regel gar nicht absehn, wie weit sie noch darin gehen werden. Und daß dies Uebel auch bei seiner Frau eintreten würde, befürchtete Mr. Seyers mit Recht. Denn sie fuhr nach einigen schmeichelhaften und bewundernden Exklamationen fort:

„Mann, ich sage Dir, daß Du diesen Jüngling so besoldest, wie er es verdient. Er hat Recht, wenn er sagt, daß wir durch ihn einen Reingewinn von 1500 Dollars haben werden; also zahle ihm die 3000 Dollars, weigere Dich nicht und bedenke, was uns allein der morgende Tag einbringen wird."

Mr. Seyers hatte eben die „weibliche Atzteke" auf den Lippen, als Noddy einfiel:

„Ich bitte Sie, Mrs. Seyers kein Wort zu meinem Gunsten zu sprechen. Ich sage hiermit Mr. Seyers mein letztes Wort. Entweder Sie engagiren mich zur Dressur der Thiere, für den Gehalt von 3000 Dollars, oder Sie thun es nicht. Indessen bin ich bereit, Ihnen eine Concession zu machen. Glückt die morgende Vorstellung nicht, so beanspruche ich keinen Dollar; glückt sie aber, so verlange ich den von mir geforderten Gehalt. — Ist das abgemacht, Mr. Seyers?"

Die entschiedene Sprache des Jünglings mußte Mr. Seyers wohl überzeugen, daß er nicht weiter mit sich handeln lassen werde und, wenn auch mit einigem Widerstreben, schlug er in die dargebotene Rechte des Jünglings ein.

„Ich weiß", fügte er hinzu, nachdem der geschäftliche Theil der Verhandlung abgemacht war, „daß Sie muthig und kühn sind. Allein eine erste Dressur pflegt in der Regel nicht gerade glänzend auszufallen. Ich erinnere Sie an das, was ich sagte: Die Gewalt

des menschlichen Auges ist groß, und wenn Sie morgen Vormittag mit den Bestien noch eine Probe anstellen, so werden Sie den kleinen Rest von Furcht, der Ihnen vielleicht noch inne wohnt, überwinden lernen. Sein Sie ganz furchtlos, Mr. Noddy, wie es Ihr Freund Tomahuhu war, und sollte Ihnen dann bei der Dressur ein Unglück begegnen, nun, Mr. Noddy, so werden Sie persönlich überzeugt sein, daß ich auch bei Ihnen, wie es bei Mr. Smith der Fall war, alles Mögliche gethan habe, um Sie zu warnen und zur Vorsicht zu ermahnen, daß mich also von Seiten der Behörde keine Verantwortung oder ein Tadel treffen kann."

„Sein Sie unbesorgt", antwortete Noddy; „ich werde Sie nicht für das verantwortlich machen, was mir widerfährt, ebenso wenig, wie Tomahuhu Sie für das verantwortlich gemacht hat, was ihm widerfahren."

Auf Noddy machte diese letzte Bemerkung seines Chefs welcher die Schuld an dem Unglück, das den Löwenbändiger getroffen, auf diesen allein zu schieben sich bemühte, keineswegs einen günstigen Eindruck, sondern ließ ihm denselben in ziemlich verächtlichem Lichte erscheinen.

Es ist ja der Mensch so leicht geneigt, eine Schuld, die ihn drückt, von sich abzuwälzen auf die stärkeren Schultern eines Anderen, und wer vermöchte die Last einer Schuld wohl leichter zu ertragen, als ein Todter? —

Nachdem man noch abgemacht hatte, daß auf den Anschlagzetteln nicht das Mindeste geändert werde, daß selbst der Name des Löwenbändigers auf demselben beibehalten werde, und nachdem man sich noch einmal durch Handschlag versichert hatte, daß das Geschäft abgemacht sei, verabschiedete sich Noddy. —

Als er in seinem Wagen, in der Wohnung des Löwenbändigers, ankam, da erinnerte ihn, obwohl man den Leichnam längst aus derselben fortgeschafft hatte, Alles an seinen Freund und dessen Schicksal.

Da hing sein Anzug, sein Wams von Leder, das neue Leopardenfell, was Mr. Seyers ihm zu der morgenden Vorstellung zum Geschenk gemacht hatte, die Messingkrone, welche für dem morgenden Tag noch extra mit Adlerfedern geziert war.

Dort lag die Peitsche, mit dem quecksilbergefüllten Griff, dort in jener Nische stand die Flasche, aus welcher Mr. Smith nach jeder Vorstellung eine Herzstärkung zu nehmen pflegte.

Das Alles erinnerte ihn nicht nur an das Schicksal seines Freundes, sondern mahnte ihn auch, an das zu denken, was ihm selber bevorstand.

Der Schlaf floh ihn.

Doch neben den Schreckensbildern, die vor seiner Seele emporstiegen, da traten auch Erscheinungen sanfterer Art auf, da tauchte

Fanny's Bild empor, die herrliche Zeit, die er mit ihr zusammen in Georgesville verlebt, das Versprechen, welches sie ihm zu Nashville gegeben, und der Kuß, welchen sie auf seine Lippen drückte.

War sein Entschluß, diese gefährliche Carriere zu ergreifen, in welche er jetzt den ersten Fuß gesetzt, lediglich gefaßt, um sich eine bessere Existenz zu sichern, oder um sich dem Verstorbenen als einen, seiner würdigen, Freund zu zeigen?

Vielleicht. — Vielleicht aber war es auch das Verlangen, in Fanny's Augen in einem andern Lichte, als in dem eines verachteten Negers zu erscheinen. Denn die Person eines Thierbändigers, mögen sich auch manche Lächerlichkeiten an dieselbe knüpfen, umgiebt stets in gewissem Maaße der Glanz des Heroismus, und sollte dieser Heroismus nicht den Makel zu überstrahlen vermögen, der an seiner Geburt haftete? War es nicht möglich, daß Fanny ihn in seinem jetzigen Berufe mit anderen Augen betrachten würde, als sie ihn bis dahin zu betrachten gewohnt war? War es nicht möglich, daß die Lehren, die der fromme Mr. Payne ihr eingeimpft, ferner in ihrem Herzen kein Echo finden würden?

Mit einem Gebete für seine Erhaltung und mit einem letzten Gedanken an Fanny, schlief er erst spät am Morgen ein.

---

## Neunundsiebzigstes Kapitel.

# Das Asyl armer Verwandten.

Wir verließen Miß Fanny, die Tochter des so vielfach heimgesuchten Plantagenbesitzers Mr. Cleary, auf dem Perron des Bahnhofes und zwar in dem Moment, als sie von einer ihrer jungen Reisegefährtinnen, der zwölfjährigen Nettice, zu ihrer nicht geringen Bestürzung die Vermuthung aussprechen hörte, daß die Stadt, welche das Ziel ihrer Reise war, nicht Richmond sei, da Richmond nicht am Meere liege.

Als Mrs. Bethsey Bagges ihre Schützlinge mit der ängstlichen Sorge einer zärtlichen Mutter glücklich in den Wagen gepackt hatte, und dann selbst hineingestiegen war, sprang Scip, der Neger, neben den Kutscher auf den Bock, und der Wagen setzte sich in Bewegung. Selbst bei Mondschein machten die prächtigen Gebäude der Stadt

einen solchen Eindruck, daß Fanny mehrmals Ausrufe der Bewunderung ausstieß, während der Wagen durch die schönen Straßen hinfuhr. Die Straßen wurden indessen im Verlauf der Fahrt immer weniger ansehnlich, und endlich bog der Wagen in eine sehr dunkle und von der Hauptstraße ziemlich entlegene, versteckte Seitengasse ein.

Von dem Luxus, den alle Häuser der Stadt zur Schau trugen, war hier nicht viel zu sehen, nur einzelne Häuser nahmen sich in dieser Gasse noch stattlich genug aus. Die Gasse war lang und erstreckte sich bis nahe an den Quai. Dort hörten die Häuser auf, und eine hohe Mauer zog sich eine Strecke die Straße entlang.

Vor einer ziemlich niedrigen Pforte in der Mauer hielt der Wagen an. Scip sprang vom Bock und zog eine neben der Thür in der Mauer befindliche Glocke, während Mrs. Bagges ihren Schützlingen aussteigen half.

Fanny beschlich ein unheimliches Gefühl. In dieser abgelegenen, einsamen Gegend der Gewalt einer Frau preisgegeben, gegen welche ein unbesiegbarer Widerwillen sich in ihr geltend gemacht hatte, das war ein Gedanke, der ihr Furcht einflößte. Die Mauer, vor welcher der Wagen hielt, sah der Mauer eines Gefängnisses so ähnlich, daß in ihr plötzlich der Vorsatz rege ward, die Flucht zu ergreifen.

Zitternd stand sie neben dem Wagen und schien umherzuspähen, ob sich ihr nicht eine Gelegenheit zur Flucht darbieten würde.

Da fühlte sie ihre Hand ergriffen und leise gedrückt. Es war Nettice, welche ihr zuflüsterte:

„O Gott, Miß Fanny, ich fürchte mich so sehr, ich wollte, wir könnten entfliehen."

Fanny wollte antworten, daß sie eben auch daran dächte, da traf die Stimme der Mrs. Bagges ihr Ohr, welche ihr zurief:

„Nun, liebe Fanny, ist's gefällig einzutreten? Die Thür ist offen. — Was stehst Du albernes Ding" — wandte sie sich an Nettice — „und geberdest Dich, als wollte Dir Einer ein Leid anthun? Gleich komm' her, marsch hinein!"

Mit diesen Worten ergriff sie die zitternde Kleine am Aermel ihres Kleides und zog sie ziemlich unsanft durch die Thür.

„Bitte Miß Fanny . . ." fuhr sie fort als diese noch zögerte.

Fast willenlos gehorchte Fanny, als sie sah, daß sie allein noch draußen stand.

„Guten Abend, Mr. Gamp, redete Bethsey Bagges den Portier an, welcher zu ihrer Begrüßung aus der Loge herausgetreten war und mit wohlgefälligem Grinsen die vier Kinder eins nach dem andern musterte. — „Guten Abend. — Nichts besonderes vorgefallen? — Ist keine von den Rangen ungezogen gewesen?"

„Es ist alles so leidlich gut gegangen“ antwortete Mr. Gamp, mit nicht ganz sicherer Stimme.

„O“, erwiederte Mrs. Bagges, „ich sehe Sie haben wieder der Flasche allzufleißig zugesprochen. Ich habe Belle Boyd expreß aufgetragen, dafür zu sorgen, daß Sie nicht zu viel Wein erhalten.“

„Belle Boyd hat ihre Schuldigkeit gethan“, lallte Mr. Gamp, „es ist nicht von ihr.“

"Von wem denn?“

„War nach Kundschaft, Bethsey. Wollte dem Geschäfte Kundschaft zuführen, weil schon zwei Tage Niemand hier war, mußte aber ein Paar Baumwollenmäklern wacker zutrinken, ehe sie mitkamen.“

„Kein Wunder“, antwortete Mrs. Bagges, „daß das Geschäft schlecht geht, wird aber jetzt wohl besser gehen.“

„Vermuthlich“, grinzte der Trunkenbold, „lauter hübsche Dinger das — ganz was Appartes dabei.“

Der Raum, in welchem diese Unterredung stattfand, war eine Art Eingangshalle, welche sich unmittelbar hinter der Pforte an der Mauer befand, es war das ein überdachter, an einer Seite offener Gang, an der andern Seite befand sich die Wohnung des Mr. Gamp. Das ganze Gebäude war nicht länger als etwa 16 Fuß und hatte keine andere Bestimmung, als dem Portier zur Wohnung zu dienen.

Der weite Platz, welchen die hohe Mauer umschloß und an dessen einem Ende das Portierhäuschen mit der Halle lag, war ein weiter, dicht bewachsener Park. Laubgänge führten in verschiedenen Richtungen durch denselben und vereinten sich zuweilen auf geräumigen Rasen- und Spielplätzen oder verloren sich in schattig umrankten Lauben oder im kleinen idyllischen Gartenhäuschen.

Mrs. Bagges ging mit ihren Schützlingen voran, Scip mit dem Gepäck folgte. Sie schlug den breitesten der Gänge ein, welcher in ziemlich gerader Richtung auf ein mitten im Park gelegenes ziemlich geräumiges und sehr hübsch gebautes Haus zuführte.

Je näher Fanny dem Hause kam, desto unruhiger ward sie, ihre Hand, welche die Petticens fest umfaßt hatte, zitterte, und ihr Gang war schwankend.

In dem Hause selbst ging es trotz der späten Abendzeit noch sehr lustig her. Die Fenster des ersten Stockes waren alle hell erleuchtet, wie man durch die geschlossenen Läden doch bemerken konnte, und jubelndes Getöse, untermischt mit dem Gesang einer Discantstimme und den Tönen eines Pianos erschallte weithin durch den Garten.

„Es wird Besuch da sein“, bemerkte Sairy, deren Verstimmung auch mit der Annäherung an das Haus wuchs. — „Gehen wir vorn hinein, Alte?“ fügte sie hinzu.

„Nein, wir werden unsere Freundinnen über die Hintertreppe in ihre Zimmer führen“, antwortete Mrs. Bagges, „sie werden Ruhe nöthig haben.“

Der Gang, welchen sie eingeschlagen hatte, führte an den Haupteingang. Hier aber bog Mrs. Bagges ab und führte ihre Zöglinge auf einem Seitenweg über einen hübschen, sauberen Hof, an die Hinterseite des Hauses. Auf Scips Klopfen ward die Thür von einem sehr hübschen Mädchen, die mit hochgeröthetem und erhitztem Gesicht herbeistürzte, geöffnet.

„Nun, da sind Sie ja“, rief sie, als sie Mrs. Bagges erblickte, „und wie es scheint“, fügte sie hinzu, auf die kleinen Begleiterinnen der Dame deutend — „haben Sie auf Ihrer Reise Glück gehabt.“

„Ich kann nicht klagen, Belle Boyd“, antwortete Mr. Bagges. „Ich bin zufrieden. Aber wenn ich Dich bitten darf, so schicke auf den Salon im zweiten Stock schleunigst ein gutes Abendessen, die lieben Kleinen haben sicherlich großen Hunger. — Die Zimmer sind doch in Ordnung?“

„Alles in Ordnung“, antwortete Belle Boyd. „Gehen Sie nur mit unseren neuen Gästen hinauf, ich werde das Abendessen sofort besorgen lassen,“

Die Treppen, welche in die oberen Stockwerke führten, waren sauber und mit Teppichen belegt, das Zimmer, welches Mrs. Bagges ihren Gästen anwies, ein sehr geschmackvoll möblirter Salon, die Fenster mit dichten Gardinen von grüner Seide verhängt, bequeme Sophas und Sessel standen an den Wänden und eine Ampel brannte an der Decke, welche durch das grüne Glas ein eigenthümliches Licht, ein trauliches Clair-obscur, über das gemüthliche Boudoir ergoß.

Eine Negerin deckte einen Tisch und servirte ein ausgesuchtes Abendessen, wobei Mrs. Bagges präsidirte.

Die Furcht, welche sich der Kinder bemächtigt haben mochte, begann allmälig zu schwinden, als sie sahen, daß es sich hier keineswegs um ein Gefängniß handelte, sondern ein sehr angenehmer Aufenthalt ihrer wartete. Der Apetit stellte sich auch bald ein, und sie sprachen Alle den wirklich ausgesuchten Speisen in einer für Mrs. Bagges sehr befriedigenden Weise zu, selbst von dem Wein, der bei der Abendtafel nicht fehlte, nippten sie Alle ein wenig, und Sairy trank sogar so viel, daß Mrs. Bagges in ihrer mütterlichen Fürsorge die Befürchtung aussprach, es werde ihr nicht bekommen.

„Ach was“, antwortete Sairy spitzig, „hab' Dich nich, Alte, Du siehst es ja nur zu gern, wenn wir uns einen kleinen Rausch trinken.“

„Mäßige Dich, liebes Kindchen“, sprach Bethsey Bagges begütigend. „Was müssen nur unsere Gäste von mir denken, wenn Du solche Reden führst.“

„Nun, ob sie es heute oder morgen erfahren", erwiderte Sairy in unverbesserlicher Trotzköpfigkeit; „ihnen werden ja doch bald genug die Augen aufgehen."

Wer weiß, ob solche unehrerbietigen Reden die gute Dame nicht ernstlich erzürnt hätten. Indessen erhielt der unerquickliche Wortwechsel dadurch eine Unterbrechung, daß in diesem Moment das junge Mädchen, welches Mrs. Bagges Belle Boyd genannt hatte, die Thür geöffnet und ihr vor Aufregung geröthetes Gesicht durch die Oeffnung geschoben hatte mit der Frage:

„Darf ich? . . . ."

„Ich bitte, Belle Boyd, tritt näher!" sagte Mrs. Bagges zuvorkommend, indem sie zugleich auf dem Sopha Platz machte, um die Eintretende neben sich sitzen zu lassen.

Belle Boyd erschien in einem Kostüm, welches man in jeder anständigen Gesellschaft anstößig gefunden haben würde. Nicht nur war ihr rabenschwarzes Lockenhaar dermaßen aufgelös't, daß es wirr und ungeordnet über ihre Schultern herabhing, sondern auch das Mieder von rother Seide, das Sie trug, war geöffnet, und ihr üppiger Busen drängte sich nach Erledigung des Zwanges in einer Weise vor, die Fanny beinahe erröthen machte. Trotzdem aber sah Belle Boyd doch schön aus, und ihre Schönheit, wie ihre ungeheuchelte Freundlichkeit und die Munterkeit ihres Wesens, söhnte die Kinder leicht mit der Nonchalance ihres Anzugs aus.

„Ich muß doch unsere neuen Hausgenossen begrüßen!" rief sie lachend. — „Eins, zwei, drei, vier! — Herrlich und wie hübsch sie Alle sind — Ach welche Feueraugen, welch zarter Teint, welch eine schöne Hand, ich bin überzeugt, daß jeder der Gentlemen, die unsere Kunden sind, 500 Dollars . . .

„Still, Belle Boyd!" unterbrach sie Mrs. Bagges, die junge Dame ist Miß Fanny. Liebe Fanny, ich hoffe, Du verzeihst meiner lustigen Freundin ihre Ausgelassenheit, sie ist nicht so schlimm, wie sie scheint."

Fanny erklärte erröthend, daß sie es sehr freundlich finde, sich von Seiten ihrer Wohlthäterin mit solcher Rücksicht behandelt zu sehn.

„Ihr meine kleinen Püppchen," fuhr Belle Boyd fort, ohne den Verweis sonderlich zu beachten, indem sie sich an Nettice und Anna wandte, „seht ein wenig abgemagert aus, aber tröstet Euch, Ihr werdet bald so voll und rund sein wie irgend Eine hier im Hause; denn Mrs. Bagges hält auf eine gute, nahrhafte Kost. Ich war eben so abgemagert, als ich vor 8 Jahren zu Mrs. Bagges kam, aber schon nach einem Monat sah ich blühend aus wie eine Rosenknospe und war bei allen Herren beliebt und von Allen die Gesuchteste."

„Diese junge Dame," fügte Mrs. Bagges erklärend hinzu, als sie bemerkte, daß Fanny und Nettice die Erzählung Belle Boyd's mit

einigem Befremden anhörten, „ist nämlich auch von mir erzogen worden. Sie war 13 Jahr alt, als sie zu mir kam, elend und abgemagert. Sie blieb bei mir bis zu ihrem siebzehnten Jahre und entwickelte sich zu einer merkwürdigen Schönheit, da sie nun meiner Obhut nicht weiter bedurfte, so ist sie seitdem ihren eigenen Weg gegangen, und das erlaube ich jeder der armen Verwandten in meinem Hause, wenn sie ein gewisses Alter erreicht hat.“ — —

Nach dem Abendessen forderte Mrs. Bagges ihre Schützlinge auf, sich in ihre Schlafgemächer zu begeben.

„Dieser Salon,“ fügte sie hinzu, „ist für Euren gemeinsamen Aufenthalt bestimmt, außerdem aber erhalten je Zwei und Zwei von Euch eines der anstoßenden Zimmer zum Schlafzimmer.“

Fanny, welche, wie die Dame erklärte, ihr Liebling war, erhielt den Vorzug, sich eine Stubengenossin wählen zu dürfen. Ihre Wahl fiel auf Nettice. Polly und Anna bewohnten also das andere Zimmer. Sairy hatte ein in der Nähe belegenes Zimmer allein, ihr wurde, als der Aeltesten eine Art Vormundschaft über die Neulinge aufgetragen, sie wurde gewissermaßen mit den Anfängen ihrer Erziehung betraut; die weiteren Fortschritte zu leiten aber, wie den jungen Mädchen später klar wurde, das behielt sich Mrs. Bagges selber vor, und ließ sich dabei nur von Belle Boyd assistiren.

Die Schlafzimmer der Kinder waren geschmackvoll, bequem und elegant und ließen nichts zu wünschen übrig. In jedem standen zwei Himmelbetten mit schneeweißer Leinwand bezogen, Gegenstände der Toilette waren im Ueberfluß vorhanden, in den Schränken hing eine Auswahl der elegantesten und feinsten Kleider — beim An- und Auskleiden leisteten kunsterfahrene Negerinnen Hülfe — kurz alles, was ein verwöhntes Mädchen sich nur wünschen mag, das war hier vorhanden.

Am Tage nach der Ankunft der vier fremden Kinder forderte Mrs. Bagges dieselben auf, ein Bad zu nehmen. Sie selbst in eigener Person unterstützte die Negerinnen bei ihren Hülfeleistungen, eine Freundlichkeit, welche gewiß alle Anerkennung verdiente. Indessen kam es doch hierbei zu dem ersten Conflict zwischen ihr und Fanny. Da nämlich die ganze Unterhaltung der Dame so lange sie im Badezimmer sich befand, sich auf eine eingehende Musterung der körperlichen Vorzüge und Mängel beschränkte, wobei sie, behufs Feststellung gewisser Details die Kleinen zur Duldung von Berührungen und Besichtigungen nöthigte, welche ihnen das Blut in die Wangen trieben, so erklärte Fanny, daß sie nie wieder baden werde, wenn Mrs. Bagges zugegen sei.

Wochen vergingen, ohne daß Fanny, so oft sie auch mit ihrer Stubengenossin im vertraulichen Gespräch das Thema ventilirte, das räthselhafte Dunkel, welches Mrs. Bagges und ihr Haus um-

gab, zu lichten vermochte. Wie hätten auch diese Kleinen eine Ahnung haben sollen, von den Verbrechen, durch welche die übersättigten Roués, die in Lastern aller Art erschöpften Junker, die blasirten Wüstlinge des Südens Befriedigung ihrer Wollust suchten? — Wie hätten sie eine Ahnung haben können von den unnatürlichen Mitteln, deren sich die entmannten Libertins bedienten, um noch einmal aus dem Becher des Genusses zu kosten? —

Es muß zur Schande der entsittlichten Aristokratie des Südens gesagt werden, welche sich solcher Institute bediente und zur Schande der Behörden, welche die Existenz solcher Institute möglich machten — daß man in vielen der Hauptstädte der südlichen Staaten Kinder zu Opfern der Wollust machte; daß man Etablissements des Lasters einrichtete, welche von Kindern bevölkert waren! —

Wie gesagt, Fanny und ihre Freundin hatten davon keine Ahnung. Was sie herausbrachten, war nur geeignet, den Schleier, welcher sich vor ihrem Blicke ausbreitete, noch dichter zu machen. Daß sie sich, wie Nettice behauptet hatte, wirklich in Charlestown befanden, das hatte sie sehr bald von einer der Negerinnen erfahren. Ferner wußte sie, daß im Hause sich außer ihnen noch 6 bis 8 Kinder ihres Alters befanden, daß diese in einer höchst bestechenden Toilette sich Abends in einem Gesellschaftszimmer des ersten Stockes versammelten, und daß dort auch Herren, und zwar meistens alte Herren, zu sein pflegten. Sie hatten mit den früheren Bewohnern des Hauses keinen Verkehr, sie speisten nicht mit ihnen zusammen und kamen auch sonst wenig mit ihnen in Berührung, nur Sairy, die ihnen als Gouvernante oder Gesellschaftsdame diente, verlebte die meiste Zeit in ihrer Nähe, sie hielt sich entweder bei ihnen in ihrem gemeinsamen Boudoir auf oder machte Spaziergänge mit ihnen in dem Park. Es fehlte ihnen an keiner Bequemlichkeit, und der Tisch der Mrs. Bagges war von Belle Boyd nicht mit Unrecht gelobt worden. Auch für Unterhaltung war gesorgt. In dem Boudoir befand sich eine kleine Bibliothek, indessen verzichtete Fanny darauf, davon Gebrauch zu machen, da sie gefunden hatte, daß es durchgängig Romane äußerst lasciven Inhalts waren.

So verging ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern; der Winter kam heran, und die Spaziergänge im Park hörten auf, sonst veränderte sich nichts in ihrem täglichen Leben. Auf Netticens wie auf der verkommenen kleinen Anna Aeußeres hatte, wie Belle Boyd vorher gesagt, die gute Lebensweise vortheilhaft eingewirkt, sie hatten sich in kurzer Zeit sehr zu ihrem Vortheil verändert. Fanny hatte mehr als einmal Mrs. Bagges gebeten, ihr die Mittel zu gewähren, um nach Richmond zu ihrer Mutter reisen zu können, allein Mrs. Bagges hatte davon nichts wissen wollen, vielmehr dies Verlangen zwar nicht unfreundlich, aber doch sehr entschieden zurück-

gewiesen; es stand demnach fest, daß ihre Wohlthäterin sie nicht weglassen wollte. Fanny und die andern, welche mit ihr gekommen, waren nichts als Gefangene, und ihr Loos kein besseres, als das des Vogels im goldenen Käfig.

Welchen Zweck aber hatte Mrs. Bagges, sie gefangen zu halten? — Sie durften nie den Park verlassen, Mr. Gamp hielt an der Pforte strenge Wacht. Mit einigen Mädchen, die bereits länger sich im Hause befanden, zu denen auch Sairy gehörte, machte Mrs. Bagges öfters weitere Spaziergänge, mit ihnen besuchte sie Conzerte, Theater und andere öffentliche Vergnügungsorte. Fanny befragte eines Tages Sairy um die Ursache dieser Zurücksetzung, und die Kleine gab ihr lachend die Antwort:

„Weil sie Dich noch nicht für sicher hält. — Sie fürchtet, daß Du ihr davon läufst, oder die Hülfe irgend eines der Herren anrufst, mit denen Du zusammen kommst. — Uebrigens,“ setzte Sairy, plötzlich ernsthaft werdend, hinzu, „ist es gut, daß Du mich darnach fragst, ich habe Dich vorzubereiten auf die Rolle, welche Ihr hier in diesem Hause zu spielen habt.“

Fanny horchte auf! — Endlich sollte also der Schleier gelüftet werden.

„Du wirst bereits wissen,“ fuhr Sairy fort, „daß hier im Hause etwa ein Dutzend Mädchen unsers Alters sind.“

„Ich weiß es! — Ich weiß auch, daß noch mehre Mädchen unsers Alters dies Haus besuchen, denn ich sehe oft welche, und zwar aus den vornehmeren Ständen, um die Mittagszeit durch die Pforte kommen. Da sie meistens Schulmappen tragen, so glaubte ich, sie erhielten hier Unterricht.“

Sairy brach in ein unbändiges Lachen aus, so daß sie erst nach einer längeren Pause wieder reden konnte.

„Allerdings, Unterricht erhalten sie hier; aber nicht in irgend einer Kunst oder Wissenschaft, sondern in der Liebe.“

„In der Liebe?“

„Nun ja, wenigstens etwas Aehnliches. — Die Mädchen kommen nämlich aus der Schule, und auf dem Schulwege sprechen sie ohne Wissen der Eltern hier an.“

„Und zu welchem Zweck?“

„Um mit den Herren zu scherzen, die sie hier treffen.“

„Herren?“

„Freilich, und zwar sehr reiche und vornehme Herren, welche ihnen und Mrs. Bagges große Geschenke machen. Sie sind zwar meistens etwas alt und nicht besonders hübsch, aber sie haben desto mehr Geld. Du könntest von einem solchen Herrn verlangen, was Du wolltest, er würde es geben. — Hättest Du nicht Lust, an unsern Cirkeln theilzunehmen?“

Fanny ahnte noch immer nicht den drohenden Abgrund, an dessem Rande sie schwebte. Nur ein Gedanke war ihr klar, nämlich, daß es ihr gelingen möchte, einen dieser freigebigen Herrn zu bewegen, sie aus diesem Hause fort zu nehmen und ihr die Mittel zu der Reise nach Richmond zu geben. Sie sprach deshalb ihre Bereitwilligkeit aus, an den Cirkeln theilzunehmen.

„Das ist gut," antwortete Sairy, „so kleide Dich sorgfältig an, ich werde Dich heute Abend abholen. Auch Nettice und Anna sind jetzt so ausgewachsen, daß Mrs. Bagges sie für präsentabel hält. Polly hat, wie Du weißt, schon längst an den Cirkeln theilgenommen, und hat sich die Zufriedenheit unserer „Tante" bereits so weit erworben, daß sie sie nächstens mitnehmen wird, wenn wir ausgehen."

Eine Negerin erschien und versah beim Ankleiden der Mädchen die Dienste einer Kammerzofe. Allerdings waren die Kleider schön, aber ihre Façon so kokett, daß sie selbst, namentlich bei Nettice, einen schüchternen Protest hervorriefen, allein es war Befehl der Mrs. Bagges, daß diese Kleider angezogen werden sollten, dazu kam die kindliche Eitelkeit, und so ließen die jugendlichen Opfer gar bald den Protest fallen.

Fanny, Nettice und Anna standen vor dem großen Trumeau in ihrem gemeinschaftlichen Salon, sich einander mit strahlenden Augen betrachtend.

„Wie schön Du bist, Fanny! — Wie herrlich Dein Haar sitzt!"

„Wie gut die rosa Schleifen zu Deinem braunen Haar stehen, und wie hübsch ist Dein Wuchs, Nettice! —

„Anna sieht wahrlich reizend aus mit den geschminkten Wangen und den dunkel gefärbten Brauen!"

So riefen sie wechselseitig, umarmten und küßten sich, und standen in lieblicher Gruppe, wie ein Bouquet duftiger Blüthenknospen, als Sairy kam, um sie abzuholen.

„Wo ist Polly?" fragte Fanny.

„Polly ist schon unten", war die Antwort, „und sitzt bereits ihrem Galan auf dem Schooß. Ei!" fügte sie hinzu, indem sie einen Schritt zurücktrat und die drei jugendlichen Grazien betrachtete, „Ihr werdet Furore machen. Da ist gerade der alte Viscount, dem Keine von uns mehr gefällt — der wird Augen machen, — Ich bin überzeugt, daß Du sofort eine Eroberung an ihm machst."

„Wenn er mich von hier befreien könnte!" dachte Fanny.

„Uebrigens", fuhr Sairy fort, „werdet Ihr heute auch die neue Hausgenossin kennen lernen, nämlich die Schwester von Mrs. Bagges, eine gewisse Mrs. Gamp, die heute von New-York eingetroffen ist und bei uns bleiben wird; ein ebenso widerwärtiges Geschöpf, wie unsere Alte. Sie ist die Frau von unserem Portier, hat aber seit

Jahren nicht mit ihm zusammen gelebt, sondern in New-York ein ähnliches Geschäft betrieben, wie ihre Schwester hier in Charleston. Ich für meine Person habe ihr bereits gezeigt, daß ich selbständig bin und mir nichts sagen lasse, und ich rathe Euch, ebenfalls ein wenig keck ihr gegenüber zu treten, denn sie scheint sich hier viel herausnehmen zu wollen. — Seid Ihr bereit, so kommt. — Noch eins muß ich Euch einschärfen. Vergeßt nicht, die Alte „Tante“ zu nennen und nennt Niemandem, selbst wenn Ihr danach gefragt werden solltet, Eure Zunamen, oder sprecht gar den Wunsch aus, von hier fort zu kommen, das rathe ich Euch, denn in dem Fall ist die Alte unerbittlich. Sie würde Euch bei Wasser und Brot einsperren.“

In spannender Erwartung, mit zagender Unsicherheit und kindlicher Schüchternheit folgten die drei Opfer ihrer Führerin die Treppe hinab.

Sairy öffnete eine auf einen mit Teppich belegten und hell erleuchteten Corridor führende Flügelthür, schlug die dahinter befindliche Portiere zurück, und die Mädchen befanden sich im Gesellschaftssaal.

Es war ein prächtiges Zimmer, geräumig und feenhaft ausgestattet. Prächtige Spiegel waren an den Wänden angebracht, an den Fenstern hingen schwere seidene Vorhänge, an der Decke ein krystallfunkelnder Kronleuchter, und neben den Spiegeln brannten goldene Armleuchter. Rings waren Nischen mit schweren Vorhängen, künstliche Lauben, unter welchen Divans von reichen Stoffen standen, der parquettirte Fußboden war mit persischen Teppichen belegt und die Tapete mit Goldborte und Goldleisten prunkend verziert. Auf Consolen standen Marmor-Statuetten und die Decke war mit Fresken kunstreich geschmückt.

In diesem Feengemache bewegten sich nun, auf den Divans oder unter den Blumen sitzend, oder tanzend und scherzend die Kleinen, welche Mrs. Bagges den Fremden als „arme Verwandte“ vorzustellen pflegte, und nahmen sich in ihren, an das Feenreich lebhaft erinnernden Kostümen aus, wie die Elfen im Blüthenhain.

Auch mehrere meistens ältere, aber sämmtlich der Geldaristokratie angehörige Herren, befanden sich hier, welche auf Sesseln oder auf den Divans, nachlässig hingeworfen, Sherry tranken und mit den Kindern scherzten, zum Theil in einer Weise, daß Fanny blutroth wurde und Nettice, welche ihre Hand krampfhaft erfaßt hielt, zu zittern begann.

Alle Anwesenden richteten ihre Blicke auf die Ankommenden und ein einstimmiges „Ah!“ von Seiten der Herren drückte den Beifall aus, den Fanny von ihrer Seite fand.

Sairy entriß sie der ersten Verlegenheit dadurch, daß sie sie bei der Hand nahm und an eine Art Büffet führte, hinter welchem Mrs. Bagges thronte, hinter deren Stuhl sich Scip postirt hatte, während

ihr zu Seite eine andere Dame saß, welche Sairy ihnen als Mistreß Gamp aus New York vorstellte.

Mrs. Bagges sprach ihre Freude aus, daß ihre neuen Schützlinge sich entschlossen hätten, sich ihren Cirkeln anzuschließen, und drückte die Hoffnung aus, daß sie den in Bezug auf sie gehegten Erwartungen entsprechen würden, worauf sie sich an ihre Schwester wandte mit der Frage:

„Was meinst Du, eine gute Acquisition, nicht wahr?“

Mrs. Gamp schwieg eine Weile, machte ein wichtiges Gesicht, musterten jede Einzelne von oben bis unten, und sagte dann, während sie langsam eine Prise nahm, mit der wichtigthuenden Miene einer competenten Person:

„Ich sage, Bethsey, daß diese hier“ — diese Eloge galt Fanny — „allein ein Kapital von zwanzigtausend Dollars repräsentirt. Auch die Andere ist gut — schöner Wuchs, hübscher Fuß, runde Wade und .... willst Du nicht so gut sein, ein wenig das Kleid aufheben, daß ich die Beine besser sehe.... Nun, nicht geziert, mein Püppchen, um Dich zu zieren, dazu bist Du nicht hier .... Da, siehst Du, wenn Du es nicht thust, so muß ich es selber thun .... ein wohlgeformtes Bein. — Bei der Kleinen da“, sie meinte Anna — „muß vorläufig noch etwas nachgeholfen werden, bis sie sich ein wenig ausgewachsen hat.“

„Geschieht auch, Schwester“, antwortete Bethsey Bagges. „Die Kleine ist auch erst fünf Monate in meinem Hause, und da hat meine Pflege noch nicht die frühere Vernachlässigung gut machen können. — Sairy“, wandte sie sich an diese — „führe doch die lieben Kleinen ein wenig umher, daß sie ihre Schüchternheit los werden. Mache sie mit den Andern bekannt.“

Es waren im Ganzen außer ihnen nur sechs Mädchen in dem Salon. Auf Fanny's Frage, wo denn die Anderen seien und namentlich auch, wo Polly sey, antwortete Sairy:

„Polly und noch drei Andere sind mit zwei Herren im rothen Cabinet.“

„Was ist das für ein Cabinet und was machen sie dort?“

„Ha, ha! Das wirst Du schon noch erfahren!“

Während Sairy bei den neuen Gästen den Cicerone machte, setzte Mrs. Bagges mit ihrer Schwester das Gespräch über dieselben fort.

„Beim Himmel, Bethsey“, äußerte die Letztere, „wenn ich es nicht möglich gemacht hätte, durch einen glücklichen Zufall mir ein Sümmchen bei Seite zu schaffen, ein solches Geschäft finge ich auch an, das ist ja eine wahre Goldgrube.“

„Hat aber auch sein Unangenehmes“, entgegnete die Dame vom Hause. „So zum Beispiel macht es immer große Schwierigkeiten,

ein Mädchen, wenn es trotzköpfig ist, herumzukriegen. Von den Vieren, die ich aus Winchester mitbrachte, hat sich bis jetzt nur erst Eine gut angelassen, die Anderen sind alle noch spröde, höchstens, daß die kleine Anna aus Dummheit zum Nachgeben sich bereit finden ließe; aber mit Fanny und Nettice werde ich noch meine Noth haben".

„Kannst Du sie nicht zwingen?"

„Das thu' ich ungern, denn erstlich ist es gefährlich für den Fall, daß Eine wieder entkommt, und zweitens, sehen es auch die Herren gewöhnlich nicht gern, daß man irgend Gewalt anwendet. Ich habe aber ein anderes Mittel, welches selten seine Wirkung verfehlt." —

„Worin besteht das?"

„Es befinden sich versteckte Oeffnungen in ihrem Salon, durch welche man in das rothe Cabinet sehen kann, wo die Herren mit den Mädchen ihre Kurzweil treiben. Ich zeige ihnen diese Oeffnungen. Anfangs zieren sie sich, hindurch zu sehen, aber schließlich finden sie doch Gefallen daran, und wenn sie die Dinge sehen, die dort vorgehen, so wird ihre Phantasie erregt, und sie suchen von selbst die Gelegenheit zu ähnlichen Belustigungen."

„Sehr schlau, das muß ich sagen. — Sieh einmal, Bethsey, die hübsche Fanny hat schon ihre Anbeter gefunden, da sieh, wie die Augen des alten Dickwanstes verklärt leuchten, wie er ihre Taille umfaßt, wie er ihre Hand pätschelt — ob sie sich seine Zärtlichkeit gefallen läßt? . . ."

„Das ist der reiche Viscount," antwortete Mrs. Bagges . . . Ja, Alterchen, unter tausend Dollars ist sie nicht . . . Mein Gott, wie sie so spröde thut, die unausstehliche Range — da, haben wirs, sie reißt sich von ihm los, verdammt, und er wird jetzt keine Andere wollen. Ach, mein Schätzchen, wir werden Dich schon verliebt zu machen wissen."

Hochroth und verstörten Antlitzes stürzte Fanny der Thür zu. Laut schreiend hielt sie sich die Hände vor das Gesicht, und gefolgt von Nettice sprang sie wie ein verfolgtes Reh die Stufen hinauf und warf sich verzweifelnd auf das Sopha nieder. Nettice suchte sie zu trösten, und fragte sie, was ihr begegnet sei; aber Fanny konnte nicht antworten. Da trat Sairy ein.

„Mein Gott," rief diese, „wie kannst Du Dich nur so ungeberdig stellen, wenn sich ein Herr einen Scherz mit Dir macht?"

„Schweig!" schrie Fanny. „Ich will Niemanden sehen oder hören, als Nettice. O Gott, wer rettet mich — Noddy, Noddy! Wenn Du es wüßtest — wie fürchterlich, wie entsetzlich! Rette mich, Noddy, rette mich!"

Sairy war anscheinend gleichgültig auf die Wand zugeschritten und schob dort eine Klappe in der Tapete bei Seite, eine Einrichtung, welche

den Bewohnern dieses Zimmers bis dahin völlig unbekannt gewesen war. Hinter der Tapete befand sich eine Oeffnung in der Wand. Sairy blickte, ohne die beiden Andern zu beachten, hindurch, indem sie von Zeit zu Zeit Ausrufe that, welche offenbar den Zweck hatten, ihre Gefährtinnen aufmerksam zu machen. Dieser Zweck wurde auch erreicht, denn Nettice fragte nach einer Weile:

„Was hast Du da, Sairy?"

„Was ich habe? — Einen sehr ergötzlichen Anblick. Es befindet sich hinter der Wand das rothe Cabinet."

„Das rothe Cabinet? Darf ich hindurch sehn?"

„Sieh hindurch, und laß auch Fanny herantreten, solch ein Anblick wird sie auf andere Gedanken bringen."

Nettice folgte ihrer Neugierde. Kaum aber hatte sie sich der Oeffnung genähert, als sie mit einem Schrei zurückfuhr, auf Fanny zustürzte, sie umschlang und ihr Gesicht tief in ihren Schooß barg.

„Fanny, Fanny, wir sind verloren! — O Gott, was habe ich gesehn!"

„Was hast Du gesehen, Nettice?"

„Ich kann es Dir nicht sagen. — Sieh nicht hindurch, Fanny, nie, nie thue es!" — —

Ihrem Prinzip folgend, wandte Mrs. Bagges keinen Zwang an, die beiden Widerspenstigen ihrem Willen zu unterwerfen, sondern überließ ihre Bekehrung der Zeit. So verstrichen wieder mehrere Monate, während welcher Fanny und Nettice ihr Zimmer nur verließen, um im Garten einen Spaziergang zu machen, sonst aber alle Gelegenheit vermieden, mit irgend Jemand im Hause zusammen zu kommen. Mrs. Bagges machte kaum einen Versuch, sie umzustimmen. Da kam der Sommer heran und mit ihm die glänzenden Gäste von nah und weit. Die Cavaliere aus Richmond, welche das Gefolge des Präsidenten bildeten und reiche Plantagenbesitzer der Umgegend. Das war die Erntezeit für Mrs. Bagges, und um die Herren ausbeuten zu helfen, dazu brauchte sie auch Fanny und Nettice. Ihre Schwester hatte ihr gerathen, Fanny einmal öffentlich zu zeigen, ihre bloße Erscheinung sei schon hinreichend, dem Etablissement reiche Kunden zuzuführen. Mrs. Bagges trat deshalb eines Tages unerwartet zu Fanny ins Zimmer.

Nach einer Einleitung, in welcher sie ihre gute Absicht und Fanny's Undankbarkeit ins rechte Licht gestellt und gegen Netticen einige Malicen geschleudert hatte, welche sich auf ihr früheres Elend und ihre jetzige beneidenswerthe Lage bezogen, fuhr sie fort:

„Ich kann es Dir nicht verdenken, liebe Fanny, wenn Du traurig bist. Du langweilst Dich. Das soll aber jetzt anders werden, ich werde mit Dir ausgehen."

Fanny mochte irgend einen neuen Angriff auf ihre Tugend fürch-

ten, und erklärte deshalb, daß sie nicht mit ihr gehen werde, es sei denn, daß sie sie ganz frei lasse.

„Dir soll nichts geschehen," antwortete Mrs. Bagges. „Es wird Dir Niemand etwas zu Leide thun, ich führe Dich mit Deinen Freundinnen an einen Vergnügungsort, wo Du eine Zerstreuung haben wirst, die Dir sicherlich zusagt, nur eine Bedingung mache ich."

„Welche?"

„Daß Du Dich Niemandem zu erkennen giebst. Erfüllst Du die Bedingung, so wirst Du mich begleiten können, so oft ich ausgehe. — Hast Du schon eine Menagerie gesehn?"

Fanny entgegnete, daß sie noch keine gesehen, und daß sie sich auch nicht viel von dem Besuche einer Menagerie verspreche.

„Oh!" antwortete Mrs. Bagges, „diese Menagirie ist eine sehr bedeutende, es ist die von Seyers, vormals Gamp. Du wirst dort einen ausgezeichneten Thierbändiger sehen, den Tomahuhu aus Central-Afrika. Morgen um 5 Uhr findet eine Gala-Vorstellung statt, bei welcher der Präsident selbst und alle hohen Herren vom Hofe zugegen sein werden. — Sage, würde es Dir nicht Vergnügen machen, den Thierbändiger Tomahuhu zu sehen? Ich habe durch den Herrn Viscount Billets erhalten."

Fanny überlegte. Sie dachte nicht an den Thierbändiger, sondern dachte darüber nach, ob unter den Herren aus Richmond nicht Jemand sein könne, der sie kenne. Eine neue Hoffnung dämmerte in ihr auf.

„Ich werde morgen mitgehen in die Galla-Vorstellung," sagte sie. —

Diese Unterredung fand in derselben Stunde statt, da Tomahuhu von der Tigerin Semiramis erwürgt wurde.

---

## Achtzigstes Kapitel.

## Das Libby-Gefängniß.

Der Verlauf unserer Geschichte hat uns gezwungen, auf kurze Zeit das Schicksal eines Mannes aus dem Auge zu verlieren, welcher einigen Anspruch hat auf unser Interesse und unsre Theilnahme. Wir meinen nämlich den Jüngling, welcher mit unerschrockenem

Muthe, mit festem Willen und eiserner Consequenz den großen Sclavenaufstand in Kentucky in Scene setzte, welcher dabei mit hochherzigem Sinne einem seiner Feinde die Freiheit gab, und welcher endlich mit seiner kühnen Schaar die Armee Burnside's in Tennessee rettete — den ehemaligen Sklaven Breckenridge's, den entwichenen und durch die Geistesgegenwart seiner Schwester vom Tode erretteten Quadroonen Edward Brown.

Wir wissen, daß Mr. Edward Brown in Reynoldsbourg sich die Freundschaft Weitzels und die besondere Protection Burnside's erwarb. Wir wissen, daß der Oberst Weitzel eine besondere Negerdivision einrichtete aus den Schaaren, welche ihm Edward zugeführt hatte, und daß Edward selbst eine Officierstelle in diesem Truppentheile bekleidete. Sein Muth und sein entschiedenes Befehlshabertalent ließen ihn bald avanciren, in wenigen Monaten bekleidete er die Stelle eines Regimentschefs.

Wir fanden ihn zuletzt auf dem Schlachtfelde hinter den Schanzen in der Wilderneß, als er warnend zu Frederik Seward trat und ihm rieth, sich den perfiden Rebellenanführern nicht ohne hinlängliche Sicherheit für seine Person zu nähern. Eine Kugel traf ihn in dem Augenblicke, als sein Degen den Arm Mr. Cley's zurückschlug, welcher den Revolver auf Seward anlegte. Edward sank leblos zu Boden. Die Kugel hatte seinen Hals gestreift.

Wir wissen, daß bald nach dieser verrätherischen That der Rebellen das Feuer von Neuem eröffnet wurde, und daß die Rebellen mit großem Verluste zurückgetrieben wurden. Sie hatten indessen aus dem Wagstück, das sie unternommen, so viel Vortheil zu ziehen gesucht, als irgend möglich.

Eine große Anzahl Gefangener, theils Gesunde, theils Verwundete, führten sie auf Wagen fort, und unter denen, die haufenweise in die Wagen geworfen wurden, befand sich auch der Oberst Brown.

Erst in Spottsylvania machten die Wagen Halt, und es wurde eine Sonderung vorgenommen, um die Todten von den Lebenden zu trennen, diejenigen nämlich, die unterwegs gestorben waren, von denen, welche die Tortur des Transports überstanden hatten. Da man die Gefangenen, gebunden an Händen und Füßen, Gesunde und Kranke, über und unter einander, in Wagen mit hohen Kasten geworfen hatte, so war die Hälfte bereits den Erstickungstod gestorben.

Noch eine andere Sonderung ward vorgenommen, nämlich der Officiere von den Gemeinen. Die letzteren brachte man in das berüchtigte und von uns früher schon beschriebene Gefängniß zu Millen. Die Officiere und einige von den Uebrigen, die eine Charge bekleideten oder sonst auf irgend welche Berücksichtigung Anspruch hatten, wurden nach dem Libby-Gefängniß in Virginien transportirt.

Wir haben den Commandanten des Libby-Gefängnisses, Mr.

Allston, bereits kennen gelernt in den Sitzungen der Ritter vom goldenen Zirkel. Auch er war eins der Werkzeuge, deren sie sich bedienten zu ihrer mörderischen und unmenschlichen Handlungsweise gegen die gefangenen Feinde.

Das Libby-Gefängniß befand sich außerhalb der Stadt, war ein Complex von Gebäuden, ähnlich dem von uns ebenfalls geschilderten Gefängnisse der Union zu Elmira. Aber wie ganz anders hielt man hier die Gefangenen! Welch' grauenhaftes Schicksal hatten die Gefangenen zu Libby im Vergleich zu dem Loose, das die Unionisten ihren Gefangenen gewährten!

Das Libby-Gefängniß war eigentlich nur für Offiziere eingerichtet und enthielt Räumlichkeiten zur Aufnahme von zwei bis dreitausend Personen; d. h. es enthielt lange Zelte aus Holz und Lehm gebaut, in welchen sich eine Streu befand, die rings an den Wänden umher ausgebreitet war, und auf welcher man den Bewohnern zu schlafen gestattete. Im Uebrigen aber mußten sie sich in dem freien Raum zwischen den Zelten aufhalten und auch dort ihre Nahrung zu sich nehmen. Höchstens konnten sie bei schlimmem Wetter in den Zelten Schutz suchen.

Wäre es bei einem solchen Verfahren geblieben, so hätte man die Behandlung der Gefangenen im Libby-Gefängnisse im Vergleich zu der Behandlung der Gefangenen in Millen noch eine erträgliche nennen können. Indessen man hatte, statt nur zwei bis dreitausend Personen aufzunehmen, das Libby-Gefängniß mit nicht weniger als funfzehntausend Mann bevölkert.

Kopf an Kopf drängten sich die Unglücklichen in Lumpen auf dem Hofe. Man befolgte auch hier, wie in Millen, die Maxime, ihnen nicht nur keine Kleidung zu geben, sondern ihnen auch noch diejenigen Kleidungsstücke, welche sie mitbrachten, sofern sie noch brauchbar waren, zu nehmen.

Es war hier in der That kaum Platz für die Unglücklichen, sich niederzulegen, falls drückende Luft und pestartige Dünste sie schwach und unfähig machten, sich aufrecht zu erhalten. Es kam zuweilen vor, daß Hunderte, ja Tausende von Kranken und Todten zu gleicher Zeit auf dem Hofe umherlagen. In diesem Falle war für die übrigen Gefangenen nicht Platz, dort zu stehen. Sie waren genöthigt, entweder die Leichname selbst unter ihre Füße zu treten oder bei Seite zu räumen.

Dies geschah in der Regel, indem man sie alle auf einen Haufen trug in einen Raum, der zur vorläufigen Aufnahme von Leichen bestimmt war. Natürlich konnte man den Unglücklichen nicht zumuthen, daß sie immer Ohnmächtige von wirklich Todten richtig unterschieden, und es ist deshalb hundertfach vorgekommen, daß mitten in dem Leichenhaufen Menschen wieder zum Leben erwachten und dort dann

entweder durch das Miasma des Leichengeruchs erstickt oder mit den übrigen Todten lebendig begraben wurden.

Das war das Gefängniß, in welches auch der Oberst Brown geschafft wurde.

---

Wie wir bereits aus dem Munde von Mrs. Cleary wissen, war deren Gemahl von den Rittern des goldenen Zirkels beauftragt, nach Canada zu gehen, um von dort aus die Einfälle zu dirigiren, welche man in das Gebiet der Union zu machen beabsichtigte, und welche ebenfalls zu dem Programme gehörten, das man für den sogenannten kleinen Krieg der Ritter entworfen hatte.

Mr. Cleary hatte, behufs Anwerbung Freiwilliger zuerst eine Reise durch Virginien gemacht und dann namentlich seine Schaar durch Aufnahme der Deserteure zu verstärken gesucht. Er besuchte deshalb die sämmtlichen Gefängnisse; denn man befolgte die Maxime, daß man die Ueberläufer zuerst einige Wochen in einem Gefängnisse behielt, ehe man sie der Armee einverleibte.

So hatte Mr. Cleary denn bereits einige hundert Mann aus dem Millen-Gefängnisse mit sich genommen und etwa tausend Mann aus den übrigen Gefängnissen und berührte nun auf seiner Tour auch das Libby-Gefängniß. Der Commandant desselben bewohnte ein außerhalb des Gefängnisses belegenes Haus.

Als Mr. Cleary bei ihm vorsprach, um mit ihm über die auszuliefernden Deserteure zu verhandeln, war Mr. Alston nicht gegenwärtig, sondern, wie ihm gesagt wurde, zur Beaufsichtigung der Arbeiten im Gefängnisse. Mr. Cleary, um keine Zeit zu verlieren, schlug ebenfalls den Weg nach dem Gefängnisse ein und fand hier eine Menge Arbeiter beim Bau beschäftigt; aber nicht wie er erwartet hatte, etwa beim Ausbau des Gefängnisses, zur Erweiterung und Verbesserung der Räume, sondern bei einem Bau ganz eigenthümlicher Art. Es wurden nämlich mächtige Minen unter dem Gefängniß angelegt.

Ueberrascht fragte Mr. Cleary den Commandanten, was diese Minen zu bedeuten haben.

„Sehr einfach," antwortete Alston, „sie sollen dazu dienen, das Gefängniß in die Luft zu sprengen."

„Wie? — Mit den fünfzehntausend Menschen? Das kann unmöglich Ihre Meinung sein!"

„Allerdings Mr. Cleary." Es ist Befehl der Ritter und des Präsidenten selber, daß, falls der Feind bis hierher vordringt, das

Gefängniß mit den fünfzehntausend Gefangenen in die Luft gesprengt werde."

„Fünfzehntausend Gefangene und alle die Beamten und Soldaten, die zur Bewachung sich darin befinden?" wiederholte Mr. Cleary.

„Nun, mit denen steht es so schlimm nicht," erwiderte Alston. „Wir werden Sorge tragen, daß in dem Momente, wo die Torpedos entzündet werden, sich Wenige von unsern Leuten im Innern des Gefängnisses befinden. Ich selbst wohne, wie Sie wissen, weit genug entfernt, um von der Katastrophe nicht betroffen zu werden. In meinem Hause befindet sich auch die electrische Batterie, mittelst welcher der Brennstoff entzündet wird. Ich habe Befehl, daß in dem Momente, wo die Thore den Feinden geöffnet werden, die Mine in Brand gesetzt wird. Wir können es nicht gestatten, daß der Feind gerade dann, wenn er sich dem Herzen unsres Landes nähert, in diesen Gefangenen eine Verstärkung von fünfzehntausend Mann erhält; die Maaßregel ist ein wenig hart; indessen sie ist durch die Nothwendigkeit geboten."

Mr. Cleary war allerdings ein Sclavenbesitzer und fanatischer Anhänger der Conföderation, allein es war in ihm noch nicht alles Gefühl für Menschlichkeit erstickt, wie in den Herzen der Meisten seiner politischen Freunde, und er konnte sich eines stillen Bedauerns, daß eine Nothwendigkeit seine Freunde zu solchen Grausamkeiten zwinge, nicht enthalten.

Mr. Alston führte ihn nun in das Gefängniß selbst, um sich unter den dort befindlichen Deserteuren diejenigen auszuwählen, deren Gesundheitszustand den Marsch nach Canada erlaubte.

Mr. Cleary war an Gräuelscenen, wie sie sich hier darboten, gewöhnt; er hatte das Elend im Millengefängniß und in den andern Gefängnissen gesehen, und wir können uns nicht wundern, daß er gleichgültig vorüberging und die Scenen des Jammers, welche sich dem Blicke hier darboten, fast unbeachtet ließ. Er hörte nicht das Todesröcheln der am Boden Liegenden; er hörte nicht das Winseln der Verwundeten, welche ohne Hülfe sich hier unter ihren Schmerzen krümmten; er sah nicht die Arme, welche sich flehend um Linderung des Elends dem Commandanten entgegenstreckten; sondern er begab sich mit diesem durch die schmale Gasse, welche einige Soldaten, die mit gefälltem Bajonett voranschritten, durch den Haufen der Unglücklichen öffneten, bis zu dem Raume, der für die Derserteure besonders eingerichtet war.

Der Weg führte durch ein langes Zelt, an dessen beiden Wänden der Länge nach Strohlager aufgeschüttet waren. Dort lagen, Mann an Mann, verwundete Officiere.

„Das sind unsre Trophäen aus dem letzten Kampfe in der

Wilderneß," sagte Mr. Alston. „Zwölftausend Mann Gefangene und darunter zweihundert Officiere. Leider sind die meisten so schwer verwundet, daß sie schon nach kurzem Aufenthalte hier sterben. Da, sehen Sie selbst; zählen Sie: Eins, zwei, drei, vier, fünf — fünf Todte nach der Reihe; dann erst kommt einer, der noch lebt, und unmittelbar darnach wieder zwei Todte. — Da werden wir wenig übrig behalten."

Mr. Cleary folgte mit seinen Blicken widerwillig dem Fingerzeig seines Führes. Es war so, wie Mr. Alston sagte. Unter der ganzen Reihe Verwundeter, die dort lagen, war an diesem Tage bereits mehr als die Hälfte gestorben. Da wo fünf Todte an der einen und zwei an der andern Seite eines noch Lebenden lagen, da hielt Mr. Cleary plötzlich inne. Wie angedonnert stand er und blickte in das Antlitz des Officiers, der hier mit verbundenem Halse und geschlossenen Augen bleich und todesmatt ausgestreckt lag.

„Wer ist das?" fragte er hastig.

„Ein Obrist, Mr. Cleary, und zwar ein Obrist aus der Nigger-Division."

„Er heißt?"

„Ich kann es nicht sagen, Mr. Cleary. Ich habe allerdings die Kerle bei ihrer Aufnahme nach ihrem Namen gefragt, indessen es war nicht möglich, aus diesem und einigen Andern eine Antwort herauszubringen, denn sie wurden bereits halb todt vom Wagen gehoben und konnten kaum die Lippen öffnen, um etwas Wasser herunterzuschlucken, geschweige denn, ein Verhör zu bestehen. Woher aber kennen Sie ihn?"

„Mr. Alston", sagte Cleary, ohne auf dessen Frage zu antworten, „können Sie nicht diesem Manne ein besseres Loos zu Theil werden lassen? Giebt es keine bessere Räumlichkeit hier?"

„Ich muß bedauern, Mr. Cleary, wir haben zur Aufnahme der Verwundeten keinen besseren Platz, als dies Zelt."

„Keinen besseren? Also überall in diesem Gefängnisse sieht es noch schlimmer aus, als hier?"

Alston zuckte die Achseln.

„Aber Aerzte haben Sie doch hier?"

„O ja, wir haben einige Nigger, welche mit dem Verbinden Bescheid wissen."

„Einige Nigger, keinen wirklichen Arzt?"

„Auch einen wirklichen Arzt, Mr. Cleary. Indessen Sie können sich wohl denken, daß der Arzt sich nicht mit den Hunderten von Kranken, die wir täglich hier haben, beschäftigen kann. Er kann nur hin und wieder einmal inspiciren, das Uebrige indessen besorgen seine Assistenten, die übrigens in dem Geschäfte der Krankenpflege bereits große Erfahrung haben. Da ist zum Beispiel dieser hier", — Mr.

Alston deutete auf einen Neger, der eben in einem großen Blecheimer die Suppe trug, die zum Mittagsmahl für die verwundeten Gefangenen bestimmt war, — „der hat bereits in Leesburg die Stelle eines Heilgehülfen bekleidet.

„Kennst Du den Mann hier, Scipio?" fragte er den Neger.

„Nein, Massah, ich kenne ihn nicht; hat aber Aehnlichkeit mit einem Frauenzimmer, das ich kenne."

„Mit welchem Frauenzimmer?"

„Mit einer Quadroone, welche eine Freigelassene ist, und welche sich in Leesburg aufhielt zu der Zeit, als ich dort bei Mr. Blackburn im Gelbenfieberhospital beschäftigt war."

„Ihr Name?" fragte Mr. Cleary.

„Weiß nicht ihren und auch nicht seinen Namen", antwortete Scipio mit einem verschmitztem Lächeln.

„Ich täusche mich nicht", murmelte Cleary. „Es ist Edward Brown."

In seiner Brust erhob sich ein Kampf. — Sollte er, ein Mitglied des Ordens, das Vertrauen seiner Freunde mißbrauchen? Sollte er einem Gefangenen und noch dazu einem so gefährlichen Manne, wie der Obrist Brown, zur Freiheit helfen? — Sollte er andrerseits den Mann im Elend umkommen lassen, welchem er seine und seines Kindes Rettung verdankte? Sollte er kalt vorübergehen an den Leiden des Mannes, welcher ihm großmüthig die Freiheit gab, als er selbst ein Gefangner in seiner Hand war?

„Scipio", flüsterte er dem Neger zu, in einem Augenblicke, als Mr. Alston's Aufmerksamkeit abgelenkt war durch das Gestöhn der Sterbenden an der anderen Seite des Zeltes, „Scipio, ich habe Dir ein Wort im Vertrauen zu sagen. — Ich erwarte Dich heute Abend in meinem Hotel."

---

## Einundachtzigstes Kapitel.

# Die Vergeltung.

Mr. Cleary fand den Tag nicht Ruhe. Der Entschluß stand bei ihm fest: „Du mußt ihn retten." Wie aber sollte er es, ohne selbst sich eines Verraths schuldig zu machen, anfangen? Durfte er es wagen, seinen Freunden einen Gefangenen zu entziehen, auf den

diese einen besonderen Werth legten? — Und doch wieder mußte er sich die Frage vorlegen: „Hat denn Mr. Brown sich davon abhalten lassen, sich großmüthig gegen mich zu zeigen, als seine Freunde ihm die Anschuldigung der Verrätherei in's Antlitz schleuderten, da er von Burnside meine Freilassung forderte?"

Es dunkelte bereits, und immer noch hatte sich seine Aufregung nicht gelegt. Da klopfte es vorsichtig an die Thür. Mr. Cleary hatte angeordnet, daß ihn Niemand störe. Er drehte sich deshalb unwillig um; allein sein Unwillen legte sich, als er in das halb verschmitzt, halb gutmüthig grinsende Gesicht des Negers Scipio sah.

„Sie haben befohlen, Sir", begann dieser.

„Scipio ist Dein Name?".... fragte Cleary.

„Ja wohl, Massah."

„Wessen Eigenthum bist Du?"

„Nationaleigenthum, Massah. Ich gehörte ursprünglich Mr. Sanders — Sie wissen, dem Kriegsminister. Indessen Mr. Sanders ist ein großer Patriot und hat mich als freiwillige Gabe auf dem Altar des Vaterlandes geopfert.

„Das heißt, er hat Dich an die Regierung verschenkt?"

„Nicht an die Regierung, Massah, sondern an das Gelbefieberhospital zu Leesburg. Man schenkte dort nicht Neger hin, auf die man großen Werth legte, denn Sie wissen wohl, in Leensburg starben die Meisten am gelben Fieber. Aber die Neger blieben doch Alle am Leben. Für die Zeit nun, die das gelbe Fieber pausirt, da giebt es keine Arbeit für uns in Leesburg. Im Winter erkrankt Niemand am gelben Fieber, und für diese Zeit sind wir von der Hospitalverwaltung nach Libby vermiethet. Im Juli oder August wird's wohl wieder Arbeit geben, und da gehen wir wieder dahin."

„Liegt Dir an Deiner Freiheit, Scipio?"

„O, Massah!" rief Scipio, plötzlich ernst werdend, „an meiner Freiheit? Mein Leben ist mir nicht so viel werth. Ich wollte, Mr. Sander's Voigt, William, hätte mich todt geschlagen, wenn ich wüßte, daß die Nigger nach dem Tode frei sind."

„Du kannst frei werden, Scipio?"

„Was?"

„Ich selbst kaufe Dich der Hospitalverwaltung zu Leesburg ab und gebe Dir die Freiheit."

„Massah sind sehr gütig, zu scherzen mit einem armen Nigger; aber ich bitte Sie, Massah, treiben Sie nicht grausamen Scherz. Ich ertrage Alles, ertrage Peitsche und Folter, aber ertrage nicht, daß man über mich spottet und mich beschimpft, weil ich nicht frei sein kann, wie ich es sein möchte."

„Ich spreche im Ernste, Scipio. Ich gebe Dir die Freiheit, indessen ich verlange von Dir einen Dienst."

„Ich frei?“ jauchzte Scipio, und sein großes Auge glänzte, sein Antlitz nahm einen Ausdruck der höchsten Freude an, und mit der seiner Race eigenthümlichen Lebendigkeit der Geberden sprang er mit den merkwürdigsten Verrenkungen seiner Glieder im Zimmer umher, warf sich auf die Erde, umfaßte Mr. Cleary's Kniee, ergriff seine Kleider und drückte sie an die Lippen, sprang wieder jubelnd auf und setzte diesen Ausbruch seiner Freude fort, bis Mr. Cleary ihn von Neuem anredete:

„Gieb Dich der frohen Hoffnung nicht zu früh hin, Scipio. Der Dienst, den ich von Dir verlange, ist kein leichter, und könnte Dir möglicher Weise das Leben kosten.“

Scipio's Freude hatte sich merkwürdiger Weise schnell gedämpft; ja, sie war fast in das Gegentheil umgeschlagen. Mit traurigem Gesichte und resignirter Miene stand er vor Mr. Cleary und sagte kleinlaut:

„Massah, Sie sind ein edler Mann; ich habe es oft gehört von ihren Niggern. Aber Scipio ist klug; Scipio kennt die Weißen,“ hierbei schoß er einen schlauen Blick auf Mr. Cleary. „Scipio kennt auch die Gesetze: Ein Weißer braucht einem Nigger nicht Wort zu halten.“

„Du mißtraust mir?“

„O nein! Massah, nicht mißtrauen,“ sagte er ausweichend. „Sie sind ein sehr guter Herr, aber Scipio thut Nichts für ein Versprechen, das ein Weißer ihm giebt.“

„Gut, so will ich mich schriftlich verpflichten, Dich loszukaufen.“

„O! lächelte Scipio mit listigem Blinzeln, „Massah meinen wohl, ich wüßte nicht, daß ein Weißer mit einem Nigger nicht schriftlichen Kontract machen darf? Schriftlicher Kontract hat keine Gültigkeit.“

Mr. Cleary stampfte mit dem Fuße.

„O! über diese Gesetze, die mich hindern werden, mich dem Retter meines Lebens dankbar zu zeigen. — Was verlangst Du, das ich thue?“ wandte er sich dann an den Neger. „Welche Sicherheit verlangst Du dafür, daß ich mein Wort halte, sobald Du mir den Dienst erwiesen, den ich von Dir verlange?“

„Gar keine, Massah. Scipio nimmt von einem Weißen keine Sicherheit. Scipio kennt Mr. Sanders, Mr. Thompson, Mr. Tucker, Mr. Breckenridge und alle Ihre Freunde, und thut gegen alle Ihre Freunde Nichts aus Gefälligkeit oder Vertrauen. Weiße haben die Nigger oft betrogen, immer betrogen, Weiße halten Niggern nicht Wort; aber Mr. Cleary“ fügte er plötzlich mit einer gewissen Feierlichkeit in seiner Stimme hinzu, „Nigger lügen nicht, Nigger halten Wort, auch ohne schriftlichen Kontract.“

„Nun?“ fragte Cleary erwartungsvoll.

„Mr. Cleary, lassen Sie uns den Vertrag umkehren. Ich kann nicht Ihnen vertrauen, aber vertrauen Sie mir. Machen Sie mich frei, und ich verspreche Ihnen, daß ich thun will, was Sie von mir verlangen."

„O, über diese Frechheit des Schwarzen . . ." fuhr Cleary auf; aber sich plötzlich besinnend, schlug er einen andern Ton an: „Ich soll Dir vertrauen, während Du mir mißtrauest?"

„Kann mir nicht helfen, Massah. Wenn Massah Cleary nicht eingehen will auf meinen Verschlag, kann aus unsrem Geschäft nichts werden."

„Aber welche Sicherheit habe ich, daß ich mein Geld und das Vertrauen meiner Freunde nicht umsonst weggebe?"

„Mein heiliges Wort, Massah."

Der Neger hatte sowohl in seinen Mienen wie in seinem ganzen Auftreten etwas so Bestimmtes und Festes, daß Cleary wohl einsah, er könne auf keinem andern Wege zum Ziele kommen, als auf diesen Vorschlag des Negers einzugehen. Er setzte sich also an den Schreibtisch und schrieb. Darauf reichte er Scipio das Blatt:

„Da lies."

Scipio nahm das Papier in die Hand und betrachtete es lächelnd.

„Genügt das?" fragte Cleary.

Scipio zuckte die Achseln.

„Mr. Sanders," sagte er, „hält es nicht für nöthig, daß die Nigger lesen lernen. Mr. Sanders sagt: Nigger brauchen nur zu arbeiten, aber brauchen nicht zu lesen; und darum, Massah, kann ich nicht lesen, was hier geschrieben steht."

„So werde ich es Dir vorlesen," sagte Mr. Cleary. „Es ist ein Schreiben an die Lazarethverwaltung in Leesburg, worin ich dieselbe auffordere, Dir den Freibrief auszustellen und die Kosten der Loskaufung auf mein Conto zu schreiben. Gieb her."

„O!" rief der Schwarze; „Scipio ist klug; Scipio glaubt nicht, daß das auf dem Papier steht, was ein Weißer ihm vorliest."

Mit diesen Worten öffnete er die Thür, sprang hinaus und war mit dem Blatte verschwunden.

„Schurke! Spitzbube!" rief ihm Cleary nach.—„Der Hund hat mich betrogen," fluchte er als die Verfolgung des Schwarzen von Seiten der Diener des Hotels vergeblich blieb. „Er hat mein Schreiben in Händen; er wird es an die zuständige Behörde abgeben, ist frei, und ich habe Niemanden, dem ich mich anvertrauen darf!" —

Es mochte eine Stunde vergangen sein. Cleary's Aufregung wuchs; denn konnte nicht schon in dieser Nacht der Verwundete bei der mangelhaften Behandlung, die er im Lazareth hatte, seinen Wunden erliegen, und konnte er selbst je in seinem Leben einen frohen

Augenblick haben mit der Last auf dem Gewissen, an seinem Tode schuld zu sein? Und doch, was sollte er thun?

„Es geht nicht," sagte er, „ich mag überlegen, so viel ich will, ich finde kein Mittel, es giebt keinen Weg, Dich zu retten, Du hochherziger Jüngling. Dieser schwarze Schurke hätte es können, aber Mr. Payne hat Recht, diese Schwarzen sind nur Halbwilde. Sie haben kein menschliches Gefühl, sondern nur viehische Leidenschaften in ihrer Brust."

„Das ist nicht wahr Massah," antwortete hier eine Stimme in flüsterndem Tone.

Cleary wandte sich um und sah in dem Dämmerlicht, das bereits im Zimmer herrschte, die Gestalt Scipio's.

„Es ist richtig mit dem Schein, Sir," fügte Scipio hinzu. „Ich habe ihn mir von einem meiner Freunde vorlesen lassen; er lautet, so wie Sie sagten."

„Und wo hast Du den Schein?"

„Schon abgeschickt nach Leesburg, Sir; Gleich besorgt, damit Ihnen der Handel nicht wieder leid wird. Welches ist nun der Gegendienst, Massah? Sie haben mein Wort, — ich leiste denselben."

Nach einigem Zaudern sagte Cleary.

„Zunächst habe ich Dir eine Bedingung zu stellen, nämlich, daß Du das, was ich Dir sagen werde, als tiefes Geheimniß in Deiner Brust verschließest, selbst wenn Du nicht beabsichtigst, es auszuführen, sondern Dich durch die Gefahr, die das Unternehmen bietet, davon abschrecken lässest."

„Gefahr für mein Leben fürchte ich nicht. Die Freiheit ist mit meinem Leben nicht zu theuer bezahlt. Sprechen Sie aus, was es ist."

„Du sahst den Mann, den Obristen von der Unionsarmee in Eurem Lazareth auf dem Stroh liegen?"

„Der, nach dessen Namen Sie fragten?"

„Derselbe. Du kennst seinen Namen?"

Scipio nickte bejahend.

„Sein Name ist Edward Brown," sagte Mr. Cleary. „Dieser Mann muß aus dem Gefängniß befreit werden."

„Ah!" machte Scipio.

„Willst Du es unternehmen, ihn zu retten?"

„Gewiß, Massah, ich will es unternehmen; will auch mein Leben wagen; aber ich sage, es geht nicht. Die Wache ist streng; dazu kommt, der Mann ist krank, sehr krank; stirbt vielleicht schon diese Nacht."

„Er muß vor allen Dingen eine ganz besondere Pflege haben."

„Die soll er haben, Massah, darüber sein Sie beruhigt."

„Giebt es kein Mittel, ihm zur Freiheit zu helfen?"

„Hm, Massah. Wenn es eins giebt, so finde ich es, Scipio hat auch seiner Schwester zur Flucht verholfen, und Scipio hilft gern dem Manne, in dessen Adern schwarzes Blut fließt. Aber ich glaube nicht, daß es geht."

„Tausend Dollars erhältst Du, außer Deiner Freiheit, Scipio, wenn Du mir die Gewißheit giebst, daß er frei ist."

Schön, Massah; aber das Versprechen verstärkt meinen Eifer nicht. Ich habe versprochen, daß ich für meinen Freibrief Ihnen den Dienst leisten will, und diese Bezahlung habe ich ja voraus bekommen, mehr darf ich nicht verlangen. Wollen Massah mir später tausend Dollars geben, gut; wollen Massah nicht, — ich werde darum nicht nachlässiger sein."

„Du zweifelst also an der Möglichkeit?"

Scipio überlegte eine Weile. Mit seiner Linken rieb er die Stirn und mit der Rechten schlug er seine Kniee, als ob er durch diese Manipulation einen klugen Gedanken gewaltsam aus sich herauszutreiben versuchte.

Nach einer langen Pause, während welcher Mr. Cleary in Spannung auf ein Resultat wartete, sagte Scipio:

„Es giebt ein Mittel, Massah. Ob es glückt, weiß ich nicht. Wenn es glückt, ist Scipio frei und ist Massah Brown frei; wenn es nicht glückt, ist Massah Brown des Todes und ist Scipio des Todes. Meine Hand, Massah Cleary, ich wage es!"

Ende des dritten Bandes.



Druck von Nürnberg & Jeretzke (A. Jeretzke) in Berlin, Alte Jakobstraße 66.

# John Wilkes Booth

oder

# Das Opfer der Rebellion.

Illustrirter historischer Roman

aus der

**neusten Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika.**

Von

**James Wood,**

ehemaliger Offizier der Vereinigten Staaten-Armee.

**Vierter Band:**

**Das Mordcomplot.**

Berlin.

Verlag von Otto Humburg & Co.

Alexandrinen-Straße 74.

## Zweiundachtzigtes Kapitel.

# Der Steckbrief.

Was drängt die Menge der Zuschauer sich nach dem Quai von New-York! Was strömt das Volk haufenweise über Castle-Garden an die Barriere des Hafens? Welches außerordentliche Ereigniß zwingt jeden Vorübergehenden, stillzustehen und seine Aufmerksamkeit demselben Gegenstande zuzuwenden, der Hunderte, ja Tausende von Menschen dort fesselt? Männer, Weiber, Matrosen, Kaufleute, Arbeiter, Paketträger, Jumters, Agenten, Müßiggänger und fleißige Tagearbeiter, Alles ohne Unterschied sammelt sich dort und betrachtet einen Gegenstand im Hafen, der die Aufmerksamkeit mehr fesselt, als den rastlos thätigen Yankee sonst irgend ein außerordentliches Ereigniß, das sein Geschäft nicht angeht, zu fesseln vermag.

Ist es der neue Monitor aus der Fabrik von Mr. Erikson, der alles bisher Dagewesene übertrifft, und welcher im Hafen von New-York ankert, um demnächst die Corvetten von Massachusetts zum Bombardement von Monroe zu begleiten? Ist es das Auswandererschiff, das eben von Liverpool aus landet; dessen Capitain über schlechte Geschäfte klagt, da Niemand vom europäischen Continent Lust hat, unter den gegenwärtigen Verhältnissen Amerika, das Asyl der Freiheit, den Zufluchtsort des Verbrechens, das Land der Hoffnung für alle Hoffnungslosen aufzusuchen? Ist es die Handelsflotille, welche unter Begleitung einer Dampfcorvette eben, von den Lucayos kommend, gelandet ist? Ist es der gigantische Dampfer Great-Eastern, der, ein Dutzend Briggs und Barks verdeckend, sich wie ein Coloß über alle Fahrzeuge des Hafens erhebt, dessen umfangreiche Schornsteine die Aussicht auf die Bergspitzen der Sea-Islands versperren, und dessen achthundert Fuß langer Rumpf die einlaufenden Fahrzeuge zwingt, einen Umweg zu machen? Ist es der Postdampfer vom Cap, welcher neue Nachrichten bringt über die von Kapern zerstörten Schiffe und verlorengegangenen oder geraubten Frachten?

Nein, das Alles sind Dinge und Ereignisse, welche im Laufe des Krieges längst aufgehört haben, den Yankee zu interessiren.

Die Aufmerksamkeit richtet sich auf einen Gegenstand, der scheinbar weit weniger in die Augen fällt, als der Monitor von Erikson, die Handelsflottille von den Lukayos, die Auswanderer= und die Postschiffe. Die Aufmerksamkeit gilt dem winzigsten Fahrzeuge des Hafens, einem Schooner, welches in der Nähe einer mächtigen Panzerfregatte, eines Dreideckers von achtzig Kanonen, ankert, die Segel gerefft und seine nackten schlanken Masten, seine vortreffliche Takellage und seinen gefällig und schön gebauten Rumpf im besten Lichte zeigen.

„Die Alabama!“ hört man fast Jeden rufen, der sich von Neuem der bereits versammelten Menge zugesellt. Wo ist die Alabama? Welches ist sie?“

„Sie irren Sir,“ antwortet Einer, von denen, welche sich bereits über das fesselnde Ereigniß unterrichtet haben, „die Alabama ist es nicht, sondern nur ein Begleitschiff der Alabama, die Sea=bright.“

„Nun, ich meine, der Vanderbild hat Jagd gemacht auf die Alabama?“

„Allerdings hat der Vanderbild auf sie Jagd gemacht, allein — ist es dem schweren Dreidecker denn möglich gewesen, diesem flüchtigen Schiffe von der Geschwindigkeit von funfzehn Knoten in der Stunde zu folgen?“ — „Die Alabama ist über alle Berge und kreuzt in diesem Augenblicke wahrscheinlich schon wieder an der Küste von Guinea und kapert amerikanische Schiffe und setzt ihr Seeräubergewerbe so ungestört fort, wie jemals. Aber Etwas hat der Vanderbild erreicht. Diesem Adjutanten des Raubschiffes, dieser Sea=bright, hat er das Steuer zerschossen und sie zugerichtet, daß sie schon nach wenigen Minuten die Flagge zu streichen gezwungen war. Der Lieutenant Sinclair und dreißig Mann von der Mannschaft des Freibeuters befinden sich als Gefangene auf demselben und einer der Gefangenen der Alabama befehligt den Schooner, und zwei andere der Gefangenen versehen Officiersstellen auf demselben.“

„Sind die Gefangenen schon ausgeschifft?“

„Noch nicht, Sir; aber wenn Sie ein Weilchen warten, können Sie sie sehen, binnen einer halben Stunde werden sie ans Land kommen.“

In diesem Augenblicke sah man eine weiße Wolke aus einer der Stückpforten der Panzerfregatte Vanderbild sich erheben, eine Feuersäule daraus emporsteigen, und ein Donner drang an das Ohr der Menge.

„Sehen Sie, das ist das Signal zur Ausschiffung der Gefangenen, geben Sie Acht, man wird sie ans Land bringen.“

Eine Anzahl Policemen und Miliz war bereits am Ufer des Quai postirt.

Es währte in der That nicht lange, so sah man von dem Schooner eine Pinasse in die See lassen und bemannen. Kräftige Ruder setzten sich in Bewegung, und eine halbe Stunde später wurden zwölf Mann der Gefangenen gelandet, von den Policemen in Empfang genommen und zunächst nach City-Hall transportirt, um dann in das Gefängniß der Kriegsgefangenen zu Elmira gebracht zu werden.

Die Pinasse aber, unter dem Befehle des bekannten Oberbootsmanns Jonas, kehrte um, um den Rest der Gefangenen ans Land zu schaffen.

Jubel der Menge begrüßte den alten Seemann, und Hohn- und Schimpfreden verfolgten die Gefangenen.

Wie aber Alles sein Interesse verliert, so verlor sich auch das Interesse der Menge. Als sie sich überzeugt hatten, daß außer dem Lieutenant Sinclair kein einziger Gefangener von Bedeutung zu sehen war, daß die Uebrigen Matrosen waren, und daß sich eine Aussicht auf ein ergötzliches Schauspiel, etwa daß Jemand gelyncht oder auf der Stelle gehängt werde, sich nicht darbot, fingen Alle an, sich zu zerstreuen, und nur Einzelne blieben dort, um die Officiere zu sehen, welche die Sea-bright befehligten, und die in sofern für sie Interesse hatten, als sie ja Gefangene auf dem Kaperschiffe gewesen sein sollten.

Capitain Foote selber landete in Begleitung dieser Officiere; nämlich des jetzigen Capitains der Sea-bright, Mr. Eugene Powel und Mr. Richard Brocklyn, des ersten Lieutenants.

Jubelnd begrüßte sie die Menge und begleitete sie über Castle-Garden den Broadway hinab bis zur Philadelphia-Bahn. Dort nämlich trennten sich die drei Kameraden. Mr. Broclyn und Mr. Foote fuhren mit der Bahn ab, der erstere, um seinen Vater, welcher in Maryland sich aufhalten sollte, aufzusuchen, der zweite, um sich nach Washington zu begeben und dem Marineminister Rapport abzustatten.

Eugene Powel aber blieb in New-York; denn er hatte, wie wir wissen, dort theure Verwandte aufzusuchen. Er wußte bereits, daß sein Bruder, Charles Powel, eines gemeinen Verbrechens angeklagt, im Gefängnisse sei; von der Verhaftung seiner Schwägerin und seiner Schwester wußte er bis dahin noch Nichts.

Das Haus Charles Powel und Compagnie existirte lange nicht mehr, und die Wohnung des Chefs dieser Firma zu erfahren, wollte ihm so leicht nicht gelingen. Er hielt es deshalb für das Beste, sich an den Polizei-Chef, Mr. Judd, zu wenden.

„Ich suche die Wohnung des Mr. Powel, Sir," sagte er, „kennt die Polizei dieselbe?"

„Die Wohnung Mr. Charles Powels ist im Courthause," antwortete Mr. Judd.

„Er ist also noch nicht freigelassen, man hat noch nicht seine Unschuld erkannt, die doch so offen zu Tage liegt, daß man glauben sollte, es hätte in den vereinigten Staaten niemals möglich sein können, eine Anklage gegen einen Mann, wie Charles Powel, zu erheben?"

„Ich muß gestehen, Sir, daß ich Ihre Ueberzeugung fast theile. Ich habe diesen Gefangenen persönlich kennen gelernt und zwar bei einer Gelegenheit, die jedem Bewohner von New-York unvergeßlich sein wird. Es war am Morgen nach der Pöbelemeute vom 9. September. Ich fand ihn, nachdem man alle Gefangenen freigelassen, die Thür des Courthauses gesprengt und die Zellen geöffnet hatte, ihn allein in seiner Zelle sitzen, sich weigernd, von der ihm dargebotenen Freiheit Gebrauch zu machen. Es hat mir das eine gute Meinung von ihm eingeflößt. Allein über seine Unschuld wissen wir heute noch nicht mehr, als wir vor einem Jahre wußten. Sie wissen, daß er rechtskräftig verurtheilt ist, und daß man Anstrengungen getroffen hat, seinen Proceß wieder aufzunehmen, um ein anderes Resultat zu erzielen."

„Und diese Anstrengungen sind vergeblich gewesen?"

„So ganz vergeblich nicht, Sir. Mr. Slowson, der Director der westindischen Handels-Compagnie, hat an einen hiesigen Advokaten die Summe von 10,000 Dollars gesandt, um dieselbe zu dem angedeuteten Zwecke zu verwenden."

„Das ist mir bekannt, Sir. Und nun?"

„Die Summe hat Mr. Powel selber nichts genutzt, wohl aber seiner Frau."

„Man hat seine Frau mit dem Gelde unterstützt?"

„Das eben nicht, sondern man hat von dem Gelde eine Caution für seine Frau gestellt."

„Auch sie war verhaftet?"

„Allerdings, des Hochverraths angeklagt."

„Entsetzlich! Welch ungerechter Verdacht häuft sich auf diese Unglücklichen? Ich sage Ihnen, Mr. Judd, daß Mrs. Powel noch hundertmal weniger den Verdacht verdient, als ihr Mann, daß sie unschuldig ist, wie ein Engel, daß sie das Muster eines Weibes und einer guten Patriotin ist."

„Dasselbe haben wir auch geglaubt, Sir; indessen die Verdachtsmomente waren schwer genug. Wenn es auch der Jury bis jetzt nicht gelungen ist, einen positiven Beweis ihrer Schuld beizubringen."

„Sie befindet sich jetzt auf freiem Fuße?"

„Ja."

„Und wo hält sie sich auf?"

„Das werden Sie bei ihrem Advokaten am Besten erfahren."

„Während dieses Gespräches hatte Mr. Judd die Schelle gezo-

gen. Einer der Beamten war eingetreten und hatte von Mr. Judd einen Befehl in Empfang genommen. Er entfernte sich und kehrte nach kurzer Zeit wieder mit einem Zeitungsblatte in der Hand zurück.

Während Mr. Judd das Gespräch mit dem jungen Manne fortsetzte, fixirte der Beamte denselben unablässig, das Zeitungsblatt in der Hand haltend, und bald einen Blick auf ihn, bald in das Blatt werfend.

„Welches ist der Name des Advocaten?“ fragte Eugene.

Mr. Judd antwortete nicht; vielmehr erhob sich hier der Polizeibeamte, trat auf den Chef zu und sagte; „Es stimmt, Mr. Judd; sein Signalement stimmt mit dem im Steckbriefe angegebenen bis aufs Jota.“

Mr. Judd nahm das Zeitungsblatt, nickte, und der Beamte zog sich in den Hindergrund des Zimmers zurück.

Eugene wiederholte seine Frage nach der Wohnung des Advokaten.

„Es ist überflüssig für Sie, dieselbe zu erfahren, Mr. Powel,“ antwortete der Chef der Polizei; „denn Sie werden schwerlich Gelegenheit haben, Ihre Schwägerin zu sprechen.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Ganz so, wie ich es sage, Sir; denn sie sind mein Gefangener.“

„Ich Ihr Gefangener?“

„Ja wohl, Mr. Eugene Powel, sie sind mein Gefangener.“

„Sie kennen mich, Sir?“

„Ganz genau. Da lesen Sie.“

„Mit diesen Worten reichte er ihm das Zeitungsblatt, und Eugene Powel las mit zitternden Händen und marmorbleichem Gesicht einen auf ihn laufenden Steckbrief, worin als sein Verbrechen angegeben war, eine geheime Verbindung mit den Rebellen zu unterhalten, weil er der Alabama, dem Kaperschiff der Rebellen, durch die Klippen von Lynnes Iland als Lootse gedient habe.“

„Herr, das ist eine Lüge. Mr. Slowson kann bezeugen, daß es eine Lüge ist. Ich habe dem Schiffe als Lootse gedient, aber meine Absicht war eine andere, als die, es glücklich durch die Klippen zu bringen.“

„Bemühen Sie sich nicht, Mr. Powel, ich weiß, daß Sie eine andere Absicht vorgegeben haben; indessen der Heroismus, um den es sich dort handelte, wird wahrscheinlich nur auf den Gewinn einiger Tausend Dollars hinauslaufen. Sie sehen, daß Sie in demselben Verdachte stehen, wie Ihre Schwägerin. Sie sind des Hochverraths angeklagt, wie jene. Und daß ein Mitglied Ihrer Familie sich bereits desselben Verbrechens schuldig gemacht hat, ist ein sehr gravirender Umstand für Sie.“

„Mr. Judd,“ rief Eugene entrüstet, ich muß mich Ihrer Maaßregeln fügen. Indessen erkläre ich, daß es der größte Undank des

Vaterlandes gegen meine That ist, mich verhaften zu lassen. Ich werde Zeugen stellen, daß ich mich als Gefangener auf der Alabama befand, daß ich nach dem Versuche, die Alabama aufzurennen, in Gefahr war, gehängt zu werden, daß ich mit Gefahr meines Lebens einen Fluchtversuch machte und endlich als Schiffbrüchiger von der Sea-bright aufgefischt wurde."

„Wenn Sie diese Beweise beizubringen im Stande sind, Mr. Powel, so wird natürlich jeder Verdacht gegen Sie schwinden, und das Vaterland wird eine doppelte Schuld gegen Sie abzutragen haben, nämlich den Lohn für Ihr heldenmüthiges Unternehmen und eine Genugthuung für die Schmach dieses Verdachtes. Allein bis dahin, daß es Ihnen gelingt, diesen Verdacht zu entkräften, muß ich meine Pflicht erfüllen und Sie in Haft bringen."

„Wahrlich!" rief Eugene, „es ist zu viel des Unglücks, was meine Familie trifft. Wir alle stehen da, schimpflicher Verbrechen angeklagt und gegen nichtigen Verdacht fällt das, was wir bisher gethan, nicht in die Waage. Ich hoffe indessen, daß man wenigstens ein Glied unsrer Familie schonen wird, meine Schwester. Schon aus deren hochherziger Aufopferung hätte man auf die übrigen Glieder der Familie schließen müssen. Sie wissen, Mr. Judd, daß meine Schwester, Mary Powel, vor drei Jahren als Freiwillige mit in den Kampf zog; daß sie unter Sheridans Chor sich Lorbeeren erworben hat, daß sie dort unter einem angenommenen Namen existirt, und Niemand von ihrem Geschlecht eine Ahnung hat, daß sie mehr als einmal ihr Leben aufs Spiel setzte, dem Vaterlande erhebliche Dienste leistete und wahrscheinlich heute bereits einen hohen Offizierrang bekleidet, wenn sie nicht auf dem Schlachtfelde geblieben ist."

„Das Letztere ist nicht der Fall, Mr. Powel," antwortete Judd ruhig.

„Sie kennen meine Schwester, Sir?"

„Ich kenne sie und weiß, daß sie nicht unter den Todten ist, auch sich keine Lorbeeren auf dem Schlachtfelde mehr erringen wird. Sie werden von hier nach City-Hall gebracht und dort in der Nähe Ihrer Schwester einquartirt werden."

„Was? Auch meine Schwester verhaftet?"

„Auch sie verhaftet, Sir, und zwar desselben Verbrechens angeklagt, wie Sie selber. Sie sehen, Mr. Powel, Sie sind nicht der Einzige des Hochverraths Verdächtige in Ihrer „Familie."

„Mr. Jakson," wandte er sich an den Polizeibeamten, welcher an der Thür Posto gefaßt hatte, „führen Sie den Gefangenen ab."

## Dreiundachtzigstes Kapitel.

# Der Rath der Verschworenen.

Am äußersten Ende einer der Vorstädte von Washington befindet sich, wie wir bereits berichteten, das Boardinghaus von Mistreß Surratt, in welchem die Verschworenen unter Anführung von John Wilkes Booth nicht allein ihren unverdächtigten Aufenthalt hatten, sondern in welchem sie unter Beisitz jener yankeefeindlichen Matrone, der Dame vom Hause, selber ihren Rath pflogen.

Auch an dem Tage, an welchem wir wieder das Haus betreten, finden wir in dem Parlour des ersten Stockes eine Anzahl der Verschworenen versammelt, welche mit Mrs. Surratt und deren Tochter, Miß Mary Surratt, ein heimliches und für sie äußerst wichtiges Gespräch führten.

Wir finden außer den beiden genannten Damen im Parlour zunächst John Atzerott, welcher sich, da er noch immer nicht mit Robert Payne völlig ausgesöhnt war, etwas entfernt von dem großen Tische placirt hat, an dem die übrige Gesellschaft Platz nahm.

Mr. Robert Payne wendet ihm den Rücken zu und wirft nur hin und wieder einen verdrießlich düsteren Blick auf ihn, sobald er genöthigt ist, auf eine Bemerkung jenes Mitverschwornen zu antworten.

O'Laughlin, George Arnold und Bob Harrold saßen der Dame vom Hause zur Seite, welche streng und düster die Gesellschaft, Einen nach dem Andern, musterte, als sie in vorwurfsvollem Tone begann:

„Ich sage, daß die Ritter auf diesem Wege nimmermehr zum Ziele kommen; wenn sie sich von sentimentalen Anwandlungen verleiten lassen, den vorzüglichen Rathschlägen Mr. Sanders' und Mr. Tuckers zu widersprechen; und wenn sie mit diesen Führern der Yankees, mit diesen Tyrannen und Unterdrückern des Südens, zärtlich umgehen, wie eine Negerin mit ihrem Wechselbalg, dann werden sie es erleben, daß ihnen Grant die Köpfe abschneidet, ehe sie sich's versehen. Aufstände in den Städten anregen — ja, was hat das nun genützt? Ich frage Sie, meine Herrn, was hat das genützt?"

„Leider wenig genug," brummte Bob Harrold, indem er verbissen einen Seufzer ausstieß; „mit Ausnahme einiger kleiner Errungenschaften an kostbaren Schmucksachen und baarem Gelde ist für meine Person Nichts herausgekommen, wiewohl ich hätte einen erklecklichen Gewinn haben können, wenn nicht diese Mrs. Gamp mir den Streich gespielt hätte."

„Und auch ich, für meine Person, hätte nicht klagen können,"

murrte Atzerott, wenn nicht ein Schurke mir die ganze Freude verdorben hätte."

„Ich wünsche, daß darüber geschwiegen wird," sagte Payne gebieterisch, sich an Atzerott wendend. „Sie wissen, es ist unter uns abgemacht, und es ist Booth's Befehl, daß das Geschäft mit der Quadroone nicht weiter erwähnt wird."

„Und ich sage," hob Mrs. Surratt wieder an, „daß eben deshalb so Wenig erreicht ist, weil Jeder nur auf seine eigenen Interessen gedacht und dabei das Interesse der Conföderation ganz aus den Augen gesetzt hat. In all' den Städten, wo der Aufruhr glücklich angestiftet war, in New-York sowohl, wie in Baltimore, in Philadelphia, in Danneville und den übrigen Orten ist es nicht einmal gelungen, die Städte einzuäschern oder sonst wie irgend einen den Staaten empfindlichen Schaden zuzufügen. Mit einigen Millionen Dollars ist der ganze Schaden, den die Verschworenen angestiftet, wieder gut gemacht."

„Es ist auch meine Ansicht, daß wir einen andern Weg einschlagen müssen," bemerkte Harrold.

„Das ist gar nicht unsre Sache," verwies ihn Payne. Wir haben nichts Anderes zu thun, als was von Booth angeordnet wird, und Booth seinerseits erhält, wie Ihr wißt, von den Rittern des Südens seine Instruction."

„Ich finde aber merkwürdig," fiel hier Miß Surratt ein, „daß immer noch keine neuen Instructionen angekommen sind; denn es steht doch keineswegs mit dem Kriege so günstig, daß der Süden Nichts zu fürchten brauchte. Was will das sagen, daß Grant bei Spottsylvania zurückgeschlagen ist? Er wird es einfach auf einem andern Wege versuchen, nach Petersbourg und von da nach Richmond zu gelangen. Und daß seine Verstärkungen ausgeblieben sind — wir haben ja gestern in der Zeitung gelesen, daß in New-York 30000 Mann angeworben sind. Wenn die andern Staaten verhältnißmäßig eben so viel leisten, so erhält Grant noch im Laufe des Sommers eine Verstärkung von 180000 Mann."

„Du mußt es ja wissen," wandte sich Mr. Surratt an ihre Tochter, „was die Herren veranlaßt, sich einer solchen Sicherheit hinzugeben; Du kommst ja eben aus Richmond und noch dazu vom Hofe und wirst hoffentlich von Mr. Davis sowohl, wie von seinen Ministern erfahren haben, welche Hoffnungen oder Befürchtungen man von den neuesten Marschbewegungen Grants und von den Erfolgen Lee's hegt."

„So viel ich weiß," antwortete Miß Surratt, „ist von Befürchtungen kaum noch die Rede; denn der ganze Hof ist nach Charleston abgereist. Die Ritter haben ihre Agitation Andern überlassen, ihre eigene Thätigkeit eingestellt und geben sich dem Vergnügen hin,

als ob die Secession die Anerkennung des Nordens und der ganzen Welt gefunden hätte."

„Der Norden indessen," fügte Mr. Payne hinzu, „sieht in den Verlusten, welche er bei Spottsylvania erlitten, und in den Erfolgen Lee's noch nicht die mindeste ungünstige Vorbedeutung; im Gegentheil, ich hörte neulich in einem Meeting, worin der Beschluß gefaßt wurde, dem Präsidenten anzukündigen, daß das Volk auch heute noch zu jedem Opfer bereit sei, und daß Abschaffung der Sclaverei die Parole sei und das Feldgeschrei, mit dem die Truppen vorgehen müßten, und die einzige Bedingung, unter welcher man Frieden schließen solle, — ich hörte in diesem Meeting also, daß man sich über das Freudengeschrei der Ritter des Südens lustig machte, und daß man mit großem Enthusiasmus ausrief, das Morgenroth der Freiheit beginne zu tagen."

„Wir wollen hoffen," bemerkte Miß Surratt, „wir wollen hoffen, daß die in diesem Jahre bevorstehende Präsidentenwahl zu unsern Gunsten ausfällt."

An diesem Gespräche hatte Mr. Arnold augenscheinlich wenig Theil genommen, sondern hatte nachdenkend dagesessen und sein Auge schwärmerisch in die unbestimmte Weite schweifen lassen, als ob er sich einem Gegenstande entgegensehne, den er zu erreichen wenig Hoffnung habe.

Erst jetzt nahm er Veranlassung, ein Wort mitzusprechen. Seufzend sagte er:

„Die Anhänger unsrer Partei schweigen leider fast Alle und woher kommt es? Weil sie theils in den Gefängnissen schmachten, theils nach dem Süden hin verziehen, auch Miß . . ."

„Ich dächte, Mr. George, Sie dächten an Miß Marry nicht mehr," unterbrach ihn Mrs. Surratt im Tone des Vorwurfs. „Diese unglückliche Leidenschaft, welche Sie für das Mädchen faßten, dem wir hier Obdach gewährten, wird noch Ihnen und Ihren Freunden zur Verrätherin werden. Was soll auch die Liebe zu einem Mädchen einem Manne, der ein Befreier des bedrückten Landes werden will? Ich bitte Sie, denken Sie an jene Miß Marry nicht mehr. Es ist mir lieb, daß sie aus dem Hause fort ist; denn ich bin überzeugt, Sie würden nicht zu schweigen verstehen über das, was in unsrem Zirkel berathen wird."

„Sie thun ihr und mir Unrecht, Ma'am. Miß Marry ist, wie Sie selbst erfahren haben, eine vorzügliche Patriotin, und wenn ich wirklich dies oder Jenes ihr anvertraute, so habe ich ihr nur das Vertrauen bewiesen, was ihr gebührt, und ich würde es für eine Beleidigung ihres ausgezeichneten Charakters halten, auch nur das geringste Mißtrauen gegen sie zu hegen. Ich wünschte, sie käme aus New-York zurück, falls sie noch da ist; denn ich muß gestehen, daß ich jetzt, da ich sie verloren, zugleich fast allen Muth verloren habe

und all die Energie, welche zu einem Unternehmen, wie das unsre, nöthig ist. Ihr Anblick hat mich begeistert, und ihr Besitz wäre mir der schönste Lohn alles dessen, was ich je für das Wohl des Vaterlandes thun könnte."

„Ich zweifle daran," sagte Harrold, „daß diese Miß Marry aus New-York fortgegangen ist. Verwandte hat sie ohne Zweifel dort; denn wie uns Booth erzählte, hat der junge Mann, welchem er seine Rettung verdankt, eine nicht zu bezweifelnde Aehnlichkeit mit dieser Marry, und Booth ist überzeugt, daß er ihr Bruder war."

„Der junge Mann, von dem Du sprichst," fügte Atzerott hinzu, „büßt jene That im Gefängnisse."

„Der junge Mann ist einfach ein Mädchen," warf Payne ein, „wie sich herausgestellt hat, als man ihn in derselben Nacht verhaftete."

„Ob wohl jener Jüngling oder jenes Mädchen jetzt frei ist?" fragte George Arnold.

Niemand wußte es zu sagen. Hier ward die Thür geöffnet und Wilkes Booth trat ein. Er hielt einen offenen Brief in der Hand.

Nach einer flüchtigen Begrüßung seiner Freunde und einer höflichen Verbeugung gegen Miß und Mistreß Surratt, nahm er Platz, indem er begann:

„Soeben bekomme ich von Mr. Breckenridge ein Schreiben. Ich habe zunächst mit Ihnen zu sprechen Bob, ein Theil des Schreibens bezieht sich auf Sie."

„Auf mich?" fragte Harrold. „Will Mr. Breckenridge mir etwa einige Tausend Dollars Gratifikation zukommen lassen?"

„Ihr erinnert Euch," fuhr Booth fort, ohne auf diese ironische Bemerkung zu achten, „daß am Tage nach dem Aufruhr in allen Zeitungen veröffentlicht ward, es sei dem Banquier Aron Levy eine Kiste entwendet, welche die Kriegsbeute der Alabama enthielt, circa eine Million Dollars. Es ward eine Belohnung ausgesetzt für denjenigen, der über den Verbleib dieser Kiste eine Auskunft zu geben vermöchte."

„O, ich erinnere mich dessen sehr gut," antwortete Atzerott, „und wenn ich etwas davon gewußt hätte, so würde ich nicht angestanden haben, mir diesen Preis zu verdienen, und ich glaube, Keiner von uns würde der Regierung diesen Preis geschenkt haben, vorausgesetzt, daß die Million Dollars in Sicherheit war und der Regierung der Union nicht in die Hände fallen konnte."

„Einer von uns hat allerdings etwas von dem Verbleib jener Kiste gewußt," versetzte Booth," und zwar Sie, Bob."

Harrold wurde etwas verlegen.

„Ich? Woher vermuthen Sie das?"

„Mr. Breckenridge weiß sehr genau, daß Sie in der Nacht des

Aufstandes von New-York, in der Nacht vom neunten zum zehnten, jene Kiste in das Hinterzimmer der Mrs. Gamp gestellt haben."

„Der Teufel! Mr. Breckenridge hat gute Spione."

„Ist es so?"

„Ich kann es nicht leugnen, Mr. Wilkes. Es ist wahr, ich war im Besitze der Kiste."

„Und wo ist dieselbe jetzt?"

„Wenn ich das wüßte, würde ich hier wahrscheinlich nicht ruhig sitzen, sondern wohl unterwegs sein, sie zu holen, und wäre sie in China oder am äußersten Ende der Welt. Aber leider weiß ich nicht, wo die Kiste geblieben ist."

„Sie haben sie also nicht in Sicherheit gebracht?"

„Nein, ich nicht, aber Mrs. Gamp hat sie in Sicherheit gebracht. Die Hexe hat sie mir gestohlen. Vier Tage um und um sitze ich in dem vermaledeiten Zimmer, um die Kiste zu bewachen, welche sie angeblich hinter dem Bettschirm hat; ich ahne aber nicht, daß eine Tapetenthür von einem Nebenzimmer in den Raum hinter dem Bettschirm führt, und daß sie die Kiste längst fortgeschafft hat. Als ich endlich die Gelegenheit günstig halte, mich mit meiner Kiste fortzumachen, da finde ich nicht nur diese nicht, sondern auch Mrs. Gamp ist über alle Berge. Ich erkundige mich nach ihr bei den Nachbarn. Niemand weiß von ihr; nur glaubt der Krämer im Nebenhause, daß sie zu einer Verwandten, die sich irgendwo im Süden aufhält, gereist sei; vielleicht zu ihrem saubern Herrn Gemahl, dem ehemaligen Besitzer einer Menagerie, der jetzt in irgend einer der Hauptstädte des Südens das honette Gewerbe eines Kupplers betreibt. Ich hätte durch diesen Streich in eine arge Verlegenheit kommen können," fügte er nach einer kurzen Pause hinzu; „denn ein verdammter Irländer, mit welchem ich das Geschäft gemeinsam gemacht hatte, drohte mir, die Sache zur Anzeige zu bringen, wenn ich ihm nicht die Hälfte des Raubes abgeben würde. Ich hatte dem habgierigen Hallunken funfzig Dollars gegeben, und nur mit Mühe konnte ich ihn beruhigen und ihn bewegen, von seiner Anzeige abzustehen, nachdem er erfahren hatte, auf welche Weise ich um die ganze Beute gekommen sei und nachdem ich ihm aus meiner Tasche den von der Regierung ausgesetzten Preis gezahlt hatte. Ich habe von der ganzen Million Dollars also Nichts weiter, als einige hundert Dollars Kosten, die ich in Summa dem Irländer für seine Bemühung und sein Schweigen gezahlt habe. Wenn eine Million Dollars in der Kiste war, so wird Mrs. Gamp wahrscheinlich Mittel und Wege gefunden haben, sich meinen Nachforschungen zu entziehen, und es auch der Regierung des Südens unmöglich zu machen, ihrer Spur zu folgen."

„Verdammt," rief Booth, „der Süden braucht das Geld gegenwärtig zu Anwerbungen, und die Million Dollars käme den Rittern

vortrefflich zu Statten. Doch jetzt zu einem zweiten Punkt des Briefes. Dieser enthält neue Instructionen des jetzigen Vorsitzenden vom Orden der Ritter des goldenen Zirkels. Mr. Berckley fordert uns auf, unsern Feldzug von Neuem zu beginnen und zwar diesmal mit der Verwendung der Kleidungsstücke, die in Leesbourg und andern Städten des Südens aufgespeichert liegen."

„Sind das die von Mr. Blackborn präparirten Kleidungsstücke?" fragte Atzerott mit rohem Lachen.

„Ganz richtig; die von Mr. Blackborn präparirten Kleidungsstücke," bestätigt Mr. Wilkes. „Wie schon früher verabredet, wird Harrold mit denselben in Washington ein Geschäft eröffnen und sie zu jedem Preise verkaufen. Der Erlös ist sein Eigenthum. Jeder von uns übernimmt nebenbei die Pflicht, so viel als möglich zur Verbreitung der Kleider beizutragen, namentlich aber dafür zu sorgen, daß der für den Präsidenten zum Geschenk bestimmte Anzug diesem überreicht werde, und daß auch die Galaanzüge der Herren Minister bei irgend einer passenden Gelegenheit ihnen in die Hände gespielt werden. Natürlich darf damit nicht eher vorgegangen werden, als bis die Jahreszeit dem gelben Fieber günstig ist. Wir sind jetzt im Mai, und vor dem Monat Juli pflegt das gelbe Fieber sich nicht einzustellen."

„Es ist doch endlich einmal eine ermuthigende Nachricht vom Süden," bemerkte Mrs. Surratt, „daß die Ritter sich entschlossen haben, ein energisches Mittel anzuwenden. Ich befürchtete schon, daß, da dem Unternehmen, im Norden das gelbe Fieber zu verbreiten, im vergangenen Jahre die Jahreszeit nicht mehr günstig genug war, daß nunmehr dieser ganze herrliche Plan aufgegeben würde. Ich habe mir von demselben immer am Meisten versprochen; denn ich weiß, welche namenlose Verwirrung und welche Demoralisation die Epidemie, so oft sie im Norden geherrscht hat, überall angerichtet. Vier Wochen, die wir übrigens mit dem Unternehmen mindestens noch warten müssen, sind freilich eine lange Zeit, und in vier Wochen kann unsrer Sache noch manches Unheil widerfahren."

„Diese vier Wochen übrigens sollen nicht in Unthätigkeit verbracht werden, im Gegentheil, wir haben innerhalb derselben eine äußerst wichtige Aufgabe zu vollführen. Wir sollen nämlich, bevor wir mit der Verbreitung des gelben Fiebers anfangen, versuchen, den Präsidenten Lincoln in die Gewalt des Südens zu liefern, bevor wir einen Anschag auf sein Leben machen. Ein solcher soll nur die ultima ratio sein und erst dann zur Ausführung kommen, wenn alle andere Wege, seiner los zu werden, fehlgeschlagen sind."

„Den Präsidenten gefangen nehmen," rief Arnold, „wie soll das geschehen?"

Die Frage wurde von allen Verschworenen reiflich in Erwägung gezogen; indessen, noch bevor sie zu einem Resultat kamen, ward

ihre Aufmerksamkeit abgelenkt durch einen vor der Thür haltenden Wagen.

„Wer kann das sein?“ fragte Miß Surratt, und da die Verschworenen niemals sicher waren, ob nicht irgend ein Spion sich in das Haus der Boardingwirthin schleiche, oder mindestens irgend ein Unberufener ihnen und ihrer Berathung lästig werde, so sahen sie ziemlich verdrießlich aus.

Miß Surratt erklärte, sie werde hinausgehen und nachsehen, wer es sei.

Nach einer kurzen Weile kehrte sie wieder und berichtete mit ziemlich geringschätziger Miene, daß es jene Miß Marry sei, welche hier vor einiger Zeit Obdach und unentgeldlichen Unterhalt gefunden.

„Wahrscheinlich dieselbe, Mr. Arnold,“ fügte sie hinzu, „für welche Sie eben so warm plädirten.“

Es war kein Zweifel, daß es dieselbe war; denn Mr. Arnold war bei der Nachricht sofort aufgesprungen und eilte jetzt zur Thür hinaus.

„Es ist mir wirklich beunruhigend,“ sagte Mrs. Surratt, „daß George nicht im Stande ist, sich besser zu beherrschen, denn wenn ich auch gerade nicht Grund habe, dem Mädchen zu mißtrauen, so ist es immerhin ein gefährliches Ding, eine Verschwörung, wie die Ihrige, einer Unbetheiligten anzuvertrauen, ja sie auch nur etwas davon ahnen zu lassen. Und überhaupt ist ein Verschworner, welcher ein Lieberverhältniß hat, einerseits stets nur halb bei der Sache, und zweitens ein Mann, den man lieber aus dem Kreise der Verschworenen ausschließen sollte.“

Mrs. Surratt sagte das mit solcher Strenge und solcher Ueberzeugung, daß Booth, der sich ja selber in Arnolds Falle befand, sich davon unangenehm berührt fand. So sehr er auch Mrs. Surratts Verdienste anerkannte, und ein so großer Verehrer ihres energischen Characters und ein so großer Bewunderer ihres aufopfernden Patriotismus er auch war, so sah er es doch stets mit einem gewissen Mißfallen, wenn sie sich herausnahm, ihn und seine Freunde zu hofmeistern. Er antwortete deshalb kurz und mürrisch, daß er selber Arnold warnen werde, falls ihm seine Liebe zu jener Miß Marry irgendwie gefährlich scheine; für's Erste habe er keinen Grund, irgendwelche Befürchtungen zu hegen, und sei deshalb auch nicht Willens, seinem Freunde Arnold einen Vorwurf zu machen.

Freudestrahlend kehrte Arnold zu der übrigen Gesellschaft zurück.

„Sie wird hier bleiben,“ rief er, „sie wird jetzt bei uns bleiben, da sie ihre Verwandten in New-York nicht gefunden hat. Uebrigens, Wilkes, bringt sie gute Nachrichten aus New-York. Ich weiß, daß Du in Bekümmerniß warst wegen des Jünglings, der Dir das Leben rettete in der Nacht des Aufstandes, des Jünglings, von welchem Robert behauptet, daß es ein Mädchen war.“

„Nun?" fragte Booth erwartungsvoll. „Ich weiß, er wurde gefangen genommen, und ihm der Proceß gemacht?"

„Er ist vor einigen Tagen freigelassen."

„Freigelassen? Dem Himmel sei Dank; ich wagte es kaum zu hoffen."

„Aus Mangel an Beweisen, wie Miß Marry sagt, hat man ihn frei gesprochen, und weil man sich dankbar zeigen wollte für Verdienste, die er sich anderweit soll um die Republik erworben haben."

„Das ist in der That eine für mich beruhigende Nachricht," antwortete Booth; denn ich muß gestehen, daß ich stets mit tiefer Bekümmerniß an das Schicksal des Jünglings gedacht habe."

„Eine weniger erfreuliche Nachricht," fuhr Arnold fort, „ist die, daß im Hafen zu New=York vor kurzer Zeit das Begleitschiff der Alabama von der Unions Fregatte Vanderbild gefangen eingebracht worden ist. Der Lieutnant Sinclair und 30 Mann sind gefangen genommen. Befehligt wurde die Sea=bright von einem ehemaligen Gefangenen auf der Alabama, einem gewissen Capitain Eugene Powel. Indessen ist dieser junge Mann sofort nach seiner Ankunft verhaftet worden."

„Ha, ha, ha!" lachte Atzerott „Das ist auch einer aus der Familie, für welche ich, als sie in der größten Noth war, so freundschaftlich gesorgt habe. Ich habe dem ehrenwerthen Mr. Charles sowohl, als seiner spröden Frau ein Obdach im Courthause verschafft; auch für Kleidung habe ich gesorgt, Sie wissen es Wilkes. Indessen die letzteren haben sie mir leider zurückgewiesen. Nun macht es mir Vergnügen zu hören, daß ich wenigstens gerächt bin an diesem stolzen Repulikaner."

„Meine Herren, sie verfallen wieder in den Fehler, daß Sie stets nur an sich denken," versetzte Mrs. Surratt; „das Alles sind Dinge, welche in unsern Rath nicht hineingehören. Sie hören, daß der Präsident gefangen nach dem Süden geschafft werden soll. Machen Sie lieber Vorschläge, wie dies anzufangen ist."

Nach längerer Berathung kam man endlich zu folgender Erwägung:

Der Präsident pflegte im Sommer häufig mit William Seward, dem Staatssecretär nach dessen an der Straße nach Alexandria liegenden Villa zu fahren. Die Straße nach Alexandria ging den Mississippi hinauf.

Nun erklärte Atzerott, daß er ein Mittel wisse, um das zahmste Pferd so wild zu machen, daß kein Mensch es zu bändigen vermöge.

„Das Mittel ist sehr einfach," setzte er hinzu „steckt einem Pferde nur eine Kugel ins Ohr, so werdet Ihr bald sehen, daß es wild wird und sich anstellt bald, als wolle es hoch in die Luft springen, bald, als wolle es den Kopf in die Erde bohren, und in rasenden



General Weitzel's und seiner Schwarzen Einzug in Richmond.

Sprüngen davonrennt. Es ist nicht schwer, bei Lincoln's Pferden dies Mittel anzuwenden; dann werden sie mit dem Präsidenten und seinem Minister durchgehen."

„Aber was dann?" fragte Booth.

„Nun, meine Meinung ist," antwortete Atzerott, „daß man dem Kutscher zu Hülfe kommt, die Pferde anhält und dem Präsidenten aus dem Wagen hilft in einen andern, der sich zufällig in der Nähe befinden muß. In diesem Wagen fährt zufällig Einer von uns. Man fährt im Galopp in die Richtung von Alexandria und in dem Wäldchen vor Alexandria, da wo die Chaussee dicht an das Ufer des Mississippi herangeht, da macht man Halt."

„Ach so!" rief O'Laughlin, jetzt merke ich. „Dort setzt man den Präsidenten aus, nöthigt ihn, mit Güte oder mit Gewalt, in ein dort zufällig haltendes Boot zu steigen, was etwa ich und Harrold rudern. Man fährt ihn über den Mississippi hinüber, drüben wartet ein anderer Wagen, der ihn bis Leesburg bringt, und von dort wird er per Militaireskorte nach Richmond befördert."

„Ganz recht, so meine ichs," antwortete Atzerott. „Das ist mein Plan."

„Aber wenn es nicht gelingt, den Präsidenten allein in den andern Wagen steigen zu lassen, wenn ihn der Staatsminister nicht verlassen will?"

„Desto besser," lachte Payne, „so begleitet ihn der Staatsminister bis Richmond, und Jeff wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir nicht nur den Präsidenten, sondern auch den Premierminister in seine Hände liefern."

„Der Plan ist gut und ausführbar," sagte Booth, „und die Funktionen, die dabei zu übernehmen sind, können ganz allein von uns Sechsen übernommen werden; wir brauchen keine fremde Hilfe eher, als bis Alexandria, und dort können wir zuverlässige Leute in Menge haben. Ich beauftrage also zunächst Sie, Mr. Harrold, daß Sie auskundschaften, an welchem Tage Lincoln eine solche Spazierfahrt unternehmen wird, und uns rechtzeitig davon unterrichten." — — —

Während sonst in dies abgelegene Boardinghaus nur sehr selten ein fremder Besuch kam, so hielt heute wunderbarer Weise schon der zweite Wagen vor der Thür. Es war wieder eine Dame, welche ausstieg, und zwar eine Dame, welche, wie Miß Surratt berichtete, nachdem sie hinausgegangen war und sich nach der Angekommenen erkundigt hatte, Mr. Booth zu sprechen wünschte.

Booth war überrascht und eilte hinaus in das Zimmer, welches jene Fremde bestellt hatte, und lag in der nächsten Minute in den Armen von Mrs. Cleary.

„Jetzt, Wilkes, kann ich ungestört Dir gehören," rief sie. „Ich habe mich von Allem losgemacht, das mich dort in Richmond fesselte.

Meine Tochter ist verschwunden, den spionirenden Mulattenknaben habe ich unter das Militair stecken lassen, und mein Gemahl, der übrigens meinen Wünschen nie ein Hinderniß in den Weg zu legen pflegte, ist nach Canada abgereist, um von dort aus die Einfälle zu leiten, die in das Gebiet der Union beabsichtigt werden. Ich athme auf, Wilkes, in der frohen Hoffnung, daß mein Gemahl von seiner gefährlichen Sendung nicht wiederkehren wird — dann, dann sei meine Hand der Preis Deiner Liebe und Deines Ruhmes!"

### Vierundachtzigstes Kapitel.

## In der Umarmung des Todes.

Es war ein Ereigniß, das vielleicht in jedem Decennium nur einmal vorkommt, daß man eines Abends, als die Sonne nahe daran war, sich hinter den Gipfeln der Blauen Berge hinabzusenken, einen Wagen den fast nie betretenen Pfad durch die Wilderneß fahren sah. Es war ein gewöhnlicher Reisewagen, wie ihn Handelsleute zu führen pflegen, vorn ein Sitz für zwei Personen und hinten ein offener, nur mit einer Leinwanddecke versehener Kasten, in welchem sie ihre Waaren haben.

Der Wagen wurde von zwei Pferden mit Mühe fortgeschleppt, da die Räder tief in den von Gras und Rasen nur wenig bedeckten Sand einschnitten und die Hitze des Tages die Kräfte der Thiere erschöpft hatte. Geführt wurde der Wagen von einem gigantischen Mann, mit dichtem, braunem Bart, struppigem Haar und ziemlich gemeinem Aussehen. Neben ihm auf dem Sitz hatte ein junger Mann Platz genommen von schönen, regelmäßigen, feinen Gesichtszügen. Sowohl in seinem ausdrucksvollen, intelligenten Gesichte, als in seiner gewählten Kleidung fand man Beweis genug, daß er den vornehmeren Ständen angehörte. Unter seinem halb zurückgeschlagenen Staubmantel von Nankin sah man eine Uniform hervorblicken.

Der Wagen bewegte sich nur langsam vorwärts, und zwar befand er sich in dem Momente, da wir uns den Reisenden nähern, in der Gegend, wo früher die Schanzen der Rebellen gestanden hatten. Es ist ein weites Blachfeld, nur hin und wieder von Gestrüpp unterbrochen, der Boden zerstampft und aufgelockert, und der Sand heiß von der glühenden Nachmittagssonne, welche selbst

jetzt in den Abendstunden noch so heiß brannte, daß es zweifelhaft war, ob das Gefährte noch die nächste Stadt erreichen würde.

Der Mann im Staubmantel sprach diesen Zweifel gegen den Führer des Wagens aus.

„Ich glaube doch, daß Sie besser gethan hätten, Mr. M'Farlane, wenn Sie den Weg nicht durch die Wilderneß genommen hätten, sondern lieber ein paar Meilen südwärts gebogen wären, selbst auf die Gefahr hin, daß wir heute nicht mehr das Ziel unsrer Reise erreichen."

„Geht nicht," antwortete der Andere mürrisch und mit einem Accent, der, selbst wenn der Name seine Herkunft noch zweifelhaft gelassen hätte, doch deutlich den Irländer kennzeichnete. „Ich sage Ihnen, Mr. Brocklyn, ich weiß, daß man weder nach Spottsylvania, noch nach Old-Church auf irgend einem Wege gelangen kann, als durch die Wilderneß. Denn nördlich und südlich ist die ganze Gegend von Grant's Truppen besetzt. Hier ist der einzige Punkt, auf dem die Unionstruppen nicht mehr zu finden sind, und auf welchen sie schwerlich wieder kommen, da sie hier an Dürre und Hitze schlimmere Feinde haben, als an den Scharfschützen Lee's."

„Aber sehen Sie nur Ihre Pferde an, sie keuchen und sind mit Schweiß bedeckt. Glauben Sie denn, daß sie noch die Strecke bis Old-Church aushalten werden?"

„Nun, wenn wir den ganzen Tag auf solchem Wege gefahren wären, wie wir ihn jetzt haben, so würden sie wahrscheinlich nicht mehr auf ihren Beinen stehen können. Allein da wir nicht die ganze Wilderneß durchfahren sind, sondern erst vor sechs Stunden diesen verteufelten Sandweg einschlugen, so denke ich, sie werden es aushalten bis Old-Church."

„Wie weit schätzen Sie es bis dahin noch?"

„Ich denke acht bis zehn Meilen."

„Acht bis zehn Meilen — das wären also noch zwei bis drei Stunden. Wahrlich, ich ertrage es kaum noch, ohne irgend einen Schatten in dieser Hitze den Weg fortzusetzen. Werden Sie nicht ein wenig nördlich biegen? Dort scheint mir das Tannengesträuch höher und der Weg besser, also für uns, wie für die Pferde, gleich angenehm."

„Ich bin eben im Begriff, dorthin zu biegen und dieses Terrain, das in der Schlacht von den Pferden so zerstampft ist, daß der Rasen nicht mehr hält, zu verlassen."

„Also bis hierher hat sich die Schlacht bei den Schanzen erstreckt?" fragte Brocklyn. d

„Bis hierher," antwortete sein Gefährte. „Indessen sin, Vorpostengefechte auch dort zwischen jenen Gebüschen gefochten worden was ein sehr schlimmes Ding für die Verwundeten gewesen ist; denn man soll nur die Hälfte der Verwundeten aufgefunden haben; die übrigen armen Teufel werden aller Wahrscheinlichkeit nach noch dort

liegen, natürlich nicht mehr lebendig, sondern verschmachtet oder an Verblutung ihrer Wunden gestorben."

Der Weg, welchen M'Farlane jetzt einschlug, war in der That angenehmer, als der über das Schlachtfeld. Denn man traf nicht, wie dort, bloß Nadelgestrüpp, sondern hin und wieder einen saftig belaubten Strauch, die Hitze des Tages nahm allmählich ab, sodaß Brocklyn nach einer Weile aufathmend die Unterhaltung wieder aufnahm.

„Sie wissen also ganz genau, Mr. M'Farlane, daß sich mein Vater in Old-Church aufhält?"

„Ich weiß es genau, Sir. Er hat dort eine schöne Besitzung gekauft. Ich kenne die Besitzung und den Vorgänger Ihres Vaters auf derselben ganz genau, verlassen Sie sich darauf."

„Welcher Art ist die Besitzung?"

„Nun, es ist so eine Art Factorei, und es sind außer dem Wohnhause große Speicher vorhanden und andere Räume für lagernde Waaren. Der Vorgänger Ihres Herrn Vaters ist darauf zum reichen Manne geworden, natürlich hat er die Besitzung auch theuer genug verkauft. Was schadet das aber? Ihr Papa ist ein reicher Mann und hat eine hübsche Summe Dollars mit aus New-York gebracht, als er damals seinen Compagnon im Stiche ließ."

Die Wendung des Gesprächs verdroß Mr. Brocklyn offenbar, er brach deshalb ab und sagte:

„Sprechen Sie nicht davon, die Geschichte ist mir bekannt."

Der Irländer indessen schien sich ein Vergnügen daraus zu machen, diese empfindliche Seite seines Gefährten zu berühren.

„Ich möchte nur wissen," sagte er, „ob, Mr. Brocklyn, Ihr Vater, wohl zuweilen daran denkt, daß sein ehemaliger Compagnon, Charles Powel, Hungerpfoten gesogen hat und nachher mit seiner Familie ins Gefängniß gewandert ist."

„Er weiß es nicht, seien Sie überzeugt," sagte Kapitän Brocklyn. „Wüßte er es, so würde er nicht anstehen, seinem ehemaligen Compagnon zu helfen."

„Ah Bah! Das würde er bleiben lassen, Mr. Brocklyn. Ich kenne das besser; Unsereiner würde es ebenso machen. Man betrügt den Compagnon um sein Geld, wandert aus nach dem Süden und kümmert sich den Teufel darum, was aus dem Betrogenen wird."

Brocklyn schwieg nachdenkend eine Weile. Dann murmelte er für sich, indem er einen Seufzer ausstieß: „Wollte Gott, es gelänge mir, den Vater zu bestimmen, daß er sein Unrecht gut macht, so viel jetzt noch daran gut zu machen ist!" —

Die Unterredung stockte jetzt eine Weile; denn Brocklyn war nicht aufgelegt, sich mit seinem Reisegefährten weiter über dies Thema zu unterhalten. M'Farlane unterbrach das Schweigen, indem er seinen Nachbar anstieß und zu ihm sagte:

„Sehen Sie, hatte ich nicht Recht, daß hier die armen Kerle noch hundertweise umherliegen und faulen, ohne daß Einer eine Ahnung davon hat, wo ihre letzten Ueberreste zu suchen sind? Wenn Sie genau zusehen, werden Sie bemerken, daß fast hinter jedem Strauche die Leiche eines Menschen liegt. Natürlich haben sich die Verwundeten, die sich fortschleppen konnten, diesen Platz aufgesucht und zwar zu ihrem Unglück. Denn wenn sie zufällig ohnmächtig waren, als die Compagnien in der Nacht das Schlachtfeld nach Verwundeten durchsuchten, und sich nicht melden konnten, so blieben sie ganz einfach liegen; denn am andern Tage hatte man nicht Zeit, zum zweiten Male eine Nachsuchung anzustellen."

Der Eindruck, welchen dieser Anblick auf den jungen Mann machte, war dermaßen erschütternd, daß er gewaltsame Anstrengungen machte, sich davon zu befreien; und als ihm dies nicht gelingen wollte, da er, selbst wenn er seinen Betrachtungen eine andere Richtung gab, immer wieder durch den Anblick einer Leiche darauf zurückgeführt wurde, so ersuchte er den Führer des Wagens, von Neuem eine andere Richtung einzuschlagen.

Es war der Abend jetzt vollends hereingebrochen, und es war füglich nicht mehr so nothwendig, einen kühlen Weg aufzusuchen. Indessen ersuchte er ihn doch, an der Lisière eines kleinen Gehölzes, das in der Nähe lag und aus niedrigen Bäumen und dicht belaubtem Strauchwerk bestand, entlang zu fahren.

M'Farlane leistete seiner Bitte Gehör und schlug jene Richtung ein. Schweigend fuhren sie wieder eine Weile weiter, als Brocklyn äußerte:

„Welch ein unheimlicher Ort! Kein lebendiges Wesen hier, als die wilden Thiere, welche durch den Geruch modernder Leichen herbeigelockt werden. Wie schrecklich das Schicksal dieser Helden, die für ihr Vaterland hier den Tod fanden, und von deren Schicksal kein Verwandter, kein Freund etwas je erfahren wird . . . ."

Plötzlich unterbrach er sich.

„Hörten Sie nicht etwas?"

„Ich hörte Nichts," antwortete M'Farlane. „An diesem Orte giebt es ja eben nichts Lebendiges, das einen Laut von sich gäbe."

„Und doch," antwortete Brocklyn, „glaube ich überzeugt zu sein, daß ich den schwachen Hilferuf eines Menschen hörte."

„Sie werden sich getäuscht haben Mr. Brocklyn, denn seit dem letzten Kampfe, der vor fünf Tagen hier stattfand, ist kein Mensch in diese Gegend gekommen, davon können Sie sich überzeugt halten, und die Verwundeten, welche vier Tage lang gehungert haben und in der Hitze vertrocknet sind, werden aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr um Hilfe rufen."

„Da! — soeben hörte ich es wieder," rief Brocklyn. „Ganz deutlich. Halten Sie inne, ich bitte Sie, lassen Sie uns lauschen, von woher die Stimme kam."

„Nun, meinetwegen," brummte M'Farlane. „Indessen sage ich Ihnen, daß, wenn wirklich wunderbarer Weise Einer von denen hier noch am Leben sein sollte, es uns nichts nützen würde, ihm zu Hilfe zu kommen, denn Lebensmittel haben wir nicht, und mitnehmen können wir ihn auch nicht. Wo sollten wir ihn auch hinbringen? In Old-Church würde sich schwerlich Jemand dazu verstehen, einen verwundeten Yankeesoldaten bei sich aufzunehmen."

„Es ist unsere Pflicht zu helfen," entgegnete Brocklyn, vom Wagen springend. „Ich habe einen Hilferuf gehört, gleichviel ob er von einem Yankee kam oder von einem Grünrock; er kam von einem Unglücklichen, und das muß uns genug sein."

„So tragen Sie ihn meinetwegen bis Old-Church," versetzte M'Farlane. „Meine Pferde haben Last genug und können kaum uns dahin bringen, geschweige noch einen Dritten.

Brocklyn hörte ihn nicht mehr, sondern war bereits im Gehölz verschwunden; denn der Hilferuf war, wie vorher, ertönt, nur noch matter.

Brocklyn folgte der Richtung der Stimme, die ihn in die Nähe eines mächtigen Caprifolienstrauches führte.

Welch ein erschütternder Anblick bot sich ihm dar! Am Boden saß ein, mit der Uniform eines Stabsoffiziers der Unionsarmee bekleideter, junger Mann, die Schulter mit Tüchern umwickelt und die Kleider mit Blut besudelt. Ihm zur Seite lag, halb auf seinem entkräfteten Arm ruhend, die Leiche eines Mädchens.

Unwillkürlich trat dem jungen Manne eine Thräne in sein Auge. Diese Unglückliche, sie konnte eben erst gestorben sein. Denn noch lag die Leiche nicht starr und steif, sondern bei der Bewegung, welche der verwundete Jüngling machte, zeigte es sich, daß sie noch weich und biegsam war.

Diese Leiche mit den aufgelösten, zerrissenen Gewändern, mit dem fliegenden, rabenschwarzen Haar, welches weit auf den Rasen hinwallte, das edle jugendliche, erloschene Antlitz mit dem schmerzhaft verzogenen und doch so schönen Munde, diese schöne Gestalt mit unverhülltem, todeskeuschem Marmorbusen, auf welchem die eine Hand ruhte, um welche am Handgelenk ein Tuch befestigt war, dieses junge rührende Todtenbild, welches plötzlich dem jungen Mann so furchtbar und doch wieder so schön entgegentrat, machte auf ihn den tiefsten Eindruck. Nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen, stand er da und betrachtete die Gruppe.

„Helfen Sie," flehte der Offizier, „helfen Sie ihr, sie stirbt."

Brocklyn antwortete nicht und regte sich nicht.

„Lassen Sie mich verschmachten," fuhr jener fort. Wenn Sie ein Feind sind, überlassen Sie mich meinem Geschick, aber retten Sie sie, die ihr Leben für mich zum Opfer brachte. Haben Sie Erbarmen mit ihr. Mein letztes Gebet, ehe ich sterbe, soll für Sie, ihren Retter, zum Himmel steigen, und Gott wird Ihnen vergelten, was Sie dieser Unglücklichen thun."

„Ist sie nicht todt?" stotterte endlich Brocklyn.

„Ich glaube, nein," war die Antwort.

„Mc Farlane!" rief Brocklyn mit lauter Stimme, „herbei, helfen Sie!"

Mc Farlane! war ihm bereits nachgegangen und nur wenig Schritte entfernt.

„Helfen Sie mir die beiden Unglücklichen auf den Wagen bringen."

„Nun gar zwei, das fehlte noch."

„Gleichviel, ich gehe zu Fuß, bringen Sie sie auf den Wagen. Ich werde Sie zu entschädigen wissen; fürchten Sie nicht, daß der Zeitverlust Ihrem Handel Schaden bringt."

Die Aussicht auf einen Geldgewinn macht einen Irländer zu jedem Verbrechen bereitwillig und auch wohl hin und wieder zu einer guten That. Der Geldgewinn hatte Mc Farlane bestimmt, an der Pöbelemeute zu New-York sich zu betheiligen, und die Beute, welche er für seine Person dort gemacht hatte, das waren eben die Waaren, welche er auf seinem Wagen mit sich führte, und welche er im Süden zu verkaufen im Begriff war, da er in den Staaten der Union nicht wagen durfte, mit diesen Waaren zum Vorschein zu kommen.

Die Aussicht auf Geldgewinn ließ ihn auch bereitwillig finden, die beiden Unglücklichen aufzunehmen, wobei er natürlich sich der Unbequemlichkeit unterziehen mußte, zu Fuß neben dem Wagen zu gehen, während Brocklyn auf dem Wagen bei den beiden Ohnmächtigen blieb, um ihnen ihre Lage so bequem als möglich zu machen und ihnen eine etwa nöthige Dienstleistung zu gewähren.

Die Sonne war längst untergegangen, als das Fuhrwerk Old-Church erreichte. Mc Farlane kannte in der That die Besitzung des Kaufmanns Brocklyn genau; denn ohne erst zu fragen oder zweifelhaft zu sein, bog er in eine der Hauptstraßen ein, an deren einem Ende sich die Besitzung Mr. Brocklyn's befand: ein großes Haus, von welchem aus sich zu beiden Seiten mächtige Speichergebäude und Wirthschaftsgebäude erstreckten, und vor welchen ein geräumiger, gepflasterter Hof reinlich und sauber sich ausbreitete. In der Mitte desselben ging ein chaussirter Weg, mit Bäumen bepflanzt, gerade auf die Thür des Wohnhauses zu.

In diese Allee bog Mc Farlane ein. Er hielt bald vor der Rampe des Hauses.

„Was giebts da?" fragte der Portier des Hauses, der auf dies wenig respectable Fuhrwerk ziemlich verächtlich von der Rampe herabsah.

„Es giebt zwei Verwundete aufzunehmen," antwortete Brocklyn.

„Zwei Verwundete? Doch nicht Yankees?"

„Kümmere Dich nicht darum Freund," antwortete Brocklyn in gebieterischem Tone. „Sorge dafür, daß sie sofort in zwei Zimmer untergebracht und ein Arzt bestellt werde, und sagen Sie Mr. Brocklyn, daß sein Sohn ihn dringend zu sprechen wünsche."

„Ach! Sie sind der junge Capitän Brocklyn," antwortete der Portier, mit einem Male seinen hochmüthigen und groben Ton herabstimmend, „das wußte ich nicht. O, naturlich, Mr. Brocklyn, Ihr Herr Vater wird sich unendlich freuen, Sie wiederzusehen. Ich bitte Sie, begeben Sie sich ohne Weiteres in das Empfangszimmer, und lassen Sie sich anmelden. Ihr Herr Vater sowohl, wie Ihre beiden Fräulein Schwestern sind dort. Ich werde nach besten Kräften für die beiden Verwundeten sorgen." —

## Fünfundachtzigtes Kapitel.

# Mahnung des Gewissens.

Es war einige Wochen, nachdem der Obrist Frederik Seward und die Quadroone Miß Esther Brown im Hause Mr. Brocklyns, des reichen Factoreibesitzers in Old-Church, Aufnahme gefunden, als wir eines Tages den Herrn des Hauses in dem Balkonzimmer eines Sommerhauses, welches in einem hübschen, geschmackvoll eingerichteten Garten gelegen war, finden, die Flasche Sherry und eine Kiste Cigarretten vor sich, den „Richmond-Examiner" und die New-Yorker „demokratische Correspondenz" vor sich, während sein Sohn, der Capitän Richard Brocklyn in einiger Entfernung von ihm Platz genommen hatte und sich angelegentlichst mit seiner jüngeren Schwester unterhielt.

Es war dies ein Mädchen, das eben erst sechszehn bis siebenzehn Jahre zählte und durch ein lebendiges, geistvolles Auge von vorn herein auf eine nicht ungewöhnliche Intelligenz schließen ließ. Und wäre auch das nicht gewesen, so hätte sie sofort Jeden bestechen müssen durch ihre ungewöhnliche Schönheit, welche eine aufmerksamere Betrachtung immermehr erhöhte, und durch die Liebenswürdigkeit, welche sich in allen ihren Bewegungen aussprach.

Sie stand gerade in dem Alter, in welchem die ersten Gefühle des Selbstbewußtsein's in der jungfräulichen Seele träumerisch aufdämmern. Heitere Unschuld war über ihr Antlitz ausgegossen; nur schien ein leiser Anhauch von Schwermuth in den Winkeln des fein gebildeten Mundes sich zu verbergen. Ueber die großen blauen Augen bogen sich schöne Brauen, und um die schön gewölbte Stirn hing

das schwarze Haar in griechischen Flechten herab, und auf den Nacken fiel eine Fülle von Löckchen, welche eine goldene Kette umspannte. Um die schlanken Glieder schmiegte sich ein weißes Kleid, am Busen blühte eine Waldrose, von einem einsam blühenden Strauch im nahen Walde gebrochen. Die einsame Blume des Waldes hatte noch keine jungfräulichere Brust geschmückt, und sie schien nur ihrem natürlichen Boden entnommen, um hier angenehmer zu verblühen.

So saß Miß Carlyn Brocklyn da, ein liebliches Mädchenbild.

Der Capitän Richard, ihr Bruder, unterhielt sie mit seinen interessanten Seeabenteuern und sprach warm und mit dem ganzen Eindruck seiner aufrichtigen Gefühle und seines edelmüthigen, offenen Charakters von dem Freunde, den er sich inmitten der Gefahren und am Rande des Todes erworben, von Eugene Powel. Er sprach mit neidloser Anerkennung und unverhohlenster Bewunderung von dem heldenmüthigen Unternehmen dieses Marineoffiziers, die Alabama auf die Klippen von Lynnes Inn auffrennen zu lassen.

Mit Zittern hörte das Mädchen von der Todesgefahr, die ihn bedroht hatte, und von welcher Brocklyn's Geistesgegenwart ihn befreite. Sie hörte von der Unerschrockenheit, von dem Muth, der Ausdauer, mit welcher die drei Flüchtlinge der Alabama mit dem Ocean gekämpft. Sie hörte aber auch von Miß Lavinia Crofton. Sie hörte, daß ihr Bruder seit dem Tage, da sie den Druck seiner Hand erwiederte und ihm in ihrem Herzen ein Andenken sicherte, für das Leben nur ihr gehören würde.

Alles, Alles, was ihr Bruder ihr zu berichten hatte, hatte für sie Interesse, und nach den kleinsten Kleinigkeiten, nach den kleinsten Umständen und Zwischenereignissen erkundigte sie sich mit der ganzen Lebendigkeit ihres Wesens, und Alles, was ihr Bruder ihr berichtete, das faßte sie mit der ganzen Innigkeit und Wärme ihres kindlichen Gemüthes auf.

„Wie sah jener Marineoffizier aus? Was für Haare? Was für Augen? Ist er schlank? Hat er Verwandte?“ —

Diese letzte Frage ließ indessen Richard unbeantwortet, die Beantwortung derselben behielt er sich vor.

„Hat er eine Braut? Liebt er etwa auch jene Lavinia Crofton? Was ist aus ihm geworden? Wird er wieder zur See gehen? Warum hat er den Freund nicht begleitet? Warum hat er sich von ihm in New-York getrennt? Liebt etwa Miß Lavinia Crofton ihren Jugendfreund, den jungen Marineoffizier?“ rc.

Das waren Alles Dinge, welche sie wissen wollte, und welche all' die Zeit, daß Richard sich in Old-Church aufhielt, einen unerschöpflichen Stoff zur Unterhaltung gaben.

„Ich muß Dir sagen,“ bemerkte sie eben, „daß ich fast anfange, Deinen Freund, den Marineofficier und jetzigen Capitän der Sea-

bright, zu lieben, nicht bloß, weil er Dein Freund, und weil er ein tüchtiger Seemann ist und unerschrocken sich mit Dir den größten Gefahren unterzogen hat, sondern seines Heroismus wegen, vielleicht auch seines Aeußeren wegen, das Du mir ja in so schmeichelhaften Zügen geschildert hast. Muß man nicht den Mann lieben, in dem sich alle Vorzüge des Charakters und des Körpers so vereinigen, wie in ihm? Bis jetzt hast Du aber versäumt, mir den Namen Deines Freundes zu nennen."

„Sprachst Du nicht eben von dem Capitän der Sea-bright?" fiel hier Mr. Brocklyn ein, von seiner Zeitung, der „Newyorker demokratischen Correspondenz" aufblickend.

„Ja wohl, von ihm sprach ich."

„Das wird doch nicht Derselbe sein, von dem hier die Rede ist?" fragte Mr. Brocklyn.

„Wer ist er?"

Mr. Brocklyn las:

„Newyork den 11. Mai. Mit großem Jubel begrüßte heute das Volk die Einbringung der Sea-bright, des Begleitschiffes der Alabama, welches vom Capitän Foote, dem Commandeur des Vanderbild, im atlantischen Ocean in der Höhe von Florida genommen wurde. Auf demselben befanden sich mehrere Gefangene der Alabama. Einem von diesen, einem gewissen Eugene Powel, früherem ersten Lieutenant der vereinigten Staaten Brig „Contest," war das Commando übergeben. Derselbe wurde jedoch noch an demselben Tage, da er in Newyork eintraf in Folge eines Steckbriefes, der bereits im vorigen Jahre gegen ihn veröffentlicht war, verhaftet und befindet sich gegenwärtig in City-Hall in Gewahrsam. Wie man hört, ist er angeschuldigt, mit den Rebellen konspirirt und der Alabama als Lootse gedient zu haben. Aus besonderen, noch unbekannten Rücksichten ist der Termin der Verhandlungen schon auf den 20. dieses Monats angesetzt."

„Um's Himmels willen, Vater!" rief der Capitän. „Mein Freund Powel gefangen, des Hochverraths angeklagt? Ich muß fort, fort. Ich allein, ich kann ihn retten; ich kann Zeugniß für ihn ablegen und ihn von dieser schimpflichen Anklage befreien. Noch heute muß ich nach Newyork."

„Also Eugene Powel heißt Dein Freund?" fragte Carlyn.

„Powel, ja das ist er. Es ist derselbe, von dem ich Dir erzählte."

„Ist er ein Verwandter meines früheren Compagnons?" fragte Mr. Brocklyn.

„So ist es, Vater," sagte Richard sehr ernst. „Ich habe die Freundschaft des Jünglings gesucht und hätte mein Leben für ihn geopfert, auch wenn ich nicht gezwungen gewesen wäre, ihn zu bewundern, ihn zu lieben; denn ich fühlte die moralische Verpflichtung, das gut zu machen, was Du in der Uebereilung, und verleitet von

den Anführern der demokratischen Partei, gethan hast. Ich weiß, Vater, daß Du nicht die Absicht hattest, Charles Powel um sein Eigenthum zu bringen, als Du ihn heimlich verließest und nach dem Süden gingst; daß nur die demokratische Partei Dich dazu bewog und Deinen Fanatismus benutzte, um Dich zu einer nicht zu verzeihenden That zu verleiten. Die Familie ist jetzt so unglücklich, wie keine zweite in Newyork, und es ist Deine Pflicht, Vater, sie zu retten."

Brocklyn erschrak; seine Lippen zitterten und sein Auge hing mit gespannter Erwartung an dem Munde seines Sohnes.

„Was sagst Du? Die Familie ist elend? Hatte nicht Powel Privatvermögen, und war nicht sein Privatvermögen mehr als ausreichend, ihm eine anständige Existenz zu sichern?"

„Er hatte Privatvermögen," antwortete Richard, „und hätte ein sorgenfreies Leben führen können, wenn seine Ehrenhaftigkeit nicht größer gewesen wäre, als sein persönliches Interesse. Er hat sein Privatvermögen geopfert, um die Schulden des Geschäfts zu decken, um die Passiva auszugleichen, die durch Dein Verschwinden herbeigeführt waren. Und nun, nun ist er arm; arm und elend. Die Familie hat mit der äußersten Noth gekämpft, und wie das Unglück, stets der Gefährte der Armuth ist, so hat es auch ihn verfolgt. Er selbst ist eines Verbrechens beschuldigt, dessen er nicht fähig ist, seine Frau ist des Hochverraths angeklagt; Eugene ist, wie ich jetzt erfahre, desselben Verbrechens angeklagt, und wer weiß, was dieser Familie noch bevorsteht, wenn dem Unheil nicht bald gewehrt wird."

„Mein Sohn, nimm eine Summe Geldes," sagte Brocklyn fast keuchend. „Thue, was Du kannst; biete ihm 10,000—20,000 Dollars Entschädigung. Ich bin reich; das Geld, was ich aus dem Geschäft genommen, hat sich bei den günstigen Conjuncturen des Krieges verdoppelt. Biete ihm 50,000 Dollars."

„Vater," sagte Richard, „es ist edel von Dir, daß Du für den Unglücklichen solche Opfer zu bringen beabsichtigst. Indessen willst Du das, was Du gegen ihn vergangen hast, sühnen, so ist eine Abfindungssumme viel zu wenig, und Mr. Powel viel zu sehr Ehrenmann, um eine Abfindungssumme anzunehmen. Gieb ihm, was ihm gehört. Ihr waret Compagnons in einem Geschäft, die Hälfte Deines Vermögens gehört ihm, und dann ist er immer noch im Nachtheil; denn er hat zugleich sein Privatvermögen opfern müssen."

„Aber Richard, bedenke, es ist ein Raub, den ich an meinen Kindern begehe, wenn ich die Hälfte meines Vermögens weggebe."

„Deine Kinder, Vater, wenigstens was mich und Carlyn betrifft, verzichten auf eine Erbschaft,, die auf solchem Wege erworben ist, wie Dein Vermögen. Ueberlege es Dir, Vater; noch heute reise ich ab nach Newyork und muß bis dahin Deinen letzten Entschluß hören. Ich kam her mit dem Vorsatz, Dir zu erklären, daß ich den Antheil

meiner Erbschaft an den cedire, dem das Geld von Rechtswegen gebührt, und um Dir zu sagen, daß ich fernerhin nicht mehr das Haus betrete, das mein Vater mit unrechtem Gelde erworben, als bis die Schuld gesühnt ist; und endlich, um Dir zu erklären — und ich habe mit meiner Erklärung gezögert, weil ich mir nicht vor der Zeit den mir so lieben Aufenthalt im väterlichen Hause verkümmern wollte und Dir nicht in die Freude des Wiedersehens die Bitterkeit des Parteihasses mengen wollte — daß ich keine Dienste bei der Rebellion mehr annehme. Seit ich den Kauffahrer verlassen und von den Führern der Partei des Südens zu dem schimpflichen Dienste engagirt würde, den ich zu leisten gezwungen war, um Dich zu retten; seit man mich zum Theilhaber eines gemeinen Verbrechens machte, mich zwang, den Räubern, die der Süden gedungen, hilfreiche Hand zu leisten, ihnen eine Beute ins Netz zu jagen, seit dem Tage hasse ich diese Partei."

„Was, Du willst also in den Dienst unsrer Unterdrücker treten?"

„Wer sind unsre Unterdrücker?"

„Nun, wer anders als die Union? Man raubt uns unser Eigenthum, man kränkt uns in unsern Rechten. Die Union nennt sich das Land der Freiheit, den Hort des Rechts und scheut sich nicht, die Fahne der Gewalt aufzupflanzen und freie Bürger in ihren heiligsten Rechten zu beleidigen? Ich mag nicht Unterthan eines Landes sein, in welchem die Freiheit und die Rechte des Bürgers mit Füßen getreten werden, in welchem man nicht einmal das Eigenthumsrecht ehrt."

„Wir wollen darüber nicht streiten, Vater, ob die Sclaverei berechtigt sei oder nicht, — aber sage, dienst Du nicht der ärgsten Tyrannei, indem Du Dich der Partei des Südens anhängst. Uebt nicht die Aristocratie des Südens eine ärgere Tyrannei, wie jemals ein Monarch übte?"

„Nein, das wird nicht der Fall sein, wir werden ebenso gut eine freie Republik bilden, als die Union, und werden uns die Tyrannei eines absoluten Regiments eben so wenig gefallen lassen, wie die Unionisten."

„Und ich gebe Dir die Versicherung, Vater, daß die Menschen, welche die revolutionäre Zeit auf ihr Schwungrad genommen und nach oben geführt hat: diese Breckenridge, Sanders, Benjamin, Tucker, und wie sie alle heißen, diese Häupter der neuen, unwürdigen socialen Ideen, welche sich in nichts von der alten Adelsklique unterscheiden, daß diese Leute ein schlimmerer Fluch für den neuen Staat sein werden — falls die Conföderation wirklich einmal anerkannt werden wird, — als der ärgste Absolutismus. Ich sage Dir, daß dort oben im Sonnenschein des Glücks gegenwärtig Giftpflanzen aufschießen aus Dampf und Moder, welche sich wie Blutegel an die Nation setzen werden. Woraus wird die Nation bestehen? Aus dieser fluchwürdigen Geldaristocratie und einem Bodensatz, der nichts

mehr ist, als die schwarze Race schon seit Jahrhunderten war. Am Fuße dieser hohen und noblen Gesellschaft, da wird sich die grausige Wolke des Elends lagern, aus deren gelblich schwarzem Qualm Einem zuweilen ein bleifarbenes Maschinengesicht, oder das Skelett eines hungernden Arbeiters entgegengrins't. Das ist das Ziel, dem der Süden entgegensteuert, und dem Du entgegensteuern hilfst. Ich erkläre Dir, daß ich an einem solchen Beginnen keinen Theil haben werde. Abraham Lincoln hat durch die Resolution vom ersten Januar 1863, durch die Abschaffung der Sklaverei, erst den Begriff der Republik zur Wahrheit gemacht."

„Ich bin ganz mit Dir einverstanden, Bruder," sagte hier Miß Carlyn und wenn ich auch früher mich der Gründe nicht ganz so klar bewußt war, wie jetzt, so habe ich mich doch von jeher mit der Sache des Südens nicht aussöhnen können. Erst in letzter Zeit bin ich darüber mehr und mehr zur Klarheit gekommen und nicht allein durch Deine Auseinandersetzung, sondern auch durch mehrere Unterredungen, die ich in demselben Sinne mit Miß Esther Brown hatte. Wie unglücklich sie ist, und wie schrecklich ist es zu denken, daß eine Dame von ihren Fähigkeiten, von ihrer Erziehung, von ihrer Bildung durch ein abscheuliches Gesetz verdammt war, eine Sclavin zu sein. Es ist für mich fast schrecklich zu denken, daß es außer ihr noch ein einziges Wesen giebt, das unter gleichen Verhältnissen noch in den Ketten der Sclaverei schmachtet. Sie hat mich durch ihre Schilderungen, durch ihre Erzählungen den Süden von ganzem Herzen hassen gelehrt, und ich kann Dir in Deinem Entschluß, dieser Sache nicht ferner zu dienen, deshalb nur beistimmen. Wie wird Miß Esther sich freuen, wenn ich ihr sage, daß der Mann, der sie dem Tode entriß, nicht ein Feind ist, sondern ein Mann, der ihre politische Meinung und ihren Haß gegen die Anhänger der Sclaverei theilt."

„Wie geht es denn Miß Esther heute?" fragte Richard.

„Nun, es ist den Bemühungen der Aerzte gelungen, die beiden Patienten in verhältnißmäßig kurzer Zeit herzustellen," antwortete Carlyn. „Man hatte für Miß Esther gerade sehr wenig Hoffnung; denn sie war durch den Blutverlust so geschwächt, daß man nicht hoffen durfte, sie werde das Fieber überstehen, in welches sie fiel, als sie aus der Ohnmacht erwachte. Indessen ist sie eher der völligen Genesung nahe gebracht, als Mr. Seward, dessen Wunde immer noch bedenklich ist; eben weil die Kugel sechs Tage in seiner Schulter stecken blieb, hat es den Aerzten viel Mühe gemacht, sie herauszubringen, und diese Operation und der damit verbundene Blutverlust haben ihn dem Tode sehr nahe gebracht. Jetzt, Gott sei Dank, sind Beide soweit hergestellt, daß für ihr Leben wenigstens nicht mehr zu fürchten ist. Miß Esther ist so kräftig, daß sie nicht allein bereits im Garten spazieren gehen darf, sondern sie fühlte sich namentlich

heute so stark, daß sie meiner Bitte nachgegeben hat, zum Mittagsessen zur Tafel zu kommen."

Mr Brocklyn hatte wenig Theil an der Erzählung seiner Tochter genommen, sondern saß nachdenkend, den Kopf in die Hand gestützt und den Blick auf das Zeitungsblatt geheftet, ohne indessen etwas zu lesen. Die Mittheilung seines Sohnes, so wie die Vorwürfe, welche derselbe der Partei des Südens machte, hatten ihn erschüttert und verstimmt.

Nach einer langen Pause, während welcher Carlyn fortfuhr, ihren Bruder von dem Befinden der beiden kranken Gäste zu erzählen, fuhr Mr. Brocklyn empor.

„Du willst meinen Entschluß hören," sagte er. „So will ich Dir sagen, daß ich mich entschlossen habe, von dem, was ich gegen Powel begangen, so viel gut zu machen, als ich gut zu machen verpflichtet bin. Indessen aber erkläre ich meinerseits Dir, daß ich von demjenigen, was ich einmal zu meiner Ueberzeugung gemacht habe, mich nicht abbringen lasse. Ich habe die Sache des Südens zu der meinigen gemacht, und mit Gut und Leben will ich zu dieser Sache halten, und wenn der Feind bis in diese Gegenden vordringt, wenn auch dieser Theil Virginiens in die Hände der Feinde fallen sollte, nun, so gehe ich nach dem Theil des Landes, der noch unser ist."

„Das geht nicht, Vater," wandte Richard ein.

„Warum nicht?"

„Weil Du gewärtigen kannst, daß der Süden Dich um all' Dein Hab und Gut bringt."

„Das heißt, wenn ich es freiwillig opfere."

„So meine ich es nicht. Man wird Dich zwingen, eine Buße zu zahlen."

„Wofür?"

„Für meine Weigerung, mich zu einem Schurkenstreiche herzugeben."

„Oho!"

„Man drohte mir, als man mich zum Capitain des Macdonald machte, mit Deinem Ruin, wenn ich mich weigerte, mich zu dem Geschäft herzugeben. Deinetwillen ging ich auf das schimpfliche Ansinnen ein. Allein die Reue kam bald, und als ich erst das Commando in Händen hatte, that ich alles, um das Schiff zu retten. Ich konnte es nicht. Ich danke aber Gott, daß ich, da mir dies nicht gelang, wenigstens ein anderes gutes Werk vollbrachte, daß ich einen nahen Verwandten desjenigen vom Tode rettete, der durch Deine Schuld unglücklich geworden ist. Du siehst, Vater, man wird nun die Drohung wahrmachen, man wird Dich contribuiren, bis Du den letzten Heller gegeben hast, und Dich dann als ein nutzloses Werkzeug bei Seite werfen. Wenn Du meinem Rathe folgen willst,

geh nach dem Norden. Siedele Dich irgendwo dort an; nur nicht in einer der Hauptstädte, wo man Dich kennt."

Mr. Brocklyn schwieg betroffen. Er konnte nicht ableugnen, daß die Gefahr, welche ihm drohte, eine unabwendbare sei, und daß die Rache der Ritter ihn treffen würde. Aber wohin sollte er sich begeben? Was sollte er thun, um dem Schicksal zu entgehen? Nach dem Norden zurück, wo er in Gefahr war, des Betrugs beschuldigt zu werden? Oder sollte er ins Ausland gehen? Sollte er alle Verbindungen, die er in den vereinigten Staaten immer noch hatte, abbrechen und von vorn anfangen? Das Resultat seiner Ueberlegung war, daß er dem Rathe seines Sohnes zu folgen beschloß. In Lawrence hatte er manche geschäftliche Verbindung. Wenn er dort ein Handelshaus etablirte so lief er weder Gefahr, vom Süden contribuirt, noch von irgend Einem, der ihn kannte, aufgefunden und des Betrugs beschuldigt zu werden, noch seine Handelsspeculationen beeinträchtigt zu sehen.

„Ich will Dich in Deiner Entschließung nicht übereilen, mein Vater," sagte Richard. „Erst diesen Abend kann ich abreisen, da Mac Farlane seine Geschäfte nicht eher wird unterbrechen wollen. Bis dahin lasse ich Dir Zeit, zu überlegen, ob Du nach Lawrence gehst, oder ob Du hier bleibst, und vor allen Dingen, was Du in Bezug auf eine Deiner Ehrenhaftigkeit würdige Abfindung Mr. Powels im Sinne hast. Adieu Vater — Adieu Schwester!"

Damit verließ Richard die Veranda, im Vorbeigehen flüchtig seine Schwester Helene grüßend, die eben zur Thüre hereintrat.

## Sechsundachtzigstes Kapitel.

# Ein gefährliches Geschenk.

So verschieden wie die beiden Töchter des Mr. Brocklyn in ihrem Aeußern waren, so wenig glichen sie sich auch in Bezug auf ihren Charakter. Während Carlyn still, sinnig, mehr ein geistiges und Gemüthsleben lebte, war Helene die rastlos thätige Wirthschafterin ihres Vaters. Während Carlyn den sittlichen Aufschwung ihres Bruders bewunderte, so war Helene die unaufhörliche Lobrednerin des Characters ihres Vaters.

„Ich bringe gute Nachricht," sagte sie; „Soeben war der Arzt bei Mr. Seward und erklärte auch ihn für soweit hergestellt, daß

er jeden Tag einen kleinen Spaziergang durch den Garten ertragen könne. Miß Brown's Genesung nimmt sichtlich zu; ich begegnete ihr soeben im Park und fand sie so wohl aussehend, daß ich ihren Entschluß, ihre Freunde und Verwandten schon in der nächsten Woche aufzusuchen, nur billigen kann."

„Dank Deiner unermüdlichen, treuen Pflege, Helene!" sagte Carlyne. „Du hast ein gutes Herz, Helene, und wenn Du manchmal hart scheinst, und wenn ich Dir auch öfter Vorwürfe Deiner allzugroßen Sparsamkeit wegen machen muß, so versöhnst Du mich doch stets wieder durch Handlungen, welche von einem edlen und aufopfernden Herzen zeugen."

„Nun, diese Anerkennung aus Deinem Munde ist eine seltene, und ist mir deshalb um so mehr werth," sagte Helene halb scherzend. „Was Du mir aber in Bezug auf allzu große Sparsamkeit vorwirfst, ist durchaus nicht gerechtfertigt, wie Du Dich bald überzeugen wirst. Mac Farlane, jener Ire, der die Waaren aus Newyork brachte, war heute früh bei mir und bot mir verschiedene Gegenstände zum Kauf an."

„Du hast doch Nichts gekauft?" fragte Carlyne.

„Und warum nicht?"

„Hast Du nicht gehört, daß Richard sagte, die Waaren seien vermuthlich keine anderen, als die bei der Pöbelemeute zu Newyork erbeuteten?"

„Was weiß Richard! Und wenn es wirklich wäre, so ist es Beute, die im Kampfe gewonnen wurde und unbestrittenes Eigenthum des Siegers bleiben muß. Plündern nicht die Yankees unsre Städte und unsre Magazine auch? Warum sollen nicht unsre Freunde in Newyork einmal Repressalien nehmen?"

„Ich muß gestehen, ich mag von diesen Waaren nichts wissen und sehe es nicht gern, daß Du etwas davon gekauft hast."

„Und doch hoffe ich, Dich mit meinem Kaufe zu versöhnen; denn, was ich kaufte, ist gerade zum Geschenk für Dich bestimmt."

„Für mich? Was ist es denn?"

„Du wirst es nicht rathen, Carlyne, denke Dir, ein äußerst eleganter Anzug, der dem reichsten Banquier in New-York, Mr. Ayron Levy, gehört hat und vermuthlich für dessen Tochter bestimmt war. Ich habe diesen Anzug gekauft und für Dich zum Angebinde bestimmt. . . . . Nun, sieh selbst, ob nicht mein Geschenk Dich mit der Geberin aussöhnt."

Sie deutete zur Seite auf eine eben eintretende Dienerin, die auf dem Arme einen höchst eleganten Damenanzug trug, ein karirtes Seidenkleid, einen seidenen Canessous nebst einem Shawl.

Gegenstände des Putzes sind immerhin ein Anblick, der seinen Eindruck auf ein Weib und namentlich auf ein Mädchen nie verfehlt.

Auch Carlyn vergaß einen Augenblick die Quelle, aus der Mr. Mac Farlane die Kleider bezogen hatte, und bewundernd betrachtete sie jedes Stück. Doch konnten die Bedenken, welche sie gegen denselben soeben geäußert, nur einen Moment in ihrem Herzen zurückgedrängt werden. Schon nach kurzer Zeit traten dieselben aufs Neue hervor, und fast unwillig legte sie die Kleider bei Seite.

„Nein, Schwester,“ sagte sie, „muthe mir nicht zu, daß ich Kleider trage, die Nichts sind, als gestohlenes Gut.“

„Gestohlenes Gut! Wie magst Du nur so sprechen, Carlyn. Die Damen des Nordens werden sich nicht scheuen, Kriegsbeute zu kaufen, sofern sie davon benutzen können. Thu' es mir zur Liebe, Carlyn, trage mir zu Liebe die Kleider; ja ich bitte Dich, lege sie noch heute an. Ich werde sie sofort auf Dein Zimmer tragen lassen, und erwarte, daß Du zur Mittagstoilette damit bekleidet bist.“

„Ich mag nicht, Helene.“

„Ich bitte Dich darum, Carlyne. Gieb mir diesen Beweis der schwesterlichen Zuneigung, Carlyne und Deiner Versöhnung.

„Ich weiß, daß Du mich liebst, Helene, und danke Dir dafür. Ich zürne Dir wahrlich nicht, und halte es nur für eine Handlung der Uebereilung oder Deiner übergroßen Sparsamkeit, daß Du es nicht über Dich gewinnen konntest, den Irländer mit seinen Waaren abzuweisen.“

„Keines von Beiden, Carlyne. Weder Uebereilung noch übergroße Sparsamkeit bewog mich, sondern lediglich das Verlangen, Dir eine Freude zu machen. Darum, Carlyne, zieh die Kleider an; noch heute. Bedenke, sie sind nie getragen, sie waren von dem reichen Banquier wahrscheinlich ebenfalls zu einem Geschenk bestimmt. Uebrigens kann ich Dir zu Deiner Beruhigung sagen, daß nach der Aeußerung des Banquiers die Waaren ihm gar nicht gehörten, sondern ein Geschenk gewesen sind, das Mr. Atzerott, der wie Du weißt, ein treuer Anhänger unsrer Partei ist, für Mrs. Powel bestimmt hatte, von ihr aber zurückgewiesen ward.“

„Um's Himmels willen, Miß! Dann rühren Sie die Kleider nicht an,“ rief in diesem Augenblicke eine Stimme hinter den beiden Mädchen. Fast erschrocken blickten sie sich um und sahen Esther Brown in der Thür stehen. Die Krankheit hatte ihr Antlitz gebleicht; indessen das Feuer ihres dunklen Auges nicht erlöschen gemacht. Mit einem fast flammenden Zornesblicke deutete sie auf die Kleider, als sie wiederholte: „Rühren Sie sie nicht an; Die Kleider sind vergiftet.“

„Vergiftet!“ riefen beide Mädchen wie aus einem Munde.

„Vergiftet, sage ich,“ wiederholte Esther, mit feierlichem Nachdruck, und ihre Lippe bebte vor Aufregung.

„Von einem Buben vergiftet,“ fügte sie hinzu, „von einem Schurken vergiftet, den die Ritter des Südens gedungen haben, um unschuldige Menschen zu morden.“

Mr. Brocklyn, der bis dahin nachdenkend am Tische gesessen und sich wenig um das Gespräch seiner Töchter gekümmert hatte, horchte plötzlich auf.

„Was sagen Sie, Miß, die Ritter des Südens hätten Mörder gedungen?“

„Verruchte Giftmischer haben sie gedungen, Sir,“ wiederholte Esther. „Sie haben Kleider anfertigen lassen und haben sie im „Gelben-Fieber-Lazareth“ zu Leesburg mit Krankheitsstoff des gelben Fiebers vergiftet. Sie beabsichtigten, die Kleider nach dem Norden zu senden, um die Seuche dort zu verbreiten. Bis jetzt, so viel ich weiß, ist das nicht geschehen; indessen, da diese Kleider von Mr. Atzerott herrühren, so schwöre ich Ihnen, daß sie zu denen gehören, die in Leesburg vergiftet sind. Denn ich weiß, daß Mr. Atzerott von dort einen Anzug von dieser Beschaffenheit mitnahm, um die unglückliche Frau, deren Namen Sie eben nannten, Mrs. Powel, zu opfern und zwar zu keinem andern Zwecke, als um zu probiren, ob das Mittel sich bewähre. Mrs. Powel aber hat die Kleider zurückgewiesen. Der Hauswirth der Dame hat sie Mr. Aaron Levy übergeben, um sie Atzerott wiederzustellen zu lassen. Diesem sind sie bei der Pöbelemeute gestohlen worden, und Sie haben sie von dem Dieb gekauft. Das ist die Geschichte der Kleider.“

Helene hatte nicht übel Lust, zu glauben, daß Esther immer noch im Fieber, spreche, und ihre sichtliche Aufregung, ihr verstörtes Aussehen, der Ton ihrer Stimme schienen dafür zu sprechen.

„Miß Esther,“ sagte sie daher in sanftem Tone, „sprechen Sie das mit Ueberzeugung, oder giebt Ihnen eine plötzliche Aufregung das ein?“

„Ah!“ lachte Esther, und ihr Lachen klang fast wie das einer Wahnsinnigen; „Sie glauben mir nicht, weil Mr. Atzerott ein Freund dieses Hauses ist. Nun, Miß, Sie haben ja Nigger, und die Nigger sind ja dazu da, um solche Experimente mit sich machen zu lassen. — Lassen Sie eine Ihrer Niggerinnen das Kleid anziehen, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß nicht 24 Stunden vergehen, und sie ist am gelben Fieber erkrankt.“

Mr. Brocklyn sprang auf von seinem Sitze.

„Das muß ich wissen, es wäre eine verruchte That! — Ha, Miß Brown, wenn Sie Recht hätten? . . . Ums Himmels willen, die Frau des Mannes, welchen ich ins Unglück brachte, sollte gemordet werden, von dem gemordet werden, der ein Agent meiner Partei ist? . . . Es ist fürchterlich zu denken, ich kann es nicht glauben.“

Esther wandte sich ab und sagte:

„Ich habe Sie gewarnt, Miß Brocklyn und stelle es Ihnen anheim, eine Probe zu machen. Ich kann nicht mehr thun; ich habe

nicht die Mittel, meine Behauptung zu beweisen. Indessen seien Sie überzeugt, daß ich mit vollem Bewußtsein spreche und meiner Sinne völlig Herr bin. Und wenn Sie, Sir, Atzerott und dessen Anhänger nicht einer solchen That fähig halten, dann bitte ich Sie, begeben Sie sich zu Dr. Blackburn in Leesburg; er wird Ihnen die Wahrheit meiner Aussage bestätigen. Haben Sie mich bis dahin immerhin im Verdacht, daß ich eine Verläumderin sei oder eine Rasende; aber gewähren Sie mir alsdann, wenn Sie sich Ueberzeugung verschafft haben, die Genugthuung, mir zu sagen, daß ich mich Ihnen auf keine bessere Weise dankbar bezeigen konnte, als durch diese, meine Warnung."

Esther begab sich zurück in den Park.

Das Zimmer, in welchem die eben erwähnte Unterredung statthatte, war, wie gesagt, ein Balkonzimmer, und die Thür nach dem Balkon stand offen, so hatte sie vom Garten aus dieser Kleider erwähnen hören. Es war in ihr der Verdacht aufgestiegen, daß es dieselben Kleider wären, von welchen Mrs. Powel ihr erzählt habe, und sie hatte deshalb nicht umhin können, ihren Wohlthätern ihren Verdacht auszusprechen.

Die Aufregung und der edle Zorn, welcher ihre Wangen geröthet hatte, hatten ihre Kräfte erschöpft. Sie war nicht im Stande, ihren Spaziergang fortzusetzen, sondern ließ sich auf einer an einem Bosquet stehenden Bank nieder, ihr Haupt auf den Piëdestal einer neben ihr stehenden Statue stützend. Die Augenlider schlossen sich ihr unwillkürlich. Ihre Pulse flogen fieberhaft, ihr Busen wogte heftig, und ihren Lippen entfuhren von Zeit zu Zeit Ausrufe, welche die Entrüstung ausdrückten, die sie jedes Mal empfand, wenn von den Nichtswürdigkeiten der Sclavenbarone die Rede war.

Ihre Gedanken hatten sich unwillkürlich von Atzerott abgewandt auf seine Auftraggeber. Da war Mr. Breckenridge, dessen Peitsche auch ihre Schulter mit Striemen bedeckt hatte. . . . Rache an ihm! — Da war Mr. Berkley, dessen schamlose Sinnlichkeit ein Opfer verlangte, um eine verruchte Handlung zu unterlassen. . . . . Rache an ihm! — Da war Mr. Sanders, dessen Brutalität die Geliebte des theuren Bruders mordete. . . . . Rache an ihm! — Da waren alle die andern Ritter des goldenen Zirkels, deren Herzlosigkeit und deren nichtswürdiger Character ein schwaches, liebendes Mädchen zwangen, sich Ketten aufbürden zu lassen, unter deren Last sie erliegen mußte, welche diejenige, die ihr die Theuerste auf der Welt war, zu dem elendesten Dasein zwingen wollten. . . . Rache an ihnen Allen! — Da waren jene Mörder, welche die Opfer des Krieges, die in ihre Hände geriethen, durch Hunger und Kälte dem Tode weihten, welche den theuren Mann, dessen Bild tief, unendlich tiefer, als je das Bild eines Menschen ihrem Herzen eingeprägt war, demselben Schicksal hatten weihen wollen. . . . Fluch allen diesen Werkzeugen der Re=

bellion! Das Gefängniß zu Millen erinnerte sie an Frederik Seward, den Mann, für den sie ihr Leben hatte opfern wollen, das Leben, das ihr freilich nichts mehr werth war; das Leben aber, das sie sich dennoch zu erhalten wünschte, um Rache an Denen nehmen zu können, die Elend und Schande über sie gebracht. . . . „O Frederik,“ murmelte sie, „warum starb ich nicht, da ich Dich zum letzten Male küßte? Warum war es mir nicht vergönnt, in Deinen Armen zu sterben! Ein süßer Tod, in den Armen des Geliebten zu sterben! — Und bin ich denn Dir nicht gestorben? Darf meine Lippe jemals die Deinige wieder berühren? Darf ich jemals wieder die Schwüre Deiner Liebe hören. . . . ?“

„Du darfst es, Esther, und Du sollst es,“ rief eine Stimme neben ihr, ein Arm legte sich stürmisch um ihren Nacken, und eine warme Lippe berührte ihre Stirn.

Esther fuhr empor. Frederik Seward, bleich, mit hohlen, halb verglasten Augen, die indessen in diesem Augenblicke mit einem fast verklärten Glanze leuchteten, saß an ihrer Seite, den einen Arm in der Binde tragend, mit dem andern sie an seine Brust pressend.

„Esther, nur Dir gehöre ich. Wem dürfte ich anders Liebe schwören, als Dir? Wer darf anders die Meine werden, als Du, die Du Dir tausendmal das Recht auf mein Herz und meine Hand erworben? Sprich' mir nicht mehr von Emmy. Wie kann ich Emmy noch lieben, da uns bereits der Tod getraut? Der Tod hat uns Beiden die eisige Hand auf das Haupt gelegt und am Rande der Ewigkeit unsre Hände in einander gefügt. Wir sind erwacht zu einem neuen Leben! — Esther; die Vergangenheit liegt hinter uns. Was in dem vergangenen Leben geschah, es sei vergessen. In dem neuen Leben, das wir jetzt leben, Esther, gehöre ich Dir, Dir allein.“

„Nie, nie!“ rief Esther.

Ihre Hände an die glühende Stirn pressend, sprang sie auf und verschwand im Gebüsch. —

## Siebenundachtzigstes Kapitel.

# Die Genugthuung.

Was die Verschwornen für eine leere Phrase erklärt hatten, nämlich die in allen Blättern ausposaunte Freudennachricht,

daß das Morgenroth der Freiheit heraufleuchte, gewann im Laufe des Monats Mai noch bedeutend an Wahrscheinlichkeit, ja ward mit der Einnahme von Vicksbourg und der Eroberung der Bay von Mobile völlige Gewißheit. Man kann sich vorstellen, mit welcher Begierde die Nachrichten vom Kriegsschauplatze im Norden verschlungen wurden. Der pflegmatische Geldlord rannte mit einem Eifer in die telegraphischen Bureaus und in die Lesekabinets, die ihm sonst völlig fremd waren.

Die Lesekabinets und Parlours und die Restaurants waren angefüllt mit Zeitungslesern, und der schweigsame Yankee, der Stunden lang sonst auf einem Platz zu sitzen pflegt, ohne daß er sich auch nur das Ansehen giebt, als hätte er bemerkt, es befinde sich außer ihm noch Jemand im Zimmer, ward gesprächig. Auf den Meetings ward so lebhaft debattirt, wie im Capitol, und in Privatcirkeln wurden die Ereignisse des Kriegsschauplatzes abgehandelt.

Die Neuigkeitserzähler in den Rasir- und Frisirsalons wurden mit Gold bezahlt. Dies ist nämlich eine Menschenklasse, die nur in Amerika heimisch ist und auch nur in Amerika ihre Existenz finden kann. Es sind dies nämlich Leute, welche in Restaurationslokalen, Cafés, Conditoreien, Rasir- und Frisirsalons sich aufhalten und für ein ebestimmte Taxe die neusten Ereignisse und merkwürdigen Geschichten erzählen, sei es nun, um den Mr. Soundso während der Operation des Rasirens oder des Frisirens angenehm zu unterhalten, sei es, um den wohlthuenden Mittagsschlummer durch die Erzählung einer wenig interressanten Geschichte zu beschleunigen, sei es, weil Mr. Soundso es unbequem findet, im Schaukelstuhl oder in der kühlen Nische eines Fensters sitzend, ein Zeitungsblatt zu halten.

Indessen die Ereignisse vom Kriegsschauplatze, so aufregend sie auch sein mochten, wurden mit der Zeit zurückgedrängt durch ein Ereigniß ganz andrer Art.

Es mochten etwa vierzehn Tage verflossen sein, seit den Ereignissen, die wir im letzten Capitel erzählten, als zwei Männer Arm in Arm durch die Straßen von Washington gingen. Sie nahmen ihren Weg gerade auf das weiße Haus zu.

In dieser Zeit der Aufregung war es auf den Straßen Washingtons zu allen Tages- und Nachtzeiten lebendig; und um so lebendiger, als schon jetzt die Wahlagitationen begannen, welche zu der am 13. November desselben Jahres stattfindenden Präsidentenwahl in Scene gesetzt wurden. Nämlich mit dem 24. März 1865 lief Abraham Lincolns Präsidentschaft ab, im November vorher 1864 mußte schon der neue Präsident gewählt werden. Und die Agitationen wurden Monate lang vorher betrieben.

Eine Wahlagitation in Nordamerika ist eine Thätigkeit, die jeden einzelnen Bürger in Anspruch nimmt. Der passionirteste Künstler

vernachlässigt seine Kunst, um an die Wahlen zu denken; der Geschäftsmann wendet seinen Fuß von dem gewohnten Wege, von seinem Comtoir nach der Börse, ab, um sich in einen Clubb zu begeben. Der Polizeibeamte, der Handwerker, der Fabrikant, alle lassen ihre gewohnten Beschäftigigungen für den Augenblick liegen, um sich an der Wahlagitation zu betheiligen.

Man hatte für die bevorstehende Wahl zwei Canditaten vorgeschlagen: erstens Abraham Lincoln oder, wie ihn der Volksmund nannte, Old Abem. Sein Programm war vollständige Unterwerfung des Südens und Abschaffung der Sclaverei. Zu ihm hielten natürlich alle Patrioten, die Abolitionisten, wie die Republikaner.

Von der demokratischen Partei, das heißt also den Anhängern des Südens, war, wie man längst vorausgesehen hatte, M'Clellan oder, wie ihn der Volksmund nannte, Little Mac' ausersehen. Was damals, als M'Clellan vor den Schranken des Kriegsgerichtes gestanden, die Richter nicht hatten herausfinden können, nämlich, daß der ehemalige Oberbefehlshaber der Unionsarmee ein Anhänger der Partei des Südens sei, das leuchtete aus dem Umstande hervor, daß seine Wahl vom Süden aus aufs Eifrigste betrieben und von den Anhängern des Südens im Norden mit allen Opfern angestrebt wurde. Sein Programm war Friede mit den Südstaaten und Aufrechterhaltung der Sclaverei.

Da in Amerika jeder Bürger an der Wahl Theil nimmt, und nicht jeder Bürger Zeitung lesen und die Clubbs besuchen kann, so muß man ihn auf eine andere Weise von dem, was im Werke ist, in Kenntniß setzen. Zu dem Zweck schicken die Agitatoren der Partei Männer auf den Straßen umher, die auf eine in Europa ganz ungewöhnliche Weise die Namen der vorgeschlagenen Candidaten zur Kenntniß des Publikums bringen.

So begegneten, namentlich in der Nähe des weißen Hauses und des Clubbhauses die beiden Fremden, von denen wir sprachen, einem Menschenhaufen, bei dessen Anblick ein Europäer geglaubt haben würde, es handle sich hier um eine sonderbare Maskerade. Da drängten sich Knaben den Spaziergängern auf, stellten sich vor sie hin und zwangen sie, die Inschrift zu lesen, welche sie auf mächtigen Tafeln zur Schau trugen, sowohl vor der Brust, als auf dem Rücken. Da hatten sich Männer an den Ecken postirt, an deren Hüten man die Inschrift las „Abem for ever.“ Da sah man auf Stangen eine Art Laternen tragen, die auf jeder ihrer Flächen die Inschrift trugen, „Abem is our man.“*) Dann wieder andere, welche von großen Placaten gleichsam wie mit einem Mantel bekleidet waren und dar-

*) Abraham ist unser Mann.

auf die Wahl M' Clellan's mit den Worten empfahlen: „Little Mac is the one“*)

Diese Männer und Burschen waren von den Parteiführern auf Monate gedungen. Drei bis vier Monate hindurch mußten diese Leute die Straßen Washingtons durchziehen, Tag für Tag, und zum Theil selbst in der Nacht, sich mit ihrem Wahlprogramm dem Publikum offeriren.

Die beiden Fremden, die in der Uniform von Seeofficieren gekleidet, sich durch den Haufen nach dem weißen Hause hin Bahn brachen, setzten, ohne sich durch das Geschrei dieser Schildträger aufhalten zu lassen, ihren Weg fort; denn Abraham Lincoln hatte sie vor sich citiren lassen.

Abraham Lincolns Geheimsecretair Nicolai empfing sie und sagte ihnen, daß Sr. Excellenz sie bereits erwarte.

Der Leser kennt bereits das einfache Empfangszimmer Abraham Lincolns und seine mehr als geschmacklose häusliche Toilette. Auch diesmal war dieselbe wie gewöhnlich. In schlorrenden Pantoffeln trat Seine Excellenz, der Präsident der vereinigten Staaten, ein.

Abraham Lincoln war diesmal dermaßen gerührt, daß er nicht, wie sonst stets beim Empfang von Fremden, sie mit irgend einer geistsprudelnden Bemerkung begrüßte, sondern schweigend auf einen der beiden Seeoffiziere zutrat und mit seinen beiden Händen dessen Rechte ergriff und dieselbe warm drückte.

„Mr. Powel, sagen Sie, auf welche Weise sind wir im Stande, den unglückseligen Irrthum gut zu machen,“ sagte er nach einer Pause. „Das Vaterland ist Ihnen eine Genugthuung schuldig, und diese Genugthuung soll Ihnen werden. Ich habe Sie herbeschieden, um Sie persönlich kennen zu lernen, um Ihnen persönlich für die Aufopferung und für den Heldenmuth, den Sie an den Tag gelegt, zu danken.

„Excellenz,“ sagte Powel in bescheidenem Tone, „ich würde es für eine Genugthuung halten, wenn man mir das Commando eines Schiffes anvertraute, das im Stande ist, der Alabama die Spitze zu bieten, und würde mich meinerseits anheischig machen, mit einem solchen Schiffe das Caperschiff zu vernichten.“

„Ah!“ rief Abraham Lincoln offenbar überrascht, „Sie beschämen uns, junger Mann. Ich habe sowohl durch Ihren Freund, Mr. Brocklyn, als auch von anderer Seite so viel von Ihrer Tüchtigkeit, von Ihrem Muthe und von Ihrer Befähigung zum Commando eines Schiffes gehört, daß ich die Gewährung einer solchen Bitte durchaus nicht für eine Genugthuung halten würde, sondern vielmehr für eine

---

*) Der kleine Mac ist der Einzige.

sehr berechtigte Forderung, die Sie stellen könnten, auch wenn Sie uns nicht zu solcher Dankbarkeit verpflichtet hätten."

„Ich begehre keine andere Genugthuung, Excellenz. Ich bin belohnt genug durch die Anerkennung, die Sie meiner That zollen, einer That, die ja weiter nichts war, als die Erfüllung der Pflicht eines Bürgers der Republik."

Abraham Lincoln schellte.

Als Mr. Nicolai darauf erschien, fragte er:

„Ist Mr. Wells noch da?"

„Der Marineminister ist noch in seinem Cabinet, Excellenz," antwortete Mr. Nicolai.

„Ich will ihn augenblicklich sprechen."

Es währte nur kurze Zeit, so öffnete sich die Thür, und die lange Dorfschulmeistergestalt des Marineministers der vereinigten Staaten trat ein.

Auch jetzt in dem schäbigen, verwitterten Anzuge, dem unförmlich hohen, altmodischen Hute, den viel zu kurzen Beinkleidern, und den plumpen Stiefeln.

Wahrlich, wer nicht wußte, daß dies der Mann sei, der aus 17 Schiffen eine Flotte geschaffen, die der ganzen vereinigten Seemacht aller europäischen Staaten die Spitze zu bieten im Stande wäre, daß ein Wink dieses Auges genügte, um Englands Seemacht, auf welche England ja so stolz ist, mit einem Schlage zu vernichten, daß der Scharfblick dieses Mannes und sein organisatorisches sowohl, wie taktisches Genie sich im Laufe des Krieges in einem so glänzenden Lichte gezeigt hatte, daß alle Staatsmänner und Kriegsmänner der ganzen civilisirten Welt mit Bewunderung und mit Ehrfurcht den Namen Wells nennen — wer, sagen wir, das Alles nicht wußte, dem hätte man es nicht verargen können, wenn er, wie es Mr. Schleiden damals gethan, diesen Mann mit etwas aristocratisch geringschätzigen Blicken von der Seite musterte und spöttisch lächelte über die Anwesenheit eines Mannes von so ungenirtem Auftreten, so plumper Nonchalance, im Cabinet des Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Abraham Lincoln stellte Mr. Wells die beiden Seeofficiere vor.

Der Marineminister rückte seinen Stuhl nahe vor sie hin, und betrachtete sie, wie ein Sclavenhändler etwa zwei Schwarze betrachten würde, die ihm zu einem verhältnißmäßig sehr hohen Preise zum Kauf angeboten werden. Die Musterung schien zu seiner Zufriedenheit ausgefallen zu sein; denn er warf zum Präsidenten gewandt, nachlässig die Bemerkung hin:

„Tüchtige Officiere, Sir. — Kenne sie bereits. — Freut mich, sie auch persönlich kennen zu lernen."

Der Präsident theilte dem Marineminister darauf das Begehren

Powels mit, nämlich das Commando über ein Schiff zu erhalten, welches die erforderlichen Eigenschaften habe, um mit Erfolg Jagd auf die Alabama machen zu können, und fügte hinzu, daß Mr. Powel sich von diesem Vorhaben den günstigsten Erfolg verspreche.

„Hm! Welche Eigenschaften muß denn ein solches Schiff haben, Mr. Powel?"

„Es muß ein Dampfer sein, welcher an Geschwindigkeit der Alabama sehr nahe kommt," antwortete Eugene. „Ein Schiff, was dieselbe Geschwindigkeit hat, besitzt leider die Union nicht."

„Fünfzehn Knoten? Was?"

„Fünfzehn Knoten hat die Alabama, Sir; ich würde eins mit dreizehn oder dreizehn und einem halben Knoten Geschwindigkeit für genügend halten."

„Gepanzert?" fragte der Marineminister in seiner gewöhnlichen Kürze.

„Ich gebe nichts drauf, Sir, denn einem gepanzerten Schiffe hält die Alabama nicht Stich. Wenn sie merkt, daß sie mit ihren Kugeln nichts ausrichtet, so sucht sie das Weite, und Alles ist verloren. Außerdem hat ein gepanzerter Dampfer auch nie die erforderliche Geschwindigkeit."

„Sehr richtig, Mr. Powel. Sie wissen doch, was Faragut sagt, „der Seemann braucht keine eisernen Schiffe, aber ein eisernes Herz. — Gut. Wieviel Kanonen?"

„Die Alabama ist mit 40 Kanonen, darunter drei Sechzigpfünder, versehen. Ich wäre mit 30 bis 36 Kanonen zufrieden."

„Hm! Sehr gut. Und wie wollen Sie es anfangen, die Alabama zum Kampfe zu bringen?"

„Ich werde sie aufsuchen, und sie wird mir zum Kampfe stehen. Ich kenne die schwachen Seiten der Alabama, und auch Mr. Brocklyn kennt sie. Wir werden diese Kenntniß zu unserm Vortheil zu benutzen wissen."

„Wenn nun aber die Alabama Sie in den Grund bohrt?"

„Das werde ich zu verhindern wissen, Sir. Ich werde mein Schiff panzern, jedoch in einer Weise, daß die Alabama von der Panzerung nichts merkt, wenigstens nicht früher, als bis es für sie zu spät sein wird."

„Sehr klug, sehr schlau, Mr. Powel. Alle Achtung vor Ihrem Scharfsinn. Wir haben ein solches Schiff im Hafen von Boston, wenn es Ihnen gefällt; es ist der Kriegsdampfer „Kearsage." Sie sollen das Commando haben. Wir werden es ausrüsten lassen, Sie zum Capitain und Ihren Freund Brocklyn zum ersten Lieutenant auf demselben machen, ganz nach Ihrem Wunsche. Wann wünschen Sie in See zu gehen?"

„Sobald die Ausrüstung des Schiffes beendet sein wird, denn

sonst möchte zu viel Zeit verloren gehen, ehe es uns gelingt, das Caperschiff aufzufinden."

„Ich bin's zufrieden und wünsche Ihnen den besten Erfolg. Adieu Gentlemen. Adieu Excellenz. Ich bitte um Entschuldigung, sich habe zu thun."

Mit diesen Worten reichte der Marineminister dem Präsidenten die Hand und empfahl sich. Abraham Lincoln aber beauftragte einen Secretair, sofort für die Ausfertigung der nöthigen Patente Sorge zu tragen.

## Achtundachtzigstes Kapitel.

# Das erste Debüt.

Die alten Römer können nicht glücklicher gewesen sein, sich den Schlund wieder schließen zu sehen, nachdem Curtius hinabgesprungen, als das Personal der Menagerie, da sie erfuhren, daß Tomahuhu, der Unüberwindliche, in Nobby einen Nachfolger gefunden hatte.

Indessen war diese Freude doch durchgängig mit einiger Besorgniß gemischt, denn Nobby war der Liebling des ganzen Personals geworden; und wenn auch Alle ihm von Herzen den Ruhm, den er möglicher Weise ernten würde, gönnten, so konnten sie sich doch andererseits nicht verhehlen, daß sein Unternehmen höchst wahrscheinlich unglücklich ablaufen würde.

Mr. Mops schüttelte mit vielsagender Miene sein weises Haupt und wollte nur hoffen, daß es ihm vergönnt sein möge, dem kühnen Jünglinge nach der Vorstellung zum glücklichen Schlusse derselben zu gratuliren. Der Oberschlächter, Mr. Warren, rieb sich behaglich die Hände und meinte, es werde ein sehr interessantes Schauspiel geben.

Nobby hatte mit den Thieren keine weiteren Proben angestellt, da er wollte, daß sie bei frischen Kräften und verhältnißmäßig guter Laune sein möchten, wenn er zu ihnen in den Käfig träte, so sehr auch Mr. Seyers ihm gerathen hatte, es lieber vorher erst zu versuchen. Ja, Mr. Seyers hatte plötzlich eine solche Anwandlung von Mitgefühl erlitten, daß er noch am Vormittage des verhängnißvollen Tages zu Nobby äußerte, er würde es lieber sehen, wenn Nobby die Thiere gar keine Kunststücke machen ließe, sondern nur einfach zu ihnen in den Käfig ginge.

Die angesagte Stunde rückte immer näher. Schon begann die

glänzende Zuschauerschaft sich zu sammeln. Die Wagen der Menagerie waren in einem Halbzirkel aufgestellt, dessen Mitte die Thiere vom Katzengeschlechte einnahmen, und diesen gegenüber war ein erhöhter Sitz angebracht für den Präsidenten und dessen Familie, daneben Sitze für die Minister, die Herrn vom Hofe und dann auch für das übrige Publikum.

Da der Präsident die ganze Vorstellung bezahlte, so waren durch ihn und einige Herrn vom Hofe verschiedene fremde Personen zu derselben eingeladen. Zu diesen Eingeladenen gehörte auch eine Dame, welche sich in Begleitung mehrerer hübscher Mädchen im Alter von 12 bis 14 Jahren auf einem der vordern Sitze placirt hatte.

Es war dies die uns wohlbekannte Mrs. Bagges mit ihren armen Verwandten. Sie hatte expreß diesen Platz gewählt, obwohl er der gefährlichste war, und die Nähe der Thiere den Kleinen Furcht einflößte; denn es war ihr ja nicht darum zu thun, daß ihre Schützlinge sahen, sondern daß sie gesehen würden, und beiden Zwecken entsprach dieser Platz ganz wohl. Sie sah es daher ungern, als Fanny darauf drang, weiter nach hinten sitzen zu wollen, um den Rachen der Thiere nicht so nahe zu sein.

Die Vorstellung im Käfig des Löwen und der Tigerin sollte den Schluß bilden; dagegen die Löwenjagd in Central-Afrika den Anfang und in der halben Stunde, welche zwischen diesen beiden Vorstellungen liegen sollte, hatte Mr. Mops die Aufgabe, die Elephanten ihre Kunststücke machen zu lassen.

Der neue Tomahuhu hielt sich natürlich bis zum Augenblicke seines Auftretens als Löwenbändiger in strenger Verborgenheit. Er war allein in seinem Wagen und damit beschäftigt, sich anzukleiden, wobei seine Gedanken sich neben dem, was ihm bevorstand, mit den Personen beschäftigten, die er weit, weit von hier entfernt glaubte, und die ihm doch in Wirklichkeit so nahe waren.

Sollte Noddy wirklich im gegenwärtigen Momente eine Anwandlung von Furcht haben, so war auf seinem Antlitze nichts davon zu lesen.

Ganz anders aber verhielt es sich mit Mr. Seyers, als dieser zum letzten Male vor der Vorstellung zu ihm in seine Wohnung trat.

„Bedenken Sie, Noddy," sagte er eindringlich, daß ich selbst noch in diesem Augenblicke Sie durchaus nicht überreden will, einen einzigen Käfig zu betreten. Ich denke darin ganz wie meine Frau, die noch diesen Morgen zu mir sagte. „Williams," sagte sie, „ich könnte mein Lebelang nicht froh sein, wenn unserm Noddy ein Unglück widerführe."

„Ich danke Ihnen, Mr. Seyers," antwortete Noddy lächelnd. „Doch ich denke keineswegs an Sie und Ihren Vortheil, indem ich

mich entschließe, dennoch in die Käfige zu gehen, sondern lediglich an mich selbst."

Das war in der That der Fall, denn seine Lippen hatten diesen Morgen schon mehr als einmal die Namen: Cleary und Fanny ausgesprochen. Und der Gedanke an die letztere hatte den an die reißenden Thiere beinahe in den Hindergrund gedrängt.

Mr. Seyers wischte sich den Schweiß von der Stirn, als er sah, daß seine Ueberredung so wenig nütze.

„Nun, junger Freund," sagte er, „wenn Sie doch durchaus wollen, so rathe ich Ihnen wenigstens, schonen Sie die Bestien nicht, sobald sie Ihnen gefährlich werden, brauchen Sie den Griff der Peitsche. Sie wissen doch die Stelle?" fügte er flüsternd hinzu.

„O, ich weiß sie sehr wohl," sagte Robby ernst. „Ich weiß, dicht über der Schnauze. Denken Sie nicht, daß ich mit irgend einem Kunstgriffe unbekannt bin. Ich gehe nicht hinein in die Käfige, wie ein dummer Junge, der weder eine Ahnung hat von der Gefahr, die ihn dort bedroht, noch eine Kenntniß von den Mitteln, welche ihm zu Gebote stehen, sich seiner Haut zu wehren."

„Ja, ja, ich weiß, Sie haben die Natur der Thiere und ihre Dressur gut genug kennen gelernt. Jede einzelne dieser Bestien hat für mich einen Werth von mindestens 800 Dollars; aber schonen Sie sie nicht; ich will lieber, daß sie alle zum Teufel gehen, als daß Ihnen irgend etwas Leids geschehe."

„Und ich würde mich auch keinen Augenblick besinnen, Mr. Seyers, im Käfig der Semiramis die beiden Bestien todt zu schlagen, wenn ich sähe, daß mein Leben in Gefahr käme."

Es giebt Charaktere, welche unter der Zwangruthe verkommen und sich zu allem möglichen Schlechten auszubilden Neigung haben, in der Freiheit aber sich zu einer Größe und zu einer edlen Form gestalten, die Bewunderung verdient. Wahrlich, mancher Mann von schwarzem Blute, dem man seine Tücke, seine Falschheit, seine wilde Leidenschaft und was sonst noch vorwirft, und den man eines civilisirten Bürgerthums unwürdig hält: er wäre ein Anderer geworden, wenn er nicht in Ketten aufgewachsen wäre.

Robbys Handlungsweise kann nicht aus seiner Ruhmsucht, noch aus irgend einer Unüberlegtheit erklärt werden. Er war, wie sich aus seinen Aeußerungen abnehmen läßt, sich alles dessen, was ihn erwartete, wohlbewußt, und ein Mann, der seine früheren Erinnerungen unter der über seinem Haupte schwebenden Gefahr nicht vergessen kann, der hat sich ein moralisches Ehrgefühl, ein Herz bewahrt und kann nicht sinken.

Mr. Seyers betrachtete Robby ebenfalls mit Blicken ungeheuchelter Bewunderung.

„Sie sind ein braver Junge, Robby," sagte er. „O, Gott, wie

ich zittere für Sie, und wie gern will ich wünschen, daß Alles gut geht. — Doch jetzt muß ich eilen. Hören Sie, wie die Jungen draußen Hurrah rufen?" —

Der Präsident hatte nämlich, um sich bei den Bewohnern von Charleston populär zu machen, den oberen Classen der Eton-Schule gestattet, dieser Vorstellung kostenfrei beizuwohnen. —

Mr. Seyers sprang mit diesen Worten auf und eilte hinaus, um seinen Platz in der Nähe des Präsidenten einzunehmen, um demselben nöthigenfalls über dies und jenes Aufschluß zu geben. Ganz aufgeregt und zitternd vor Befangenheit und Besorgniß, daß er dieser Aufgabe nicht zur Zufriedenheit des Präsidenten genügen möchte.

Nobby zog jetzt seine schweren Stiefeln an, warf das Leopardenfell über seine kräftigen Schultern, setzte die Messingkrone mit den Adlerfedern aufs Haupt, nahm die Peitsche und verließ den Wagen.

Die Scene, welche ihn nun erwartete, war im höchsten Grade anregend und ermuthigend. Die Schüler der Etonschule begrüßten ihn mit einem donnernden Hurrah, und selbst das übrige Publikum ließ Beifallsrufe und Beifallsäußerungen in schmeichelhafter Weise hören. Ja, sogar Miß Jenny Davis und die andern Damen vom Hofe klatschten leise in die behandschuhten Hände, und Miß Sairy flüsterte Miß Polly zu: „Wie hübsch er aussieht; Ach! wenn doch ein solcher Mann einmal zu uns käme!"

Fanny indessen, welche die Entfernung hinderte, ihn genau zu sehen, starrte ihren Jugendgespielen mit den Blicken des Staunens an.

„Ha, welche Aehnlichkeit!" murmelte sie. „So sah er aus, als er mitten in den Haufen wüthender Nigger trat, um uns zu retten, — gerade so wie dieser Löwenbändiger!"

Nobby indessen achtete auf alle diese Zeichen des Beifalls sehr wenig und erwiderte keinen der Blicke, die erwartungsvoll auf ihm ruhten; sondern still und in sich gekehrt schritt er vorwärts; denn sein geistiges Auge sah in diesem Augenblick eine Person, von welcher er sich durch hundert Meilen Entfernung getrennt wähnte. Er hörte Nichts, denn in seinen Ohren klangen nur die Worte Fanny's:

„Du bist kein Sclave, Nobby. . . . Du bist mein Bruder und hast das Recht, meinen Mund zu küssen!" — — —

Im nächsten Augenblicke sah er sich, von der athemlos zuschauenden Menge durch ein starkes Eisengitter getrennt, in der Mitte der sieben Löwen. Sie brüllten und sperrten die Rachen auf, wie sie es bei Tomahuhu gethan hatten, und sie erhielten Peitschenhiebe, wie sie sie damals erhalten hatten; aber sie gehorchten, wenn auch keineswegs mit der größten Willfährigkeit.

Der größte Löwe allein schien Nobbys Identität mit Tomahuhu entschieden in Zweifel zu ziehen und starrte ihn mit einem Blicke an,

den sich selbst in einer noblen Gesellschaft Jemand aus Scheu, den Anstand zu verletzen, ohne Opernglas schwerlich hätte zu Schulden kommen lassen.

Gerade diese Bestie ergriff Robby daher bei der Mähne und zwang sie, sich emporzurichten, ihre Tatzen auf seine Schulter zu legen und sich Angesicht zu Angesicht zu überzeugen, daß die Zweifel in seine Identität mit dem Löwenbändiger aus Centralafrika eine Frechheit seien, die nicht ungestraft bleibe. Mit einem Ruck warf Robby die Majestät zur Seite, daß sie auf die Vordertatzen zu Boden fiel und fügte noch einige Peitschenhiebe hinzu, worauf die Majestät sich nicht weiter herausnahm, den neuen Bändiger in beleidigender Weise anzuglotzen, sondern gehorsam durch den ihm hingehaltenen kleinen Reifen sprang.

Robby machte Alles genau so, wie Tomahuha es gemacht hatte. Den Schluß dieser Production sollte die Löwenjagd bilden, die eigentlich schon jetzt hätte folgen sollen. Allein Robby wollte nicht von dem Programm Tomahuhus abgehen, um die Thiere nicht zu irritiren. Er ließ deshalb hier das Tableau des ruhenden Löwenjägers folgen, welches darin bestand, daß er zwei der Löwinnen zwang auf den beiden, an der Wand befestigten kleinen Consolen als Schildwache Platz zu nehmen, die übrigen fünf Löwen aber, sich zu lagern und ihm selbst zum Lager zu dienen.

Darauf folgte nun die Löwenjagd. Mit Peitschenhieben und mit seinem unerschrockenen Auge zwang er die Thiere, über ihn hinwegzuspringen, ihm zwischen die Beine hindurchzulaufen, ihn zu umkreisen; und mit großer Behendigkeit und großer Geschicklichkeit wußte er seinen Kopf zu drehen und zu wenden, wenn ein Thier über ihn hinwegsprang, um nicht von den scharfen Klauen geritzt zu werden. Die gluthfunkelnden Augen der Thiere flogen dicht an seinem Kopfe vorbei, und ihr heißer Athem wehete wie ein verzehrender Feuerstrom an seine Wangen.

Es war dies diejenige Arbeit, die am meisten Ausdauer und Kraftanstrengung erforderte, aber Robby entledigte sich ihrer auf eine glänzende Weise. Seine Körperkräfte, die weit über seine Jahre entwickelt waren, reichten vollständig zu diesen Productionen aus.

Am Schlusse dieser Löwenjagd nahm er den Carabiner, welcher mit losem Pulver geladen war, feuerte den Schuß ab und verließ den Käfig. Der Jubel der Etonschüler brach in markdurchdringenden Donnertönen los, und die Bravorufe der übrigen Zuschauer zeigten deutlich, mit wie großer Befriedigung die Herren des Südens diesem Schauspiel beigewohnt, und welche Theilnahme seine Persönlichkeit und sein Auftreten bei den anwesenden Damen erweckt hatte. Sich verneigend ging er ruhig und ohne irgend eine gehobene Stimmung zu verrathen seinem Wagen zu.

## Neunundachtzigstes Kapitel.

# Semiramis.

Während der Pause, welche jetzt eintrat, und während welcher die Elephanten ihre classischen Stellungen auszuführen hatten, erhielt Nobby zunächst den Besuch des Mr. Seyers, der ihn einmal über das andere umarmte, ihm die Hände schüttelte und ihn mit Thränen in den Augen küßte und seiner Freude gar keine Worte zu geben vermochte.

Dann kam Mr. Mops, der im Namen des ganzen Personals der Menagerie ihm seine Gratulation über das glückliche Gelingen abstattete und ihm von Herzen wünschte, daß es ihm bei seiner nächsten Produktion nicht schlimmer ergehen möge.

„Ich kann Ihnen sagen," fügte Mr. Seyers hinzu, daß Seine Excellenz sich außerordentlich zufrieden erklärt. Ich habe, als ich sah, daß Alles so gut ging, mich nicht enthalten können, so ein Wort fallen zu lassen, daß dies Ihr erstes Debüt sei. Und nun wurde die Bewunderung erst groß. Ja, Miß Davis hat sich mehr als einmal nach Ihren persönlichen Verhältnissen erkundigt; natürlich habe ich gesagt, daß Sie ein Freier und ein Gentlemen von Geburt seien."

Und noch vieles Andere erzählte er ihm, was Nobby beweisen konnte, mit wie gutem Erfolge sein erstes Debüt geendet habe.

Als sich dieser Besuch entfernt hatte, öffnete sich wieder die Thür des Wagens, und herein trat Mr. Warren, der Oberschlächter.

„Nun Mr. Nobby," sagte er grinsend, „es ist besser abgelaufen, als ich dachte; ich gratulire Ihnen, Sir. Reichen Sie mir die Hand."

Nobby hatte an die Stelle, an welcher Tomahuhu seine Flasche stehen gehabt, sich ein Glas Wasser hinstellen lassen, und da er in dem Augenblick, als Mr. Warren eintrat, mit der Rechten das Glas ergriffen hatte, um es an die Lippen zu setzen, so war er genöthigt, seinem ehemaligen Principal die Linke zu reichen. Er befand sich augenblicklich nicht in der Stimmung, um einem Manne, der ihm freundlich entgegen kam, unfreundlich zu begegnen, und ließ sich daher den Händedruck gefallen.

„Aber Sie haben noch keineswegs Alles hinter sich, Mr. Nobby," fuhr Warren fort. „Das Schlimmste kommt noch. Sie werden sich bei der Semiramis verteufelt in Acht nehmen müssen."

Nobbys Lippen entfuhr wider Willen ein Fluch.

„Meinen Sie, Sie boshafter Narr," sagte er, „ich wisse nicht,

was ich zu thun habe? — Oder glauben Sie, daß jetzt der geeignete Zeitpunkt sei, mich immer an die Gefahr zu erinnern?"

Seine Stimme klang so wild und so zornig, daß Mr. Warren, dessen Feigheit in der That größer war, als die des elendesten Thieres, am ganzen Körper zu zittern begann.

„O! ich meine durchaus gar nichts', sagte er kleinlaut. Ich wollte Ihnen nur einen freundschaftlichen Rath geben, denn Sie sind so außerordentlich verwegen„.

„Ich wünsche weder Ihren Rath, noch Ihre Freundschaft", gab Noddy kalt zurück. „Ich weiß, daß Ihnen Beides nicht von Herzen kommt. Ich habe Ihr Gesicht gesehen, als Smith getödtet wurde, und ich weiß, daß Sie kein Herz im Leibe haben. Scheren Sie sich in das Schlachthaus, Herr, Sie sind eine erbärmliche Memme . . . Marsch, fort!"

„Ja, ja, Du Gelbschnabel", sagte Warren höhnisch, „ich werde in mein Schlachthaus gehen, und Du gehst in Dein Schlachthaus zur Semiramis. Sie hat schon Zwei gefressen und wartet jetzt nur auf den . . . ."

Es war Mr. Warren nicht vergönnt, zu sagen, auf wen die Semiramis eigentlich warte; denn in diesem Augenblicke berührte die Spitze von Noddys großem Stiefel ziemlich unsanft den hintern Mittelpunkt seiner werthen Person, welche in Folge dessen einen Halbkreis durch die Luft beschrieb und ziemlich unsanft zu Boden fiel, und zwar unglücklicher Weise gerade auf den Rüssel des großen Elephanten, der in diesem Augenblicke zu seinem Glücke auf dem Kopfe stand, sich indessen dadurch rächte, daß er den Eindringling mit einem Strahl schmutzigen Wassers aus dem beleidigten Theil seines Körpers übergoß. Die Etonschüler glaubten natürlich, daß dies kometenhafte Erscheinen Mr. Warrens mit zur Vorstellung gehöre und brachen in endlosen Jubel aus. Mr. Warren aber mußte aus der Menagerie hinausgetragen werden.

Noddy hatte sich mehrfach umgesehen in der Menagerie, wie er es jedes Mal that; allein die Person, welche er suchte, hatte er nicht erblickt; denn, wie wir bereits erwähnten, hatte sich Mrs. Bagges mit ihren Schützlingen bis in die hinterste Reihe der Zuschauer zurückgezogen und zwar ausdrücklich auf Fanny's Wunsch.

Fanny zitterte in der Erwartung des Momentes, wo sie den Jüngling wiedersehen würde, dessen Aehnlichkeit mit ihrem Beschützer so täuschend war, daß, wenn sie ihn in einer andern Gestalt, als in der des Thierbändigers aus Centralafrika, erblickt hätte, sie ihm um den Hals gefallen sein und ausgerufen haben würde:

„Ich habe Dich wieder, Noddy, jetzt bin ich glücklich!"

Mr. Mops war mit seiner Vorstellung des Elephanten fertig. Die classischen Stellungen desselben hatten das Publikum belustigt,

und die Stille stellte sich wieder ein, welche großen Dingen in der Regel vorhergeht. Jetzt sollte nun der Haupttheil der Vorstellung, die Produktion im Käfige des Löwen und der Tigerin, stattfinden.

Unter dem athemlosen Schweigen der Menge verließ Nobby seinen Wagen.

Der Löwe lag, wie immer, den riesigen Kopf zwischen den Vorderbeinen, halb schlafend da, während die Tigerin vor dem Gitter ihres Käfigs hin und her glitt und den pausbäckigen Knaben aus der Etonschule mit so zärtlichen Blicken betrachtete, wie dieser seinerseits etwa eine saftige Kirsche betrachtet haben würde.

Nobby öffnete die Thür, welche sich zum letzten Male in ihren Angeln gedreht hatte, um die Leiche des getödteten Tomahuhu herauszuschaffen. Unerschrocken, festen Blickes trat er ein. Die Tigerin wendete sich um, ihre funkensprühenden Augen schienen ihn wie giftige Pfeile durchbohren zu wollen. Sie erhob ein unheimliches Knurren, und ihr Gang wurde ruheloser und schneller.

„Steh'!" sagte Nobby mit Donnerstimme und begleitete diesen Befehl mit einem Hiebe der Peitsche über ihre Schnauze.

Sie stand.

„Springe!" sagte er und hielt ihr den Doppelreifen vor, welcher Schuld an Mr. Smiths Tode gewesen war. Sein Anblick mußte der Tigerin in der That fürchterlich erscheinen. — Sah sie in ihm wirklich eine Person, derjenigen identisch, die gestern ihre Krallen zerrissen, oder erkannte sie in ihm den kühnen Wagehals, der mit der Eisenstange auf sie eindrang und den Leichnam aus ihren Krallen riß?

Sie wendete das gierige Auge von ihm ab; — sie sprang.

Der Löwe gehorchte, wie immer, mit majestätischer Ruhe; und mit einer Würde, die der König der Thiere nie verleugnet, unterzog er sich den Befehlen seines Bändigers. —

Den Schluß der Vorstellung sollte ein Tableau bilden, das englische Wappen darstellend, da man glaubte, daß diese Anspielung auf Britannien's Freundschaft dem Präsidenten sehr angenehm sein würde.

Bei dem Wappen sollte die Semiramis die Stelle des Einhorns vertreten. Es gelang wider Erwarten. Mitten im Käfige stand Nobby, zu seiner Rechten den Löwen emporgerichtet, zu seiner Linken die Tigerin. Da mit einem Male begann die Tigerin zu schnuppern: ihre Augen begannen zu rollen, und sie gewann ein Aussehen, welches der pausbäckige Schüler der Etonschule später als ein Grinsen bezeichnete, aber ohne zu lachen. Dann küßte sie wirklich Nobbys linke Hand.

In demselben Augenblicke aber bewegte Nobby seine Rechte, der Griff der Peitsche fiel auf die Schnauze der Tigerin und das mäch-

tige Thier sank zu Boden und blieb regungslos liegen. Robby schob seine Linke in den Busen, verneigte sich und verließ den Käfig. Das donnernde Hurrah der Menge hörte er kaum noch, und als er in seinem Wagen ankam, sank er auf dem Sopha in Ohnmacht.

Mr. Seyers stürzte herbei. Ein Arzt, den man Vorsichts halber bereits zur Hand hatte, kam hinzu. Man untersuchte. Robbys Linke war von den Zähnen der Tigerin durchbissen, so daß sich ihre Fangzähne gegenseitig berührt hatten.

„Ich lasse diese Bestie sofort todtschießen!" rief Mr. Seyers.

„Ist nicht nöthig", sagte Robby erwachend, „sie ist schon todt".

„Aber um Gotteswillen, wie kam es, da Alles so gut ging. — Ich begreife nicht . . . ."

„O!" sagte Robby, „ich begreife sehr wohl. Ich hatte dem Schlächter die Hand gereicht, die linke; ich merkte es erst, als es bereits zu spät war. Der Geruch des frischen Thierblutes, das an seiner Hand geklebt hat, war Schuld daran, daß die Tigerin nach meiner Hand biß".

„Mein Himmel, diese Unvorsichtigkeit von Mr. Warren!" rief Seyers.

„Unvorsichtigkeit?" erwiderte Robby ironisch. „Ich sage Ihnen, daß er schon zweimal mit Menschenleben gespielt hat. Es war seine Absicht, ich weiß es nur zu wohl, und ein Mann, der zweimal versucht hat, zum Mörder zu werden, darf nicht ungestraft davon gehen. Ich verlange, daß Mr. Warren zur Rechenschaft gezogen werde".

„Wenn es der ist", sagte der Arzt, „der vorhin aus diesem Wagen auf den Rüssel des Elephanten fiel, so ist er gestraft genug; denn er hat zwei Rippen und das Schlüsselbein gebrochen". — —

Während dies in der Wohnung des Thierbändigers vorging, fand in der Menagerie selbst ein Ereigniß statt, das sehr geeignet war, Aufsehen zu erregen.

Nämlich obwohl Miß Fanny gewünscht hatte, den Thieren nicht zu nahe zu stehen, so hatte sie doch vor der zweiten Produktion zur großen Verwunderung ihrer Beschützerin darauf gedrungen, sich der Stelle zu nähern, wo Mr. Tomahuhu vorüberkommen mußte. Sie hatte ihn näher ins Auge fassen wollen, und als der Thierbändiger nun aus dem Käfige zurückkam, da mit einem Male schrie sie laut auf: „Er ist es, er ist es . . .! Robby!" rief sie ihm noch nach, als er in seinem Wagen verschwand.

Mrs. Bagges indessen gab dem in der Nähe harrenden Scip sofort einen Wink. Er erfaßte sie, hob sie mit seinen riesigen Armen empor und trug sie hinaus in den Wagen.

Robby hatte allerdings vor Schmerz und Schwäche dem Publikum nicht die Aufmerksamkeit gewidmet, die er sonst stets an-

wandte, um die Gesuchte zu erblicken. Indessen sein Auge hatte Mrs. Bagges gestreift, und sein Ohr hatte den Ton von Fannys Stimme vernommen.

Als sich jedoch seine Kräfte wieder soweit hergestellt hatten, daß er hinausgehen konnte, um sie wieder aufzusuchen, da war Mrs. Bagges mit ihren Schützlingen längst verschwunden.

## Neunzigstes Kapitel.

# Der Untergang der Alabama.

Die „Kearsage" war eine Fregatte von 36 Geschützen — worunter sechs Armstrongkanonen und fünf sechszöllige Dahlgreens sich befanden, für Dampf und Segel eingerichtet, gut gebaut und, was der Seemann nennt, ein steifer Segler. Mit der vollständigen Armirung und Bemannung wurde sofort nach Ausfertigung des Patents für den Kapitain Powel und den Lieutnant Brocklyn begonnen.

Wie schon Eugen Powel angedeutet hatte, ließ er eine ganz eigenthümliche Vorrichtung treffen, um das Schiff gegen die guten Geschosse der Alabama einigermaßen zu sichern. Nämlich dort, wo sich die Maschinentheile oder sonst wichtige Gegenstände des Schiffes befanden, ließ er von außen eine doppelte Lage von Ketten anbringen, nämlich eine Lage Ketten senkrecht herunter und eine zweite in horizontaler Richtung darüber. Die Zwischenräume zwischen den Kettentheilen ließ er mit Werg und aufgedrehten Tauenden ausfüllen und deckte über das Ganze eine Lage von zwei Zoll starken Planken, sodaß selbst bei ziemlich bedeutender Annäherung diese Art von Panzerung nicht bemerkt werden konnte.

Begleitet von den Cheers der Bostoner Einwohnerschaft und von den herzlichen Glückwünschen Mr. Slowsons, des Direktors der Westindischen Handelscompagnie, der selbstverständlich jetzt, nach Aufklärung der Anschuldigung, die über dem Haupte des Kapitain Powel geschwebt hatte, zu dessen enthusiasmirtesten Verehrern gehörte, lichtete die Kearsage die Anker.

„Tod dem Feinde des Vaterlands!" sagte Powel, seinem Freunde Brocklyn die Hand schüttelnd.

„Verderben dem Schurken, dem Räuber, dem Mörder!" ergänzte der alte Oberbootsmann, Mr. Jonas, der am Bord der Kearsage natürlich nicht fehlte.

„Rache dem Kerkermeister Mr. Croftons und Lavinias und der Andern, die Monate lang in seinen Ketten schmachten!" fügte Mr. Brocklyn hinzu. —

Der Wind war günstig, und unter frischer Brise schlug die Kearsage den nordwestlichen Lauf ein, um zunächst in Ostende zu ankern, denn wie man bereits gehört, beabsichtigte die Alabama, diese Gegenden für ihre Raubzüge auszuwählen.

Wir folgen dem kühnen Jäger nicht, sondern wenden uns der Alabama zu, die jetzt die Rolle des gejagten Wildes übernimmt.

Die Alabama hatte ihre Caperzüge in dieser Saison und nach dem fatalen Zusammentreffen mit dem Vanderbild im atlantischen Ocean in der Gegend von St. Helena begonnen, hatte dort so manches Yankeeschiff gekapert und Millionen in den Grund des Meeres versenkt. Wohl an zwanzig Schiffe wurden in einem einzigen Monate verbrannt.

Da auf solche Weise die Zahl der Gefangenen, welche sie an Bord hatte, sich bedeutend vermehrte, und da sie gegenwärtig ein Begleitschiff hatte, das nur sehr wenig Gefangene aufzunehmen vermochte, so war sie genöthigt, Behufs Absetzung der Gefangenen und Behufs einiger nothwendig gewordenen Ausbesserungen einen befreundeten Hafen aufzusuchen, und steuerte deshalb Cherbourg zu, einem großen Hafen Frankreichs.

Was man über die Grausamkeit der Behandlung der Gefangenen auf der Alabama geschrieben und gesagt hat, erreicht lange nicht das, was in Wirklichkeit dort vorging.

Alle Gefangenen, zum Theil selbst die Frauen, trugen Handschellen und Handeisen, die ihnen nur beim Essen abgenommen wurden. Die Matrosen waren auf den Spülgaten untergebracht, wo sie oft Wochen lang wegen des überspritzenden Wassers nicht trocken wurden, und die Officiere waren genöthigt, mit den Matrosen die allerniedrigsten Dienste zu verrichten. So z. B. bekamen sie nur leichtere Fesseln zu dem Zwecke, um die Kleider der Mannschaft der Alabama auszubessern, an den Segeln flicken zu helfen, Taue zu theeren und dergleichen.

Als sich die Alabama der Canalmündung näherte, also einem Gebiet, wo sie sehr leicht Schiffen begegnen konnte, die weniger liebäugelnd auf die Rebellen sahen und weniger zärtliche Gesinnungen für die Seeräuber haben möchten, als englische und französische Schiffe, da legte sie die Maske an, mit welcher sie sich gewöhnlich in feindliche Gewässer hineinschlich. Sie ließ die Schornsteine herunter, setzte auf den Besanmast eine Stenge und verwandelte

sich auf diese Art in ein Segelschiff, und Niemand hätte entdecken können oder auch nur vermuthen können, daß dies Segelschiff die gefürchtete Alabama sei. Ja, es war nicht einmal zu sehen, daß sie als Kriegsschiff ausgerüstet war; denn selbst von den Geschützluken war keine Spur zu sehen.

So ankerte sie am 10. Juli Vormittags 11 Uhr zwischen den großen, stattlichen französischen Kriegsschiffen im Hafen von Cherbourg. Wie winzig nahm sich die Alabama zwischen den prachtvollen französischen Fregatten und Panzerschiffen aus! Nichts verrieth die gefährliche Kraft, und Nichts verrieth den tückischen Character dieses Schiffes.

Die Einwohner von Cherbourg empfingen das Raubschiff mit Enthusiasmus, und gleich am zweiten Tage nach der Ankunft desselben erhielt Capitain Semmes die vom Kaiser Napoleon eigenhändig unterzeichnete Erlaubniß, landen, seine Gefangenen an Bord setzen und die Ausbesserungen seines Schiffes vornehmen zu dürfen.

Die Landung und die Aussetzung der Gefangenen wurde sofort bewerkstelligt, und da zur Ausbesserung des Schiffes einige Monate erforderlich waren, so sollten die Officiere und ein Theil der Mannschaften auf zwei Monate Urlaub erhalten.

Ehe indessen noch der Urlaub unterzeichnet war, da ereignete sich etwas, das dem Capitain Semmes ebenso unerwartet und überraschend, als ungelegen kam.

Nämlich vor dem Hafen von Cherbourg ließ sich plötzlich ein Schiff blicken, das stolz die Unionsflagge hißte und vor dem Hafen auf und ab kreuzte, also deutlich zu verstehen gab, daß es auf eins der Schiffe im Hafen irgend eine Absicht habe. Welches Schiff aber konnte dies anders sein, als die Alabama?

Semmes kannte die Kriegsschiffe der Union gut genug, um in diesem Schiffe sofort die Kearsage zu erkennen. Zu jeder andern Zeit hätte er einen Kampf mit der Kearsage nicht gescheut, hätte sich vielmehr demselben gern unterzogen; indessen gerade jetzt kam ihm die Sache ungelegen, weil er, wie gesagt, andere Dispositionen getroffen hatte. Da er aber sah, daß unter den obwaltenden Umständen einem Kampfe nicht auszuweichen sei, so fügte er sich in die Nothwendigkeit, denselben aufzunehmen, mit der vollständigen Ueberzeugung, daß es nur eine kurze Arbeit sein werde, den kecken Feind in die Flucht zu scheuchen, respective in den Grund zu bohren.

Semmes schrieb an den Consul der Union zu Cherbourg, daß er die Herausforderung der Kearsage annehmen und den Kampf beginnen werde, falls das Schiff nicht binnen vierundzwanzig Stunden außer Sicht sei.

Semmes erhielt auf dies Schreiben keine Antwort und machte

sich also am Morgen des 19. Juni um 11 Uhr auf; die Anker wurden gelichtet, und unter Dampf ging die Alabama aus dem Hafen von Cherbourg.

Tausende von Fernröhren richteten sich auf den großartigen Zweikampf, der nun bevorstand.

Da Frankreich die Rolle eines neutralen Landes zu spielen beliebte, und da ein solcher Kampf in neutralen Gewässern nicht gestattet ist, sondern nur auf Kanonenschußweite von der Küste entfernt stattfinden kann, so hatte sich die Kearsage bis auf drei Seemeilen von der Küste in die See begeben.

Die Alabama, welche gerade auf sie zusegelte, war begleitet zur Linken von der französischen Panzerfregatte Couronne und zur Rechten von dem schönen dreimastigen englischen Dampfschooner Dearhound.

Nachdem Semmes an seine Mannschaft noch einmal eine begeisternde Rede gehalten, in welcher er derselben auseinandersetzte, daß sie hier nicht blos für die Ehre der Conföderation, sondern für ihren eigenen Hals zu kämpfen hätten, und nachdem die an Grausamkeiten gewöhnten Matrosen und Seesoldaten ihm durch wiederholte Beifallsrufe zu erkennen gegeben, daß sie gesonnen seien, den Sieg mit ihrem Leben zu erkämpfen, da feuerte die Alabama den ersten Schuß auf dreihundert Schritte Entfernung.

Der Schuß blieb von Seiten der Kearsage unerwidert, diese vielmehr machte eine Wendung, die unter andern Umständen als völlig untaktisch hätte bezeichnet werden müssen. Allein da Powel die Alabama und folglich auch ihre Schwächen genau kannte, so machte er dies Manöver aus zwei Gründen. Erstlich um ihre Breitseite zu gewinnen, und zweitens, um ihr den Rückzug in den Hafen abzuschneiden; denn er wußte sehr wohl, daß, sobald die Alabama seine Panzerungsvorrichtungen entdecken würde, sie vom Kampfe abstehen würde.

Nachdem durch die Wendung Beides erreicht war, erwiderte die Kearsage das lebhafte Feuer der Alabama durch eine volle Lage. Es entstand ein mörderisches Gefecht. Schuß auf Schuß feuerte die Alabama ab; in einer Stunde hatte sie 150 Schuß geliefert, die Kearsage 79 Schuß.

Der Kampf hatte erst wenige Minuten gedauert, als Semmes unter Erblassen die Bemerkung machte, daß die Kearsage nicht nur stärker sei, als er vermuthete, sondern sein Fernrohr hatte auch bereits den Capitain der Kearsage erkannt. Er hatte den Mann erkannt, den vor wenig Monaten er selbst verurtheilt hatte, an den Mast gehängt zu werden. Er mußte darauf gefaßt sein, einen erbitterten Gegner zu haben. Zugleich aber mußte er die Ueber-

zeugung haben, daß der Kampf nur enden könne mit dem Untergange Eines von ihnen Beiden.

Die elfzölligen Vollkugeln, welche die Alabama aus gezogenen Geschützen auf die Flanken der Kearsage richtete, hatten so gut wie gar keine Wirkung. Sie drangen durch die doppelte Kettenlage nicht hindurch, sondern knickten höchstens die dahinter befindlichen Balken, und die Hohlkugeln zerplatzten außerhalb der Wandung, ohne auch nur die allermindeste Wirkung zu haben. Dagegen warf die Kearsage aus ihren 15 zölligen Dahlgreens Sprenggeschosse von so mörderischer Wirkung und von so vorzüglicher Einrichtung, daß sie im Augenblick des Einschlagens zerplatzten und dann gewöhnlich ein Loch rissen von der Größe eines runden Tisches von drei bis vier Fuß Durchmesser.

Der Kampf hatte noch keine halbe Stunde gedauert, als unmittelbar über der Wasserfläche die Alabama vier solche Lecke von dieser Dimension erhalten hatte, und durch dieselben so viel Wasser schöpfte, daß sie schon stark zu sinken begann.

Jetzt mußte Alles auf's Spiel gesetzt werden.

Die Alabama versuchte, sich der Kearsage zu nähern, und sie zu entern. Mann an Mann sollte der Kampf entschieden werden. Statt sich aber dies Manöver gefallen zu lassen, blieb die Kearsage nur so lange liegen, bis sie die Alabama nahe genug hatte, um eine Vollkugel mit vollständiger Sicherheit auf die Maschine derselben zu richten

Die Maschine ward zerstört. In demselben Momente wandte sich die Kearsage und legte sich wieder in der vorhin von ihr gewählten Entfernung von zwei bis dreihundert Schritten, da in dieser ihre Geschosse am besten wirkten.

Die Enterung war mißglückt, und die ganze Mannschaft der Alabama mußte verwandt werden, um die Lecks zu verstopfen.

Während dieser Zeit, da die Alabama ihr Feuer einstellte, legte sich die Kearsage hinter ihren Spiegel und feuerte unaufhörlich Schuß auf Schuß in denselben. Noch hatte aber das Caperschiff die Flagge nicht gesenkt. Schon zweimal war sie heruntergeschossen und immer wieder hinaufgehißt worden.

Jetzt sank Allen der Muth. Noch einmal nahm Semmes das Feuer auf; indessen vergebens, der Untergang war sicher, und fluchend gab Semmes seinem ersten Lieutenant Kell den Befehl, die Flagge zu streichen. Aber Kell konnte es nicht über sich gewinnen, diesem Befehl nachzukommen; erst der zweite Lieutenant Master Armstrong ließ den Befehl ausführen.

Mit abgewandtem Gesichte standen Semmes und Kell, finster in die Fluth starrend, als sich die Flagge der Rebellion langsam herabsenkte. Sofort stellte die Kearsage das Feuer ein.

Verrätherei, Hinterlist und Tücke kennzeichnen alle Kämpfe der Rebellen, und auch dieses Seegefecht trug denselben Charakter. Nach dem Völkerrecht, selbst barbarischer Nationen, hört der Kampf auf in dem Momente, wo der Feind die Waffen streckt; die Kearsage aber hätte den guten Glauben, daß ein solches Recht auch von einem Rebellen anerkannt werde, theuer bezahlen können. Während sie sich näherte, um die Mannschaft des sinkenden Schiffes aufzunehmen, feuerte die Alabama noch einmal eine volle Lage gegen das Schiff. Sofort nahm die Kearsage wieder das Feuer auf. Indessen es war nicht mehr nöthig. Schon schwankte das Schiff. Nur wenige Minuten konnte es noch sich über Wasser halten. Ein Boot war bereits herabgelassen. Einige der Officiere und der Mannschaften sprangen hinein; Semmes, Kell und Andere sprangen selbst über Bord und suchten durch Schwimmen das Weite zu erreichen. Sie hatten sich noch nicht weit von dem Wrack entfernt, als dieses noch einmal stolz sich emporhob und dann, den Bug senkend, wie ein Pfeil in die Tiefe hinab schoß. —

Die Kearsage traf sofort Anstalt die Mannschaft an Bord zu schaffen und sowohl das Boot wurde aufgefangen, als auch die Schwimmenden zum größten Theil aus dem Wasser gezogen; nur einem verhältnißmäßig geringen Theile gelang es, die beiden assistirenden Schiffe Couronne und Dearhound zu erreichen.

Es ist unmöglich, das Begegnen Powels, des Siegers, und seines früheren Henkers, des besiegten Capercapitains Semmes, zu beschreiben. Es ist unmöglich, die Gefühle zu schildern, mit denen Semmes den verhaßten Capitain, und neben ihm den Mann erblickte, den er für sein Werkzeug gehalten, den Lieutenant Brocklyn.

Es hätte nicht Wunder nehmen können, wenn ihn Powel mit derselben Grausamkeit behandelt hätte, die Semmes gegen seine Gefangenen anzuwenden pflegte. Aber Powel ließ Niemanden von den Gefangeneu Fesseln anlegen, sondern sie auf Deck so lange bewachen, bis Räume für sie eingerichtet sein würden. Den Capitain Semmes forderte er auf, auf einer Bank des Quaterdeck neben ihm Platz zu nehmen.

Semmes that es schweigend und mit gerunzelter Stirn. Sein Auge aber war fest auf den Dearhound gerichtet, welcher sich jetzt der Kearsage bis auf einige Hundert Schritte näherte. Plötzlich sprang Semmes auf.

„Sterbt, Leute, aber ergebt Euch den Yankeehunden nicht!" schrie er, und mit diesen Worten sprang er über Bord, gefolgt von seinen Officieren und einem großen Theil der gefangenen Mannschaft.

Der englische Schooner hatte bereits Anstalt getroffen, die Gefangenen zu retten. Es waren Boote ausgesetzt, und mittelst zugeworfener Tauenden wurden die Schwimmenden herausgezogen.

Am nächsten Tage setzte die Kearsage die gefangenen Matrosen und Soldaten ans Land und behielt nur die Officiere als Gefangene, nahm dagegen die von der Alabama ausgesetzten Gefangenen auf, um sie ins Vaterland zurückzubringen. Daß sich unter diesen auch Mr. Crofton, Miß Lavinia und Mrs. Lincoln befanden, versteht sich von selbst.

Der Capitain des Seeräuberschiffes ist nicht in die Gewalt der Union gekommen. Noch vor Kurzem wechselte man seinetwegen Noten mit der brittischen Regierung und verlangte seine Auslieferung, da ja die Alabama die Flagge gestrichen hatte, folglich die Neutralität des englischen Schiffes keine Geltung mehr hatte. Indessen England hat bis heute die Auslieferung verweigert, vielmehr dem Capitain Semmes einen sehr ehrenvollen Rang auf einem englischen Kriegsschiffe eingeräumt.

Das ist das Ende des gefährlichen Caperschiffes Alabama und seiner Mannschaft.

## Einundneunzigstes Kapitel..

# Die Bartholomäusnacht zu Lawrence.

Je näher Grant mit seiner Armee der Hauptstadt des Landes rückte, je drohender die Gefahr der Vernichtung über dem Haupte der Rebellenstaaten schwebte, desto energischer machten sich die Junker des Südens ans Werk, um den kleinen Krieg, wie sie ihre Aktionen an den Grenzen des Landes nannten, wirksam und empfindlich für die Staaten der Union zu machen. Es ist unmöglich, alle die Gräuelscenen zu schildern, welche hier vor sich gingen, alle die gräßlichen Verbrechen zu beschreiben, welche von den Guerillabanden ausgeführt wurden.

In den Missouristaaten Utah und Nebraska, da war Mr. Tuncker stationirt und ließ von dort aus mittelst der Häuptlinge der Guerillabanden die Einfälle in Kansas und die übrigen angrenzenden Staaten machen. Im Norden verfuhren auf ähnliche Weise Thompson und Cleary, von Kanada aus in die Staaten Mishigan und New-York.

Die Schaaren, deren sie sich bedienten zu ihren Raub- und Mordzügen, bestanden meist aus dem gemeinsten Gesindel, das für Geld zu jedem Verbrechen sich kaufen ließ. Rowdy's, Mörder und Räuber: das waren die Kämpen, deren sie sich zum Angriff gegen

die wehrlosen Grenzstädte bedienten. Es genügt, wenn wir von all den Schrecken, welche in den Grenzstädten und in den Grenzbefestigungen in Scene gingen, nur zwei besonders erwähnen, und wir thun auch dies nur, da sie uns von dem Schicksale einiger Personen berichten, die bereits mehrfach in unserer Erzählung aufgetaucht sind, und deren Schicksal für uns von Intresse sein muß. — —

Mr. Brocklyn hatte, dem Rathe seines Sohnes folgend, die Schuld gegen seinen früheren Compagnon, Charles Powel, dadurch abgetragen, daß er ihm die Hälfte seines Vermögens, bestehend in der Faktorei zu Old-Church, überwiesen hatte. Die Liegenschaften und das Geschäft selbst wurden für diesen verwaldet, bis er in Freiheit gesetzt sein würde, denn um der Contribution und der Strafe zu entgehen, welche die Ritter wegen der Abtrünnigkeit seines Sohnes über ihn verhängen möchten, hatte er sich mit dem Rest seines Vermögens nach Lawrence begeben, einer Stadt in Kansas am Missouri gelegen, von wo seine Fahrzeuge, den Missouri hinabfahrend, die früheren Handelsverbindungen mit Charleston nnd New-Orleans unterhalten konnten.

Er schien sich in seiner Hoffnung nicht getäuscht zu haben, daß das Glück, welches er bisher in seinen Handelsunternehmungen gehabt, ihm auch hier günstig sein würde. Allein der Ruin sollte von einer Seite über ihn kommen, von welcher er den Schlag nicht erwartet hatte.

An der Grenze von Kansas, da waren bekanntlich die Banden Tuckers stationirt, auch Lawrence sollte von einem Raubanfalle betroffen werden. Von allen Gräueln, welche die Rebellion der Sclavenhalter hervorgerufen hat, ist die Bartholomäusnacht zu Lawrence die gräßlichste, und muß man wirklich und wahrhaftig bis zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, der Hugenottenkriege in Frankreich oder der namenlosen Schandthaten der Henkersknechte Ludwigs **XIV** in der Pfalz zurückgehen, um Vergleiche zu finden.

Die Geschichte der europäischen Kriege in den letzten Jahrhunderten weist kein Seitenstück zu der Schreckensnacht zu Lawrence auf. Mr. Tucker hatte den berüchtigten Guerillahäuptling Quantrell mit dieser Mission beauftragt.

Mitten in der Nacht vom 21. zum 22. Juli, während die Bewohner der Stadt Lawrence, nichts Böses ahnend, in ihren Betten lagen, erscheint Quantrell mit seiner Banditenhorde, besetzt alle Ausgänge der Stadt und giebt dann seinen Hyänen das Signal zu allgemeinem Würgen, Plündern, Sengen und Brennen. Das Haar sträubt sich bei der Erzählung der Auftritte, die nun erfolgten. Wie Tilly's Kroaten in Magdeburg, so hausen die Quantrellschen Bestien in Lawrence. Mit indianermäßigem Mordgeheul die schlummernden Bewohner weckend, dringen sie in die Häuser, in die Schlaf-

kammern und metzeln alle Männer nieder, die ihnen vorkommen. Die Weiber und Kinder drängen sich um ihre Gatten und Väter, klammern sich an sie, flehen auf ihren Knien die Mordhunde um Schonung an. Umsonst. Mit teuflischer Kaltblütigkeit wird den Unglücklichen das Pistol auf die Brust oder vor die Stirn gesetzt, und ihren Angehörigen wird der blutige Leichnam gelassen.

Von Widerstand war keine Rede. In Nachtkleidern suchen die Bürger zu entfliehen. Wie ein gehetztes Wild rennen sie durch die Straßen und werden niedergeschossen. Ihre zuckenden Körper werden in Brunnen und Cisternen geworfen.

Am Ende der Stadt befindet sich ein Boardinghouse. Dort hinein trieb man 33 Flüchtlinge, besetzte das Haus, zündete es an und verwandelte das Haus mit Allem, was darin war, in einen Aschenhaufen. Wer den Flammen zu entfliehen versuchte, wurde niedergeschossen.

Eine Schaar wehrloser Flüchtlinge stand am Ufer zusammengedrängt, noch zweifelnd, ob sie den Tod durch das Henkerbeil oder den im Wasser wählen soll. Die Scheusale gewahren die Verzweifelten, eine Colonne sprengt heran und giebt auf sie eine Salve. Eine Anzahl fällt getroffen zu Boden, die Andern stürzen sich in die Fluthen.

Allein noch nicht befriedigt durch die Todesangst der Unglücklichen, die vergebens mit den Wellen des Missouri kämpften, pflanzte sich eine Reihe der Unmenschen am Ufer auf und feuerte Salve auf Salve auf die Schwimmenden, bis das Wasser des Missouri vom Blute geröthet war.

Eine Anzahl von Negern, welche man auf einem Packhofe zusammengetrieben, wurden dort in der beliebten Weise an einen Zaun angenagelt, und dann belustigte man sich damit, aus einer bedeutenden Entfernung auf sie nach Manier der Indianer mit Bowie-Messern zu werfen.

Zu dem Morden gesellte sich der Raub und die Plünderung. Alle Gegenstände von Werth werden geraubt, selbst den Frauen ihre Ohrringe und Ringe abgerissen. Was zu schwer ist, um mitgenommen zu werden, wird zertrümmert, und schließlich das Haus in Brand gesteckt. Der größte Theil der Stadt wird eingeäschert, die Brandstätte des Hauses wird meistens zugleich auch das Grab der Bewohner.

Nur soweit die Namen der Ermordeten constatirt sind, erreicht die Anzahl derselben nahe an 70. Der Schaden, welcher durch Brand und Raub entstanden, muß nach Millionen geschätzt werden. Auch Mr. Brocklyns Handelshaus bleibt nicht unverschont. Indessen gehört er mit seiner Familie zu den Wenigen, welche sich das Leben zu retten im Stande waren. Mr. Brocklyn flüchtete sich in die

Hütte eines alten Negers, eines seiner Diener, und als die Horden kamen, um sein Haus zu durchsuchen, fanden sie nur die Schätze des Besitzers, nicht aber diesen selbst. Alles, was an baaren Gelde vorgefunden wurde, ward mitgenommen, und Haus und Speicher und Waarenvorräthe wurden den Flammen preisgegeben. Die eine Nacht machte Mr. Brocklyn zum Bettler.

Es war ein entsetzliches Bild, welches die aufgehende Sonne am andern Morgen beleuchtete. Der größte Theil der Stadt war ein Haufen Rauch und Ruinen, die wenigen stehengebliebenen Häuser angefüllt mit Schwerverwundeten und Sterbenden; Weiber und Kinder, in ihren Nachtkleidern an den Brandstätten umherirrend, um die verkohlten Ueberreste ihrer Ernährer zu suchen. Wahrlich, wo die wildesten Indianerhorden jemals einen Angriff auf eine Colonie von Europäern, in denen sie ihre Todfeinde erblickten, gemacht haben, ist die Verwüstung nicht grauenvoller gewesen. In solchen Fällen würde wenigstens der Tod, der unter solchen Umständen ja eine Wohlthat ist, die Familie vereinigt haben. Die raffinirte Blutgier weißer Bestien aber sorgte dafür, daß für jedes ihrer Opfer noch eine Anzahl Leidtragender übrig blieb, an deren Jammergeschrei sie sich ergötzen konnten.

Die Zerstörung an Eigenthumswerth, obschon dieselbe fast verschwindet neben den übrigen hier verübten Gräueln, welche, wie gesagt, mehrere Millionen beträgt, repräsentirte die Frucht eines langjährigen rastlosen Erwerbslebens. Ueber Tausende von fleißigen und betriebsamen Bürgern war das Loos der Armuth verhängt. Die Stadt Lawrence war vom Erdboden so gut wie vertilgt und mußte von Neuem aufgebaut werden.

Es ist eine fürchterliche Rache, welche das Missouri-Banditenthum an der Stadt genommen hat, welche während des vierjährigen Kampfes um die Freiheit von Kansas den Mittelpunkt der Unionspartei bildete. All der namenlose Haß und Grimm, welchen die Grenzbanditen gegen die Unionspartei hegten, hat in der Bartholomäusnacht zu Lawrence einen Ausdruck gefunden, über welchen nach Menschenalter der Geschichtsschreiber des nordamerikanischen Freiheitskrieges nicht ohne Schauder Bericht erstatten wird.

## Zweiundneunzigstes Kapitel.

# Die Massacres zu Fort Pillow.

Neben der Grenze von Canada hatte die Union eine Anzahl kleiner Forts angelegt, um die Grenze gegen Einfälle der dort be-

findlichen Guerillabanden zu sichern. Die Forts waren besetzt meistens durch Negerregimenter. Eine Vorpostenlinie zog einen Cordon fast die ganze Grenze entlang, indessen gelang es den Guerillas nicht selten, den Cordon zu durchbrechen, eins der Forts zu überfallen und sogar zu erstürmen.

Das hatte für sie dann den Vortheil, daß sie von diesem Fort aus so lange die Umgegend zu verwüsten vermochten, bis die requiriten Hülfstruppen sie wieder hinaus trieben aus dem Lande.

Eins der Forts im Staate New=York, das Fort Pillow, war besetzt von dem Theil der Negertruppen, welche sich in Tennessee von der Heeresabtheilung Edward Browns getrennt hatten. Sie standen unter dem Commando Rogues, des Negerhäuptlings von Canada, des gefürchteten Anführers bei den Sclavenaufständen.

Rogue hatte das Fort Pillow mit sechshundert Mann besetzt. Seine persönliche Tapferkeit und seine Schaar, welche sich vortheilhaft vor fast allen übrigen Negertruppen auszeichnete, hatten schon manchen Angriff der Guerillas zurückgeschlagen. Indessen es war in demselben Monate, da von Utah aus der Angriff auf Lawrence ausgeführt wurde, als auch zu Fort Pillow ein solches Schauerdrama in Scene gesetzt wurde, wie es leider in diesem Kriege so viele gegeben hat.

Auf Thompsons Befehl und zum Theil unter seiner persönlichen Leitung wurde in der Nacht ein Marsch gegen Fort Pillow unternommen. Die Vorpostenlinie ward durchbrochen, der Rapport zwischen dieser und dem Fort abgeschnitten und mit furchtbarem Geheul stürmten die Feinde auf das Fort zu. Die Neger sprangen von ihren Lagern auf und griffen zu den Waffen, allein die Verwirrung, die Ueberraschung, das plötzliche Erscheinen des Feindes vor den Thoren des Forts hatten eine so gewaltige Wirkung, daß die Thore gesprengt und das Fort genommen war, noch bevor Rogue einen förmlichen Widerstand zu organisiren vermochte.

Ein blutiger Kampf entspann sich in den Gräben und auf den Brücken des Forts. Die Neger kannten die Erbitterung ihrer Feinde gegen sie, denn ihre Feinde kämpften hier nicht allein den Kampf gegen die Unionisten, nein, sie übten einen Act persönlicher Rache. —

Das waren die Neger, welche in Kentucky und Tennessee ihre Herren verjagt und massacrirt hatten, welche Dörfer und Farmen eingeäschert und den Weg, den sie bis zum Lager des Feindes genommen, mit Feuer und Blut gezeichnet hatten. Das waren die Kettenbrecher, welche die Despoten hatten erzittern gemacht, die Wesen, welche man wie Halbmenschen behandelt und stets für willenlose nur bestialischer Leidenschaften fähige Geschöpfe angesehen hatte, und welche sich dann plötzlich und unerwartet mit männlichem Trotz erhoben, das Racheschwert geschwungen und die feigen

Henker gezüchtigt hatten, deren Peitsche so lange über sie geschwungen war.

Die Neger wußten, daß ein entsetzliches Geschick ihrer harre, wenn sie unterliegen würden, und sie kämpften den Kampf der Verzweiflung. Die Uebermacht war zu groß. Schritt für Schritt mußten sie rückwärts weichen, Schritt für Schritt des Terrains ward mit dem Leben der muthigen Kameraden vertheidigt; allein der Feind gewann immermehr Feld und die Vertheidiger des Forts wurden immermehr zurückgedrängt, bis in die äußerste Schanze. Dort konnten sie nicht weiter, und dort blieb ihnen weiter nichts übrig, als sich willenlos hinschlachten zu lassen.

Ihre Munition war verschossen und die Uebermacht der Feinde hinderte sie, ein anderes Vertheidigungsmittel zu ergreifen. Sie hatten Nichts als ihre Bowiemesser, und was nützten ihnen diese gegen eine Anzahl mit guten Büchsen versehener Angreifer?

Hohngelächter erscholl aus den Reihen der Guerillas. Schuß auf Schuß ward auf die Schaar der wehrlos dastehenden Neger abgefeuert.

Mit unerschüttertem Muthe stand Rogue an ihrer Spitze, seine Kameraden auffordernd, sich mit ihm in die Reihen der Feinde zu stürzen. Allein den meisten war der Muth entsunken. Sie wußten, daß Nichts als der Tod ihrer harre, und daß sie nur Hoffnung hatten, mit dem Leben davonzukommen, wenn sie sich dem Feinde auf Gnade und Ungnade ergeben würden. Sie warfen Alle mit fast alleiniger Ausnahme Rogue's, ihres Führers, die Waffen weg.

Als sie vollständig entwaffnet dastanden, da bemächtigte sich ein Theil der Feinde der Person des Führers der erst nach wildestem Kampfe gebändigt und gebunden werden konnte; ein anderer Theil umstellte die in der Schanze zusammengedrängten Schwarzen, um sie am Entweichen zu hindern. Und nun begann die Execution gegen den Führer.

„Zündet einen Scheiterhaufen an!" rief der Anführer der Guerillas. — Morgan ist der Name dieses Scheusals. — „Laßt uns ihn verbrennen!"

Der Befehl ward ausgeführt. Die Gestelle der Zelte, in welchen die Besatzung des Forts schlief, wurden über einander geworfen, und ein helles Feuer loderte mitten in dem Fort auf.

„Hinauf mit ihm, mit dem Bluthund, der in Kentucky die Farmer erhängte!" schrie Morgan. „Warte schwarzer Teufel, wir werden Dir die Hölle heizen".

„Halt!" riefen Andere denen zu, die den gebundenen Neger auf den Scheiterhaufen zu werfen im Begriff waren. „Werft ihn nicht in die Flamme, das ist keine Strafe für eine Bestie, wie diese, laßt uns ihn erst foltern!"

„Woher Apparate nehmen? Wir haben Nichts als Feuer."

„Gut! Feuer genügt. Hier ist ein Bolzen."

Der Sprecher zog einen an einem brennenden Stück Holz befestigten und in der Flamme bereits glühend gewordenen Bolzen hervor.

„Das Ding taugt recht gut zum Foltern", rief er, indem er mit teuflischer Lust dem Schwarzen damit über den entblößten Rücken fuhr, daß es aufzischte.

Rogue ächzte, aber kein Schrei, kein Wort, das um Erbarmen flehte, kam über seine Lippen.

„Der schwarze Satan hat kein Gefühl oder stellt sich, als ob er unsrer Folter spotte," rief Einer.

„O, da haben wir andere Mittel; er soll jammern und winseln wie ein altes Weib auf dem spanischen Bock. Er soll nicht krepieren ohne vorher um Gnade gefleht zu haben."

„Er thut es nicht", rief Einer der andern Neger, „Ich bitte Sie auf den Knieen, Massah Morgan, lassen Sie ihn nicht foltern! Er fleht nicht um Erbarmen, er ist stark und hat schon manche Folter ertragen. Haben Sie Erbarmen mit ihm".

„Schweig, Du Niggervieh!"

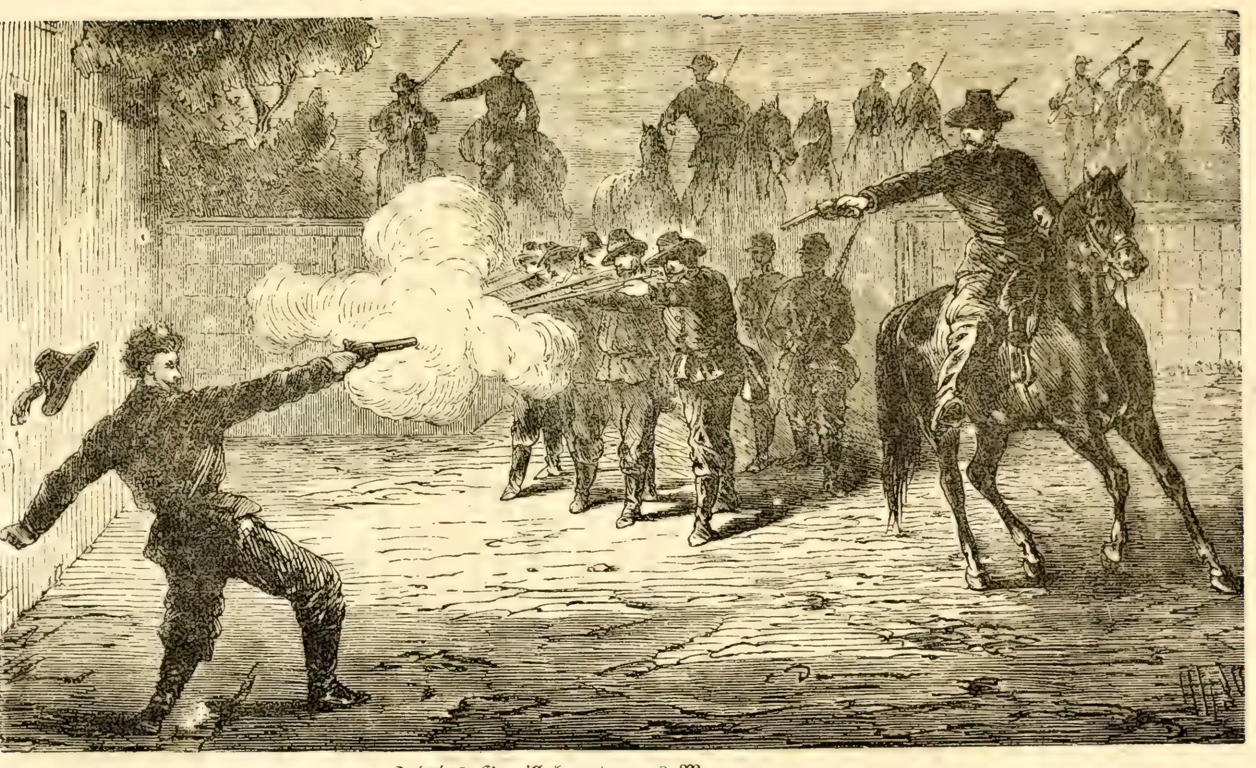
„Aber ich spreche die Wahrheit; ich weiß, daß er kühn genug ist, die äußerste Folter zu ertragen, ohne einen Schrei auszustoßen", wiederholte der Neger. „Lassen Sie es unsertwegen, die wir die Waffen gestreckt haben; foltern Sie unsern Führer nicht. Sie würden seine Leute dadurch zu neuer Wuth und vielleicht zu einem unvorsichtigen Widerstande reizen".

„Ha, das wäre erst ein Vergnügen!" rief Morgan. „Wir wollen einmal sehen, was diese gereizten Niggerbestien, wenn sie ohne Waffen und wohl umstellt sind, anfangen. Das wird ein Freudenfest, Leute! Werft diese Canaille ins Feuer!"

Noch ehe der fürsprechende Neger zu protestiren vermochte, ward er ergriffen, und in die Flammen geworfen. Rogue sah es mit Zähneknirschen. Nun kam die Reihe an ihm.

Die neue Folter, die man für den Führer der Neger ersonnen hatte, bestand darin, daß man ihn auf einen Lehmplatz legte und ein gelindes Feuer um ihn her anzündete, um ihn so allmählich zu braten.

Rogue war nicht im Stande, ein Glied zu rühren, er mußte es deshalb über sich erdulden. Er war nicht im Stande, sich umzuwenden. Er fühlte, daß die Hitze ihm bis ins innerste Mark drang; aber nicht einmal durch eine Wendung des Körpers vermochte er sich Linderung zu verschaffen. Die Schaar der Guerillas umtanzte ihn in unbändiger Freude.



Tod des Guerillahauptmanns Morgan.

„Laßt uns den Braten wenden!“ riefen Einige, als sie sahen, daß der Rücken des Negers bereits eine einzige Brandwunde war.

Sie wandten ihn deshalb um und ließen auch den vordern Theil seines Körpers der Hitze ausgesetzt.

Einer der Unmenschen kam auf den teuflischen Einfall, daß zu dem Braten auch Sauce gehöre. Ein Theerfaß, welches zum theeren der Lafetten diente, ward ans Feuer gestellt und zum Kochen gebracht, und mit dem kochenden Theer überträufelte man den Körper des Bratenden.

Noch kam kein Schmerzensschrei über die Lippen des Gefolterten. Rogue fühlte, daß der Augenblick der Erlösung nahe war. Er fühlte bereits seine Sinne schwinden und hoffte, daß der Tod ihn aus den Händen seiner Henker erlösen werde. Aber die raffinirte Grausamkeit der Banditen begnügte sich nicht mit dem kurzen Schauspiel, und ihre Erfahrung in solchen Belustigungen gab ihnen leicht ein Mittel in die Hand, dies Schauspiel noch um ein Bedeutendes zu verlängern. Ein Eimer kalten Wassers aus der Cisterne ward schnell herbeigeholt, und man goß dem Versengenden und vor Hitze Verschmachtenden nicht nur ein wenig Wasser in den Mund, sondern kühlte außerdem unablässig seinen Kopf und sein Herz und ließ den Körper weiter braten.

Auf diese Weise gelang es, ihn buchstäblich zu einem lebendigen Braten herzurichten; er blieb bei voller Besinnung bis zum letzten Athemzuge.

Allein auch dies Mittel ward mit der Zeit wirkungslos. Rogue schloß seine Augen, sein Mund öffnete sich weit, um den Lungen einen Strom frischer Luft zuzuführen. Die Brust begann krampfhaft sich zu heben und zu senken, der letzte Athemzug war nahe.

„Bestie, willst Du nicht um Verzeihung flehen?“ rief Morgan, ergriff einen Feuerbrand und stieß ihn dem Sterbenden tief in den Mund hinab. Noch einmal zuckte der Gefolterte zusammen, dann blieb er regungslos liegen.

Der Rache der Banditen an diesem hier war Genüge geschehen.

Nun kamen die Andern an die Reihe.

Was war mit ihnen anzufangen? Sollte man die vierhundert Mann — so viel von den Negern waren etwa noch am Leben — alle erschießen? die Procedur wäre zu kurz und zu wenig spaßhaft gewesen. — Sollte man sie alle erhängen? das hätte zu viel Zeit erfordert, zumal man nicht einmal die nöthigen Vorrichtungen hatte, und wer konnte wissen, wie lange sie Herren des Forts blieben. Sollte man sie alle als Gefangene mit sich nehmen und daheim sie den nöthigen Torturen unterwerfen? das war zu unsicher. Besaßen

sie die Mittel, eine solche Menge Gefangene mitten durch feindliches Land unangefochten zu transportiren?

Morgan war noch zweifelhaft, was er thun sollte, da mit einem Male drang ein Geheul an sein Ohr: die Schüsse der Wache gaben ein Nothsignal. Er wandte sich um; siehe da! die gefangenen Neger hatten sich wie auf ein Zeichen vereinigt und noch einmal Widerstand zu leisten versucht. Die Warnung des Negers war wohlbegründet gewesen. Die Grausamkeit hatte die Gefangenen die Gefahr vergessen lassen und sie zu wüthendem Angriff auf die erbarmungslosen Henkersknechte angestachelt.

Mit dämonischem Lachen gab Morgan den Befehl:

„In die Laufgräben mit den meuterischen Hunden! Dort werden wir ihnen ein Gefängniß bereiten, aus dem sie keinen Ausbruch versuchen können."

Der Augenblick hatte ihm einen Gedanken eingegeben, der sich eben so sehr durch seine Originalität, als durch die beispiellose Rohheit auszeichnete. Seit Nero's Zeiten ist kein Tyrann auf eine Strafmethode gekommen, wie sie der Banditenführer hier zur Anwendung brachte.

In einen der Laufgräben wurden die vierhundert Neger zusammengetrieben, welche nur noch zum geringen Theile kampf- und widerstandsfähig waren, da die Meisten zum Tode verwundet und durch die Anstrengung des Kampfes bis zur Kraftlosigkeit erschöpft waren. Rings auf den Wällen stellte sich mit gefällten Bajonett ein Theil ihrer Henker auf, während ein anderer Theil Schaufeln ergriff und die Erde des Walles über die Neger herabwarf. Wer von den Unglücklichen hinaus wollte und in der Todesangst die Wand zu erklimmen suchte, ward mit dem Bajonett zurückgestoßen.

Eine der scheußlichsten Thaten dieses Krieges ist die des Banditenhäuptlings Morgan, welcher hier in Fort Pillow vierhundert Neger lebendig vergraben ließ. — —

Genug von den Grausamkeiten, welche die Sclavenhalter und ihre Werkzeuge vollführten, genug von den Gräuelscenen, welche dieser Bürgerkrieg uns vorführt; laßt uns unser Antlitz wegwenden von diesen Scenen des Entsetzens, und laßt uns unsern Blick freundlicheren Bildern zuwenden.

## Dreiundneunzigstes Kapitel.

# Der Brief im blaßrothen Couvert.

Wir führen den Leser in das hübsche Wohnhaus des Rentier Patrick Powis in der Washington-Street zu New-York. Wir treten ein in das eine Treppe hoch belegene Gesellschaftszimmer und erfreuen uns an dem wohlthuenden Anblicke dieses friedlichen und glücklichen Familienzirkels.

Dort Mr. Powis mit dem freundlichen, wohlwollenden Gesichte, zu seiner Seite Mrs. Powis mit ihrem Vollmondsantlitz, den sanften Augen und den Vertrauen einflößenden Mienen. Auf des Ersteren Schooß sitzt der kleine William Powel, welcher sich von ihm erzählen läßt, wie sein Onkel ein berühmter Mann ist und ein Mann, welchen das ganze Land preis't und verehrt, und den man hinausgeschickt hat, um einen schrecklichen Seeräuber einzufangen. Und der Kleine ist unerschöpflich in Fragen: was man mit dem Seeräuber beginnen wird, falls ihn der Onkel Eugen gefangen einbringt, und welche Triumphe man diesem bereiten wird für seine Heldenthat. Seine kindliche Phantasie versetzt ihn in einen goldenen Wagen und sich natürlich an des Oheims Seite, womöglich auf den Kutscherbock, selbst mit einer Peitsche von purem Golde versehen, und vor dem Wagen Rosse mit einer Decoration, die dem Einholungszuge eines deutschen Fürsten alle mögliche Ehre machen würde.

Mrs. Powel, welche mit ihrem Töchterchen in einem Lehnstuhl in der Nähe sitzt, hört mit glückseligem Lächeln dem Geschwätz des Kindes zu. Sie vergißt einen Augenblick das Leid, unter welchem sie noch immer seufzt.

Mr. Powis blickt von Zeit zu Zeit von dem Knaben auf nach dessen Mutter hin und scheint in ihrem Auge lesen zu wollen, was in ihrer Seele vorgeht und die Herzensfreude über die Glückseligkeit der so hart geprüften Frau spiegelt sich wieder in seinem freundlichen Gesichte.

Die Balkonthür ist offen. Auf den Straßen ist Alles still; denn die Washington Street ist keine Gegend des Verkehrs. Um so auffallender mußte es erscheinen, daß sich von Ferne plötzlich ein Geräusch, wie das Brausen eines Sturmes hören ließ. Mr. Powis erbleicht, läßt schnell den Knaben von seinem Schooß gleiten und wechselt einen Blick mit seiner Gattin, in deren Mienen sich sein Schrecken wiederspiegelt.

„Ha!" rief er. „Was hat das zu bedeuten? Sollten sich die Scenen des 9. Septembers wiederholen?"

Er eilte auf den Balkon und blickte auf die Straße hinab.

Wahrhaftig! Eine Menschenmenge versammelt sich da vor dem Depeschenbureau. Was mag das zu bedeuten haben?

Das Tosen kam näher und näher. Die Menschenmenge wälzte sich die Straße hinauf dem Hause Mr. Powis' zu, der noch immer auf dem Balkon stand und sich lebhaft die Scenen ins Gedächtniß zurückrief, welche sich damals bei der Pöbelemeute vor seinem Hause ereignet hatten. Allein der heutige Straßenauflauf hatte so wenig Aehnliches mit dem damaligen, daß seine Furcht sich minderte, je näher die tobende Menge seinem Hause kam.

An der Spitze der Menschenmenge liefen Knaben, bis hoch über ihre Köpfe bepackt mit Zeitungsblättern.

„Kaufen Sie, Gentlemen, das Extrablatt der New-Yorker Tribüne! das Extrablatt der New-Yorker Daily News! Kaufen Sie, Gentlemen, den Untergang der Alabama für fünf Cent! — Capitain Eugen Powel und die Kearsage darin abgebildet!"

So rief Einer.

„Gentlemen, der große Kampf zwischen der Kearsage und der Alabama, fünf Cent!" — „Gentlemen, Capitain Eugen Powel, der Held von Cherbourg, vier Cent! die Portraits des Capitain Eugen Powel und des ersten Lieutenants Richard Brocklyn, nach einer Photographie ausgeführt, in Lebensgröße, sauber colorirt, zehn Cent."

So erscholl es von allen Seiten, und eine Menschenmenge folgte den Verkäufern dieser wissenswerthen Neuigkeiten, theils dieselben kaufend, theils Einen oder den Andern umstehend, welcher, im Besitz eines Exemplars, die große Neuigkeit vorlas.

„Ha!" rief Powis sich an Mrs. Powel wendend „das ist eine gute Nachricht für Sie Ma'm! Von Ihrem Schwager ist dort die Rede. — Schicke hinunter Hatty, laß uns ein Exemplar der New-Yorker Tribüne und des New-Yorker-Daily-News und alle die Portraits heraufholen. Das ist ein Tag der Freude! Zwei Exemplare, Hatty! Zwei Exemplare von jedem Blatte und von jedem Bilde!" rief er seiner Gattin nach. „Wir müssen dem guten Charles ein Exemplar in seinen Kerker schicken, das wird ihm Erquickung sein."

In dem Auge des Vortrefflichen glänzte eine Thräne, als er Mrs. Powel die Hand drückte und wiederholte: „Es wird eine Erquickung sein für Ihren Mann."

„O Himmel! Er hat der erquickenden Minuten ja so wenige. Wie lange, wie lange wird es währen!" schluchzte Mrs. Powel.

„Weinen Sie nicht, Ma'm", sagte er, „weinen Sie nicht.

Glauben Sie, der liebe Gott kann Sie nicht so hart züchtigen wollen, daß er Ihr Unglück noch lange währen läßt. Fängt nicht der Himmel Ihres Lebens an, sich allmählig aufzuheitern? Ist nicht bereits Ihre Schwägerin, wie Ihr Schwager aus der Haft entlassen, ihre Unschuld anerkannt, und ist nicht jetzt der letztere ein von der ganzen Nation gepriesener und hochverehrter Mann?"

„Ach!" seufzte Mrs. Powel „wer weiß, ob nicht mein Mann schon frei wäre, wenn der Advokat sich seiner mit mehr Eifer angenommen hätte; aber was der gethan, ist nichts, als daß er für mich die Caution bestellt und meinen unglücklichen Mann vertröstet hat auf das Wiederauffinden Mr. Croftons, der ihm möglicher Weise als Entlastungszeuge dienen könne, außerdem hat er Nichts gethan, sondern meinen Mann und mich dem guten Glück überlassen".

Mr. Powis tröstete die unglückliche Frau so gut, wie es sich thun ließ, und mit einer Herzlichkeit, die seinem weichen Gemüthe Ehre machte. Allein was sollte er ihr sagen zum Troste? Konnte er wirksamen Trost spenden? Konnte er etwas mehr, als die Hoffnung aussprechen, daß es bald anders werden werde?

Eben kehrte Mrs. Powis zurück mit den gewünschten Zeitungsblättern in der Hand. „Patrick," sagte sie, „es ist ein Mann da, welcher Dich zu sprechen wünscht."

„Ein Fremder, Hatty? Wer könnte es sein?"

„Ein Mann, welcher sagt, daß er aus Boston komme und von Mr. Slowson geschickt werde," antwortete Mrs. Powis. „Er nennt sich Mr. Cobb".

„Gut, laß ihn eintreten".

Mr. Cobb ist der uns bereits bekannte Hafen-Capitän zu Boston, welcher vor einem Jahre mit Mr. Morris gemeinschaftlich die mißglückte Jagd auf die Million Dollars unternahm.

„Ich habe die Ehre, Mr. Powis zu sprechen?"

„Der bin ich. Setzen Sie sich, Sir," antwortete der Hausherr.

„Sie sind ein Freund der Familie Powel?"

„Ich habe die Bekanntschaft dieser Familie gemacht zu einer Zeit, da das Unglück über sie hereinbrach, und so viel in meinen Kräften gestanden hat, habe ich beigetragen, das Unglück, was mich rührte, und an welchem ich zum Theil schuld bin, zu mildern. Einen andern Anspruch auf die Freundschaft so edler Leute, wie die Familie Powel, habe ich nicht."

„Gleichviel. Sie sind der, den ich suche. Es ist Ihnen bekannt, daß vor zwei Monaten die Kearsage in Boston die Anker lichtete?"

„Das ist mir bekannt, Sir."

„Und zwar unter dem Commando des Capitains Eugene Powel. Derselbe ward begleitet von einem jungen Manne, Namens Richard Brocklyn, dem Sohne des Faktoreibesitzers Mr. Brocklyn zu Old-Church."

„Diesen Mann kenne ich nicht."

„Glaub's wohl. Indessen kennt er eine Person, welche besonderes Vertrauen zu Ihnen hat. In dem Hause seines Vaters hielt sich eine junge Dame auf, Namens Esther Brown."

„Ah! Esther! Was macht Miß Esther? Ist sie gesund, wohlauf? Ich bin ihretwegen sehr in Besorgniß gewesen wegen ihres tollkühnen Unternehmens, nach dem Süden zurückzugehen."

„Sie war krank und ist hergestellt, so viel Mr. Brocklyn wußte. Sie hat demselben Papiere mitgegeben zur Bestellung an Sie. Er hat bei seinem Aufenthalte in New-York vergessen, diese Papiere an Sie abzugeben und übergab deshalb bei seinem Aufenthalte zu Boston dieselben dem Director der westindischen Handelscompagnie, Mr. Slowson. Mr. Slowson übergab dieselben dem Advocaten des Mr. Powel. Dieser aber verweigerte die Annahme, da die Papiere speciell für Sie bestimmt sind, und der dieselben begleitende Brief direct an Sie gerichtet ist. Da Ihre Adresse uns unbekannt war, so mußte die Expedition der Papiere verschoben werden bis auf die Gelegenheit, welche mich persönlich nach New-York führt. Sie wissen, daß hier heute noch die Ankunft der Rearsage erwartet wird, und ich bin von der Compagnie hierhergeschickt, um mit dem Capitain etwaige Abrechnungen zu halten. — Die Papiere, von denen ich sprach, sind diese hier."

Mr. Cobb überreichte dem Hausherrn mit diesen Worten ein versiegeltes Couvert und ein Schreiben von Esthers Hand. Mr. Powis dankte und versicherte, daß, was auch Miß Esther für ein Anliegen an ihn habe, er jeder Zeit bereit sei, ihr hülfreiche Hand zu leisten und sie zu unterstützen.

Als sich Mr. Cobb entfernt hatte, öffnete Powis das Schreiben und las:

„Sie empfangen beigehend zwei Briefe, welche Mr. Atzerott verlor, als er mich bei der Pöbelemeute in New-York fortführte, und welche ich unbemerkt aufzuheben Gelegenheit hatte. Einer dieser Briefe, der im Rosacouvert, trägt Ihre Adresse. Ich habe aus Rücksicht für Sie Anstand genommen, ihn zu öffnen, wohl aber habe ich den zweiten geöffnet, welcher durch die drei Buchstaben der Adresse K. G. C. sich kennzeichnet als ein Schreiben von dem Orden der Ritter des goldenen Zirkels oder als ein Schreiben an dieselben. Unglücklicher Weise ist derselbe in einer Chiffernschrift verfaßt, welche ich nicht lesen kann. Vielleicht ist dies Document geeignet, dem Advocaten

des Mr. Powel einige Aufschlüsse zu geben, falls nämlich Einer den Schlüssel zu dieser Schrift kennt."

„Ich gab Ihnen damals die Briefe nicht, weil ein Versprechen mich band, daß ich innerhalb drei Monate von meinen Erlebnissen in New-York Nichts erzählte. Und zu diesen Erlebnissen gehörte auch das Auffinden der beiden Briefe."

Den Schluß von Esthers Schreiben bildeten Fragen nach dem Befinden der Familie, Freundschafts- und Dankbarkeitsversicherungen und schließlich die Nachricht, daß sie selbst von einer schweren Krankheit genesen sei.

Mr. Powis, der sich stets in den Hintergrund stellte, wenn es galt, Andern zu helfen, legte den Brief im Rosacouvert, welcher seine eigene Adresse trug, vorläufig bei Seite und griff begierig nach dem andern Schreiben, welches wie Esther vermuthete, dem Advocaten des Mr. Powel als Beweisstück für die Unschuld eines der Angeklagten aus der Familie dienen könnte. Allein kopfschüttelnd legte er den Brief, der nur wenige Worte enthielt, bei Seite, und ziemlich mißmuthig nahm er nun den an ihn adressirten Brief, öffnete, sah nach dem Datum, fand, daß der Brief bereits ein Jahr alt und von Richmond datirt sei. Kaum hatte er zwei Zeilen gelesen, als seine Hände zu zittern begannen, sein Antlitz sich mit der Röthe der Aufregung überzog. Er sprang auf, eilte näher an das Fenster, gleichsam, als ob er sich bei dem helleren Lichte überzeugen wollte, daß sein Auge ihn nicht getäuscht. Dann hielt er mit der Linken den Brief hoch in die Luft, eilte auf Mrs Powel zu, ergriff mit der Rechten ihre Hand und rief, indem vor Bewegung seine Stimme zitterte, und seine Augen sich mit Thränen der Freude füllten:

„Mrs Powel, Gott segne diesen Tag; Ihr Mann ist unschuldig, ist frei, muß noch heute frei sein!" — Hier ist der Brief im blaßrothen Couvert.

Ohne ein Wort weiterer Aufklärung ergriff er seinen Hut und eilte zur Thür hinaus.

„Wohin?" rief ihm seine Gattin nach. „Patrick, Du weißt, es ist Essenszeit."

„Laß mich, laß mich! Ich muß zum Advocaten, auf der Stelle. — Er darf keine Minute länger ein Verurtheilter sein! Auf Wiedersehen, Hatty, und komme ich wieder, dann bringe ich einen Gast mit! Adieu! Adieu, Kinder, ich gehe zu Eurem Vater!"

## Vierundneunzigstes Kapitel.

# Die Stunde der Erlösung.

Der Advocat Mr. Powels hatte bereits den Hut in der Hand, um sein Büreau zu verlassen und sich zum Frühstück zu begeben. Er war deshalb wenig erbaut von dem Besuche, der ihn daran hinderte. Ohne weitere Einleitung sprang der kleine Mann auf den Advocaten zu, faßte ihn bei beiden Armen und rief:

„Sie dürfen nicht gehen, Sir! Sie müssen hier bleiben! den ganzen Tag im Büreau bleiben! Auf das Courthaus gehen! Nach Cityhall gehen, kurz Alles thun, was zu thun nöthig ist, denn Charles Powel muß noch heute frei sein; er ist unschuldig!"

Der Advocat maß den kleinen, aufgeregten Mann mit einer Miene, als ob er ihn für verrückt hielte. Mr. Powis aber fuhr fort:

„Sie glauben nicht, Sie wollen Beweise. . . . Hier, da ist der Beweis. Dieser Brief . . . ich habe nur drei Zeilen gelesen, aber er ist unschuldig, rein, wie das Licht der Sonne, und vollständig gerechtfertigt wird er noch heute den Kerker verlassen."

„Nun, Mr. Powis," brummte der Advocat, „es wird hoffentlich nicht so eilig sein. Ich werde, was Sie mir zu sagen haben, in der Büreaustunde um 4 Uhr zu Protokoll nehmen. Es ist jetzt keine Geschäftszeit in meinem Büreau. Ich ersuche Sie daher, später wiederzukommen."

„Nichts da, Sir; ich lasse Sie nicht fort. Geschäftszeit muß es immer, zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht für jeden Mann sein, wenn es gilt, einem Unglücklichen zu helfen. Um 4 Uhr wiederkommen? Können Sie es verantworten, einen Mann, der unschuldig ein Jahr im Kerker schmachtete, noch eine Minute länger seinem Unglücke zu überlassen, da es in Ihrer Macht steht, ihn zu befreien? Ich habe so unumstößliche Beweise seiner Unschuld, daß es nur von Ihnen abhängt, ihm sofort die Freiheit zu geben."

„Aber Sir, es ist Essenszeit."

„Essenszeit? — Ich wiege Ihnen Ihre Mahlzeit mit Gold auf. Nehmen Sie doppelte Sporteln, zehnfache, hundertfache, tausendfache — aber kommen Sie, zeigen Sie, daß Sie nicht blos ein Mann von Verstand sind, sondern daß Sie auch ein Herz für die Leiden Ihrer Mitmenschen haben. Sie müssen ohne Umstände mit mir aufs Courthaus gehen."

Ob nun die Appellation des guten Mannes an sein Herz, oder die Erlaubniß, seine Sporteltaxe ad libitum zu erhöhen, ihn bestimmte, — genug, der Advocat stellte den Hut auf den Tisch, kreuzte die Hände auf dem Rücken und begann, indem er sich an sein Pult lehnte, das Verhör.

„Nun, so lassen Sie hören; was haben Sie für Beweise?"

„Sie erinnern sich der Geschichte von Powels Verhaftung genau?" fragte Mr. Powis.

„Nicht aber sehr genau. Indessen habe ich ja die Verhandlungen in den Acten und kann jeder Zeit nachsehen."

„Ei was Akten! — Nachsehen! — das ist Zeitverlust. Ich werde es Ihnen in Kürze wiederholen, Sir: Mr. Powel erhielt einen Brief in blaßrothem Couvert. Der Brief war an mich adressirt und enthielt Geld, man weiß nicht, wieviel. Nun behauptet Mr. Powel, er habe, als er nur die Ueberschrift gelesen und gesehen, daß der Brief nicht für ihn bestimmt, denselben wieder zusammengefaltet und ihn sammt dem Inhalte an Mr. Atzerott, von welchem er den Brief erhielt, zurückgegeben zur Beförderung an meine Adresse."

„Ganz recht," sagte der Advocat. „Ich entsinne mich, Mr. Atzerott hat beschworen, den Brief von Mr. Powel nicht zurück empfangen zu haben, und in Folge dessen ist Mr. Powel der Unterschlagung schuldig erkannt und verurtheilt worden.

„So ist es; aber der Brief ist gefunden und zwar bei Mr. Atzerott gefunden worden. Es ist also bewiesen, daß dieser den Brief von Powel zurückerhalten hat, und Powel ist unschuldig."

„Und woher wissen Sie das?"

„Hier, hier!" rief der kleine Mann und zog den Brief in blaßrothem Couvert aus seinem Portefeuille, steckte ihn aber sofort wieder ein, indem er zugleich des Advocaten Arm nahm und ihn beinahe gewaltsam zur Thür hinauszog. „Zum Courthause, Sir! Sie müssen mit kommen, unverzüglich mitkommen."

Es war indessen für den Augenblick unmöglich, Etwas für Mr. Powel zu thun; denn auch der Richter, welcher mit dergleichen Geschäften betraut war, befand sich um diese Tageszeit nie auf dem Büreau und Mr. Powis mußte sich schon darin fügen, den Advocaten zum Frühstück zu begleiten.

Inzwischen aber ereignete sich etwas Anderes, welches sehr geeignet war, das Interesse an dieser Entdeckung von Powels Unschuld plötzlich in den Hintergrund treten zu lassen, ja seine Freilassung für heute völlig unmöglich zu machen, da sich ganz New-York inclusive seiner Richter auf Castle Garden versammelt hatte.

Ein Kanonenschuß nämlich hatte das Einlaufen der Kearsage verkündet, und das Volk versammelte sich jubelnd, um den Besieger des Seeräubers zu sehen, den Helden des Tages, Mr. Eugene Po=

wel, dessen Portrait bereits in hundertausend Exemplaren in New-York verbreitet war, und die Genugthuung zu haben, die gefangenen Seeräuber in den Kerker führen zu sehen. Glücklicher Weise verzögerte sich die Ausschiffung der Gefangenen nicht, und auch Mr. Eugene Powel, der Capitain der Kearsage that dem Publikum den Gefallen, möglichst bald ans Land zu gehen, sodaß also die Neugierde der Neuyorker Bevölkerung beim Wiederbeginn der Büreaustunde bereits befriedigt war.

So konnte man denn also auch den Richter auf dem Courthause getrost wieder aufsuchen.

Der Richter nahm die Nachricht, daß sich der Brief Mr. Powels gefunden, mit großer Freude auf und versicherte, daß demnächst nicht das geringste Bedenken im Wege stände, den Gefangenen frei zu lassen. Indessen durch das Auffinden des Briefes sei nur dargethan, daß Mr. Powel denselben an Atzerott zurückgegeben habe; indessen bleibe es immer doch zweifelhaft, ob er nicht vorher das Geld, das ja auf der Adresse nicht declarirt war, herausgenommen habe, und der Verdacht, daß das geschehen, werde so lange bestehen, als eben jener Mr. Crofton, auf den sich Powel berufen habe, nicht aufgefunden sei.

Mr. Powis sah sehr niedergeschlagen aus. Er kannte bereits den Charakter des Gefangenen sehr gut, um zu wissen, daß dieser wenig erfreut sein werde über eine Freilassung, die nicht mit einer völligen Herstellung seiner Ehre und mit einem unumstößlichen Beweise seiner Unschuld verknüpft sei.

Der Richter ließ vor allen Dingen den Gefangenen selbst citiren. Mit einer freundlichen Handbewegung lud er ihn zum Sitzen.

Powel, dessen Erstaunen über diese Citation in banges Hoffen überging, folgte dem Winke.

„Wären Sie nicht im Stande," fragte ihn der Beamte, „vorkommenden Falls den unterschlagenen Brief wiederzuerkennen?"

Mr. Powel richtete sich bei diesen Worten wieder hoch auf. Eine Ahnung sagte ihm, daß der Brief gefunden sei.

„O gewiß!" rief er, „die Anrede, die ich gelesen, steht lebendig vor mir. Ich könnte die Schriftzüge nachmalen."

„Nun, so sehen Sie diesen Brief an," sagte der Richter und hielt ihm das Blatt, welches in dem blaßrothen Couvert steckte, hin.

„Ja, ja, das ist er, da steht es: „Mein lieber Mr. Powis!" das ist die Anrede, das ist der Brief! Gott im Himmel sei gepriesen, daß er sich gefunden hat. Dieses und nicht mehr hab' ich gelesen von dem Briefe. Mit einem heiligen Eide will ich es beschwören!"

So jubelte der Glückliche auf und schaute leuchtenden Auges auf die Herren in der Runde.

„So freue ich mich von Herzen, Mr. Powel, daß ein Theil der Anschuldigung gegen Sie durch diese Entdeckung entkräftigt ist," sagte der Richter, „und spreche die Hoffnung aus, daß auch die übrigen Belastungsmomente im Laufe der Zeit werden entkräftet werden."

Mr. Powel blickte den Richter fragend an.

„Ich meine," fuhr dieser fort, „es wird Ihnen gelingen, darzuthun, daß das Gold, welches man bei Ihnen fand, nicht von dem Inhalte dieses Briefes herrührt, sondern daß Sie dasselbe wirklich von dem Mr. Crofton, auf welchen Sie sich berufen, und welcher immer noch nicht hat aufgefunden werden können, erhalten haben. Man wird Ihren Prozeß wieder aufnehmen, allein er wird nicht zu einem gänzlich glücklichen Ende geführt werden können, bevor Sie diesen Beweis geliefert haben."

„Und den Beweis liefere ich mit meinem Eide!" rief hier eine Stimme von der Eingangsthür her.

Man hatte nicht bemerkt, daß während der Verhandlung einer der Gerichtsdiener einem Manne die Thür geöffnet hatte, der stürmisch Einlaß begehrt und behauptet hatte, er sei bei dieser Verhandlung ein Hauptzeuge. Alles wandte sich nach dem Sprecher um. Niemand außer dem Gefangen kannte denselben, dieser aber sprang empor:

„Crofton! Crofton! — Freund, Bruder! — Du kommst, wie ein Engel vom Himmel!" und in den Armen lagen sich die Freunde. Schluchzen erstickte ihre Stimme; wieder und wieder schüttelten sie sich die Hände, und alle Anwesenden theilten ihre Rührung.

Der Richter unterbrach zuerst das Schweigen, das bei dieser Scene eingetreten war.

„Sie sind der Chef des Handlungshauses J. Crofton in Baltimore?"

„Ja, Sir."

„Sie sind am dritten Juli vorigen Jahres durch New-York gereist?"

„Ja, Sir."

„Sie können beschwören, Ihrem Freunde, Mr. Powel, an dem Tage auf dem Bahnhofe eine Anzahl Goldstücke ausgehändigt zu haben?"

„Fünfhundert Dollars in Gold, Sir," erwiederte Mr. Crofton. „Ich will es beschwören. Er sprach mir von seiner traurigen Lage, und ich nahm, was ich bei der Hand hatte und gab es ihm mit dem Versprechen, bald mehr für ihn zu thun. Ich hatte die Absicht, ihm eine Stellung auf einer meiner Faktoreien zu geben. Indessen hatte ich das Unglück, dem Caper in die Hände zu fallen und dort in Gefangenschaft zu bleiben, bis ich heute von der Kearsage befreit

hier ankomme. Mein erster Gang und meine erste Frage galt meinem Freunde Charles Powel. Ich höre, daß er, der Unterschlagung verdächtigt, gefangen sitzt. Ich eile hierher und Gott sei gepriesen, ich komme zur guten Stunde.

Als Mr. Crofton geendigt, stand der Richter auf und schritt auf Powel zu, der im Uebermaaß seiner Freude sich nicht aufrecht zu halten vermochte und sich auf die Lehne des Stuhles stützte. Der Beamte drückte ihm herzlich die Hand; ebenso sein Secretair und der Advocat, und flüchtig wurde ihm nun mitgetheilt, wie Mr. Powis die erste Ursache der Entdeckung seiner Unschuld gewesen sei.

Powel, kaum eines Wortes fähig, versuchte ihm zu danken, doch vermochte er es nicht. Mit Thränen der Freude in den Augen erwiderte er den Händedruck der Männer, während sein Geist — wer will es ihm verargen — daheim bei den Seinen war.

Plötzlich wurde die frohe, glückliche Stimmung der Männer durch einen lauten, ja furchtbaren Aufschrei des kleinen Rentiers unterbrochen. Derselbe hatte den Brief, nachdem ihn der Richter aus der Hand gelegt, als sein unbestreitbares Eigenthum an sich genommen, und einen Blick hineingeworfen.

Wie wir schon erwähnten, hatte er von dem Briefe nur den Anfang gelesen und in seiner Freude über die Entdeckung nicht daran gedacht, ihn zu Ende zu lesen. Erst jetzt hatte er das Schreiben gänzlich durchflogen. Je weiter er aber las, je größer wurde sein Erstaunen, je fieberhafter seine Aufregung, und mit einem lauten, durchdringenden Aufschrei, der die Anwesenden förmlich zusammenfahren machte, rief er:

„Ein Wort, meine Herren! Etwas Wunderbares hat sich kundgegeben. Wenn das nicht des Himmels Fügung ist, um die Unschuld jenes Mannes dort aufs Klarste herzustellen, so giebt es überhaupt keinen Gott da oben, der die Geschicke der Menschen lenkt. Ja, Gentlemen, hier ist der lauterste Beweis, daß Mr. Powel die Wahrheit, zu allen Zeiten die vollste Wahrheit gesprochen. Wie er gesagt, so verhält es sich. Keine Zeile des Briefes selbst hat er gelesen, denn hätte er das gethan, so wäre er im vollsten Rechte gewesen, den Inhalt desselben, drei Banknoten von je tausend Dollars, zu behalten, denn das Geld gehörte ihm."

Die Anwesenden, anfänglich etwas ärgerlich über die immerwährenden, oft unzeitigen Unterbrechungen des kleinen Mannes, wurden nun in der That aufs Höchste erstaunt, und der Richter, der seine ganze Würde fahren ließ, bat eben so neugierig, wie die Uebrigen, um Aufklärung.

„Hören Sie, was der Brief sagt," erwiderte voll stolzer Freude der kleine, alte Herr, indem er sich stolz hoch aufrichtete und mit triumphirenden Blicken Einen nach dem Andern anschaute, „hören

Sie, der Schreiber dieses Briefes ist Niemand anders, als Miß Mary Powel, die Schwester des Verurtheilten, welche, wie wir aus dem letzten Prozesse wissen, in der Armee unter dem Namen George Borton, als Freiwillige diente. Sie schickte ihm diese Summe, ihre Ersparnisse, weil sie wußte, daß er in Noth sei. — Da der Brief eingeschmuggelt werden mußte, so war sie nicht sicher, ob ihn nicht die Agenten des Südens unterschlagen würden, wenn auf der Adresse der Name dieses Mannes stand, der als ein so begeisterter Anhänger der Unionspartei bekannt war. Sie zog es deshalb vor, den Brief an mich zu adressiren, da sie voraussetzte, daß man mir, einem Anhänger der democratischen Partei den Brief sicherlich nicht unterschlagen, sondern Alles aufbieten würde, um denselben an mich gelangen zu lassen. Und wie sie schmeichelhaft hinzusetzt, kennt sie meine Rechtlichkeit und ist überzeugt, daß ich ihrem Bruder das in dem Briefe befindliche Geld unverkürzt zukommen lassen werde. —

„Das meine Herren ist der Inhalt des Briefes. Da steht es vor Ihnen, da können Sie es lesen, daß ich die Wahrheit gesprochen."

Mr. Powel hatte mit steigendem Erstaunen diesen höchst merkwürdigen Bericht mit angehört. Er konnte das Gehörte kaum fassen, für möglich halten, und doch war es so.

Mr. Powis ließ ihm aber keine Zeit zum weiteren Erstaunen. Er eilte auf ihn zu, umarmte ihn ein über das andere Mal, während die übrigen Herren sichtlich und tief ergriffen sich abermals an ihn drängten, um ihn zu beglückwünschen, ihm als Zeichen der herzlichsten Theilnahme die Hand zu drücken.

„Da dieser eine Brief solche Wunder gethan," nahm jetzt der Advocat das Wort, „so wäre es möglich, daß uns auch der zweite Brief, welchen Mr. Powis in Händen hat, noch wünschenswerthe Aufschlüsse giebt."

Mr. Powis überreichte den in Chiffern geschriebenen und mit der Aufschrift K. G. C. versehenen Brief dem Richter. Es war aber Niemand unter den Anwesenden, der den Brief zu entziffern vermochte. Nur Mr. Crofton sagte, indem er die Schrift nachdenkend betrachtete:

„Hm! Es wäre nicht unmöglich, daß ich Jemand beschaffte, der den Brief zu entziffern im Stande ist. Mein Freund, der Lieutenant Richard Brocklyn, dessen Vater mit dem Süden vielfach correspondirt, hat mir von einer Chiffernschrift gesprochen, deren sich jene Herren sehr häufig bedienen, und zu welcher er den Schlüssel kennt. Mein Freund Brocklyn ist, wie Sie wissen, jetzt in New-York, und es kann nicht schwer sein, ihn zu erfragen.

Der Richter nahm den Brief zu den Akten und versprach sofort die nöthigen Maßregeln zur Entzifferung des Briefes zu treffen. —

Mr. Powis hatte auf diese weiteren Verhandlungen kaum geachtet. Er war selig und versuchte durch immer erneute Versicherungen seiner Freundschaft und seiner Glückseligkeit seiner Freude Ausdruck zu geben. Jetzt aber hielt es ihn nicht mehr und Mr. Powels Aeußerung:

„Jetzt laßt mich nach Hause zu den Meinen", die er fast unter Thränen hervorstammelte, war ihm aus der Seele gesprochen.

Er hatte längst die Gefühle des Befreiten errathen und sprang jetzt hinzu, reichte ihm einen Hut; wessen Kopfbedeckung er in der Eile ergriffen, ob die des Richters oder des Advocaten oder Mr. Croftons, das wußte er nicht. Es war ihm auch vollständig gleich: und nachdem er selbst Hut und Stock genommen, griff er dem Unglücklichen unter den Arm und empfahl sich kurzweg den Herrn insgesammt, Powel mit zur Thüre hinausziehend. In der Thür aber wandte er sich noch einmal um, ergriff mit dem andern Arm den Mr. Croftons, indem er ihm zurief:

„Oh! Sie dürfen bei der Freude des Wiedersehens nicht fehlen!"

## Fünfundneunzigstes Kapitel.

# Der äußerste Termin.

Mr. Berckley, der Präsident des Ordens der Ritter vom goldenen Zirkel, lag auf einer „Longue-Chaise" seines Studirzimmers und war beschäftigt, einige Papiere zu durchblättern, welche neben ihm auf einem Tischchen lagen. Er sah etwas verstimmt aus und die Härte seines Gesichts erhielt dadurch einen noch abstoßenderen Charakter.

Ungeduldig durchflog er die einzelnen Briefe und warf sie dann, ohne sie einer eingehenden Beachtung zu würdigen, bei Seite. Nur eins der Papiere, welches er häufiger zur Hand nahm und immer längere Zeit und mit größerem Interesse betrachtete, schien seine Aufmerksamkeit dauernder in Anspruch zu nehmen.

„Die Frist, welche ich der Quadroone gab, läuft mit dem heutigen Tage ab, murmelte er, als er wieder jenes Papier zur Hand nahm. „Ich hätte nicht geglaubt, daß sie zurückschrecken würde vor dem Opfer, daß sie ihrer Freundin Emmy vor einem Monat zu

bringen beabsichtigte. — So hätte ich die Abschrift des Briefes vergeblich anfertigen lassen und nimmermehr Aussicht, diese trotzköpfige Schönheit zu bezwingen! — Verdammt! Ich hatte mit solcher Bestimmtheit darauf gerechnet, und war meiner Sache so sicher! — Oh, Miß Brown, sollte etwa Deine Empfindsamkeit die starrköpfige Quadroone mir abwendig gemacht haben, so sollst Du es mir büßen, sobald Du meine Frau bist".

Es klopfte.

„Was giebts?" fragte Mr. Berckley den eintretenden Diener.

„Ein Brief von Mr. Breckenridge; der Neger erwartet sofort Antwort".

Mr. Berckley nahm den Brief mit derselben verdrießlichen Miene, mit welcher er alle die übrigen Briefe durchgelesen, in die Hand, riß ihn hastig auf, warf einen Blick hinein und legte dann das Papier zur Seite zu den übrigen.

„Es ist keine schriftliche Antwort nöthig. Der Neger soll Mr. Breckenridge bestellen, daß ich morgen Miß Emmy Brown heirathe."

Der Diener verneigte sich und verließ das Zimmer.

„Das unausstehliche Drängen", murmelte Berckley, als er wieder allein war. „Den Herren Rittern ist die Frist von vier Wochen, die ich mir erbeten hatte, zu gewähren sauer angekommen und jetzt, da sie kaum abgelaufen ist, mahnt mich der Herr Exminister bereits um die Erfüllung des Contracts. Nur gemach, Mr. Breckenridge! der Contract wird erfüllt werden, aber hol' mich der Henker, ich machte mir nichts daraus, die ganze Heirath rückgängig zu machen, wenn es kein anderes Mittel gäbe, in Besitz dieses Weibes zu gelangen, die nicht nur jeder Bestechung, sondern auch der Gewalt ihrer früheren Herren einen Widerstand geleistet hat, wie er mir bei einer Schwarzen niemals vorgekommen ist. — Wunderbar, das Mädchen hat nicht einmal einen Versuch gemacht, mich zur Herausgabe des Contractes zu erweichen. Mindestens hätte sie es noch einmal mit Bitten versuchen sollen, selbst, wenn sie nicht mehr Willens war, sich und ihre Tugend ihrer Freundin zu opfern. — "

Er erhob sich und die Hände auf dem Rücken gekreuzt durchschritt er unruhig einige Male das Zimmer. Eine unheimliche Leidenschaft prägte sich in dem unstäten Blick seiner tückischen grauen Augen aus, und seine zusammengebissenen Lippen, seine gefurchte Stirn und das Zucken, das sich oft in seinem Gesicht zeigte, deuteten auf eine heftige innere Erregung.

„Ich werde das Mädchen doch in meine Gewalt bekommen," murmelte er. „Sie soll mir die süße Aussicht nicht vergebens vorgemalt haben; ich will die schöne Hoffnung nicht wieder in Schaum

zerrinnen sehen. Ich bin nicht der Mann, der sich von einem Mädchen äffen läßt".

Er hatte den Hut ergriffen, um hinauszugehen, und die Schelle in der Hand, um seinem Diener zu befehlen, daß ihm ein Reitpferd vorgeführt werde, als dieser eintrat und ihm ein zierliches Briefchen überreichte.

„Von wem ist der Brief?" fragte Berckley.

„Ein Lakai des Hotel Norfolkhouse brachte ihn."

Der Brief unterschied sich auffällig von all den übrigen Briefen, welche Mr. Berckley bisher durchlesen hatte. Er trug weder die Aufschrift, welche ihn als einen Brief, der eine Ordensangelegenheit enthielt, kennzeichnete, noch hatte er die Form von Geschäftsbriefen oder Bittschriften oder der Insinuation einer Behörde, sondern er war auf feinem Seidenpapier von einer zierlichen Damenhand geschrieben.

Neugierig öffnete Mr. Berckley denselben und las. Eine schnelle Röthe zog sich über sein fahles Gesicht, und seine Augen leuchteten auf.

In dem Briefe standen nur die Worte:

„Heute Abend um 9 Uhr komme ich, um mein Wort einzulösen und den Contract in Empfang zu nehmen Esther."

Mr. Berckley warf den Hut bei Seite und las noch einmal, um sich zu überzeugen, ob er sich auch nicht getäuscht habe.

So hatte er also das Ereigniß, das seine thierische Lüsternheit sich während dieser vier Wochen in jeder Stunde, in jeder Minute des Tages und der Nacht mit so verlockenden Farben vorgemalt, in so naher Aussicht. Das Mädchen, dessen Stolz bis dahin von Keinem gebeugt war, das Mädchen, dessen Tugend für mindestens eben so groß als ihre Schönheit galt, das Mädchen wollte sich ihm opfern und ihm einen Triumph verschaffen über alle diejenigen, welche sich mit allen Mitteln vergebens bemüht hatten, ihre Gunst zu erkaufen.

Die Stunden, welche bis zum Abend verflossen, schienen ihm Jahre zu sein. Der Flügel der Zeit schien ihm gelähmt, und träge verfolgte die Sonne ihren Lauf. Wohl hundertmal blickte Berckley nach der Uhr, deren Zeiger nicht von der Stelle zu gehen schien. Wohl hundertmal rief er seinen Diener, ohne daß er Veranlassung hatte und warf ihn zur Thür hinaus, wenn er sich selbst über der Lächerlichkeit seines Beginnens ertappte. Hundertmal ordnete er etwas an und hundertmal widerrief er seine Anordnungen, bis endlich der Abend heranrückte, die Sonne sich ins Shenandoah-Thal herabsenkte, und der westliche Himmel sich mit dem Purpur des Abendrothes übergoldete.

Ein leichter Wind fächelte in den Zweigen der Bäume, welche

bis zu dem Gartenhause Mr. Berckley's, das in der Nähe des uns bekannten Ritterhauses belegen war, eine schattige Allee bildeten. In diesem Gartenhause erwartete er Miß Esther Brown.

Seine Diener waren bereits davon in Kenntniß gesetzt, daß um 9 Uhr eine Dame vorfahren werde, und daß man dieselbe unverweilt in den Park und die Allee hinab und in das Gartenhaus führen möchte.

Der Zeiger der Uhr deutete fast die bestimmte Stunde, da überkam ihm eine eigenthümliche Angst.

Das Verbrechen ist stets feige. Selbst der roheste Verbrecher hat vor der That eine gewisse Furcht. Auch über Berckley kam dieselbe.

„Wie," dachte er, „wenn sie den Betrug entdeckte, den Du ihr spielst? Sie ist ein tollkühnes Weib. Wenn sie in ihren Gewändern irgend etwas wie ein spanisches Stilet verborgen hätte und wenn sie in dem Moment, wo Du auf dem Gipfel Deines Glückes zu sein glaubst, an Dir einen Mord beginge? Ich muß mich vorsehen."

Er klingelte.

„Bringe mir einen Revolver," befahl er dem Diener.

Dieser sah seinen Herrn erstaunt an. Es hatte ihn schon Wunder genommen, daß sich sein Herr zu so ungewohnter Stunde und unter so auffallenden Umständen in das Gartenhaus zurückzog — und nun gar einen Revolver? Was hatte das zu bedeuten?

„Geh," thue, wie ich Dir befehle, sagte Berckley barsch, als der Diener zögerte.

Nach einer Weile kehrte derselbe zurück.

„Sind alle Läufe geladen?"

„Ja, Sir."

„Du kannst gehen."

Berckley legte den Revolver unter ein Kissen, das auf dem Canapé lag.

Das Zimmer des Gartenhauses, in welchem Berckley das Opfer seines Verbrechens erwartete, war in der üppigen Manier eingerichtet, wie es die Ritter des Südens zu haben pflegen, lediglich für ähnliche Zwecke, wie der des Mr. Berckley. Marmorstatuen standen an den Wänden, meist antike Gruppen darstellend: die französisch weichlichen Gemälde, wie sie die neuen Schulen des Horace hervorbringt, schmückten die Wände, Tropische Gewächse, Blumen, die einen betäubenden Duft verbreiteten, befanden sich theils in antiken Gefäßen, die von der Decke herabhängen, theils standen sie in Kübeln so geordnet, daß sie Nischen bildeten oder eins der niedrigen Sophas überschatteten. Dichte Seidenvorhänge verhüllten die zahlreichen Glasfenster, während unmittelbar vor den mächtigen Spiegeln goldne Armleuchter ihr Licht ausstrahlten, welches jeden Gegenstand

des Gemaches hell beleuchtete, die Nischen und künstlichen Lauben jedoch nur schwach und magisch unbestimmt erreichte, indem es hier das Blüthengesträuch, das vor den Sophas aufgestellt war, zu durchbrechen gezwungen war.

Es fehlten nur noch einige Minuten bis 9 Uhr. Mr. Berckley hatte den Kopf sinnend gestützt auf einen der Marmortische und rückte unruhig den Fauteuil, auf dem er saß, hin und her. Jemehr sich seine Phantasie mit Esthers Bild beschäftigte, je mehr er sich jeden einzelnen Zug ihres Gesichts vergegenwärtigte und jedes Wort, das er von ihren Lippen gehört, ins Gedächtniß zurückrief, desto mehr mußte er sich sagen: Sie ist ein gefährliches Weib. Was nützt mir ein Revolver! Werde ich in jedem Augenblicke ihres Hierseins im Stande sein, mich seiner zu bedienen und kann sie nicht ein Mittel haben, etwa ein Gift oder dergleichen, das mich tödtet, ohne daß ich im Stande bin, Widerstand zu leisten und wird sie dann nicht dieses Haus verlassen können, ohne daß einer meiner Diener sie daran hindert?

Das war allerdings zu befürchten, denn Mr. Berckley hatte strengen Befehl gegeben, daß Niemand ihn bis zum Fortgang der Dame störe, daß Keiner, unter welchem Vorwande es auch sein möge, das Gartenhaus betrete.

Er zog abermals die Glocke, und abermals erschien der Diener.

„Ist Jim da?"

„Er ist da, Sir."

„Schicke ihn her."

Jim trat ein in dem Moment, als die Uhr, welche auf der goldenen Console zwischen zwei großen Spiegeln stand, mit silberhellem Schlage die neunte Stunde ankündigte.

„Jim," sagte Berckley hastig, „ich weiß, man kann Dir trauen. Du hast Dich bewährt im Dienste Breckenridge's, falls Du Dich in meinem Dienste bewährst, so bin ich bereit, Dir besser zu lohnen, als es Mr. Breckenridge gethan hat."

„Massah Breckenridge hat mir die Freiheit versprochen," lachte der Neger verschmitzt.

„Du lügst, Schurke!" brach Berckley aus, ganz vergessend, daß er von dem Neger einen Dienst verlangte.

„Gut, wenn Massah es sagen, so mag es nicht wahr sein," antwortete der Neger mit heuchlerischer Demuth in Haltung und Stimme.

Berckley's Stirn furchte sich.

„Ich will Dir sagen, was ich fordere," sagte er. „Ich könnte Dir befehlen, das zu thun, was ich von Dir will. Indessen ziehe ich es vor, diesen Dienst als eine freie Entschließung Deinerseits anzunehmen. Du sollst hier im Nebenzimmer, dessen Thür halb geöffnet

bleiben wird, warten. Ueber Alles, was hier vorgeht, wirst Du ewiges Schweigen bewahren und wirst keinen Augenblick die Dame aus den Augen verlieren, welche in der nächsten Minute hier sein muß. Namentlich wirst Du in dem Moment, wo Du irgend eine verdächtige Bewegung etwa einen Griff nach einer verborgenen Waffe an ihr bemerkst, hinzuspringen und mir beistehen."

Jim horchte auf. Einige Secunden maß er seinen Herrn mit einem halb teuflischen, halb schlauen Lächeln und schien zu überlegen, in welcher Weise er wohl am Besten die Furcht seines Herrn und das Vertrauen, das dieser in ihn setzte, ausbeute.

„Es ist keine Zeit zum Besinnen," drängte Berckley. „Willst Du, oder willst Du nicht?"

„Wer ist die Dame?" fragte Jim, lediglich, um nur Zeit zu gewinnen.

„Eine Quadroone. Du kennst sie. Sie war ehemals im Dienste des Mr. Breckenridge."

„Ah! Miß Esther! O, ja, ich kenne sie; ein sehr gefährliches Weib, Sir. Ich warne Sie, sie ist im Stande, uns alle Beide umzubringen, wenn wir nicht auf der Hut sind."

„Feigling!" sagte Berckley mit einem Fluch, „Du wirst Dich doch nicht fürchten vor einem Weibe?"

„Nicht mehr, als Massah es thun," antwortete Jim trocken. „Dazu kommt noch, daß ich einen heiligen Eid geschworen habe, einem Negrr nicht ans Leben zu gehen."

„Du lügst wieder. Bist Du nicht bei Breckenridge Negeraufseher gewesen, und hast Du sie nicht zu Dutzenden zu Tode geprügelt?"

Jim zuckte die Achseln.

„Ja, wäre ich das geblieben, so hätte ich wahrscheinlich auch dies Gelübde nicht gethan. Indessen, seit Mr. Breckenridge mir die Freiheit versprochen und sein Versprechen nicht gehalten hat, habe ich gelobt, keinem Neger wieder etwas zu Leid zu thun, es sei denn, daß mir Einer die Freiheit garantirt."

„Hund, Du benutzest meine Verlegenheit!" schrie Berckley.

Jim rieb sich verlegen die Hände und senkte sehr bescheiden und demüthig sein Haupt. Aber er antwortete nicht. Berckley schien nicht übel Lust zu haben, den frechen Schwarzen, der seine prekäre Lage benutzte, von ihm seine Freilassung zu erpressen, mit dem Revolver niederzuschießen, indessen in demselben Augenblicke öffnete sich die Thür, der Kopf des Dieners schob sich hinein, und flüsterte:

„Die Dame, Sir,"

„Fort, ins Zimmer!" schrie Berckley dem Neger zu und schob ihn fast gewaltsam vorwärts.

Jim indessen wandte sich zögernd um:

„Meine Freilassung, Sir?“

Erst, als Mr. Berckley ein „Ja meinetwegen“ knirschte, gab Jim nach und schlüpfte in dem Moment durch die Thür des Nebenzimmers, als Esther, welche schwarze Kleider trug, und tief verschleiert war, in den Gartensalon trat.

## Sechsundneunzigstes Kapitel.

# Das Bündniß mit dem Feinde.

Wir müssen zunächst ein Wenig zurückgreifen in unsrer Erzählung, um uns Esthers Erscheinen in dem Gartensalon erklären zu können.

Esther hatte, sobald sie völlig genesen war, die Absicht, von Old-Church abzureisen. Indessen das Verlangen, unter der Hand zu erfahren, wie es mit dem Befinden ihres Freundes, Mr. Frederick Sewards, stehe, verzögerte ihre Abreise. An dem Tage aber, da sie mit ihm im Park zusammentraf, hielt sie es für gut, keine Stunde länger dort zu verziehen. Noch an demselben Nachmittage reiste sie ab und traf an dem Tage, welcher der letzte Termin des zwischen ihr und Mr. Berckley abgeschlossenen Vertrages war, in Richmond ein.

Sie sah bleich und abgehärmt aus. Der Kampf in ihrem Innern hatte die Spuren seiner Heftigkeit auf ihr bleiches Antlitz geprägt und sprach sich namentlich in ihren düstern, melancholischen Blicken aus. Esther vermied es, ihre Freundin Emmy zu sehen. Sie stieg vielmehr in einem Gasthofe ab und zwar, wie wir bereits von dem Diener Mr. Berckley's hörten, im Norfolkhouse.

Indessen ihre Ankunft war Emmy kein Geheimniß geblieben. Margot hatte ihrer Herrin schnell die Nachricht gebracht, daß die Freundin, welche ihr in den traurigen Tagen der einzige Trost gewesen war, und deren Ankunft sie so oft herbeigesehnt, in Richmond eingetroffen sei. Emmy konnte sich nicht erklären, weshalb die Schwester nicht zu ihr komme. Sie hatte freilich keine Ahnung von dem Sturm, der in der Brust des heldenmüthigen Mädchens tobte. Im Gegentheil, sie meinte, daß Esther die Freude theilen würde, welche sie empfand, wenn sie der Hoffnung Raum gab, daß Mr. Berckley vielleicht von dem Plane, sie zu heirathen, abstehe, da ja die festgesetzte Frist von acht Tagen längst verstrichen war.

Emmy wußte Nichts von dem Opfer, das Esther ihr zu bringen bereit war, und von dem schauerlichen Pact, den sie mit dem verhaßten Werber abgeschlossen. —

Es war in den Anfangsstunden des Nachmittags. Esther lief gleich einer Rasenden in dem Gemach des Gasthofes auf und ab. All' die wilde Leidenschaft, welche sich so lange mühsam gehalten, brach jetzt los, wie ein gefesselter Sturm. Ihre Wangen glühten, ihre Augen blitzten vor Zorn, sie murmelte wilde Verwünschungen, und dann warf sie sich wieder auf das Sopha und schluchzte und stöhnte unter tausend Thränen: O, mein Gott, mein Gott, was soll ich thun, was soll ich thun!"

Es schauderte sie bei dem Gedanken an das, was sie vor hatte.

„Er wird mich verachten", rief sie, dann aufspringend: „Er wird mich zurückstoßen," — und dann wieder nach einer Pause, in welcher rollend ihr Auge umhereilte, fügte sie hinzu: „Aber ist das nicht das einzige Mittel, durch welches ich gegen meine Liebe für ihn anzukämpfen vermag? Würde ich immer stark sein, seiner Liebe zu entsagen? Würde ich mein Lebelang die Marter ertragen können, ihn in den Armen einer andern zu wissen? Nein, ich würde es nicht können, ich würde schwach sein, ich würde verzweifeln und sterben — und ich muß leben, um Rache an denen zu nehmen, die mich dazu bringen. Ich muß es thun! Nur dadurch, daß ich in ihm das Gefühl für mich ersticke, daß ich ihm Verachtung einflöße, kann ich mich selber vor dem Uebermaß meiner Leidenschaft schützen."

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und schwieg, leise vor sich hinschluchzend. Dann erhob sie sich wieder, begann wieder auf und nieder zu schreiten und fuhr fort:

„Aber auch Emmy wird mich verachten, alle Welt wird mich verachten! Ich bin verstoßen, verflucht, wie alle meine Stammgenossen, wie Alle von schwarzem Blute, und ich verdiene Verachtung und Schande mehr, wie sie Alle. O, mein Gott, mein Gott, was soll ich thun?"

Ein Kammermädchen öffnete leise und sagte flüsternd:

„Verzeihen Sie, Miß, es ist eine Dame draußen, welche Sie dringend zu sprechen wünscht."

„Wie heißt sie?"

„Sie hat mir ihren Namen nicht genannt; aber sie meint, daß Sie ihr den Zutritt nicht verweigern würden. Soll ich sie einlassen?"

„Ist nicht nöthig, mein Kind" rief eine hellklingende Stimme hinter ihr. „Ich werde mir schon selbst den Eintritt verschaffen."

Die Thür öffnete sich und Emmy flog in Esthers Arme.

„Schwester, warum beraubst Du mir auch nur eine einzige Minute Deiner lieben Gesellschaft? Warum wohnst Du hier im Gasthofe und nicht in meinem Hotel? Füchtest Du etwa, mich zu geniren oder fühlst Du gar nicht mehr die schwesterliche Liebe zu mir, wie ehemals?"

„Emmy, Du weißt, ich höre nie auf, Dich zu lieben. Aber was veranlaßte Dich, mich hier aufzusuchen? Ich hatte mir vorgenommen, Dich nicht vor morgen zu sehen."

„Nicht vor morgen? — Und warum nicht?"

„Weil — weil — morgen ein verhängnißvoller Tag für Dich ist?"

„Morgen ein verhängnißvoller Tag für mich? — Ich verstehe Dich nicht, Schwester."

„Oh! Du wirst mich schon verstehen. Ich darf aber nicht mehr sagen."

„Nun so laß Dir von mir die Neuigkeit mittheilen, daß ich alle Hoffnung habe, von jener schrecklichen Heirath entbunden zu sein. Bereits seit einem Monat habe ich weder von Mr. Berckley, noch von meinem Vormunde auch nur die entfernteste Andeutung, daß der Plan noch aufrecht erhalten werde, empfangen."

„Armes Kind!" seufzte Esther.

„Wie? Du beklagst mich?"

Esther schwieg traurig, den Kopf senkend.

„Nun sprich, theilst Du meine Hoffnung nicht?"

„Ich theile sie nicht. Ich weiß, daß man den Plan nicht aufgegeben hat".

„O Himmel!" rief Emmy und ihr von der Freude geröthetes Gesicht nahm wieder die durchsichtige Bläße an, welche sich schon seit vielen Monaten darauf gelagert hatte.

„Beruhige Dich," tröstete sie Esther, indem sie sie neben sich auf das Sopha zog. „Beruhige Dich, es ist nicht alle Hoffnung aufzugeben. Ich könnte . . .

„Was könntest Du?"

„Nein, nein, laß mich, ich kann Nichts thun, Emmy."

Mit diesen Worten sprang Esther auf, und beide Hände an ihre Stirn pressend, lief sie wieder mit Geberden einer Rasenden auf und ab, so daß Emmy besorgt aufsprang, ihre Taille umschlang und ihr erschreckt ins Auge blickte.

„Was ist Dir, was hast Du? Ums Himmels Willen, Esther, sprich mit mir."

„Laß mich, Emmy," rief Esther, „ich bin rasend, und bin ich es nicht, so bin ich doch nahe daran, es zu werden," dann plötzlich unterbrach sie sich und fügte mit einer erzwungenen Ruhe die Frage hinzu:

„Emmy liebst Du Frederick Seward nicht mehr?"

Die Frage jagte einen neuen Purpurschein auf das durchsichtige Antlitz des schönen Mädchens. Sie senkte die langen Augenwimpern, ihr Herz klopfte laut, und ihr Busen hob sich stürmischer. Erst nach einer Pause, während welcher Esther sie forschend anblickte, antwortete sie mit leiser zitternder Stimme, während sie eine Thräne aus ihren Augen trocknete:

„Esther, nicht diese Frage, ich sage Dir, daß Frederick Dir gehören soll und Dir gehören muß. Frage nicht, ob ich ihn liebe. Ich liebe ihn nicht mehr, da ich weiß, daß er Dich liebt. Du verdienst ihn tausendmal mehr, als ich, und meine Pflicht ist es, Dir das Glück nicht zu verkümmern."

„Genug, genug", unterbrach sie Esther. „Und wenn Du kein Wort gesprochen hättest, so wüßte ich, daß Du ihn liebst; ich hätte es von Deiner erröthenden Stirne gelesen und hätte es aus dem Tone Deiner bebenden Stimme herausgehört. — Ich muß es thun, es bleibt kein anderes Mittel." —

„Was mußt Du thun?" fragte Emmy erstaunt.

„Schwester, verlaß mich, verlaß mich jetzt und frage nicht nach mir. Ich komme morgen zu Dir."

„Du beunruhigst mich, Esther."

„Mein Betragen mag Dir auffallend erscheinen; indessen kann ich Dir jetzt keine Aufklärung geben. Geh', geh', ich bringe Dir morgen gute Nachricht. Morgen hast Du den Contract, welchen Du mit Mr. Breckenridge abgeschlossen hast, in Deinen Händen. Du bist frei, und Frederick ist Dein. Geh' Emmy, säume keine Minute länger, ich habe zu thun."

Fast gewaltsam schob sie die Schwester zur Thür hinaus und zog sie die Treppe hinunter, wo Margot ihrer bereits harrte. Als sie wieder allein war, warf sie sich auf einen Sessel am Schreibtische und schrieb hastig einige Worte auf ein Papier, faltete und siegelte es und klingelte nach einem Lakaien.

„Hier, bringen Sie diesen Brief an — an seine Adresse, aber sofort."

„Soll auf Antwort gewartet werden?"

„Nicht nöthig, ich werde mir die Antwort selbst holen."

Dies war in derselben Stunde, in welcher Mr. Berckley in seinem Zimmer mit dem Durchlesen von Briefen beschäftigt war, und in welcher er mehr als einmal den Ehecontract, den Miß Emmy Brown unterzeichnet hatte, in die Hand nahm, und schwur, dennoch die schöne Quadroone in seinen Besitz zu bringen.

Wir wissen, was ferner geschah. Wir wissen, daß um 9 Uhr Esther in das Gartenhaus Mr. Berckley's trat, in dessen Nebengemach Jim auf der Lauer lag. — — — — — — — — —

Am andern Morgen, lange vor der gewöhnlichen Besuchsstunde hielt Esthers Wagen vor dem Hotel ihrer Schwester am Charlestown Platze, und nach wenigen Minuten lag sie unter Thränen in den Armen der Schwester. Sie hatte geweint, viel geweint; denn ihre Augen waren geröthet, und ihr Blick scheu niedergeschlagen.

„Hier Schwester", sagte sie, „hier ist der Contract, Du bist frei."

Emmy blickte sie erstaunt an. —

Wie kam das? Woher hatte sie diesen Contract? Durch welche Mittel war es ihr gelungen, ihn in die Hände zu bekommen? —

Nur drei Personen auf der ganzen Welt wußten es, nämlich sie selbst, Mr. Berckley und Jim, und was Berckley's Diener anbelangt, der sich das Vergnügen nicht hatte versagen können, an dem geschlossenen Laden des Gartenhauses zu lauschen, so hatte er wenig genug gehört. Er wußte Nichts weiter, als daß die tief verschleierte Dame wahrscheinlich ein sehr ernstes Geschäft mit seinem Herrn gehabt habe. Denn er hatte sie mehrmals schluchzen und Verwünschungen ausstoßen hören. — Sie war etwa eine Stunde in dem Gartensalon seines Herrn geblieben und hatte, als sie ging, zu diesem gesagt:

„Ich schwöre Ihnen, Sir, wenn Sie mich betrogen haben, so erwürge ich Sie mit meinen eigenen Händen".

Das war Alles, was der Diener wußte, und was wohl auch Andere hätten erfahren können; von dem Preise aber, um welchen der Contract erkauft war, wußte er Nichts.

Die Morgenstunden vergingen, während sich Emmy ankleidete, wobei Esther ihr dies Mal nicht wie sonst Hülfe leistete. Diese blieb vielmehr in ihrem Zimmer, am Fenster lehnend, nachdenkend, verstimmt, und der guten Margot, welche sie mit ihrem freundlichen und gutmüthigen Geschwätz so oft unterhielt und sie so zärtlich liebte, war es ganz sonderbar zu Muthe, sie in dem Zustande zu sehen. Sie hatte an ihr noch nie einen solchen Ton bemerkt wie der, mit welchem sie ihr harmloses Plaudern zurückwies, und noch nie ein solches Gesicht gesehen, wie das, welches der große Wandspiegel reflectirte, der der Fensternische gegenüberstand, in welcher Esther den Kopf stützend lehnte.

Schon gestern, als sie ihre Herrin in das Hotel begleitete, war ihr das Benehmen Esthers so auffallend vorgekommen, daß sie sogar die Nacht davon geträumt hatte, und nicht abgeneigt schien, ihr Wesen für die ersten Symptome eines sehr gefährlichen Wahnsinns zu halten. Und als sie ihr diesen Morgen den Thee brachte, da antwortete Esther auf ihr freundliches guten Morgen, ohne daß sie ihr das Gesicht zuwandte, geschweige denn ein freundliches Wort erwiederte.

In kurzen, rauhen Tönen, ohne das Gesicht vom Fenster, an welchem sie stand, wegzuwenden, befahl sie ihr, ihr mitzutheilen, wenn Emmy angekleidet sei, und namentlich sollte diese keinen Besuch anders als in ihrer Gegenwart empfangen. Im Uebrigen wünschte sie Nichts, als allein zu sein.

Die Stirn an die Fensterscheibe gedrückt, stand sie sinnend einige Minuten, als Margot von Neuem eintrat und meldete, daß ein Neger einen Brief an Miß Brown zu überbringen habe.

„Von wem ist der Brief," fragte Esther kurz und barsch.

„Von Mr. Berckley, Miß."

„Laß den Neger eintreten, ich will ihn selbst sprechen."

Margot ging und ließ nach einigen Minuten Jim, den ehemaligen Sclavenaufseher hinein, welcher sein häßliches Gesicht zu einem widerwärtigen Grinsen verziehend, sich fast bis an die Erde verneigte und an der Thür stehen blieb.

„Du hast einen Brief an Miß Emmy Brown?"

„Ja, Miß, hier ist er."

„Gut ich werde ihn abgeben. Ich kenne den Inhalt."

„Sie Verzeihen, Miß, ich muß auf Antwort warten."

„Auf Antwort? — Wozu?"

„Es ist Befehl meines Herrn. Wozu? weiß ich nicht."

„Du weißt, was in dem Briefe steht?"

Der Schwarze antwortete mit einem breiten Lachen:

„Ich denke ja. Er enthält die Ankündigung, daß Mr. Berckley heute mit Miß Emmy Brown Hochzeit zu machen denkt. So viel ich weiß sind die Vorbereitungen zur Trauung bereits getroffen."

„Du irrst, Freund"; antwortete Esther. „Der Contract, welcher Miß Emmy Brown zu dieser Heirath zwang, befindet sich in meinen Händen. Sage Deinem Herrn, ich hätte Dir den Contract gezeigt und lasse ihm sagen, Miß Brown sei bereits davon in Kenntniß gesetzt, daß er kein Mittel mehr in den Händen habe, sie zu der Heirath zu zwingen."

Jim warf einen flüchtigen Blick auf das Papier, welches Esther ihm hin hielt.

„Hm! Woher haben Sie den Contract?"

„Aus Mr. Berckley's eigenen Händen."

„So wünsche ich nur, daß der Preis, den Sie dafür gezahlt haben, nicht zu hoch gewesen ist," sagte er mit sonderbarem Lächeln.

„Wie meinen Sie?" fragte Esther, der bei diesen letzten Worten des Negers alles Blut in die blassen Wangen geschossen war.

„Nun, ich meine, daß dieser Contract da Nichts als ein werthloses Blatt Papier ist. Sie sind einfach getäuscht worden, Miß."

Esther sprang auf und trat, die geballten Fäuste vor sich hinstreckend, dem Neger einen Schritt näher.

„Was?" schrie sie mit furchtbarer Stimme.

„Miß Brown, dieses Papier ist Nichts weiter, als eine Abschrift des Contractes. Dort das Zeichen unten, ist der notarielle Ausweis, daß dies hier ein Duplicat ist. Das Original befindet sich noch jetzt in den Händen Mr. Berckley's."

„Mensch, sprichst Du die Wahrheit?"

„Ich denke, Sie haben nicht Ursache, an meinen Worten zu zweifeln. Fragen Sie jeden Rechtsverständigen."

„O gräßlich, gräßlich!" schrie Esther händeringend: „Schurke, meineidiger Verräther! Hier ist ein schauderhafter Betrug begangen worden."

„Was das betrifft, so bin ich fast nicht besser daran, als Sie, Miß", sagte Jim und seine großen Augen blitzten unheimlich. „Ich glaube, die Interessen der vornehmen Dame, welche Sie doch gegenwärtig sind, und des Negersclaven, welcher die Peitsche erhalten wird, da er sich erfrecht hat, seinen Herrn an die Erfüllung seines Versprechens zu erinnern, laufen hier einmal zusammen. Sie hassen meinen Herrn, weil er Sie betrogen, und ich hasse ihn aus demselben Grunde. Ich habe die Ehre, Miß Esther, Sie von früher her zu kennen, und weiß, daß Sie den Betrug nicht werden ungerächt lassen."

Esther nickte beistimmend langsam mit dem Kopfe.

„Ich dächte", fuhr Jim fort, „wir gingen Hand in Hand, da doch unsre Absichten einmal Hand in Hand gehen. Wir brauchen zu unsrer Rache gegen die Ritter des Südens Gold. Das haben Sie oder können es wenigstens bekommen, da ich weiß, daß Miß Brown's Kasse Ihnen alle Zeit zu Gebote steht und ich besitze vielleicht einige Eigenschaften, die Ihnen mangeln dürften. Wollen Sie mit mir ein Bündniß schließen?"

„Ja, ja", keuchte Esther.

„Gut, so lassen Sie uns zunächst einen Plan machen, diese Heirath zu hintertreiben. Denn das ist der empfindlichste Schlag, der nicht nur Mr. Berckley, sondern zugleich alle die andern Sclavenhalter trifft."

„Welche Summe verlangen Sie?"

„Wie viel können Sie geben, Miß?"

„Fünfhundert Dollars sofort, morgen jede Summe, welche Sie wollen."

„Geben Sie her."

Esther zog aus einem kleinen Portefeuil, das sie bei sich trug, einige Banknoten, und reichte sie Jim hin.

„Nun, Miß, rathe ich Ihnen, Mr Berckley als Antwort sagen zu lassen, daß Miß Emmy Brown bereit sei, den Act der Trauung heute mit ihm zu vollziehen, und dann hören Sie, welchen

Plan ich mir ausgedacht, um meinem Herrn einen Strich durch die Rechnung zu machen."

## Siebenundneunzigstes Kapitel.

# Die List des Negers.

Als Jim das Hotel Miß Brown's verließ, that er es mit äußerst vergnügtem Gesicht und nickte dem steifen Lakaien am Portal so vertraulich zu, indem er, auf seine Tasche klopfend, mit einer für einen Neger unerhörten Arroganz sagte:

„Wir sehen uns noch heute wieder, Freund. Sollte die junge Dame, Miß Esther, mit Ihrer Herrin heute noch abreisen, so wundern Sie sich nicht, und auch nicht, wenn Sie in mir ihren Reisebegleiter sehen. — Man ist freier Neger, man ist nicht mehr Eigenthum Mr. Berckley's, man könnte auch in braunem Galaanzuge an der Rampe lehnen und den Tag über Nichts Anderes thun, als die Figuren betrachten, welche dort den Baldachin tragen".

Und als ihn ein höchst verachtender und äußerst indignirter Blick des würdigen Mannes in brauner Livree traf, lachte er laut auf und fuhr fort:

„Nur nicht hochmüthig, mein Freund; für künftig werde ich Deine Stelle bekleiden. Du bist viel zu Schade für einen Posten, auf dem es so wenig zu thun giebt, wie auf diesem hier. Du kannst später den meinigen einnehmen; dort werden Deine geraden Beine mehr in Bewegung kommen und laufen nicht Gefahr, völlig zu versteinern."

Erst als der Gravitätische eine Miene machte, mit seinem langen Heroldsstabe eine auf seinen Rücken gezielte Bewegung auszuführen, sprang Jim die Stufen hinunter und rannte lachend und sich wiederholt nach Negermanier auf die Lenden klatschend, über den Charlestownplatz fort.

Esther war ruhig und gefaßt, wenn auch niedergeschlagen und unheimlich düster vor sich hinstarrend. Sie hatte ein großes Opfer umsonst gebracht, aber sie gab sich der Verzweiflung nicht hin. Das Gefühl der Rache hielt sie aufrecht und kräftigte sie zu neuen Unternehmungen. Sie hatte mit dem Schwarzen, der ihr Feind

gewesen, ein Bündniß geschlossen; denn gegen Keinen war ihr Haß größer, als gegen den, dem zunächst ihre Rache galt.

Emmy empfing die Nachricht, daß die Heirath noch heute vollzogen werden sollte, mit Resignation. Sie hatte sich bereits an den Gedanken gewöhnt und fand sich in ihr Schicksal, das sie bereits als eine unabwendbare Nothwendigkeit anerkannt hatte, um so leichter, als sie damit zugleich eine Freundschaftspflicht gegen die Schwester zu erfüllen meinte.

Esther sagte ihr Nichts von dem Plane, den sie gemacht hatte, um die Heirath noch in der zwölften Stunde zu hintertreiben, sondern sie theilte ihr nur mit, daß um 4 Uhr Nachmittags ein Wagen sie erwarte an einem der Thore der Stadt und daß sie sich deshalb zu einer längeren Reise schleunigst vorbereiten möge.

Emmy war über diese Mittheilung höchlichst erstaunt und fragte, ob das eine von Mr. Berckley getroffene Bestimmung sei.

Esther antwortete kurz:

„Deine Hochzeitsreise, Emmy", und ließ sich auf weitere Erörterungen nicht ein.

Dann forderte sie Margot noch auf, daß sie ihr einen zuverlässigen Boten schaffen solle, den sie mit einem Auftrage nach Old-Church schicken müsse.

Als Margot hinauseilte, um den Befehl auszuführen, kehrte sie bald wieder zurück mit der Meldung, daß ein Neger dort sei, der Miß Esther dringend zu sprechen wünsche. Derselbe nenne sich Scipio und komme aus dem Libby-Gefängnisse.

Esther sann nach. Scipio? — Sie kannte den Neger — Ha, was konnte ihn nach Richmond geführt haben? —

„Laß ihn eintreten, Margot," befahl sie.

Der Neger trat ein und sein großes hervorquellendes Auge strahlte vor Vergnügen, als er Esther erblickte. Sie grüßte ihn mit einem herablassenden, freundlichen Nicken des Kopfes und nöthigte ihn, sich niederzulassen. Sie hatte die Dienste nicht vergessen, welche er ihr in Leesburg geleistet hatte, und schuldete ihm daher eine ganz besondere Rücksicht.

Scipio lehnte die Aufforderung bescheiden ab:

„Ich muß um Verzeihung bitten, Miß Esther, daß ich Sie aufsuche", fügte er dann hinzu.

„Bitte nicht um Verzeihung, Scipio", antwortete Esther. „Im Gegentheil, ich freue mich, Dich wiederzusehen und wie es scheint, froher und zufriedener, als Du es damals in Leesburg warst."

„O, Ma'm, froher, zufriedener . . . . Ha, ha! — glücklich, überglücklich, selig, wonnetrunken! Ich bin frei, Miß Esther, frei, wie Sie und wie Blackburn und wie Alston und wie alle Weißen in Virginien und Carolina."

„Du bist frei?“ fragte Esther erstaunt.

„Ich bin frei, Ma'm und wäre nicht hier, wäre ich nicht frei. Da, hier ist Freibrief, hier ist Reisepaß; durch ganz Virginien, durch ganz Georgia, durch ganz Carolina kann Scipio reisen, und kein Weißer darf ihn peitschen lassen, wenn er Lust hat, und darf ihn treten und darf ihn ins Gelbfieberlazareth schicken oder ins Hospital zu Libby oder an andere gräuliche Orte, wenn er nicht von selbst hingehen will.“

„Aber Scipio, erkläre mir, wie bist Du zu einem solchen Glück gekommen! — Ich begreife nicht. . . .“

„Ihr Bruder, Miß Esther, Ihr Bruder ist Ursache.“

„Mein Bruder?“

„Ja Miß. — Lag auf den Tod im Libby-Gefängnisse. Scipio hat ihn gepflegt, hat hinausgeschafft, todtkranken Obrist Brown, und Mr. Cleary hat Freibrief ausfertigen lassen.“

„Wer?“ rief Esther erstaunt, und ihre Spannung, diesen räthselhaften Zusammenhang zu ergründen, ließ sie einen Augenblick ihren eigenen Kummer vergessen.

„Mein Bruder war im Libby-Gefängnisse, und ich wußte Nichts davon? Also er war doch von den Feinden fortgeführt, während ich glaubte, daß er in irgend einem Hospital der Union sei?“

„Ihr Bruder, Ma'm, war im Libby-Gefängnisse und lebte heute nicht mehr, wenn ich nicht wäre.“

„Also er lebt?“

„Lebt und ist munter und gesund und bereits mit auf dem Marsche nach Charleston.“

„Und Cleary, sagst Du, machte Dich frei?“

„Massah Cleary kaufte mich der Gefängnißdirection in Leesburg ab. Hat hohe Summe bezahlt, und hier sein Freibrief.“

Mit glückseligem Gesicht zog er ein Papier aus der Tasche und betrachtete es, wie ein frommer Katholik etwa eine Reliquie betrachtet, indem er es in einiger Entfernung vor sein Auge hielt und dann mit einer gewissen Feierlichkeit vor Esther auf dem Tische ausbreitete, nur leider umgekehrt, sodaß diese sich schwerlich von dem Inhalt hätte überzeugen können, auch wenn sie Lust dazu gehabt hätte. Ihr lag jetzt zunächst viel mehr daran, von dem Schicksale ihres Bruders zu erfahren.

„Erzähle, Scipio, wie fingst Du es an, meinen Bruder zu befreien?“

Scipio erzählte, was der Leser bereits weiß, von dem Besuch Cleary's im Gefängnisse, von seiner Unterredung mit ihm und von dem Contract, den der Ritter des Südens mit dem Neger abschloß.

„Ich war schlau,“ fuhr er fort; „pflegte einen oder zwei Tage Massah Brown so, aß der ohne Anstrengung wieder stehen lernte

auf seinen Beinen, und als das geschehen, machte ich aus Blauholz und Gummi eine Farbe, bestrich in der Nacht seine Lippen, Nägel, Augen und färbte den übrigen Theil seines Gesichts gelb, rannte dann Hände ringend am andern Morgen zu Mr. Alston und sagte ihm:

„Ein Kranker im Hospital hat das gelbe Fieber. Kommen Sie, Herr Gouverneur, sehen Sie selbst, schon ganz blau.

„Mr. Alston erschrak furchtbar, und alle Beamten im Gefängniß, meist Weiße bekamen solchen Schauder, daß Keiner hinein wollte in diese Station, und ich erhielt den Auftrag, weil ich ja im Gelben-Fieber-Lazareth so lange gedient hatte, ihn nach meinem eigenen Gutdünken zu behandeln.

„Neben ihm lag ein Todter. Ich bestrich mit meiner Farbe auch ihn und meldete am andern Tage Mr. Alston, es sei schon Einer angesteckt und gestorben. Nun war erst die Furcht groß. Ha, ha, ha! Hätten sehen sollen, Miß Esther, wie alle weißen Krankenwärter davon liefen, wenn ich ihnen nur nahe kam. Fand sich Keiner zum Transportiren des angeblich am gelben Fieber Gestorbenen, mußte ihn selbst auf die Schulter nehmen und zum Todtenhaufen schleppen. Und hier wieder wollten ihn die Leute nicht auf den Karren laden; mußte selbst einen Schubkarren herbeiführen, ihn aufladen und zur Grube fahren.

„Das war's, was ich beabsichtigt hatte. Nun wußte ich genug. Noch an demselben Tage bemalte ich einen Dritten, der im Sterben lag und zwar so, daß er kaum wieder zu erkennen war. Ich meldete nun dem Aufseher, daß schon wieder Einer gestorben sei.

„Schaffe ihn fort, schwarzer Hund," brüllte er „und zwar so schnell, wie möglich."

Ich zog dem Sterbenden die Uniform Ihres Bruders an und diesem die Gefangenkleidung des andern, lud Ihren Bruder, der sich trotz der blauen Lippen und blauen Nägel und blauen Augen zusehends erholte, in meinen Karren und führte ihn den Weg zur Grube hin, lud ihn aber nicht in dieselbe ab, sondern hinter einer Hecke am Wege. Als ich zurückkehrte, war auch der Dritte, der mit der Uniform bereits gestorben und ich meldete ohne jede Furcht vor Entdeckung den Tod des Obersten. Wenn auch wirklich Einer die Leiche hätte besichtigen wollen, es hätte ihn Keiner erkannt, so hatte ich ihn mit der Farbe entstellt.

„Damit ist die Geschichte zu Ende, Miß, Ihr Bruder entkam, ich erhielt den Freibrief und bin hier in seinem Auftrage, um Sie aufzusuchen und bei Ihnen zu bleiben und Sie zu beschützen. Das hat mir Mr. Brown aufgegeben. Vor Allem Sie zu warnen und wenn möglich nach dem Norden zurückzubegleiten."

„Ich danke Dir, Scipio," antwortete Esther, ihm mit

Wärme die Hand reichend, mit bewegter Stimme. Ich nehme Deinen Schutz an. Deine Warnung indessen muß ich leider unberücksichtigt lassen, Dir nach dem Norden folgen kann ich nicht. Willst Du mir aber Deine Dienste widmen, so wirst Du mich nur noch zu größerer Dankbarkeit verpflichten, und wenn ich meinen Bruder recht kenne, auch ihn."

„O reden Sie, Miß Esther; für Sie will ich Alles thun, was ich kann; ja wenn es Ihnen nützt, will ich noch einmal nach Leesburg gehen und dort im Gelbenfieberlazareth leben und durch den Geruch meiner Kleider Ihre Verfolger verscheuchen. Sie erinnern sich des Mr. Atzerott? — Ha, wie er rannte, als ich ihm nahe kam."

Esther erinnerte sich dieser Scene sehr wohl. Indessen machte die Komik derselben auf sie in ihrer gegenwärtigen Stimmung keinen Eindruck.

„Scipio," sagte sie, „Du wirst noch heute, noch in dieser Stunde nach Old-Church abreisen."

„Ich soll nicht bei Ihnen bleiben, Miß Esther?"

„Du wirst später bei mir sein Scipio, aber noch heute mußt Du nach Old-Church. Dort wirst Du in dem Hause des Mr. Brocklyn den Obrist Frederick Seward finden. Derselbe war verwundet, ist aber der Genesung sehr nahe. Sage ihm, daß Miß Emmy Brown, seine Braut, noch heute von hier abreist; daß sie gezwungen werden soll, sich zu verheirathen; dieser Heirath aber durch die Flucht entgehen wird. Miß Brown hat Besitzungen auf Jamaika. Wenn wir ein englisches Schiff finden können, so wird sie dorthin gehen und in seinem, wie in ihrem Interesse liegt es, daß er ihr dahin folgt sobald es die Verhältnisse erlauben." — — — —

Der Hof von Richmond hatte seine Vergnügungen in Charleston abgekürzt und war bereits nach einem kaum vierwöchentlichen Aufenthalte nach Richmond zurückgekehrt, da sich die Nachricht verbreitet hatte, daß Charleston sowohl von der Landseite, als von der Seeseite von den Unionstruppen angegriffen werden solle. Zur See war Faraglout mit einer bedeutenden Panzerflotte unterwegs; zu Lande rückte Sherman's Corps vor.

Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß sich auch bereits Mr. Breckenridge wieder in Richmond befand, und daß dieser Veranlassung genommen hatte, den Präsidenten des Ordens, Berckley, an seine Verpflichtung in Bezug auf die Heirath zu erinnern.

Berckley empfing den Bescheid seines Boten, daß Miß Brown bereit sei, den Ehecontract zu vollziehen, mit einigem Mißtrauen. Er hatte einen heftigen Widerspruch erwartet, und so schlau Jim sonst auch war, so hatte er doch nicht die Fähigkeit, sich in die

Seele eines Mädchens wie Emmy hineinzudenken und eine Schilderung von ihren Empfindungen und von der Aeußerung ihrer Gefühle bei dieser Gelegenheit aus dem Stegreif zu machen.

Dazu kam noch, daß sich die rosige Aussicht, von welcher er bereits mit dem Portier im Hause Lady Brown's gesprochen, allzu deutlich auf seinem Gesicht abprägte, um einem Manne, wie Berckley, verborgen zu bleiben. Instinktmäßig ahnte dieser einen Hinterhalt, hütete sich aber, seine Ahnungen merken zu lassen.

Er hatte Miß Brown sagen lassen, daß die Trauung um 4 Uhr vollzogen werden solle. Es war 1 Uhr.

Sofort schrieb er zwei Briefe; den einen an Mr. Breckenridge, den andern aber an den Polizeichef; und beide Briefe übergab er Jim mit der Weisung, sie unverzüglich zu besorgen, und zwar zunächst den an Mr. Breckenridge.

Dieser Brief enthielt eine Aufforderung, um zwei Uhr bei der Trauung zugegen zu sein, wie Jim sehr richtig vorausgesehen hatte. Wenn derselbe aber meinte, daß auch der zweite Brief keinen andern Zweck habe, so mußte er sehr überrascht sein über die Wirkung desselben.

Der Polizeichef las den Brief, welchen ihm der Neger übergab, schellte und befahl einem Polizeidiener, den Schwarzen sofort in's Stockhaus zu führen.

Mr. Berckley hatte nämlich sehr richtig vorausgesehen, daß sein Sclave wegen des Wortbruchs gegen ihn auf Rache sinne. Er hatte dem Polizeichef seinen Verdacht mitgetheilt und es diesem als eine weise Maßregel empfohlen, ihn einige Tage in sicherem Gewahrsam zu behalten.

Außerdem aber enthielt der Brief eine Aufforderung, an den Thoren der Stadt Polizeibeamte zu postiren und eine Abreise Miß Brown's unter jeder Bedingung zu verhindern, bevor nicht der Ehecontract abgeschlossen.

Bereits um 2 Uhr erschien Mr. Berckley in Begleitung eines Notars und Mr. Breckenridge's als Zeugen in der Wohnung seiner Braut.

Emmy sank in Ohnmacht, Esther erblaßte und zitterte vor Wuth; ihre Blicke durchbohrten den Verräther, den Schurken, den Mörder ihrer Unschuld und ihres Friedens, den Verruchten, der mit dem, was einem Mädchen das Heiligste ist, ein verbrecherisches Spiel trieb, der alle Gesetze der Moral, des Gefühls mit Füßen trat, um seine Selbstsucht oder seine viehische Lust zu befriedigen!...

Aber was half Alles, was konnte geschehen? — Die Ehe ward in aller Form Rechtens geschlossen, Mr. Breckenridge selbst ergriff Emmy's zitternde Hand, welche kaum die Feder zu halten vermochte, und legte sie auf das Papier, und das unglückliche Opfer schrieb den

Namenszug, der sie zu der entsetzlichsten Sklaverei verurtheilte, die je ein Mensch erduldete. Mr. Breckenridge eröffnete darauf dem neuen Ehegatten, daß es ihm anheimstehe, das Vermögen seiner Frau nunmehr zu jeder Stunde zu heben. Er legte seine Vormundschaft nieder und in die Hände des Ehegatten. —

---

## Achtundneunzigstes Kapitel.

# Ninus und Dido.

Mr. Seyers hatte keinen üblen Griff gethan, daß er Noddy in seiner Menagerie engagirte. Der Ruf des jungen Thierbändigers verbreitete sich schnell nach seinem ersten Debüt, und der kleine Unfall, welchen er bei demselben gehabt, erhöhte das Interesse noch bedeutend. Alles strömte hin, um den muthigen Jüngling zu sehen, und Mr. Seyers Kasse nahm einen Aufschwung, wie er ihn kaum mochte erwartet haben.

Leider hatte der Hof seinen Aufenthalt in Charleston abgekürzt, denn das Gerücht von Shermans Marsch durch Süd-Carolina gegen Charleston hatte die Herren verscheucht und sie in's Innere der Rebellenstaaten zurückgetrieben.

Noddy mußte contractlich zwar jeden Tag seine Pflicht als Löwenbändiger thun; indessen seine freie Zeit brachte er rastlos damit zu, Fanny aufzusuchen. Er hatte damals ihre Stimme erkannt, er hatte ihren Zuruf gehört; allein die Kräfte hatten ihm gemangelt. Er hatte nicht einmal vermocht, aufzublicken, denn nur mit der gewaltsamsten Willensanstrengung kämpfte er gegen die Ohnmacht.

Als er jedoch wieder die Kraft in sich spürte, da war sein Erstes, daß er hinauslief und Alle fragte nach der Frau und nach dem Kinde, die bereits seit vielen Monaten das Ziel seines Suchens waren. Allein das Personal hatte seine ganze Aufmerksamkeit auf die Herrn vom Hofe gerichtet. Ihr Interesse war von den Herrschaften aus Richmond viel zu sehr in Anspruch genommen, um so unbedeutende Personen, wie Mrs. Bagges und ihre Zöglinge, einer genauern Aufmerksamkeit zu würdigen, und selbst, wenn es gewesen wäre, so würde schwerlich Jemand die Dame gekannt haben und endlich, selbst wenn sie Jemand kannte, so hatte er guten Grund,

Nobby diese seine Bekanntschaft zu verschweigen. Es war also für Nobby keine Aussicht vorhanden, so bald sein Ziel zu erreichen. Höchst wahrscheinlich war es, daß sein Suchen jetzt, da er wußte, Fanny sei in der Nähe, ebenso erfolglos sein werde, als damals, wo er noch nicht einmal die Richtung kannte, welche sie eingeschlagen.

Täglich durchschritt er die Straßen von Charleston, jedes Haus musterte er, jedes Fenster, alle Parks und Promenaden, überall suchte er — nirgend weder die Frau, in deren Begleitung er Fanny gesehen, noch Fanny selbst. Wer weiß, ob es Nobby jemals gelungen wäre, seinem Ziele auch nur einen Schritt näher zu kommen, wäre ihm nicht ein eigenthümlicher Zufall zu Hülfe gekommen. —

Wir müssen einige Worte sagen über Nobby's Stellung, welche er jetzt in der Menagerie einnahm.

Nachdem seine Hand hergestellt war, ward er förmlich in seinen neuen Posten und in das volle Gehalt des verunglückten Tomahuhu installirt.

Den Verlust der Tigerin, obgleich dieser an 1500 Dollars betragen mochte, verschmerzte Mr. Seyers sehr leicht; denn da bei der Todtenschau des zerfleischten Löwenbändigers das Verdict abgegeben war, daß es unverantwortlich sei, ein so blutgieriges Thier am Leben zu lassen, so war Mr. Seyers in der Lage, mit bestem Gewissen zu erwidern, daß das Thier innerhalb vierundzwanzig Stunden nach jenem Unglück wirklich todtgeschlagen sei. Freilich verschwieg er, daß dies ohne sein Zuthun geschehen war. Er wurde in Folge dieses Factums von der ganzen Presse wegen Hintenansetzung seines eigenen Vortheils gegen die Sicherheit des Publikums, wie auch seines eigenen Personals, bis in den Himmel gerühmt.

„Ich gebe mich der Hoffnung hin, mein lieber Mr. Nobby," sagte Seyers, als er mit ihm die Bedingungen des Contrakts festsetzte, und während ihm noch die zufriedene Aeußerung des Präsidenten und die schmeichelhafte Anerkennung sämmtlicher Ritter in den Ohren klangen, „daß Sie mein Etablissement niemals wieder verlassen werden."

„Nun ich denke vorläufig auch nicht daran," antwortete Nobby. „Indessen habe ich Ihnen bereits gesagt, daß ich Jemand hier in Charleston suche, und daß es meine heiligste Pflicht ist, von diesem Suchen nicht abzustehen und mich durch Nichts abhalten zu lassen, meine Nachforschungen fortzusetzen. Wenn mir dazu Zeit verstattet ist, so bin ich gern bereit, den Contract zu unterschreiben."

„Natürlich, Mr. Nobby, gebe ich Ihnen dazu Zeit, so viel sie wollen. Denn wie gesagt, ich bin mit Ihnen außerordentlich zufrieden, und als ein Zeichen, daß ich die Sache unter uns als abgemacht betrachte, habe ich hier einige Papiere mitgebracht."

Mit diesen Worten zog er unter seinen Kleidern eine mächtige Rolle hervor.

„Was ist das?" fragte Roddy verwundert. „Sie haben doch nicht einen so umfangreichen Contract entworfen?"

„Nein, Mr. Roddy, das nicht; es ist etwas Anderes. Sehen Sie, der Name Roddy, ich will Sie damit nicht kränken, hat nichts Anziehendes, ebenso wenig, wie der Name Mr. Smith etwas Anziehendes hatte. Der Löwenbändiger aus Centralafrika muß einen Namen haben, der doch einigermaßen nach jener Erdgegend schmeckt. Hätte ich bei Ihrem Vorgänger den Namen Mr. Smith auf den Zettel geschrieben, so wäre das Publikum kalt geblieben. Der Name Smith regt das Blut nicht auf, und auch nicht der Name Roddy und noch weniger der Name Cleary hat, falls ich es wirklich wagen dürfte, Ihren Namen öffentlich anzuschlagen, hat etwas Verlockendes. Ich habe mir darum für Sie einen andern Namen ausgesucht. Sehen Sie einmal hierher."

Mit diesen Worten rollte Mr. Seyers einen der Zettel auseinander, und vor Roddy's erstaunten Blicken zeigte sich in riesenmäßigen Buchstaben, welche gleich einem Regenbogen im Halbkreise standen, und auch in allen Regenbogenfarben gedruckt waren, der Name:

**Roddo Roddini, der Unüberwindliche!!!!!**

„Wäre Raum dazu geblieben," fuhr Mr. Seyers fort, so hätten wir natürlich noch mehr Ausrufungszeichen hinter dem Namen angebracht; denn die Ausrufungszeichen sind mächtiger, als der ganze übrige Theil der Ankündigung. Und dann sehen Sie einmal, die Schrift ist in der Nähe gar nicht zu lesen, so ist das Publikum genöthigt, zurückzutreten, um so den gewaltigen Eindruck des Namens aus der Entfernung zu genießen, wie es die Produktionen des großen Mannes nur aus der Entfernung anschauen kann. Sie kennen den Amerikaner nicht, Mr. Roddy. Dem Amerikaner muß man eine Sache sehr plausibel machen, ehe er sich für dieselbe erwärmt. Sie haben Nichts einzuwenden gegen den Namen Roddo Roddini?"

Roddy hatte allerdings Nichts einzuwenden und zwar um so weniger, als er ja doch einmal die Rolle eines Löwenbändigers aus Centralafrika übernommen hatte, und die falschen Federn, mit denen Mr. Seyers diese wichtigste Person seines Personals schmückte, bereits angelegt hatte. Die Presse posaunte sein Lob, und die Menagerie war mit Zuschauern und Bewunderern des großen Roddo Roddini alltäglich angefüllt.

Von diesem Tage an war das Personal angewiesen, in Roddy nicht mehr einen gewöhnlichen Collegen, sondern Roddo Roddini, den Unüberwindlichen zu sehen. Dies war er in der Menagerie, dies war

er in der Presse, dies war er in der ganzen Stadt, ja in dem ganzen Staate. Denn selbst die entferntesten Zeitungen sprachen über seine vorzügliche Dressur der Thiere vom Katzengeschlecht.

Doch war er nicht allein Löwenbändiger, sondern er war der eigentlich erste Minister des Etablissements. In Folge der Sorgfalt, welche er verwandte, starben weit weniger Thiere, als es früher der Fall war, und es bedurfte nur eines Wortes von ihm, um neue Thiere, die theuersten Exemplare anzukaufen und andere auszurangiren. Er that dies mit solcher Umsicht und solchem Geschick, daß Mr. Seyers ihm, um sein Interesse für das Etablissement noch zu erhöhen, anbot, Theilhaber desselben zu werden, was Roddy anfangs ablehnte, da er nicht wissen konnte, ob ihm sein Schicksal gestatten werde, sich auf alle Zeiten Mr. Seyers anzuschließen.

Dabei fand er aber jeden Tag mehrere Stunden Zeit, um die Straßen von Charleston zu durchwandern, und nach der Geliebten zu suchen. Nachmittags, wenn die Vorstellung zu Ende war, ging er aus und erst spät am Abend kehrte er todtmüde zurück und warf sich auf das provisorische Lager in dem Wagen, der ihm zur Wohnung diente, seufzend, daß er immer noch nicht dem Ziele näher sei, als vor einem Jahre.

So standen die Sachen, als es ihm das Schicksal bestimmte, in seiner Eigenschaft als Löwenbändiger ein Heldenstück zu vollführen, wie es nicht allen Löwenbändigern zugemuthet wird, und das eine große Anzahl der Löwenbändiger mit Entschiedenheit verweigert haben würde, ohne daß sie sich dadurch den Vorwurf der Feigheit zugezogen hätten.

Es war an einem Abend des Juli-Monats, als Roddo Roddini sich wieder todtmüde auf das Lager geworfen hatte, und ein schwerer Schlaf sich auf seine Augenlieder senkte.

Da ward er plötzlich von dem neben ihm wohnenden Azteken mit den gewöhnlichen unartikulirten Ausrufen, die er aber diesmal mit ganz ungewöhnlicher Lebhaftigkeit ausstieß, aufgeweckt. Die Mißgestalt suchte ihm mit allen möglichen, kaum mißzuverstehenden Gesten seinen Bogen und seine Pfeile aufzubringen, welche Waffen Roddy aber zurückwies, obwohl er daraus schloß, daß irgend eine Gefahr vorhanden sei.

Er war noch im Begriff, sich mit dem Azteken zu verständigen, als Mr. Mops athemlos in das Gemach stürzte und die Schreckensnachricht hervorkeuchte:

„Die Löwen sind ausgebrochen! der Teufel ist los!"

„Die Löwen? — welche?" fragte Roddy.

„Alle, alle!" erwiderte der Professor der Naturgeschichte, „sie sind alle heraus und laufen jetzt wie ganz gewöhnliche Katzen in Charleston umher."

Robby sprang sofort von seinem Lager auf, und ohne sich die Zeit zu nehmen, sich erst völlig anzukleiden, sondern beinahe in dem ziemlich primitiven Costüm des Azteken eilte er hinaus vor das Eisengitter des Löwenkäfigs.

Die ganze Anzahl der Löwen, welche ausgebrochen waren und jetzt wie ganz gewöhnliche Katzen in Charleston umherspringen sollten, reducirte sich auf zwei, nämlich den Ninus und die Dido, welche letztere an Stelle der getödteten Tigerin in den Käfig des Löwen gebracht war.

Die beiden Thiere hatten die Bretter des Fußbodens, welche nicht mit Eisen übernagelt waren, zernagt und zerbrochen und sich dann auf einen nächtlichen Spaziergang begeben.

Das ganze Personal der Menagerie war bereits in Alarm versetzt, ehe man Mr. Seyers die Nachricht von dem Ausbruche der beiden Löwen brachte. Und in der That war er in dieser Angelegenheit auch die nutzloseste Person von der Welt. Denn als er von dem Unglück hörte, that er Nichts weiter, als daß er vor die Thür seines Wagens noch zwei Riegel schob, sich dann von Neuem ins Bett legte und die Kissen weit über seinen Kopf zog, während seine Ehehälfte eine Zuflucht im Kleiderschranke suchte.

Mr. Mops und der Azteke zeigten ebenso wenig Lust sich an der Löwenjagd zu betheiligen, des andern Personals gar nicht zu gedenken.

„So lange sich die Bestien an ihrem natürlichen Aufenthaltsorte im Käfig befinden," sagte Mr. Mops, „bin ich stets bereit ihnen alle Aufmerksamkeit zu widmen, da sie sich gegenwärtig aber in einen so abnormen Zustande der Freiheit versetzt und sich auf so undankbare Weise aus dem Käfig gemacht haben, so sage ich mich von ihnen los."

Das Ende vom Liede war eine Löwenjagd, welche Robby allein auszuführen den Muth hatte.

Zur Kenntniß war das Entweichen der Löwen dadurch gekommen, daß ein Bürger Charlestons, als er über den Baumplatz in der Nähe der Menagerie ging, die beiden Unholde gewahrte und sofort Schutz suchte in der Wohnung des Mr. Mops, und in seiner Angst diesem die schauererregende Mittheilung machte, daß er eine ganze Schaar Löwen gesehen habe. Mr. Mops hatte sich die „ganze Schaar" nun so übersetzt, daß dieselbe nicht gut größer sein könne, als neun; da wenigstens in der Menagerie des Mr. Seyers keine größere Anzahl von Löwen anzutreffen war und das hatte ihn veranlaßt zu der etwas übertriebenen Nachricht, daß alle Löwen entwichen seien.

Der Azteke aber war gleichzeitig dadurch in solche Aufregung

versetzt und hatte sich bewogen gefühlt den Löwenbändiger zu wecken und ihm seine Pfeile zur Disposition zu stellen, weil er sich das behagliche Gebrüll, das er in der Nacht vernommen, und welches die Aeußerung des Wohlbehagens gewesen war, mit dem Ninus und Dido den Boden der Freiheit begrüßten, sich sofort ganz richtig gedeutet hatte. Der Bürger, welchen ebenfalls Noddy nach dem, was er gesehen fragte, wußte über den Weg, den die Löwen genommen, nicht mehr als Mr. Mops und der Azteke.

Dies war also Alles, was Noddy über die beiden Ausreißer zu erfahren vermochte, bevor er sich mit zwei starken Stricken bewaffnet, zu ihrer Verfolgung auf den Weg machte.

Es war inzwischen bereits der Morgen hereingebrochen. Die Sonne tauchte eben mit rosigem Schimmer hervor, zertheilte die Nebel und übergoß die Landschaft von Charleston und die Stadt selbst mit ihren sanften und wohlthuend erwärmenden Strahlen, in welchen sich die Vögel der Luft wie die Thiere des Feldes wie auch die Menschen, welche den Zauber eines Morgenspazierganges liebten, sich entzückt zu regen begannen.

Wohl hundertmal mußte Noddy fragen nach den beiden gefährlichen Flüchtlingen. Es hatte sie Niemand bemerkt; erst ganz am Ende der Stadt in einer abgelegenen, engen Straße traf er vor der Pforte einer langen und hohen Mauer eine alte Frau, welche auf sein Fragen ihm erzählte, daß soeben zwei der größten Hunde, welche sie je gesehen, ihre Lieblingskatze aufgescheucht und verfolgt, vielleicht gar schon getödtet hätten.

Die Alte fuhr fort vor der Thür auf und abzulaufen und aus Leibeskräften zu schreien: „He! Mr. Gamp machen Sie auf!“ und mit den Fäusten an die Thür zu donnern und die Glocke zu ziehen, als ob sie dieselbe zerreißen wolle.

Aber weder öffnete sich die Thür, noch ließ sich überhaupt eine antwortende Stimme hören.

„Waren es vielleicht auch Löwen?“ fragte Noddy, an den Bericht der Alten anknüpfend, „welche Ihre Katze verjagt haben?“

„Löwen? — Ach du mein Gott! Ich kenne keine Löwen; aber so wahr ich lebe, ich mache die Sache anhängig beim Courtgericht, wenn es Löwen waren. Meine schöne, liebe Katze! so zart, grau und weiß gefleckt, so glänzendes Fell. Du lieber Himmel, was mag sie nur für Angst ausstehen, wenn sie gewahrt, daß es Löwen sind.“

„Was klopfen Sie denn an die Pforte dort, Frau? Sind etwa die Löwen da drinnen?“

„Ja, drinnen, in dem Park, der zu dem Pensionat gehört.“

„Irren Sie auch nicht, liebe Frau? Wie sollten die Löwen über diese hohe Mauer kommen?“

„Freilich sind sie nicht über die Mauer hineingelangt; aber Mr.

Gamp ließ gerade einen alten Herrn aus der Pforte, welcher wohl bei Mrs. Bagges übernachtet haben mag, als meine Katze hier vorbeilief und, da sie die Pforte sich öffnen sah, hineinflüchtete. — Die beiden großen Hunde oder, wie Sie sagen, Löwen stürzten nach, und Mr. Gamp, der Dummkopf, schlägt nicht einmal die Pforte zu, sondern läuft davon, und als ich hierher kam, um meiner Katze zur Hülfe zu eilen, warf eben der Wind die Thür ins Schloß. Seit der Zeit stehe ich nun hier und bin in Todesangst, was ich thun soll."

Der Leser wird bereits errathen haben, daß der Park, von dem die Alte redete, kein anderer war, als der zum Hause der Mrs. Bagges gehörige Erholungsplatz ihrer armen Verwandten, und das Pensionat nichts Anderes, als das schmachvolle Institut, in dessen Direktion sich in neuester Zeit Mrs. Bagges und Mrs. Gamp theilten.

Noddy hatte die Erzählung der Alten kaum zu Ende gehört, da hatte er bereits sehr richtig combinirt, daß der Portier schwerlich kommen würde, um die Pforte zu öffnen, denn wenn jener Mr. Gamp, von dem die Alte sprach, derselbe war, der ehemals Besitzer der Menagerie war, so würde er wahrscheinlich wissen, was es heißt, solchen Bestien entgegen zu treten; und wenn er hinsichtlich seines Muthes auch nur im Entferntesten Mr. Seyers glich, so würde er nicht um alle Schätze der Welt sich aus seinem Versteck wagen, so lange sich die Löwen innerhalb der Mauern des Parks befanden.

Schnell hatte er Anstalt getroffen, eine Leiter herbeizuschaffen. Auf derselben erstieg er die haushohe Mauer bis an die zugespitzten Eisenstäbe, stieg über dieselben behutsam hinweg und sprang dann von oben herab in den Park.

Wie schön war es hier! Herrlich duftende, schön belaubte Gänge, Blumenpartien und luftige Plätze — das Alles wechselte in so anmuthiger Weise und gewann an Reiz noch durch die herrliche, erfrischende und milde Morgenluft, daß sich unwillkürlich hier behaglich die Brust hob, um in vollen Zügen den erfrischenden, mit Blüthengeruch gewürzten Lufthauch einzuathmen.

Noddy hatte natürlich für diese Reize keine Empfindung, als er den Park betrat, sondern strengte alle seine Sinne an, Gesicht und und Gehör, ja wohl auch den Geruch, um die Löwen aufzufinden. Lange wollte ihm dies nicht gelingen. Der Park war öde und ausgestorben; im Hause regte sich Niemand; auf sein Klopfen öffnete auch Niemand; nur eine Weiberstimme hörte er im Innern, welche zeterte und jammerte:

„O, Himmel, die Mädchen! Fanny, Nettice, Polly, Sairy, alle, alle sind auf dem Spielplatz und vielleicht jetzt schon zerrissen!"

„Du lieber Gott, Bethsey, ich könnte es Dir nicht verdenken,

wenn Du in Verzweiflung geriethest," antwortete eine andere weibliche Stimme, „denn es ist so zu sagen ein Capital von funfzigtausend Dollars!"

„Mehr, mehr, Schwester! Halb so viel ist mir die Fanny allein werth!"

Also eine Fanny befand sich auch hier? Der Name wäre schon allein im Stande gewesen, seinen Eifer anzuspornen, wenn nicht bereits die Gefahr, die nach dem, was er gehört, über dem Haupte mehrerer junger Mädchen schweben sollte, dies bewirkt hätte.

Nobby eilte einen der Laubgänge entlang, und zwar demjenigen Theil des Parkes zu, welcher am wenigsten bewachsen und also einem Aufenthaltsorte für die beiden entsprungenen Löwen am günstigsten zu sein schien. Er gelangte auf seinem Wege an einen Graben, welcher den Park in der Quere durchschnitt, und jenseits desselben bemerkte er, hinter dem einen Bosquet kauernd, die Kleider junger Mädchen, ohne Zweifel derselben, von welchen er die Frau im Hause hatte sprechen hören.

Als er durch das Weidengebüsch, welches den Graben umstand, hindurchdrang, um die Inhaberinnen der Kleider zu fragen, ob sie vielleicht die beiden Flüchtlinge bemerkt hätten, erfolgte auf das Geräusch, das er verursachte, ein lauter Schrei, und wie Waldnymphen, die ein Actäon überrascht, stoben die Erschreckten auseinander.

„Die Löwen! Die Löwen!" kreischten sie, davon fliehend.

Da der Graben ziemlich breit war, so konnte Nobby ihnen nicht folgen und sie durch den Anblick seiner Person überzeugen, daß die Gefahr, von den Löwen ergriffen zu werden, noch nicht so nahe war. Vielmehr rief er hinüber:

„Fürchten Sie sich nicht, meine Damen; es sind nicht die Löwen! Aber Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir sagen wollen, in welcher Richtung ich dieselben zu suchen habe."

Eins der Mädchen, vielleicht das kühnste, hielt in ihrem Lauf inne und stand mit dem Ausdrucke höchster Ueberraschung dem Löwenbändiger gegenüber.

Statt ihm aber auf seine Frage zu antworten, wandte sie sich, nachdem sie ihn einige Augenblicke betrachtet hatte, schnell zu ihren Gefährtinnen um.

„Polly! Anna! Der schöne Mulatte aus Mr. Seyers' Menagerie!"

Ihr Zuruf fand ein Echo bei einem andern Kinde, einem Mädchen von etwa dreizehn bis vierzehn Jahren, welches laut und wie in freudigem Schrecken durch die Gebüsche schrie:

„Fanny, komm geschwinde; er ist da, Dein Bruder!"

„Was?" fragte Sairy.

„Ihr Bruder?" wiederholte eins der andern Kinder.

„Ja wohl, Sairy. Hörtest Du nicht, wie sie ihn ihren Bruder nannte?“

Staunend hörte Robby dem Gespräche zu. — Fanny dort! Eine Fanny, welche ihn ihren Bruder genannt hatte? — Wie? Sollte er hier dem Ziel seines Monate langen Forschens so nahe sein?

Er blieb nicht lange in Zweifel. Zwischen den Gebüschen hin flog die Gestalt eines schönen schlanken Mädchens. Ihr dunkles, aufgelöstes Haar hing in ungebundenen Locken um ihre Schultern, die Röthe freudiger Ueberraschung bedeckte ihre Wangen, ihr schwarzes, sprechendes Auge glänzte in unaussprechlicher Seligkeit, sie stürzte an das Ufer des Grabens mit dem Ausrufe:

„Robby! Gott sei gepriesen, daß Du da bist!“

Wahrhaftig, es war Fanny, es war die Gesuchte. Nur einen Augenblick zauderte der Jüngling. Der Graben, der ihm vorher ein Hinderniß gewesen war, war es jetzt nicht mehr.

Mit einem kühnen Sprunge hatte er das Hinderniß von zehn Fuß Breite überwunden, und Fanny, die Geliebte, die so lang Gesuchte, die so heiß Ersehnte, sie lag an seinem Herzen, ihre weichen Arme umschlangen seinen sehnigen Hals, ihre schwellenden Lippen preßten sich auf die seinigen. — Er vergaß den Ort, an welchem er war, den Zweck seines Hierseins, die Gefahr für sich und die andern Personen, welche sich im Park befanden, vergaß Mr. Seyers und die Löwen, die ganze Welt war für ihn nicht da; die ganze Welt mit all ihrer Freude, mit all ihrem Schmerz, mit all ihrer Sehnsucht, mit all ihrem Glück concentrirte sich ihm in dem holden Wesen, das er in seinen Armen hielt.

Erst ein lautes Gekreisch der andern Mädchen weckte ihn aus seinem Wonnerausche.

Er blickte auf.

„Die Löwen! Da sind sie!“ schrie Sairy, welche bis jetzt etwas verblüfft dem sonderbaren Auftritte zugeschaut hatte.

Sie deutete mit diesen Worten auf einen freien Rasenplatz des Parkes, welchen eben jener Graben durchschnitt, und in dessen Mitte sich ein kleiner Teich befand.

Robby's geübtes Auge hatte längst, ohne daß die übrigen Andeutungen nöthig waren, welche ihm von sämmtlichen Mädchen gegeben wurden, die richtige Stelle herausgefunden. In weiten Sprüng n eilte er davon, und wenige Secunden später befand er sich auf dem Platz am Teich. — —

Ninus und seine Gefährtin hatten, wie die Alte berichtet hatte, ihre ländliche Excursion mit der Jagd auf jenes unbedeutende Wild begonnen, das sich vor seinen gigantischen ausländischen Verwandten in diesen Park und hier auf einen Baum geflüchtet hatte, der in der Mitte jenes Rasenplatzes stand. Hier war die Katze allerdings

sicher; allein die Löwen hatten doch ihre Freude daran, sie noch weiter in Angst zu setzen. Sie belustigten sich daran, um den Baum und auf dem Platz umherzuspringen und sich auf dem Rasen zu kollern, wie Hunde, welche nach einem langen Aufenthalte im Zimmer endlich einmal das Vergnügen haben, an einem schönen Tage in's Freie gelassen zu werden.

Noddy sah, wie Ninus die auf dem Rücken liegende Dido bald in weiten Zirkeln umkreiste, den Schweif weit ausstreckend und die Mähne glatt an den Nacken legend, und dann dieses Amusement von Zeit zu Zeit aufgab, an den Baum eilte, auf welchem die Katze mit emporgekrümmtem Rücken und aufgerichtetem Schwanz saß und herunter glotzte. Er richtete sich dann mit den Vorderpfoten an dem Baumstamm auf und gab der Katze durch ein Geknurre zu verstehen, daß er sie nicht vergessen habe, und daß sie sich nicht der trügerischen Hoffnung hingeben möge, er werde sie während seines Spiels vergessen —

Das Heldenstück, welches Noddy jetzt zu vollführen hatte, war bei weitem das Schwierigste, was er je geleistet. Weder die Löwen-Jagd unter den sieben Wüstenbewohnern, noch seine Dressur der Semiramis konnten mit dem verglichen werden, was er jetzt zu thun im Begriff war. Es war kaum weniger rühmenswerth, als die Heldenthat jenes gepriesenen Simson, um so mehr, da er sich nicht wie jener israelitische Held auf die List einer Delila verlassen konnte.

Sogar die Peitsche, welche ihm sonst eine so große Sicherheit gewährte, hat er diesmal zu Hause gelassen, und nur mit ein paar starken Stricken versehen und das Herz voll verwegenem Muth trat er das Wagestück an.

Kaum wurden die beiden Löwen seiner ansichtig, so kamen sie in mächtigen Sätzen schäkernd auf ihn zugesprungen, als wollten sie sagen: „Hier sind wir! Ist das nicht ein vergnügtes Leben, ein köstlicher Spaß? Von Deinem Käfig wollen wir nie wieder etwas wissen, es ist übrigens recht vernünftig von Dir, daß Du die Sache ebenso ansiehst, wie wir, und zu uns herausgekommen bist, um mit uns zu spielen."

Noddy kannte die Natur der Thiere gut genug, um diese ihre stumme Sprache zu verstehen, und hütete sich wohl, ihrer Voraussetzung in irgend etwas zu widerstreiten. Im Gegentheil gab er sich in der That den Anschein, als ob er nur mit ihnen spielen wolle.

Als sie sich an seiner Seite beide behaglich knurrend niederstreckten und im Grase wälzten, da legte er sich mitten zwischen sie, bald den einen, bald den andern streichelnd und liebkosend. Unvermerkt aber legte er jedem um alle vier Füße gleichsam spielend eine Schlinge mit den Stricken; dann plötzlich sprang er auf und mit

einem Ruck zog er beiden zugleich die Beine zusammen und befestigte sie dann mit den Enden der Stricke dicht an einander, so daß die Löwen kaum ein Glied zu rühren im Stande waren.

Mr. Mops und die übrigen Mitglieder der Menagerie hatten inzwischen sich mit geeigneten Waffen versehen, auch einen Wagen zurecht gemacht und waren dem verwegenen Thierbändiger gefolgt, um ihm die entsprungenen Löwen einfangen zu helfen.

Auch ihnen hatte die Alte den richtigen Weg gewiesen; vermittels der Leiter, welche noch an der Mauer lehnte, waren auch sie in den Park gelangt und kamen gerade in dem Moment an, als Noddy die Löwen in widerstandslosem Zustande auf dem Rasen liegen ließ und zu Fanny eilte, welche ihm trotz ihrer Furcht vor den Löwen gefolgt war und aus einiger Entfernung mit angstklopfendem Herzen und mit Beben zugeschaut hatte.

Da die Gefahr beseitigt war, kamen auch die übrigen Mädchen neugierig herbeigerannt. Namentlich aber war es Nettice, welche sich ängstlich an Fanny schmiegte und flehentlich bat:

„Nicht wahr, Du läßt mich nicht hier, wenn Du mit Deinem Bruder gehst, nicht wahr, Fanny, Du nimmst mich mit?“

„Gewiß, Du sollst mich nicht mehr verlassen. — Komm Noddy, laß uns diesen schrecklichen Ort fliehen, ehe Mrs. Bagges unsere Flucht entdeckt; sie würde mich sonst zurückbringen in das entsetzliche Haus!“

„Wie?“ erwiederte Noddy entrüstet, „man hat Dich gemißhandelt? Ha! Ich werde Dich rächen, Fanny!“

„Es hat sie Niemand gemißhandelt, Sie zärtlicher Löwenbändiger; Sie brauchen Sich nicht zu ereifern!“ fiel hier Sairy ein; „Mrs. Bagges hat sie gut gepflegt, hat ihr eine bequeme Wohnung und schöne Kleider gegeben, und wenn sie fortgeht, so ist sie ein undankbares Geschöpf und verdient nicht die Wohlthaten, die ihr in diesem Hause erwiesen sind.“

„Nein, nein!“ versetzte Nettice, „glauben Sie ihr nicht, Mr. Noddy, glauben Sie ihr nicht! Man hat sie nicht gemißhandelt, aber Schrecklicheres als Mißhandlung erwartet uns, wenn wir hier bleiben. Retten Sie Fanny, und nehmen Sie auch mich mit. Ich freilich kann Ihnen durch Nichts danken, Mr. Noddy; aber mein ganzes Leben lang will ich es Ihnen nicht vergessen, wenn Sie mich aus diesem Hause, wo nur die empörendsten Greuel passiren, befreien.“

Fanny an der einen, Nettice an der andern Hand schritt Noddy dem Ausgange des Parkes zu und öffnete die Pforte, vor welcher der zum Transport der Löwen bestimmte Wagen hielt.

Inzwischen hatte Sairy bereits Rapport abgestattet über diese unwillkommene Intervention eines fremden Mannes, und Mrs. Bagges, unterstützt von Master und Mistreß Gamp kamen ihm nach=

geeilt und versuchten, ihm die beiden Mädchen wieder zu entreißen.

„Laß' sie ihm nicht, Bethsey! Ein Capital von 25,000 Pfund! Reiß' sie ihm fort, Du Taugenichts von einem Mann; bist Du denn zu gar Nichts gut, als Punsch zu trinken und ein Vermögen zu vergeuden? Kannst Du nicht einmal diesem Gelbschnabel die Kinder entreißen?"

So ermahnte Mrs. Gamp ihre Schwester und ihren Mann, und legte selbst Hand an's Werk, um Noddy's Beginnen zu hindern.

Dem muskulösen jungen Manne aber war es eine Kleinigkeit, sich diese drei Angreifer vom Halse zu schaffen und den Park zu verlassen.

Fanny und Nettice befanden sich in sicherer Obhut, und fanden vorläufig ein Unterkommen in der Wohnung des Löwenbändigers zu derselben Stunde, als die Löwen zu ihrem großen Leidwesen von ihrem Käfig wieder Besitz zu nehmen genöthigt wurden.

---

## Neunundneunzigstes Kapitel.

# Contremine.

Wie wir bereits erwähnten, wohnte Mr. Conover in dem Hause des ehrenwerthen Theater-Zimmermanns Mr. Spangler. Dieser würdige Herr, ein Freund der Mrs. Gamp, war derjenige, den sie mit der Aufbewahrung ihres Schatzes betraut hatte.

Mr. Spangler pflegte sonst seinen langen, dünnen Hals, seine spitze Nase und sein eben so spitzes Kinn den ganzen Tag zur Portier-Loge hinaus auf die Straße zu stecken und jeden Vorübergehenden prüfend zu betrachten, so daß er in den Augen eines befangenen Deutschen für eine Art von Polizeispion hätte gelten können, zu welchem Posten er sich auch vorzüglich geeignet hätte, wenn die Constitution der Freistaaten die Existenz solcher Individuen erlaubt hätte.

Seit einiger Zeit indessen sah man Mr. Spangler bedeutend seltener, denn er hatte jetzt einen Zeitvertreib gefunden, welcher nicht nur ebenso interessant war, als die Beobachtung der Leute auf der Straße, sondern entschieden gewinnbringender zu werden versprach.

In seinem hintersten Kämmerchen saß er, dessen Luke den gan-

zen Tag verschlossen und seit einiger Zeit mit eisernen Stangen versichert war. Ein jämmerliches Talglicht brannte auf einem Tische, unter welchem eine Eichenkiste mit schweren Vorlegeschlössern stand.

Die Kiste ist dieselbe, welche in unserer Erzählung bereits mehrfach eine so bedeutende Rolle gespielt. Wir hatten bisher immer nur Gelegenheit, sie von außen zu sehen; Mr. Spangler's Neugierde hat uns Gelegenheit verschafft, auch ihren Inhalt näher kennen zu lernen.

Als ihm Mrs. Gamp die Kiste übergab, verschwieg sie ihm wohlweislich, was dieselbe in sich berge. Sie hatte ihm gesagt, daß die Kiste einige ihrer werthvollen Geräthe, Schmucksachen und auch ihr Erspartes enthalte, welches sie auf der Flucht nach dem Süden sich nicht mitzunehmen getraute, da sie ja möglicherweise ertappt und so ihres Eigenthums verlustig werden könnte.

Mr. Spangler hatte mit den kleinen stechenden, grauen Augen geblinzelt, seine Lippen zusammengekniffen und gesagt:

„Ich glaub's, Mrs. Gamp, reisen Sie in Gottes Namen; Ihre geringen Ersparnisse sind bei mir in guten Händen.“

Aber Mrs. Gamp hätte sich einen weniger argwöhnischen Freund und einen im Spioniren weniger geübten Aufbewahrer ihrer Schätze aussuchen sollen, als es Mr. Spangler war.

Nachdem er es in der That einige Tage über sich gewonnen, den Schatz uneröffnet in seinem Zimmer stehen zu haben, und sich begnügt hatte, die Kiste nur von außen kennen zu lernen, — bei welchem Studium er es allerdings so weit gebracht hatte, daß er jeden Nagel, jedes Niet, jedes Charnier, jede Fuge auswendig aufzählen konnte, und — falls er ein Meister dieser Kunst wäre — sogar hätte aufzeichnen können, — da konnte er dem Verlangen nicht widerstehen, seine Kenntnisse zu erweitern und in das Geheimniß der Kiste ein wenig tiefer einzudringen.

Natürlich war das nicht leicht ausgeführt. Denn, wie wir bereits mehrfach erwähnten, war die Kiste mit drei schweren Eisenschlössern versehen, und im Fall dieselbe wirklich nichts Anderes enthielt, als was Mrs. Gamp angegeben hatte, so lohnte es sich ja auch kaum der Mühe, einen Versuch zu ihrer Oeffnung zu machen; wenigstens wäre der Erfolg nicht entsprechend den Unannehmlichkeiten, welchen er sich einer Frau von dem Temperament der Mrs. Gamp gegenüber aussetzte.

Da aber kam zufällig die Bekanntmachung der westindischen Handels-Compagnie und der New-Yorker Polizei in seine Hände.

Schnell combinirend machte er den Schluß: die Kiste, welche die westindische Handels-Compagnie zu Boston und New-Yorker Polizei suchen, ist keine andere, als die in meinen Händen befindliche.

„Eine Million Dollars! Himmel, das lohnt sich der Mühe!“

Die Schlösser waren schwer zu öffnen. Aber Geduld! Mrs. Gamp kam nicht so bald, um sich die Kiste abzuholen, sondern wartete unstreitig, bis der Krieg vorüber sein würde.

Beharrlichkeit und Unverdrossenheit bewirkten schließlich, daß es ihm gelang, ohne die Kiste äußerlich zu verletzen, durch Nachschlüsse dieselbe zu öffnen.

Welcher Anblick! Banknote auf Banknote, in dicken Paketen zusammengebunden, jede einzelne von einem Werthe, daß sie ausgereicht haben würde, ihm eine sorgenfreie Zukunft zu verschaffen! Den Boden bedeckt mit Goldbarren, viele Tausende Dollars an Werth!

So verführerisch ihm auch diese Schätze entgegenwinkten, so war doch Mr. Spangler weit entfernt, sich davon einen Vortheil zu verschaffen. Er gehörte zu jenen Geizigen, welche von ihren Schätzen keinen andern Gebrauch zu machen wissen, als sich an ihrem Anblick zu weiden, — welche auf dem Kissen verhungern, das sie mit Tresorscheinen ausgestopft haben, und in Schmutz und Lumpen einhergehen, wo ihnen aller Luxus des Lebens zu Gebote steht.

Mr. Spangler hatte auch nicht eine einzige Banknote gewechselt, nicht einen einzigen Goldbarren zum Juwelier gebracht: Er dachte nur daran, wie er es am besten anfangen könnte, Mrs. Gamp um ihren Schatz zu betrügen.

Da auch diese denselben gestohlen, so brauchte er sich eigentlich kein Gewissen daraus zu machen, ihn wieder zu stehlen. Er kannte jedoch den Charakter seiner werthen Freundin gut genug, um zu wissen, daß es ein sehr riskantes Ding sei, sich diese Dame zur Feindin zu machen.

Tag aus, Tag ein sann er nach, wie er den Schatz verbergen und wie er ihn für sich sichern solle. Wenn er zu seiner Arbeit nach dem Ford-Theater ging, dachte er unablässig daran, und wenn er nach Hause kam, beschäftigte er sich mit diesem Gedanken, und wenn er schlafen ging, erschien ihm die Kiste im Traume, und wenn er aufstand, war es sein Erstes, daß er sich davon überzeugte, ob sie noch an ihrem Platze stand. Es machte ihm kein Vergnügen mehr, auf die Straße hinaus zu gucken und Jeden, namentlich diejenigen, welche in das Haus eintraten, zu mustern, als ob er unter ihnen irgend einen berüchtigten Spitzbuben vermuthe.

Diejenigen, welche zu seinem Miethsmanne im ersten Stock, Mr. Conover, zu kommen pflegten, hatten sich sonst seinerseits einer ganz ausgezeichneten Beobachtung zu erfreuen gehabt. Das war aber jetzt nicht so, und wenn der Präsident Lincoln selber zu Mr. Conover gekommen wäre, er hätte es nicht bemerkt. Man hörte von ihm nicht mehr sein:

„Hm, hm! da steckt etwas dahinter!“

das er fast jeder Person nachschickte, die zu Mr. Conover zu kommen pflegte.

Schlimm für ihn! Das Studium, welches sonst für ihn so interessant war, hätte gerade in dieser Zeit reichlichen Stoff gehabt, und hätte er nicht gerade in der Stunde, da wir sein Haus betraten, vor der Goldkiste gesessen, so hätte er einen ganz merkwürdigen Anblick haben können, und sein „Hm, hm! da steckt etwas dahinter!“ hätte eine viel reellere Veranlassung gehabt, als irgend ein Verdacht, den er je gehegt.

Mr. Conover hatte Besuch, und zwar Besuch von einer Dame, die wir bereits schon einmal das Haus Sandford Conover's betreten sahen. Es war keine Andere, als Mary Powel.

Mr. Conover war ein scharfsinniger Kopf; wie wir wissen, Correspondent der New-Yorker Tribüne. Er hatte sich lange Zeit in Richmond aufgehalten, wo wir zuerst seine Bekanntschaft machten. Er galt bei den Rittern des Südens für einen passionirten Anhänger der Secessionisten-Partei. Er war jetzt nach dem Norden zurückgekehrt, theils, um Bericht abzustatten über seine Beobachtungen, theils, um neue Instructionen nach dem Süden mitzunehmen, und wie bereits in Richmond, so pflog er auch in Washington mit Mary Powel den freundschaftlichsten Verkehr. Er war der Einzige, der von vorn herein ihr Geheimniß wußte: er hatte ihr Vertrauen nie gemißbraucht, und ihm allein entdeckte sie die tiefsten Geheimnisse ihres sowohl von Patriotismus, als auch von Liebe glühenden Herzens.

Auch jetzt sprach sie mit ihrem Freunde von Dingen, die sie nie einem Menschen anvertraut hatte. Sie liebte Wilkes Booth mit glühender Leidenschaft, aber ihre Vaterlandsliebe ließ nicht zu, daß sie seine Pläne begünstigte. Pflicht und Neigung kämpften in ihrer Seele, und sie gebot dem stürmischen Kampfe nur dadurch Schweigen, daß sie eine scheinbare Versöhnung mit sich selbst herbeiführte.

Sie wollte den Mann nicht verrathen, den sie liebte — das wäre eine Sünde gegen ihr Herz; sie wollte aber auch zu seinen Anschlägen nicht schweigen — das wäre eine Sünde gegen das Vaterland; — allein sie wollte überall als seine Gegnerin auftreten, seine Anschläge vernichten, ohne daß die Vernichtung ihn selber träfe. Ihn selbst hätte sie mit ihrem Leben geschützt; seine Anschläge aber verdammte sie und hätte an ihre Zerstörung ebenfalls ihr Leben gesetzt.

„Sie wissen also genau, Miß Powel,“ sagte Mr. Conover eben, „daß noch heute der Plan zur Ausführung kommen soll, Abraham Lincoln zu entführen?“

„Wie ich Ihnen sagte, noch heute. Mr. Atzerott hat herausgebracht, daß der Präsident auf Seward's Villa einen Besuch abzustatten gedenkt.“



Verrätherei des Rebellenführers C. Oley. (S. Seite 826.)

„Und Sie meinen, daß der scheußliche Plan, die Pferde scheu zu machen, nicht früher, als auf der letzten Station vor Alexandria ausgeführt werden soll?"

„Auf dem Blackhouse, nicht früher."

„Gut! So weiß ich Alles, was ich zu wissen nöthig habe."

„Aber Sie versprechen mir noch einmal, Mr. Conover, daß Sie nichts mehr thun wollen, als den Anschlag vereiteln?!"

„Ich verspreche Ihnen, Miß Powel, daß ich Nichts unternehmen will gegen den Mann, an dessen Sicherheit Ihnen liegt."

„Nein, Sir, das ist mir nicht genügend; Sie dürfen gegen Niemanden denunzirend auftreten; es könnte Einer der Verräther des Andern sein!"

„Aber, Miß Powel, Sie zwingen mich zu einer argen Pflichtverletzung; Sie verlangen von mir, daß ich Leute in Freiheit lasse, welche Unheil zu verbreiten abgesandt sind, und welche vielleicht viel schlimmere Anschläge im Schilde führen, als die Gefangennehmung Lincolns."

„Sollte etwas Anderes beabsichtigt werden, so seien Sie überzeugt, daß Sie Kenntniß davon erhalten. Alles Unheil, das durch jene Leute entstehen könnte, soll durch meine Thätigkeit verhindert werden. Mit doppelter Aufmerksamkeit und mit doppelter Pflichttreue werde ich jedes Wort, jedes Schriftstück, jedes Beginnen der Verschworenen überwachen; seien Sie unbesorgt, Mr. Conover, Ihre Pflicht ist, das Vaterland schützen zu helfen, und diese Pflicht verletzen Sie nicht, wenn Sie thun, was in Ihren Kräften steht, um Unheil vom Vaterlande abzuwenden." —

Wenn Mr. Spangler nicht gerade über seinem Schatze gesessen hätte, so würde er wahrscheinlich in dem Manne, der fünf Minuten später das Haus verließ, seinen Miether nicht erkannt haben.

Miß Mary Powel, welche etwa eine halbe Stunde später das Haus verließ, war aber nicht so glücklich, seinen Argusaugen zu entgehen. Er trat gerade, als sie ging, aus seiner Portier-Loge hervor und schnarrte ihr in zweideutigem Tone ein „Guten Morgen, Miß!" entgegen. „Sie waren bei Mr. Conover? — Hoffentlich befindet sich mein Miether wohl?"

„Mr. Canover war nicht zu Hause," antwortete Mary.

„Nicht zu Hause, Miß? Ei! ich habe nicht bemerkt, daß er ausgegangen ist, und wenn er auch ausgeht, pflegt er mir doch den Schlüssel zu hinterlassen. Auch das ist nicht geschehen — Hm, dahinter muß etwas stecken!" — —

Als Mary über den Union-Place schritt, fuhr eine Equipage an ihr vorüber, welche mit zwei prächtigen englischen Pferden bespannt war. Ein Kutscher und ein Bedienter saßen auf dem Bock in einer Livree, welche weder prunkend, noch auch eine besonders feine war.

Allein Jedermann zog vor dem ältlichen Herrn, der in die Kissen zurückgelehnt saß und sich lebhaft mit dem jüngeren Manne unterhielt, der an seiner Seite Platz hatte, tief den Hut.

Der Börsenmann, dem die fallenden Papiere sicherlich Kopfschmerzen verursachten, und der Tag und Nacht an Nichts, als auf dem Spiele stehende Capitalien dachte, — er versäumte nicht, seine Berechnungen einen Augenblick zu unterbrechen und dem Manne im Wagen einen Gruß zuzuwinken.

„Guten Morgen, Sir!“ — „Guten Morgen Excellenz!“ — „Guten Morgen Old Abem!“

So hörte man es von allen Vorübergehenden.

Selbst der Jude und der Irländer, welche vor einer Stoa standen und über ein Geschäft sprachen, das sie heimlich mit dem Süden gemacht, und welche man, ohne gerade ein erfahrener Physiognomiker zu sein, schon in weiter Entfernung für „damned Copperheads“ erkennen mußte, — auch sie konnten dem Manne die Achtung nicht versagen, obwohl sie ihn für den Feind, für den Tyrannen halten mußten, für den ihre Partei-Genossen ihn hielten.

„Dort kommt Old Abem,“ sagte der Israelit, den Andern anstoßend. Und Beide wandten sich nach der Straße um, und Beide zogen die schmutzigen Mützen bis tief auf die Erde.

Lincoln's Wagen nahm die Richtung nach der Chaussee von Alexandria.

---

## Hundertstes Kapitel.

# Der Gast im Blackhouse.

Das Blackhouse ist eine Station zwischen Washington und Alexandria, ein Gasthof, in welchem früher hauptsächlich die Geldlords des Südens verkehrten, wenn diese die Residenz besuchten.

Jetzt aber, da der Verkehr mit dem Süden abgeschnitten war und die Geld-Lords nicht mehr nach Washington kamen, jetzt sprachen nur noch diejenigen Reisenden ein, welche die Eisenbahn, die von Baltimore aus den Potomac hinabführt, nicht benutzten, sondern es vorzogen, eine kurze Reise in ihren eigenen Equipagen zu machen, wozu allerdings die herrlichen Alleen, welche den Potomac entlangfüh-

ren über schön bewachsene Hügel und reich bebaute Thäler, durch schattige Waldungen und blühende Wiesen einluden.

Da diese Reisenden stets den besseren Ständen anzugehören pflegten, so war der Gasthof Blackhouse fast ausschließlich dem Aufenthalte der americanischen Aristocratie bestimmt und galt weit und breit für ein Hôtel, in dem man nicht nur die leiblichen Bedürfnisse auf das Bequemste und Beste befriedigen konnte, so weit sich diese wenigstens auf Essen, Trinken, Schlafen und Wohnen erstreckten, sondern in welchem man auch sicher war, stets eine gute Gesellschaft anzutreffen.

Obwohl der Amerikaner sich gewöhnlich um die Gesellschaft, welche mit ihm ein Hôtel bewohnt, oder mit ihm an derselben table d'hôte sitzt, oder mit ihm an demselben Tische im Journal-Zimmer die Zeitungen liest, gar nicht kümmert, und sich stets den Anschein giebt, als ob er nicht bemerkte, daß sich außer ihm noch Jemand im Zimmer befindet, vielmehr stumm und in der nonchalantesten Position Stunden lang in der größten Gesellschaft verbringen kann, so liebt er doch, daß diese Gesellschaft eine gewählte, für ihn passende sei.

Ein Amerikaner von gutem Ton würde es für überflüssig halten, wenn er am Fenster sitzt, auf dem Stuhle sich schaukelnd und die Beine auf der Fensterbrüstung ruhend, sich umzuwenden, wenn Jemand, und wäre es der Staats-Minister selbst, die Thür öffnete und hinter seinem Rücken Platz nähme. Ja, er würde es überhaupt für unpassend halten, von der Anwesenheit dieses Herrn Notiz zu nehmen. — Es würde aber Alles empört und entrüstet aufstehen, wenn etwa ein Neger oder ein Irländer, der mit den guten Manieren und dem guten Tone der besseren Gesellschaft nicht vertraut ist, in das Zimmer träte und in dem bescheidensten Winkel Platz zu nehmen wagte.

Der Wirth vom Blackhouse kannte seine Gesellschaft auch gut genug, und sorgte schon dafür, daß die sogenanten bessern Gäste durch Leute, gegen welche der Amerikaner einmal ein Vorurtheil hat, namentlich Irländer und Neger, nicht behelligt wurden.

Für sie hatte er ein besonderes Logis und Speisehaus in von den übrigen ganz abgesonderten Localitäten eingerichtet, und er hatte einen Kennerblick, zu enscheiden, ob er in seinem Besuche einen Gentleman vor sich habe oder einen Tagearbeiter, oder überhaupt einen Mann, von dem er voraussetzte, daß er der guten Gesellschaft nicht passen würde.

In den großen Städten Amerika's sondern sich zwar gewöhnlich die Stände nicht so scharf von einander ab, wie bei uns in Deutschland, indessen ist die Geldaristokratie doch meistens sehr exclusiv, und namentlich an Orten, wo der Junkerton der Sklavenbarone einmal so eingeführt ist, wie im Blackhouse.

Die Sklavenbarone des Südens hatten die Sitten der Sclavenaristokratie einmal hierher gebracht, und sie waren hier geblieben, und schon aus diesem Grunde fühlten sich namentlich democratische Geld-Lords hierher gezogen.

Der Wirth vom Blackhouse, obwohl er selbst ein vorzüglicher Patriot war, und von der republikanischen Partei einmal sogar zum Bezirks-Repräsentanten vorgeschlagen wurde, war es demnach gewohnt, vielfach Anhänger des Südens bei sich zu sehen, aber die Demokraten unterhielten sich gern mit ihm, denn er wußte die rücksichtslose Partei-Leidenschaft vorzüglich hinter einer ausgezeichneten Höflichkeit und einer glatten Geschmeidigkeit zu verbergen.

Im Parlour befand sich nur ein einziger Gast, ein Mann von etwa funfzig Jahren, mit hoch emporgekämmtem, dickem Haar, das schon hin und wieder mit Grau untermischt war.

Sein Kinn oder vielmehr sein ganzes Gesicht ragte zwischen mächtigen, hochstehenden Vatermördern hervor, und seine Hände bedeckten kostbare Ringe. Aus der Tasche seiner Weste hing eine dicke Uhrkette, welche bestimmt war, ein Petschaft zu tragen, das, seiner Größe nach zu urtheilen, vermuthlich das Stadtwappen irgend einer deutschen Provinzialstadt enthielt.

Der Mann saß auf einem Stuhle, den er nach Gewohnheit der Amerikaner so weit nach hinten überbeugte, daß ein, an einen solchen Anblick nicht Gewöhnter jeden Augenblick befürchten mußte, die beiden Hinterbeine würden zusammenbrechen, während er seine Füße, die übrigens mit den feinsten Lackstiefeln bekleidet waren, den einen auf die Galerie einer Etagère, ungefähr im Niveau seines Hauptes, den andern auf der Lehne einer Longchaise ruhte. In den Händen hielt er ein Zeitungsblatt, in dem er sehr aufmerksam las, und über welches hinweg er von Zeit zu Zeit so geschickt spuckte, daß er die Stelle der blauen Wandtapete, die er sich zur Zielscheibe erwählt zu haben schien, nie verfehlte und der ausersehene Fleck, obwohl derselbe sehr häufig von Geschossen der Art getroffen wurde, seine Ausdehnung nicht sichtlich vergrößerte.

Neben diesem Manne stand ein Schwarzer, den feinen Castorhut seines Herrn in der einen, und den Stock mit goldenem Knopfe in der andern Hand, und jedesmal, wenn sein Herr spuckte, eine etwas scheue Seitenbewegung machend, als ob er befürchtete, daß jener einmal sein Ziel wechseln, und statt der blauen Wandtapete sich sein breites Antlitz aussuchen möchte.

Allein, sein Herr beachtete ihn so wenig, als ob er ein hölzerner und nicht ein lebender Hutständer gewesen wäre; nur erst nach einer Weile beehrte er ihn mit einigen Worten.

Als nämlich die Sonne etwas höher stieg und über die Gipfel

der Akazien hinwegschien, sagte er, ohne übrigens nur den Kopf umzuwenden, oder aus seiner Zeitung aufzusehen:

„Siehst Du nicht, Hund, daß die Sonne hereinscheint!?"

Er war im Zorn; denn er sandte eine doppelte Ladung gegen die Wandtapete, was auf den Neger einen großen Eindruck machte.

Dieser stellte schleunigst Hut und Stock bei Seite und beeilte sich, das Rouleau herunter zu lassen; leider aber so weit, daß sein Herr nicht Licht genug zum Lesen hatte, auf welches Versehen ihn derselbe in sehr zarter Weise dadurch aufmerksam machte, daß er denjenigen seiner Lackstiefel, welcher auf der Sophalehne ruhte, mit den Rippen des Schwarzen in eine sehr energische Berührung brachte, die zu dem zarten Stiefel in gar keinem Verhältniß stand.

Der Schwarze machte seinen Fehler wieder gut. Sein Herr warf ihm ein Battist-Taschentuch zu, mit dem er ihm den Schweiß abzutrocknen hatte, falls die Hitze größer werden sollte, eine Arbeit, die sehr riskant war, da sie ihn zwang, stets in der gefährlichen Nähe seines übelgelaunten Herrn zu sein.

Der Neger war daher dem Wirth des Hôtels gewiß sehr dankbar, als dieser eintrat und seinem Herrn eine andere Zerstreuung bereitete, als die, den Sclaven zu maltraitiren.

„Der Bote ist so eben zurückgekommen, Mr. Mudd," sagte er, „Ihr Herr College, Mr. Blackburn kann jede Minute eintreffen."

Mr. Mudd nickte herablassend mit dem Kopfe, ließ sich aber in der Lectüre der Zeitung nicht stören, sondern gab dadurch, daß er das Blatt noch näher an sein Gesicht rückte, zu verstehen, daß er eine Unterhaltung nicht wünsche.

Hier traf aber offenbar sein Wunsch nicht mit demjenigen des Wirthes zusammen; dieser vielmehr ließ seinen etwas umfangreichen Körper in einen Lehnstuhl nieder, welcher der Zeitung Mr. Mudd's gerade gegenüber stand, aber unglücklicher Weise gerade in der Richtung, welche die Geschosse gegen die Wandtapete nahmen.

„Es ist noch ein anderer Herr da, welcher nach Ihnen gefragt hat."

Mr. Mudd antwortete nicht, sondern sandte verdrießlich eine Ladung über die Zeitung hinweg, zum Glück für den Wirth ging diese auch über seinen Kopf. Er hielt es für die Folge aber doch für rathsam, seinen Sessel an eine andere Stelle zu rücken.

„Wollen Sie den Herrn sprechen?" fuhr dann der Unerbittliche fort.

Mr. Mudd antwortete nicht.

Statt seiner machte hinter seinem Rücken der Schwarze allerlei Grimassen, welche dem Wirth zu verstehen geben sollten, daß er um Himmelswillen seinen Herrn nicht noch mehr reizen möge.

„Der Herr beabsichtigt, falls er Sie hier nicht treffen und

sprechen kann, Sie in Ihrem Hause zu besuchen," fuhr der Wirth trotz dieser Abmahnung fort.

Die Arbeit des Schweißabwischens wurde für den Neger eine immer anstrengendere, denn die Aufregung des Mr. Mudd stieg mit jeder Secunde, und so oft auch seine Stirn abgewischt wurde, sie destillirte stets neue Schweißtropfen, und sein Auge fing an, Zornesblitze auf den Wirth zu schleudern.

Dieser indessen kannte die Herrn Aristokraten und Sklavenbesitzer schon, und wußte recht gut mit Ihnen fertig zu werden.

Mit einer Kaltblütigkeit, als ob Mr. Mudd ihm freundschaftlich die Hand geschüttelt und gesagt hätte:

„Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre gütige Nachricht," erhob er sich und wandte sich der Thür zu, indem er sagte:

„So werde ich den Herrn heraufschicken."

Den Neger erfüllte diese Kaltblütigkeit des Wirthes mit wahrem Entsetzen.

Mr. Mudd aber sprang mit beiden Lackstiefeln auf den Boden und fuhr vom Stuhle auf, indem er wüthend schrie:

„In's Teufels Namen, Sir, ich habe Ihnen gesagt, daß ich ungestört bleiben will! Wer ist der Lump, der Schurke, der mir seine Gesellschaft aufdringen will?"

„In wie weit der Herr diese Titel verdient, ist mir unbekannt," sagte ruhig der Wirth, „und was seinen Namen anbetrifft, so hörte ich, daß sein Freund ihn Mr. Wilkes nannte.

„Was? — Wie? — Wilkes?" —

„Ja, Wilkes! freilich ein bloßer Vorname; den andern Namen habe ich nicht gehört."

Der Schwarze mußte befürchtet haben, daß Mr. Mudd dem aufdringlichen Gastwirth irgend ein Stück seines Mobiliars an den Kopf werfen würde, und hatte sich, um solchen Eventualitäten vorzubeugen, mit beiden Händen der Stühle bemächtigt, welche in der Nähe seines Herrn standen.

Dieser jedoch dachte gar nicht an eine solche Inconvenienz, sondern sprang auf den Gastwirth zu, faßte ihn am Arm und sagte:

„Was sagen Sie, theuerster Sir; Wilkes? . . . Sie sind gewiß, daß Sie sich nicht täuschten?"

„Völlig gewiß, Sir! Wenn dieser Herr aber, wie sie eben sich zu äußern beliebten, ein Lump und ein Schurke ist, so ist es meine Schuldigkeit, ihm zu bedeuten, daß er nicht das Recht hat, in das Parlour des Blackhouses einzutreten. Ich werde ihn fortschicken!"

Er hatte bereits die Thür in der Hand.

„Nichts da! Bleiben Sie, Sir! Nicht abweisen Sir! Sagen Sie ihm, ich ließe ihn bitten, sofort hierher zu kommen, oder falls

es ihm lieber sein sollte, bin ich bereit, ihn auf seinem Zimmer zu besuchen."

„Sie sind also Ihrer Sache gewiß, daß Mr. Wilkes kein Lump und kein Schurke ist?"

„Ja, ja! ich bin meiner Sache gewiß. Gehen Sie und richten Sie aus, was ich Ihnen sagte."

Mr. Mudd war in sichtlicher Aufregung. In schnellen Schritten ging er im Zimmer auf und ab; er dachte nicht mehr an die Zeitung und verfehlte jedes Mal den Fleck an der Wandtapete, was ihm sonst nur bei grenzenloser Zerstreutheit und Aufregung passirte, ein Zustand, von welchem der Schwarze für seine persönliche Sicherheit alles Mögliche zu befürchten hatte.

Er sollte jedoch der Gefahr enthoben werden.

Mr. Mudd wandte sich nach ihm um und sagte, indem er zugleich nach dem Stock mit dem goldenen Knopfe griff:

„Hinaus mit Dir, widerwärtige Bestie! Oder willst Du etwa aufschnappen, was hier gesprochen wird? — He? — Und willst es dann bei dem andern Vieh, Deinen Collegen, als Neuigkeit vorbringen, damit nach vierundzwanzig Stunden ganz Maryland weiß, was Dein Herr mit einem Fremden gesprochen?"

Der Neger war kaum zur Thür hinaus, als zwei Männer eintraten, die dem Leser bereits Beide wohlbekannt sind.

Der erste war ein junger Mann von ungefähr sechsundzwanzig Jahren, von edlem, graciösem Wuchs, schönem Gesicht, intelligentem, feurigem Auge; der Andere groß, starkknochig, ja fast herkulisch, aber doch ebenmäßig gebaut, mit finstern Zügen, und wilde Leidenschaft in seinem unheimlich düstern Auge.

Der erste dieser Beiden wurde von Mr. Mudd begrüßt, nicht wie ein lieber Freund, sondern fast eher, wie ein hoher Vorgesetzter. Mr. Mudd eilte ihm entgegen, ergriff die dargebotene Rechte des Fremden mit beiden Händen und sagte:

„Ich bitte tausend Mal um Verzeihung, Mr. Wilkes, daß ich nicht sofort zu Ihnen kam; indeß der Esel von Wirth verschwieg mir Ihren Namen, und von einem Fremden wollte ich nicht gestört sein, da ich, wie Sie wissen, hier eine Unterredung unter vier Augen mit Mr. Blackburn haben werde."

„Ich weiß, ich weiß!" unterbrach ihn Wilkes Booth; „indessen wird es vielleicht überflüssig sein, daß Sie wegen der bewußten Angelegenheit mit dem berühmten Gelbenfieber-Arzt Rücksprache nehmen. Es ist zunächst ein anderer Plan in's Werk zu setzen."

Mr. Mudd warf fragend einen Seitenblick auf den Begleiter Booths.

„Mein Freund, Robert Payne," antwortete Booth, diesen Blick richtig deutend, „wir können in seiner Gegenwart ungestört sprechen."

„Einer der Ihrigen?“ fragte Mr. Mudd.

Booth nickte bejahend.

Payne stand mit verschränkten Armen am Fenster, während Mr. Mudd und Wilkes Booth, das Haupt der Verschworenen, ihr Gespräch fortsetzten.

„Sie meinen also, es wäre überflüssig,“ nahm der erstere das Thema wieder auf, „über die bewußte Angelegenheit mit Blackburn Rücksprache zu nehmen?“

„Ich hoffe, es wird überflüssig sein.“

„Aber die Jahreszeit ist jetzt gerade dem gelben Fieber am günstigsten.“

„Thut nichts, Mr. Mudd; wenn wir Abraham Lincoln in unsere Gewalt bekommen, so brauchen wir das gelbe Fieber nicht mehr zu unserm Bundesgenossen zu machen.“

„Sie beabsichtigen, Abraham Lincoln zu entführen?“

„So ist es, und zwar noch heute.“

„Was!?“ rief Mr. Mudd. „Ein so riesenmäßiger Plan ist im Werke, und ich weiß nichts davon?“

„Dabei ist Ihre Hülfe überflüssig; ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie nicht unnöthig der Gefahr der Theilnahme aussetzen werde; ich werde Ihre Hülfe nur da in Anspruch nehmen, wo unsere Kräfte nicht ausreichen.“

„Wie aber wollen Sie es anfangen, Lincoln in Ihre Hand zu bekommen?“

„Die Sache ist sehr einfach; Lincoln fährt heute in Begleitung seines Geheim-Secretairs, Mr. Nicolai, nach Seward's Villa bei Alexandria. Auf dem Wege von hier bis zum Cedernwalde vor Alexandria werden seine Pferde scheu werden. Harrold, O'Laughlin, Atzerott und Arnold sind auf ihren Posten. Ich selbst und Payne werden in einer Equipage gerade da in der Nähe sein, wo die Pferde des Präsidenten anfangen scheu zu werden. — O'Laughlin wartet mit einigen zuverlässigen Männern im Wäldchen am Potomac; ein Boot steht bereit — das andere können Sie sich denken.“

„Vortrefflich! Aber wie werden Sie es anfangen, die Pferde scheu zu machen?“

„O, Mr. Atzerott hat ein vorzügliches Mittel. Sie werden es sehen, wenn Sie das Vergnügen haben werden, den Präsidenten von hier abfahren zu sehen. Sie werden bemerken, wie die Pferde ungeberdig den Kopf schütteln, wie sie alle Symptome der Angst zeigen, schon beim Abfahren. Diese Symptome werden sich steigern, und man kann voraus berechnen, an welchem Punkte des Weges die Pferde bis zur Unbändigkeit wild geworden sind.“

„Sind Sie sicher, daß der Präsident hier anhält?“

„Er hält immer hier an und wechselt die Pferde. Binnen einer Stunde, vielleicht auch schon früher werden Sie seinen Wagen die Rampe hinauffahren sehen.“

Es fuhr in der That in diesem Augenblick ein Wagen die Rampe hinauf.

„Ha!“ rief Booth, „unzweifelhaft die Equipage des Präsidenten!“

Payne, der noch immer am Fenster stand, zog das herabgelassene Rouleaux ein wenig in die Höhe und blickte hinaus.

„Nein,“ sagte er, „es ist der Präsident nicht; es ist ein Fremder.“

„Ein Fremder?“ versetzte Booth; „fatal! ich liebe nicht die Anwesenheit von Fremden, wenn es sich um ein solches Vorhaben handelt.“

„Ein Herr steigt aus,“ bemerkte Payne; „der Kerl hat ein widerwärtiges Gesicht; ich will hoffen, daß er sich nicht lange hier aufhält.“

Diese Bemerkungen veranlaßten Mudd und Booth ebenfalls an eins der Fenster zu treten und die Rouleaux in die Höhe zu ziehen.

„Wahrhaftig! Der Kerl hat ein verdächtiges Aussehen!“

„Ist er ein Yankee, so haben wir uns in Acht zu nehmen!“

„Man sieht es an jeder seiner Bewegungen und wie er überall den Kopf umherdreht, als ob er hinter jedem Strauch und hinter jedem Mauerpfeiler eine Gefahr wittere.“

“Ich glaube aber doch nicht, daß er ein Yankee ist,“ versetzte Mudd. „Ich muß gestehen, daß er mir aussieht wie ein Agent des Südens; denn die Spione der Union verstehen sich nicht so geschickt zu benehmen; wie ja auch die Erfahrung beweist, daß man sie überall erkennt. Sie wissen ja selber, wie man in Richmond damals jenen Mr. Parker entlarvte.“

„Ich bin aber doch neugierig zu wissen, wer der Fremde ist,“ sagte Booth.

„Wir müssen Gelegenheit nehmen, uns danach zu erkundigen. Wo ist der Wirth? He!“

Er hatte schon die Schelle ergriffen, um einen Kellner zum Wirth zu schicken, als dieser eben die Thür öffnete und eintrat

„Es ist ein Fremder da, Gentleman,“ sagte er. „Allein ich muß gestehen, daß ich ihn nicht für honnett genug hielt, um seine Anwesenheit hier zu dulden. Ich habe ihn daher in das Boarding-House, das ich für Leute seines Genres eingerichtet, gewiesen.

„O, schade! Das hätten Sie nicht thun sollen,“ sagte Booth; „es hätte uns großes Vergnügen gemacht, den Herrn kennen zu lernen und ein Viertelstündchen mit ihm zu conversiren.“

„Aber wer weiß," versetzte der Wirth lächelnd, ob es dem Herrn Vergnügen gemacht hätte, Sie kennen zu lernen. Er verzichtete auf den Besuch des Parlour schon ganz von freien Stücken, als ich ihm sagte, daß Mr. Mudd und einige Freunde desselben sich dort befänden."

„Trotzdem aber bitte ich Sie, daß Sie hinabgehen und dem Fremden sagen, wir ließen ihn einladen, zu uns hinauf in's Parlour zu kommen."

---

## Hundertunderstes Kapitel.

# Der Maskirte.

Das Blackhouse war ein in jeder Beziehung vollständiges Etablissement.

Es war nicht nur eingerichtet für den Reichen, sondern auch für weniger Bemittelte, wie Bürger und Arbeiter, und damit diese mit den Herren des Südens, die hier ja hauptsächtich verkehrten, nicht in Berührung kamen, so war mit dem eigentlichen Hôtel eine Art Boardinghouse verbunden, das an Comfort wenig zu wünschen übrig ließ, und sich von dem älteren Theil des Hôtels nur durch die Lage unterschied.

Während dort die Fenster nach der Straße und dem Flusse zu gelegen waren, so führten sie hier auf den großen, reinlich gepflasterten und zum Theile mit Bäumen bepflanzten Hof

Das Gastzimmer des Boardinghouses war also dasjenige, welches sich der Fremde, den Mr. Payne hatte aussteigen sehen, und dessen Aussehen er als ein sehr verdächtiges bezeichnet hatte, zum Aufenthalt wählte.

Als der Wirth, von Dr. Mudd und Booth beauftragt, hier erschien, um den Fremden in's Parlour des Hôtels zu bitten, fand er diesen nicht mehr allein, sondern in Gesellschaft eines Andern, welcher mürrisch und verdrießlich an einem Tische saß und ein Glas Porter trank.

Robert Payne hatte vollständig Recht gehabt, wenn er das Aussehen jenes Fremden als ein auffälliges und verdächtiges bezeichnete.

Der Mann trug auf dem rechten Auge ein großes schwarzes

Pflaster, quer über das Gesicht hatte er eine dicke Narbe und sein Haar von einer röthlich braunen Farbe hing unordentlich und ungebürstet über seine Schläfe. Sein Anzug war zur Hälfte der eines Gentleman, zur Hälfte militairisch.

Er trug nämlich die grauen Uniformhosen des New-Yorker Infanterie-Regiments und einen Rock von feinem Tuche von kaffeebrauner Farbe.

Wenn schon dieser Anzug nicht recht zusammen paßte, so nahm sich völlig geschmacklos die mächtige Cravatte aus, deren breite Zipfel weit zu beiden Seiten abstanden und dem Manne ein stutzerhaftes Ansehen gaben.

Das eine Auge, mit welchem der Fremde zu sehen vermochte, durch einen darunter angebrachten schwarzen Bogen anscheinend weit größer als in Wirklichkeit, war von brauner Farbe, lebhaftem Glanze, und scharf und beweglich, ja durchdringend. Jede Miene, ja jede Bewegung des Fremden zeigte den Mann, der zu beobachten gewohnt ist und das Resultat seiner Beobachtung zu verbergen versteht.

Der dichte blonde Bart, mit dem ein großer Theil seines Gesichtes bedeckt war, verhinderte, den feinen Zug um seinen Mund zu erkennen, und verbarg auch das ironische Lächeln, das um seine Lippen zuckte, als der Zweite, den der Wirth bei einem Glase Porter fand, eintrat.

Dies war ein Mann, der, wenn wir des Ersteren Aussehen als ein Auffälliges bezeichneten, vollständig widerlich und abschreckend aussah.

Struppiges rothes Haar, dicke buschige Brauen, ein breites, gemeines Gesicht, stumpfe, nichtssagende Züge, das Gepräge aller gemeinen Laster auf seiner platten Stirn, . . . es war nicht schwer, daß, wer diesen Mann einmal gesehen, ihn wieder erkannte.

Es war der Mann, welcher den teuflischen Plan ausgesonnen, die edlen Pferde des Präsidenten durch die Marter der Kugeln in den Ohren zur rasenden Angst zu treiben, und bei dieser Gelegenheit sich der Person Lincolns zu bemächtigen, es war derjenige unter den Verschworenen, welcher von Allen gehaßt und nur seiner Gemeinheit und Rohheit wegen geduldet wurde, Eigenschaften, welche ihn vorzüglich zu den Geschäften qualificirten, zu welchen er verwandt wurde — kurz, es war John Atzerott.

„Vortreffliches Wetter heute," redete der Mann mit dem Pflaster auf dem Auge Atzerott an, welcher sich absichtlich in einiger Entfernung von dem andern setzte und verdrießlich auf dessen Fortgehen zu warten schien.

Atzerott antwortete nur mit einem nachlässigen Nicken des Kopfes.

„Vortrefflich zum Reisen heute," fuhr der Fremde fort.

„Da bin ich Ihrer Meinung," antwortete Atzerott barsch, „und

ich an Ihrer Stelle würde mich nicht länger in dem dumpfigen Gastzimmer eines Boardinghouses aufhalten, als unbedingt nöthig ist."

„In der That, Sir," antwortete der Andere mit ironischer Verbindlichkeit, „ich bin ganz Ihrer Ansicht, und ich hätte auch nicht gezögert, sofort abzureisen, wenn ich nicht das Glück gehabt hätte, Ihre liebenswürdige Bekanntschaft zu machen!"

„Meine Bekanntschaft?" fragte Atzerott etwas verblüfft. „Ich wüßte nicht, daß sich Jemand die Mühe genommen hätte, mich Ihnen vorzustellen."

„Ist auch durchaus nicht nöthig! Wenn Sie erlauben, stelle ich mich Ihnen selber vor."

Damit erhob er sich und näherte sich dem Tisch des Andern.

„Bemühen Sie sich nicht," fuhr ihn Atzerott an, „ich habe kein Verlangen darnach, Sie kennen zu lernen, und wünschte, daß Sie lieber hundert Meilen weiter von meinem Tische entfernt wären, als daß Sie noch näher kommen."

„Ha!" lachte der Andere, „daran erkenne ich den ehemaligen Kameraden! — Wir sind nämlich Kameraden, Sir! Sie wirkennen mich freilich nicht wieder, denn ich habe mich verändert, aber beim Teufel, ich schwöre Ihnen, daß wir Kameraden sind."

„Schwören Sie beim Teufel, oder schwören Sie bei seiner Großmutter, oder schwören Sie bei sich selber; mir soll's egal sein; ich bin nicht Ihr Kamerad und bin's nie gewesen und trage auch kein Verlangen, es zu sein. Denn, um's Ihnen offen zu gestehen, Ihre Physiognomie sieht nicht sehr anziehend aus, und eine Kameradschaft mit Ihnen könnte wohl nicht gut einen andern Weg führen, als den zum Galgen."

„Sie sind wirklich ein Spaßvogel, Sir, ein allerliebster Kerl! Hier ist meine Hand! Sie gefallen mir ausnehmend. — Also Sie finden meine Physiognomie nicht schön?"

„Hol' mich der Teufel, nein! Ich finde sie abscheulich! Bleiben Sie mir vom Halse, Sie sehen aus, wie ein Spitzbube, ja, wie ein Gauner, ja sogar wie ein Mörder, und, was noch schlimmer ist, wie ein Spion. Kurz, Sie sehen aus wie ein Kerl, den ich von ganzem Herzen hasse, und den ich durchprügeln werde, wenn er sich mir aufdringt."

Der Fremde mußte ein Mann von ganz vorzüglichem Humor sein; denn weit entfernt, sich durch einen Empfang von so unfreundlicher Art beleidigen zu lassen, lachte er von ganzem Herzen und so, daß er sich die Seiten halten mußte.

In diesem Augenblick trat gerade der Wirth ein.

„Ah gut, daß Sie kommen, Sir, schicken Sie mir eine Flasche Porter her, ich muß mit meinem Kameraden Brüderschaft trinken, das heißt, eigentlich ist's nicht nöthig, wir haben längst die Brüder=

schaft getrunken, aber der alte Junge ist heute bei so amüsanter Laune, daß es mir Vergnügen macht, mit ihm noch ein Stündchen zu plaudern."

Dann wandte er sich wieder an Atzerott:

„Sie reisen doch so bald noch nicht ab Mr. . . . . ., wie ist doch Ihr werther Name, Kamerad?"

„Mein Name kann Ihnen so gleichgültig sein, wie mir der Ihrige ist. Sie thäten mir einen großen Gefallen, wenn Sie wieder Ihr Cab bestiegen und hinreisten, wo der Pfeffer wächst, oder meinetwegen noch zweihundert Seemeilen weiter. Ich sage Ihnen, ich mag nichts mit Ihnen gemein haben."

„Eine Flasche Porter, Herr Wirth, und eine für meinen Freund! — Hören Sie nicht? Was stehen Sie noch da?" rief der Fremde statt aller Antwort dem Wirthe zu.

Dieser indeß machte keine Anstalt, den Befehl auszuführen, sondern sagte, indem er sich ihm vertraulich näherte:

„Der Dr. Mudd und seine beiden Freunde, welche sich im Parlour befinden, wünschen sich, das Vergnügen Ihrer werthen Bekanntschaft zu machen, Mr. Co . . . ."

Ein Blick, den Atzerott nicht bemerkte, hinderte den Wirth, den Namen seines Gastes auszusprechen. Derselbe erschrak fast über seine Unvorsichtigkeit, und um dieselbe wieder einigermaßen gut zu machen, fügte er hinzu:

„Sie haben es Ihnen gleich angesehen, Mr. Smith, — wenn ich mich recht erinnere ist das Ihr Name, — daß Sie ein invalider Krieger sind; ohne Zweifel haben die Herren Lust, von Ihnen eine Schilderung der Schlacht von Fredericksburg oder Gettysburg zu hören. Beliebt's Ihnen hinauf zu gehen?"

„Es beliebt mir nicht, dies Zimmer zu verlassen, sondern es beliebt mir, mit meinem alten Kriegskameraden ein Glas Porter zusammen zu trinken, wie ich Ihnen bereits sagte," antwortete der Fremde fast unwillig. Ein Blick des Einverständnisses aber sagte dem Wirthe, daß es dem Fremden nichts weniger als angenehm sei, die Gesellschaft des Grobians zu theilen, daß er aber auf seinen Vorsatz, ein Glas Porter mit demselben zu trinken, bestehen müsse.

„Kriegskamerad?" wiederholte Atzerott für sich, der bereits aufzuathmen und zu hoffen begann, daß der Fremde kein Spion sei und möglicher Weise sich entschließen möchte, in's Parlour des Hotels hinauf zu gehen — „Kriegskamerad? Ich bin niemals Soldat gewesen."

„Ah! Du beliebst zu scherzen, alter Junge! — Haben wir nicht unter Beauregard oder Price zusammen gedient?"

„Sie dienten beim Süden?" fragte Atzerott ein wenig mißtrauisch.

„Ha! ich fürchte mich nicht, es zu gestehen; denn ich bin jetzt im Norden ansässig, und kein Mensch kann mich dafür bestrafen, daß ich in der Armee der Conföderirten gedient habe. Ich bin stolz darauf, unter Beauregard gedient zu haben!"

Atzerott maß den Sprecher vom Kopf bis zu den Füßen, bei welcher Musterung sein Blick auf den grauen, mit blau gepaspelten Beinkleidern haften blieb.

„Das ist doch kein Montirungs-Stück eines Conföderations-Soldaten?"

„Sehr pfiffig, alter Schlaukopf!" bemerkte der Fremde, indem er eine Geste der Bewunderung machte. „In der That höchst scharfsinnig bemerkt! Aber sieh' einmal, Kamerad, ich war in der Gefangenschaft, mußt Du wissen, und habe diese Beinkleider im Gefängniß zu Elmira bekommen, und es ist immerhin besser, in diesen Gegenden die grauen, als die grünen Beinkleider zu tragen, denn man ist nicht immer so glücklich, alte Kameraden anzutreffen, mit denen man sich so offen und vertrauensvoll aussprechen kann, wie mit Dir, mein bester Bob."

„Ich heiße nicht Bob!"

„Thut nichts; indessen ist es mir doch interessant, Deine Bekanntschaft zu erneuern. Ich werde Dir offen erzählen, was mich hierhergeführt hat, lieber Jack."

„Ich heiße nicht Jack."

„Gleichviel, der Name thut nichts zur Sache. Was mich aber hierher führt, ist ein kleines Geschäft, das ich mit dem Süden habe. Du weißt, man schmuggelt manchmal so Kleinigkeiten ein. Ich sage Dir das ganz offen, denn ich weiß, daß Du ein Kerl bist, dem man vertrauen kann. In meinem Cab wirst Du eine ansehnliche Quantität von Kleiderstoffen finden, die mir im Süden gut bezahlt werden, und auf der Rückreise bringe ich eine Portion Baumwollen-Waaren mit, die mir im Norden gut bezahlt werden. Man schlägt sich eben durch, so gut man kann. — Natürlich, was ich Dir hier mittheile, ist im Vertrauen gesprochen, und braucht kein Dritter zu erfahren. Du siehst, welch großes Vertrauen ich in Dich setze, und ich hoffe also, Du wirst jetzt nicht mehr Anstand nehmen, mich wie einen alten Kameraden zu betrachten."

Atzerott war vor Ungeduld aufgesprungen und im Begriff, das Zimmer zu verlassen, das einzige Auskunftsmittel, welches sich ihm darzubieten schien, um die lästige Gesellschaft des aufdringlichen Gastes los zu werden.

Dieser aber stellte sich ihm in den Weg.

„Erst trinkst Du ein Glas mit mir, werther James; eher lasse ich Dich nicht von der Stelle. — Da! Hier ist Mr. Fisher mit dem Porter. — Setze Dich! Auf gute Kameradschaft, Jim!"

„Ich sage Ihnen, daß Sie ein lästiger Patron sind, Sir. Lassen Sie mich los, oder ich schaffe mir Sie auf eine Weise vom Halse, die für Ihre Knochen sehr bedenklich werden könnte!"

Der Wirth verhinderte durch sein Dazwischentreten ein weiteres Vorgehen des Gastes, so, daß also Atzerott Gelegenheit erhielt, hinaus zu kommen.

Als der Wirth sich mit dem Einäugigen allein sah, stellte er die Flaschen bei Seite und näherte sich diesem.

„Mr. Conover," sagte er halbflüsternd, „was Sie auch vorhaben, Sie spielen ein gewagtes Spiel. Ich muß Ihnen sagen, daß dieser Patron nicht der einzige ist, mit dem Sie es zu thun haben werden, wenn er mir auch von Allen der roheste und brutalste zu sein scheint. Die beiden Herren im Parlour, die Freunde Mr. Mudds stehen unbedingt mit ihm im Einverständniß, und soeben meldete sich ein Milchbart, ein Kerl, welcher aussieht wie ein verzärteltes Muttersöhnchen, fragte ebenfalls nach Mr. Atzerott."

„Nun, und wenn mir das Alles bekannt wäre?"

„Ich meine, wo so viele Augen beobachten, da möchte es am Ende doch schwer sein, die Maske beizubehalten. Allerdings muß ich gestehen, daß Sie Ihre Physiognomie mit großer Meisterschaft entstellt haben; indeß sein Sie nicht zu sicher! Von den Andern ist kein Einziger ein solcher Dummkopf, wie Atzerott."

„Ich danke Ihnen, bester Mr. Fisher für Ihren wohlmeinenden Rath; aber jetzt muß ich hinaus zu meinem Freunde Atzerott; ich darf ihn keine Minute aus dem Gesichte verlieren. Der Mann, mit welchem er dort auf dem Hofe spricht, ist ohne Zweifel der Milchbart, von welchem Sie eben redeten."

Er deutete mit diesen Worten zum Fenster hinaus auf einen jungen Mann, der Niemand anders war, als George Arnold, der Freund Booth's.

„Derselbe, Mr. Conover."

„Nun, der sieht mir in der That nicht aus, wie ein gefährlicher Spion, sondern eher wie ein schmachtender Schäfer, oder wie ein sentimentaler Poet; von einem Spion aber hat er auch nicht ein Tüpfelchen an sich. — Adieu! Adieu, Mr. Fisher, auf Wiedersehen! Ich muß hinaus, mein Freund Atzerott kommt mir sonst aus dem Gesicht."

Diese letzte Bemerkung gründete sich darauf, daß Atzerott sich mit seinem Freunde weiter in das Innere des Hofes begab, und zwar in eine seitwärts gelegene Abtheilung, wo er vom Fenster des Gastzimmers aus nicht beobachtet werden konnte.

Mr. Conover, — denn kein Anderer war der Maskirte — schlug natürlich dieselbe Richtung ein und fand hier die beiden Gesuchten im Gespräche mit einem Stallmeister, welcher in Gala-Livree,

gelben Lederhosen, blauem Frack, Stulpstiefeln und einer Jockeymütze, in der Thür des Pferdestalls lehnte und sich, wichtigthuend, mit der Gerte, die er in der Hand hielt, auf seine Waden klopfte.

Das übrige Gesinde kaum eines Blickes würdigend, betrachtete er sich in diesem Moment als die wichtigste Person des Etablissements, und fand es nicht mehr, wie billig, daß die beiden fremden Herren, die über den Hof daherschritten, indem sie sich ihm näherten, ihn achtungsvoll grüßten.

Er nahm diesen Gruß hin, wie eine Sache, die sich von selbst verstände, und erwiederte ihn, wie ein Mann, welcher sich seiner Bedeutsamkeit wohl bewußt ist.

„Sie sind Stallmeister Sr. Excellenz?" fragte ihn Arnold.

„Ja, Sir, bis jetzt noch sein Stallmeister; vielleicht bald sein Marstall-Inspector, auf welchen Posten ich die erste Anwartschaft habe."

„Ah! da gratulire ich Ihnen zu dem Avancement."

„Ich danke Ihnen, Sir; aber ich will damit nicht gesagt haben, daß mein jetziger Posten weniger wichtig ist, als der eines Marstall-Inspectors. Denn was die Verantwortlichkeit anbetrifft, da kann ich Ihnen versichern, Gentlemen, daß unser Einer sich mehr zusammen zu nehmen hat, als ein Marstall-Inspector."

„Ah!" machte Atzerott.

„Ich hoffe nicht, Sir, daß Sie daran zweifeln," entgegnete der Stallmeister in beleidigtem Ton.

„O, nicht im Mindesten," antwortete Arnold an Stelle seines Freundes in begütigendem Tone. „Seien Sie überzeugt, mein Freund ist ganz Ihrer Ansicht."

„Nun, das ist auch in der Ordnung," versetzte der Stallmeister; „denn sehen Sie, wenn meinetwegen Se. Excellenz über Land fährt, wie es heute der Fall ist, dann habe ich dafür zu sorgen, daß die Pferde, die vor seinen Wagen kommen, gut eingefahren sind und sowohl äußere, als innere Vorzüge genug besitzen, um würdig zu sein, Sr. Excellenz Wagen zu ziehen."

„In der That, ein verantwortungsschwerer Beruf!" fiel hier plötzlich ein Dritter ein, dessen Annäherung die Uebrigen bisher nicht bemerkt hatten.

Aller Blicke richteten sich gleichzeitig auf den Sprecher, und Mr. Atzerott erkannte in ihm zu seinem großen Verdruß den Mann mit dem Pflaster auf dem Auge.

„Ha! daß dieser Lästige mir auf den Fersen sitzt, wie die Pest dem Auswanderer in Mexiko!" murmelte er.

„Was der Herr da sagt," fuhr Mr Conover fort, anscheinend, ohne den Mißmuth seines angeblichen Kameraden zu bemerken, und indem er eine Handbewegung gegen den Stallmeister machte, so

seine vollkommene Richtigkeit. — Dieser Herr hat dafür zu sorgen, daß Sr. Excellenz kein Leides passirt; und wenn es in der ganzen Union einen Buben geben sollte, welcher es wagte, Sr. Excellenz eine Falle zu stellen, die für sein Leben gefährlich werden könnte, — etwa seine Wagenaxe zu durchsägen oder seine Pferde scheu zu machen . . . oder was sonst dergleichen, — so hat dieser respectable Stallmeister die Verantwortung auf seinen Schultern."

Er berührte bei diesen Worten mit einem kräftigen Schlage den Körpertheil, auf dem nach seiner Außerung die Verantwortung ruhte und fügte dann hinzu:

„Und Sie, Freund Stallmeister, Sie werden hoffentlich ein Mann an Ihrem Platze sein und werden Augen und Ohren aufsperren, damit nicht ein Mörder, ein Spitzbube, ein Verräther hinterrücks an Ihre Pferde schleicht und sie unbrauchbar macht, noch bevor sie an den Wagen gespannt sind! Habe ich Recht?"

Die Wirkung, welche diese Worte auf Atzerott machten, war eine unbeschreibliche.

Mit weit aufgerissenen Augen stierte er den Sprecher an und wechselte einen Blick mit Arnold, der deutlich den Schrecken ausdrückte, der ihn bei dieser Aeußerung des Fremden überkam.

Arnold war, wenn dies möglich, noch um einige Schattirungen bleicher geworden, als gewöhnlich.

Wie? Wußte der Fremde etwas von dem Plane? — Klangen nicht seine Worte ganz, als ob sie direct auf ihn gemünzt wären? Hörte es sich nicht an, als ob er den Plan in allen seinen Details kannte? —

Aber nein! Woher sollte er diese Kenntniß haben? Es war ja Niemand eingeweiht, als die Verschworenen, und wer unter diesen könnte wohl ein Verräther sein? — Und endlich, wenn er den Plan kannte, warum gab er den Verschworenen von seiner Kenntniß eine Andeutung? Warum schritt er nicht sofort zu ihrer Verhaftung? Wozu gerirte er sich als einen Kameraden, und weßwegen suchte er die Freundschaft Atzerotts? —

Es war nicht denkbar, daß er von dem Plane wußte, und je mehr Atzerott sich's überlegte, desto beruhigter wurde er über diesen Punkt, und seine Furcht war vollständig geschwunden, als er gegen den Fremden etwas ironisch äußerte:

„Ich muß gestehen, daß diese Sprache für einen ehemaligen Secessionisten-Soldaten yankeemäßig genug klingt."

„Still, Kamerad!" flüsterte ihm Conover zu, „man muß nicht immer sprechen, was man denkt; im Yankee-Lande muß man sprechen wie ein Yankee. Merk' Dirs, alter Freund!

„Aber ich denke," fügte er dann laut hinzu, „wir können jetzt, nachdem wir die Bekanntschaft des Herrn Stallmeisters gemacht

haben, ins Gastzimmer zurückgehen und unsern Porter trinken. Vielleicht erweist uns der Herr Stallmeister die Ehre, ein Glas mit uns zu leeren."

Der Herr Stallmeister war in diesem Punkte nicht stolz, sondern gab durch eine gravitätische Neigung seines Hauptes seine Einwilligung zu verstehen.

Atzerott kam nichts ungelegener, als diese Einladung; denn seine Absicht war, einen Besuch in dem Pferdestall zu machen, in welchem die für den Wagen des Präsidenten bestimmten Pferde standen, und dort seine verbrecherische Absicht auszuführen.

Die Hand, welche er in der linken Seitentasche hielt, hatte bereits die Kugeln erfaßt, welche das Verderben des Präsidenten Lincoln herbeiführen sollten.

Er zögerte einen Augenblick, der Einladung Folge zu leisten. Da schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf.

„Wie wäre es," dachte er, „wenn durch Arnold und den Stallmeister der Fremde so in die Unterhaltung verwickeln würde, daß ich mich unbemerkt fort zu schleichen Gelegenheit habe? — Das wird gehen! Nur fünf Minuten brauche ich unbemerkt zu sein, und das Vorhaben ist ausgeführt."

Er folgte daher erleichterten Herzens den drei andern in das Gastzimmer, und sein rauhes Aeußere glättete sich sichtlich.

Er stieß mit den Andern an, lobte den Stallmeister, dutzte sich mit dem Fremden, nannte auch ihn einen alten Kameraden, und flüsterte dazwischen Arnold zu, daß er dem Fremden fleißig zutrinten möge und ihn namentlich nicht aus dem Zimmer lassen solle, wenn er selbst eine Gelegenheit suchen würde, hinauszukommen.

Mr. Conover spielte seine Rolle vorzüglich.

Der Mann, welcher in den besten Kreisen der Gesellschaft sich sein Lebelang bewegt hatte, der fein gebildete, in aristocratischen Sitten erzogene Weltmann war unter dieser Maske eines etwas tölpisch lustigen Hinterwäldlers nicht wieder zu erkennen, und Atzerott ließ jeden Verdacht einer Spionage, der früher von Zeit zu Zeit in ihm aufgetaucht war, allmälig gänzlich fahren und lachte beinahe über sich selbst, wie er hätte auch nur einen Augenblick Furcht haben können, daß ein solcher Dummkopf seine Pläne zu durchkreuzen im Stande wäre.

„Aber," fuhr Conover in dem begonnenen Gespräche, zu Atzerott gewendet, fort, „Du wolltest mir ja, wenn ich nicht irre, Deine Schicksale erzählen seit unserm letzten Unglück in Tennessee. Du standest ja wohl auch unter Price?"

„Unter Price? wiederholte der Stallmeister stirnrunzelnd, „das ist ja ein Rebellen-General!"

„Beunruhigen Sie sich nicht, Herr Stallmeister, lachte Conover,

wir gehörten damals zur Rebellen-Armee; jetzt sind wir gute Patrioten!"

„Price?!" rief der Stallmeister noch einmal, und setzte sein Glas, das er schon an die Lippen gehoben hatte, wieder auf den Tisch und schob es weit von sich, — „mit einem Mann, welcher in der Rebellenarmee diente, trinkt der Bürger der Republik kein Porter."

Conover hatte eine Unvorsichtigkeit begangen, welche Atzerott sofort zu seinem Nutzen ausbeutete.

„Was mich anbetrifft," sagte er, „so ist es ein Irrthum dieses invaliden Secessionisten-Soldaten, daß ich ein Kamerad von ihm bin. Schon hundert Male habe ich es ihm gesagt, daß ich niemals in der Armee des Südens gedient habe. Ich bin von Jugend auf in den Nordstaaten und immer ein loyaler Bürger gewesen und ein ganz spezieller Verehrer unsers allgeliebten Präsidenten. Darauf kann ich einen Eid leisten, und mein Freund hier wird mir bezeugen, daß ich die Wahrheit rede."

Arnold war noch nicht so verderbt, um eine Lüge ohne Erröthen auszusprechen und ein falsches Zeugniß mit schamloser Stirn abzulegen.

Seine Bestätigung der Aussage Atzerott's erfolgte daher etwas schüchtern und verlegen, was indessen der Stallmeister, der sich auf die Physiognomie der Menschen weit weniger, als auf diejenige der Pferde verstand, nicht bemerkte.

Dieser schüttelte vielmehr Atzerott's Rechte kräftig, und sagte:

„Das heißt gesprochen, wie ein Patriot, mein Freund! Ich habe es Ihnen gleich angesehen, daß Sie Gentleman sind; aber dieser Mann hier — ich brauche es nicht zu verschweigen — hat ein Aussehen, das mir nicht gefällt. Er ist ein Rebell und ist von Gott gezeichnet, und ich stoße nicht mit ihm an."

Atzerott warf Conover einen triumphirenden Blick zu, und dieser faltete ärgerlich die Stirn.

„Wenn ich sage, daß ich mit diesem hier nicht anstoße," so fuhr der Stallmeister fort, „so ist damit nicht gesagt, daß ich überhaupt nicht mehr trinke. Im Gegentheil! Wenn meinetwegen einer von diesen Gentlemen," — er machte eine Handbewegung gegen Arnold und Atzerott und warf Conover einen vernichtenden Blick zu — „in diesem Augenblick zu mir sagte: „Mr. Hay, Sir, trinken Sie mit uns ein Glas Porter? . . . . ich würde nicht nein sagen, oder falls einer von Ihnen sagte: „Trinken Sie mit uns ein Glas Sherry?" ich würde es nicht abschlagen. Ich würde Porter, ich würde Sherry und würde selbst Sillery trinken, um anderen Leuten zu beweisen, daß ich nicht stolz bin gegen gute Patrioten."

Nachdem der Stallmeister mit gravitätischem Pathos diese pa-

triotische Rede gehalten, blickte er erwartungsvoll die beiden Männer, an auf welche sich seine schmeichelhafte Anmerkung bezog.

Arnold verstand sofort die zarte Insinuation, und eine Flasche Sherry stand schon nach wenigen Minuten auf dem Tische.

Mr. Conover war zu seinem Verdruß vollständig ausgeschlossen, und die Unterhaltung wurde von den Dreien allein geführt.

Das schwere Porterbier und der feurige Wein animirten den Stallmeister nach und nach immer mehr und erwärmten sein Herz für die neuen Freunde zusehends, schürten aber auch den Haß, den er gegen den ehemaligen Rebellen-Soldaten empfand.

„Da wir nun doch einmal Freunde geworden sind, Mr. Hay," sagte Atzerott im Verlaufe des Gespräches, als die Flasche Sherry sich ihrem Ende nahte, so können Sie mir auch wohl einen Gefallen erweisen."

„O, Sir, meinen Sie, ich hätte so wenig Erziehung, daß ich nicht wüßte, mich einem Gentleman verbindlich zu machen, welcher für mich eine Flasche Sherry bezahlt hat, und sich's auch nicht verdrießen lassen wird, noch eine zweite zu bezahlen? Sprechen Sie! wenn es in meiner Macht steht, so erweise ich Ihnen jeden Freundschaftsdienst!"

„Natürlich steht es in Ihrer Macht!"

„Desto besser. Wollen Sie meine Protection bei Sr. Excellenz? Wollen Sie eine Offizier-Stelle? Oder wollen Sie im Staatsdienst angestellt sein?"

„Nein, nein! Weder eine Offizier-Stelle, noch den Staatsdienst suche ich."

Vielleicht bei der Aushebungsoffice?"

„Auch das nicht. Was ich bitte, können Sie viel leichter erfüllen."

„O, das ist ein Irrthum," versetzte der Stallmeister, sich stolz in die Brust werfend; „ich denke. daß meine Fürsprache bei Seiner Excellenz Ihnen eben so viel gilt, als hätten Sie sich an Mr. Seward, oder Mr. Nicolai oder sonst an einen Mann gewandt, der dem Präsidenten nahe steht."

„Ich zweifle durchaus nicht daran. Aber hören Sie, Freund, ich will keine Anstellung. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich ein Pferdeliebhaber bin."

„Ah! das ist mir angenehm! Ein Patriot und ein Pferdeliebhaber! Ganz mein Mann, Sir! So wollen Sie meine Stelle, falls ich zum Marstall-Inspector avancire?"

„Auch da sind Sie im Irrthum, Freund. Ich muß zuvörderst noch bemerken, daß ich niemals Gelegenheit hatte, den Marstall Sr. Excellenz zu sehen. Der Präsident soll vorzügliche Pferde haben."

„Ich sage, die besten Pferde, welche Sie von Mishigan bis

Carolina finden! Natürlich ist die Zucht und der Ankauf derselben ganz mir überlassen."

„Könnte ich nicht wenigstens die Pferde sehen," flüsterte Atzerott seinem neuen Freunde zu, mit einem mißtrauischen Seitenblick auf Mr. Conover, der sich erhoben hatte und seitwärts am Fenster lehnte, „könnte ich nicht diejenigen Pferde sehen, die hierher geschickt sind zum Relais für den Präsidenten?"

„Ah, mit Vergnügen, wenn's Ihnen Spaß macht."

Hier wandte sich Mr. Conover um. Sein freies Auge streifte Atzerott mit einem Blicke, der ihn bis in's Innerste seiner Seele zu durchdringen schien.

„Auch ich bin ein Pferdeliebhaber," bemerkte er, „und würde es nicht ungern sehen, wenn Sie mir erlaubten, Sie zu begleiten."

„Verdammt!" murmelte Atzerott.

„Hindern kann und will ich Sie nicht daran," entgegnete der Stallmeister: „aber verlangen Sie nicht, Sir, daß ich an Sie einige Worte näherer Auskunft richte, denn ich unterhalte mich nicht mit einem Rebellen."

Atzerott flüsterte seinem Freunde Arnold einige leise Worte zu. Dieser nickte und entfernte sich. Er begab sich hinauf in's Parlour und wechselte einige Worte mit Booth, worauf dieser, verdrießlich die Stirn runzelnd, murmelte:

„Fatal! sehr fatal! Man muß ein Mittel finden, den Störer zu entfernen!"

„Mein Freund Arnold sagt mir eben," wandte er sich dann an die beiden andern Anwesenden, den Dr. Mudd und Robert Payne, „daß die Anwesenheit eines lästigen Fremden im Gastzimmer es Atzerott unmöglich mache, sein Vorhaben auszuführen. Wollen wir zum Ziele kommen, so müssen wir uns diesen vom Leibe schaffen!"

„Hm," brummte Mudd, „nach meiner Ansicht könnte das nicht schwer sein."

„Sprechen Sie, Sir!"

„Nun, ich meine, man müßte den Fremden irre führen."

„Wie soll das geschehen?"

„Man muß den Stallmeister bestechen!"

„O, das ist unmöglich!" fiel Arnold ein; „der Stallmeister ist ein so gewissenhafter Mann, daß eine Bestechung nichts fruchten würde. Die Bestechlichkeit ist seine schwache Seite nicht. Ich habe wohl daran gedacht, dies Mittel in Anwendung zu bringen; indessen, so weit ich ihn beurtheilen kann, besitzt er weiter keine Schwäche, als seinen Hochmuth."

„Hochmuth?" warf Payne ein; „so müssen wir ihn von dieser Seite fassen! Lassen Sie ihn hinaufladen in's das Parlour; wird

ihm schmeicheln, und hier könnte man ihm möglicherweise einen Wink geben, den Fremden zu täuschen."

Der Vorschlag fand Beifall, und Arnold wurde beauftragt, Mr. Mudd's Neger in's Gastzimmer zu schicken mit dem Befehl, dem Stallmeister die Karte des Dr. Mudd zu überreichen, und zu bestellen, daß dieser und seine Freunde um seine Gesellschaft bitten ließen.

Der Stallmeister richtete sich in seiner ganzen stattlichen Größe auf, als ihm diese Einladung überbracht ward. Ein Seitenblick in den Spiegel überzeugte ihn, daß seine Persönlichkeit ganz dem hohen Posten entspräche, den er nach seiner Meinung bekleidete, und zum Ueberfluß verlieh er seiner Miene so viel gravitätische Würde, als ihm nöthig schien, sich der Auszeichnung einer so noblen Gesellschaft würdig zu zeigen.

„Sie werden mich entschuldigen, meine Herren," sagte er zu Atzerott und Arnold, „allein einige Gentlemen im Parlour wünschen meine Bekanntschaft zu machen. Natürlich wird man von mir gehört haben, und ein Mann von meiner Stellung hat für einen guten Patrioten immerhin einiges Interesse, und ich folge darin ganz der Gewohnheit des Präsidenten, ich schlage einem Gentleman sein Gesuch nicht ab, welcher Verlangen hat meine Bekanntschaft zu machen. — Ich empfehle mich Ihnen!"

„Geh' hinauf, und melde mich!" fügte er, zu dem Neger gewandt, hinzu.

Damit schwenkte er seine Mütze und schritt gravitätisch, als ob er Banko's Geist vorstellte, zur Thür hinaus. Seine Sporen klirrten; seine schweren Reiterstiefel dröhnten auf der Treppe, und nach wenigen Minuten saß er bereits im Parlour mit den drei Herren am Marmortische bei einer Flasche Sillery.

In seiner Aufgeblasenheit bemerkte er nicht, mit welchem Widerwillen Mr. Mudd seine Gesellschaft ertrug, und wie vielen Zwang dieser sich anthat, die Rolle eines Mannes zu spielen, der es sich zur Ehre schätzte, die Bekanntschaft einer so wichtigen Persönlichkeit zu machen.

„Wir hörten," sagte Mudd, „daß Sie im Gastzimmer sich in einer Gesellschaft von Leuten befänden, welche offenbar nicht für Sie passen."

„Nun," versetzte der Stallmeister, der noch einige dankbare Erinnerung wegen der geleerten Porter- und Sherryflaschen empfand, „ich will nicht gerade sagen, daß sie nicht für mich passen, und daß ich mein Lebtag nicht oft mit solchen Leuten umginge. Indessen ist es auch nicht das erste Mal, Gentlemen, daß ich mich in so vornehmer Gesellschaft befinde, wie in diesem Augenblicke. Ja, ich bin es meiner Stellung sogar schuldig, daß ich mich möglichst den besten

Kreisen anschließe. — Was die Gesellschaft im Gastzimmer anbetrifft, so waren es honette Leute, mit Ausnahme jenes Kerls mit dem Galgengesicht, dem invaliden Rebellen-Soldaten, der mir seine Freundschaft mit aller Gewalt aufzudringen trachtete. Ich denke, ich habe meine Schuldigkeit gethan, als ich ihm sagte, daß ich seine Freundschaft nicht wünsche."

„Das haben Sie recht gemacht," lobte ihn Booth; „Sie hätten nur dem Kerl noch entschiedener entgegentreten müssen, als Sie es gethan haben."

„Ha!" fügte der Stallmeister selbstzufrieden lächelnd hinzu, „als einer der Herren, der mit dem . . . ." er sann auf einen euphemistischen Ausdruck für Atzerott's rothes Haar und verfiel schließlich auf kastanienbraun, — „als der Kastanienbraune verlangte, die Pferde des Präsidenten zu sehen, da habe ich's jenem Andern so gut wie abgeschlagen."

„Sehr lobenswerth, in der That! Nur hätten wir es gerne gesehen, wenn Sie ihn sich nicht gerade zum Feinde gemacht hätten. Denn man kann nicht wissen, wie Ihnen ein solcher Mann, der, wie Sie sagen, ein Galgengesicht hat, schaden kann."

„Halten Sie mich für furchtsam?"

„Das nicht, Herr Stallmeister; aber er könnte über Sie vielleicht das Gerücht verbreiten, daß Sie unhöflich wären, und Ihnen Mangel an Erziehung vorwerfen, da Sie ihm seine höfliche Bitte abschlugen."

„Ja, zum Henker! sollte ich ihn denn im Stalle herumführen, als ob er ein guter Freund von mir wäre?"

„Das meine ich nicht," erklärte Booth; „Sie hätten ihm meinetwegen zwei beliebige Pferde zeigen können und sagen: „„Das sind des Präsidenten Pferde."" Natürlich nicht die richtigen; denn die anzusehen ist ein ehemaliger Rebellen-Soldat gar nicht werth. Inzwischen aber hätten Sie den beiden andern Herren, die sich in ihrer Gesellschaft befanden, bedeuten können: „„Gehen Sie da und da hin, und sehen Sie sich diese beiden Pferde an; das sind die richtigen!"" . . . . Die beiden Herren würden sich alsdann dort hinbegeben und die Pferde in Augenschein genommen haben, und der Fremde mit dem widerwärtigen Gesicht hätte den Genuß gehabt, zwei gewöhnliche Rosse anzustaunen, statt derer, welche bestimmt sind, vor den Wagen des Präsidenten gespannt zu werden."

„Ja wahrhaftig, da haben Sie Recht, Sir!" stimmte der Stallknecht bei; „das hätte ich thun können. — Bei Gott, Sie haben Recht, der Kerl wäre im Stande, auszusprengen, daß es mir an guter Erziehung mangelt. — Da habe ich einen Fehler begangen."

Er überlegte einige Augenblicke.

„Halt!" rief er dann, „der Fehler ist noch gut zu machen! Ich werde Ihrem Rathe folgen; ich werde hinuntergehen und thun, was Sie mir angedeutet haben."

Er zögerte um so weniger, diesen Entschluß sofort zur Ausführung zu bringen, da die Flasche Sillery bis auf das Glas, das er vor sich stehen hatte, geleert war.

Dies setzte er an die Lippen, trank es auf einen Zug aus, empfahl sich dann, indem er seinen Körper zu seiner sechsfüßigen Ansehnlichkeit empor richtete, mit einem graciösen Schwenken seiner Jockeymütze und donnerte mit seinen Reiterstiefeln wieder die Treppe hinab."— —

„Sie haben verlangt, Sir," wandte er sich, im Gastzimmer angelangt, ohne Umstände an Conover, „die Pferde des Präsidenten zu sehen. Ich bin bereit, Ihnen dieselben zu zeigen, und bitte die beiden andern Gentlemen" — nähmlich Atzerott und Arnold — „mich zu begleiten."

Zugleich winkte er Atzerott mit einem bedeutsamen Blick zu, welcher den Mißmuth und das Erstaunen desselben, das er bei dem plötzlichen Entschluß empfand, ein wenig beschwichtigte.

Der Stallmeister führte die drei Herren durch die Stall-Thür, vor welcher sie vorher seine Bekanntschaft gemacht hatten.

Es war ein geräumiger Stall, in welchem rechts und links Reihen von Pferden standen, welche theils den Gästen gehörten, die im Hotel logirten, theils dem Wirthe, theils Relais für die durchfahrenden Posten waren.

Gleich zu Anfang des Stalles standen zwei Schweißfüchse von edlem Geblüt. Als sie an diesen vorbeikamen, stieß der Stallmeister Atzerott heimlich an und flüsterte ihm zu:

„Das da sind die Pferde; ich sage es Ihnen; dem Schurken von Rebellensoldaten werde ich andere vorstellen."

Er führte in der That die Herren bis an das andere Ende des Stalles, und deutete hier auf zwei ziemlich elende, krummbeinige Postpferde, welche aufgeschirrt dastanden und das Stroh zu ihren Füßen auflasen.

Conover hatte in der That kein Interesse daran, die Pferde zu besehen; ja, er machte vielleicht kaum die Bemerkung, daß diese Gäule mit den gerühmten Vollblut-Pferden des Präsidenten wenig Aehnlichkeit hatten. Ihm war es ja nur darum zu thun, durch seine Gegenwart den Schurkenstreich Atzerott's zu verhindern.

Atzerott und Arnold gaben sich den Anschein, als ob sie die beiden Pferde mit großem Interesse musterten.

Sie dehnten dies Interesse nach und nach auch auf die andern Pferde aus, gingen von einem zum andern, stellten Vergleiche an; Atzerott sprach über Hufe, Knochenbau, Hals, Mähne und Kopf der

einzelnen Pferde, bis er die eine Reihe herunter an den Raum der beiden Schweißfüchse gekommen war.

Es konnte nicht auffallen, daß er auch hier seine Kenntniß der Pferde-Anatomie zum Besten gab und hier, wie bei den andern Pferden die Sehnen betastete, den Hals befühlte, sich an dem Kopf der Pferde zu schaffen machte, kurz, es eben so trieb, wie bei den andern Thieren.

Die beiden Schweißfüchse, welche sich die Manipulationen ruhig hatten gefallen lassen, prusteten laut und unruhig, als Atzerott sie verließ und seine Auslassungen über Güte, Brauchbarkeit, Schönheit und Werth bei den andern Pferden fortsetzte.

So kam er nach Durchmusterung der andern Reihe wieder zurück auf die beiden Postgäule, bei welchen Conover noch immer Schildwache stand. Dann schickten sie sich Alle an, den Stall zu verlassen, Conover mit dem beruhigenden Bewußtsein, daß den Pferden des Präsidenten nichts Schlimmes geschehen sei.

Wer jetzt die Seitentaschen Atzerott's durchsucht hätte, würde gefunden haben, daß die beiden Kugeln sich nicht mehr darin befanden. —

Eben, als sie den Stall verließen, ward die Hausglocke geläutet, und:

„Der Präsident! der Präsident!"

erscholl es von Mund zu Mund der Dienerschaft, vom Portier bis zum letzten Stallknecht hinab.

Natürlich erreichte die Kunde auch den Stallmeister und seine Begleiter. Sie stürzten hinaus auf das Portal, wo sie ankamen, als der Wagen des Präsidenten soeben die Rampe hinaufrollte.

---

## Hundertundzweites Kapitel.

# Wölfe in Schafskleidern.

Mr. Fisher, der Wirth des Blackhouses, empfing in seinem Gala-Frack und mit seinem feinsten Hut in der Hand in eigener Person den Präsidenten.

Er öffnete den Schlag, und Abraham Lincoln stieg aus, freundlich den Wirth grüßend, reichte ihm die Hand und begab sich mit seinem Geheimsecretair, Mr. Nicolai, in das für ihn hergerichtete Zimmer, bis die Pferde gewechselt sein würden.

In seiner gewöhnlichen leutseligen Weise erkundigte er sich nach allen Privat Verhältnissen des auch in der Residenz bekannten Wirthes.

„Wie stehts mit dem Geschäfte? — Wohl wenig Besuch, seit die Herren des Südens diese Straße nicht mehr passiren!“

Der Wirth meinte, daß er diese Einbuße seiner Einnahme noch ertragen würde; allein die Truppenverpflegung in dieser Gegend habe ihm viel Schaden bereitet.

„Nun, das ist vorüber,“ tröstete ihn Lincoln; „unsere Truppen werden diese Gegend schwerlich wieder berühren, die Bürger werden nicht lange mehr nöthig haben, dem Moloch des Krieges ihre Güter zu opfern. Wenn das Glück uns günstig ist, wird Grant noch diesen Winter vor Richmond stehen.“

Der Wirth versicherte, daß er sich nicht beklage, daß er, wie alle guten Bürger, die Opfer des Krieges gern dargebracht habe, und daß er es für seine Pflicht halte, der guten Sache auch den letzten Pfennig zu opfern.

„Brav gesprochen!“ antwortete Lincoln; „ein freier Bürger muß dem Vaterlande Vermögen wie das Leben zu opfern bereit sein.“

Nach einzelnen Fragen über die Gäste im Hôtel, bei welcher Gelegenheit Mr. Fisher auch dem Präsidenten die Namen Mudd's und seiner beiden Freunde nannte, sprach Lincoln den Wunsch aus, diese Herren kennen zu lernen, und der Wirth beeilte sich, den Gästen im Parlour die Auszeichnung zu hinterbringen, welche ihnen der Präsident zugedacht hatte.

Die Verschworenen hielten es nicht für gerathen, diesem Anerbieten entgegen zu treten, und die Männer, welche in diesem Augenblicke gegen die Freiheit des herrlichsten Mannes conspirirten, ja, welche sich kein Gewissen daraus gemacht hätten, sellbst einen Angriff auf sein Leben zu unternehmen, hatten die Stirn, sich dem Präsidenten vorstellen zu lassen und ihm mit der vollendetsten Heuchelei ihre Hochachtung und ihre Verehrung zu versichern.

„Sie sind Arzt, höre ich?“ redete der Präsident den Dr. Mudd an.

„Ja, Excellenz; in einem Flecken Marylands, zwanzig Meilen von Washington.“

„Die Herren Ihrer Gegend halten noch Sclaven; ist dem so?“

„Ich leugne es nicht, Excellenz; die Grundbesitzer ertragen den Verlust ihrer Neger schwer.“

„Ach ja! die Herren Grundbesitzer kennen keine höheren Rücksichten, als die für ihren Geldbeutel, und Menschenrechte sind ihnen weniger wichtige Dinge, als Baumwollen-Ernte. Ich hoffe, daß die Gebildeten des Staates nicht die Ansicht der Grundbesitzer theilen,

und daß zum Beispiel Sie der Sclaven-Emancipation nicht widersprechen würden."

„Ich bin weit davon entfernt, so egoistische Gesinnung zu hegen," sagte Mudd heuchelnd, warf aber einen unruhigen Blick zur Seite, ob nicht etwa sein Neger hinter ihm stände.

„Und Sie, Sir," wandte sich Lincoln an Booth, „was sind Sie?"

„Schauspieler."

„Ah, in dem Falle ist mir Ihr Name nicht fremd. Der Name Booth hat in der Künstlerwelt einen guten Klang. Ich habe von Ihnen gehört und namentlich von Ihrer Rolle des Brutus viel Rühmendes vernommen."

„Ich gestehe, daß ich die Rolle des Brutus mit besonderer Vorliebe spiele," erwiderte Booth völlig aufrichtig.

„Werden Sie nicht einmal an einer Bühne in Washington in dieser Rolle gastiren?"

„Es ist nicht unmöglich, Excellenz."

Wer hätte bei diesem harmlosen Gespräche daran gedacht, daß John Wilkes Booth auf den Brettern des Ford-Theaters in Washington die Rolle des Brutus einst spielen werde, aber nicht in einer Comödie, sondern als furchtbare Wahrheit, und daß Abraham Lincoln in diesem blutigen Drama die Rolle des Julius Cäsar zu übernehmen haben werde?! . . . .

Mr. Fisher meldete, daß die Pferde gewechselt seien.

Abraham Lincoln empfahl sich den Herren und dem Wirthe auf's leutseligste; letzterer geleitete ihn zur Thür hinaus.

Der Präsident trat, ehe er in den Wagen stieg, an die Pferde, streichelte sie und sagte zu dem Stallmeister, welcher neben denselben stand und seine steifste Amtsmiene aufgesetzt hatte:

„Es kommt mir vor, als ob die Schweißfüchse heute unruhiger sind, wie gewöhnlich."

„Die Schweißfüchse sind wohl eingefahrene und fromme Pferde, Excellenz. Es hat kein Bedenken mit ihnen, Excellenz; sie sind ein wenig muthig geworden durch die lange Ruhe."

Die beiden edlen Rosse schüttelten mit den Köpfen, warfen sie hoch in die Luft und drückten sie hinunter an die Brust, so weit der straffe Zügel ihnen diese Bewegung erlaubte, scharrten mit den Hufen, stampften den Boden, und der Kutscher vermochte nur mit aller Anstrengung sie zu zügeln, bis der Präsident und sein Geheimsecretair im Wagen Platz genommen hatten.

Dann sprengten sie mit der Geschwindigkeit wilder Renner davon; eine Staubwolke wirbelte auf, und von Wagen und Pferden war bald nichts mehr zu sehen. —

Mr. Conover lehnte unterdessen an einem Pfeiler des Hofthors und sah die Staubwolke vorüber fliegen.

„Du bist gerettet, guter Abraham,“ murmelte er, „und Deine Rettung verdankst Du dem Mädchen, das dem Vaterlande und Deiner Person alles zu opfern bereit ist, nur nicht ihre Liebe. Und darum darf ich Dir nicht die Genugthuung gewähren, die Schurken, welche einen schimpflichen Plan gegen Dich ausgeheckt, der Gerechtigkeit zu überliefern.“

„Aber es kommt die Zeit,“ fügte er nach einer Pause hinzu, „da sie dennoch der Justiz verfallen werden! Nicht durch Mary's Zuthun; ich werde ohne sie eine Gelegenheit finden, um sie für immer unschädlich zu machen!“

Während er noch so sprach, sauste ein zweiter verschlossener Wagen an ihm vorüber. Nur flüchtig konnte er die beiden Männer gewahren, die darin saßen, und in einem derselben erkannte er deutlich Wilkes Booth.

„Ha!“ triumphirte er; „fahrt nur zu! Ihr hofft vergebens. — Die Pferde des Präsidenten werden nicht scheu werden; meine Wachsamkeit hat den Schurkenstreich verhindert.“

Mit diesen Worten begab er sich zurück in's Gastzimmer.

Atzerott und Arnold waren bereits fort. Durch den Wirth erfuhr er, daß sie nach einer andern Richtung davon gefahren seien.

Durch das Fenster sah er den Stallmeister über den Hof gehen. Vor ihm wurden durch einen Knecht die Pferde geführt, die eben vom Wagen des Präsidenten ausgespannt waren.

Ein Posthorn ertönte vor der Thür.

Er achtete nicht darauf, sondern seine Gedanken beschäftigten sich noch mit dem Schicksal, das heute ohne ihn Abraham Lincoln, ja die ganze Republik betroffen haben würde.

„Relais für die Baltimore-Post!“ rief in diesem Augenblick ein Hausknecht einem Stallknechte zu, der soeben vorbeiging.

„Eile Dich Ned!“ befahl der Conducteur, „bringe die beiden Pferde, welche aufgeschirrt stehen! — in der vordern Reihe die beiden letzten!“

„In der vordern Reihe die beiden letzten?!“ widerholte Conover für sich, der anfangs mit wenig Aufmerksamkeit zugehört hatte, indeß durch den letzten Befehl in bange Besorgniß versetzt ward.

Er sprang zur Thür und folgte mit keuchender Brust und angstbeklommenem Athem dem Manne, welcher nach dem Stalle gegangen war.

„Welches sind die beiden Pferde, die zum Relais der Balti more-Post gehören?“

„Hier, diese beiden!“ sagte der Stallknecht, der eben die beide

krummbeinigen Jammergestalten vom hintersten Ende des Stalles hervorführte.

Diese beiden? Himmel, wo haben die Pferde des Präsidenten gestanden?"

„Ganz vorn in der Reihe, Sir."

„Gerechter Himmel! so bin ich getäuscht! Ha! ich entsinne mich; mit den Pferden da vorn machte sich Atzerott zu schaffen. Allmächtiger Gott! Der Präsident ist verloren! .... Zwei Pferde, Mann, die besten, vor mein Cab!"

„Wollen Sie nicht mit Ihrem eigenen Pferde fahren?"

„Nein, nein! mit den besten Pferden im Stalle! Mein eigenes Pferd reicht mir nicht aus."

„Aber Mr. Fisher wird keinem Fremden seine Pferde geben!"

„So mag er selbst mitfahren! Vorwärts Mann! Keine Sekunde versäumt, — die Baltimore-Post muß warten! — Die Freiheit, das Leben des Präsidenten stehen auf dem Spiele!"

Der Mann schien ihn nicht zu verstehen, sondern blickte ihn erstaunt an.

„Beim ewigen Gott, ich beschwöre Sie, zögern Sie nicht! Geben Sie den besten Renner her! Noch ist es nicht zu spät, noch kann ich ihn retten!"

---

## Hundertunddrittes Kapitel.

# Im Cedernwald.

Noch ehe zehn Minuten vergangen waren, stand das Cab Mr. Conover's vor dem Portal, bespannt mit zwei muthigen Rennern.

Mr. Conover sprang hinein; der Stallmeister, welcher durch Mr. Fisher belehrt war, daß Gefahr im Verzuge sei, nahm als Kutscher auf dem Bock Platz, und vorwärts ging es nun, daß Kies und Funken stoben, die Straße nach Alexandria entlang.

Wohl eine halbe Stunde hatte dies Rennen gedauert, ehe man auch nur bemerken konnte, daß der Vorsprung, den Lincoln's Wagen hatte, irgend wie verringert würde.

Da aber sah man jenseit des Hügels auf dem Abhange, der sanft hinaufstieg zu dem Cedernwäldchen, die beiden Equipagen, näm-

lich den Wagen Lincoln's und den Booth's, letzteren in geringer Entfernung hinter dem ersteren.

Die beiden Renner des Cab waren mit Schaum bedeckt, aber der Stallmeister trieb sie zu immer neuem Aufwand ihrer Kräfte an. Schritt um Schritt gewann er Raum, und schon waren sie so nahe, daß Conover deutlich sehen konnte, wie der Kutscher Lincoln's mit aller Gewalt und mit aller Anstrengung gegen die wild gemachten Rosse kämpfte.

Mit jedem Schritt, den die Thiere gegangen waren, hatte sich die in ihrem Ohre befindliche Kugel tiefer hinabgesenkt, ihre Angst immer mehr und mehr erhöht und schließlich die armen gefolterten Thiere völlig rasend gemacht.

Bald sich auf den Hinterfüßen emporhebend schienen sie in die Luft emporschießen zu wollen, dann wieder rannten sie mit aller Gewalt gegen einen Baumstamm und preßten den Schädel gegen denselben, als gelte es, den Baum umzubrechen, und es kostete alle Anstrengung, sie wieder auf den Weg zu bringen, was aber nur geschah, um sie neues Unheil anrichten zu sehen.

Die Gefahr ward mit jeder Secunde größer.

Konnten nicht die unbändigen Pferde den Wagen hinabschleudern in den tiefen Graben zur Seite des Weges? Oder konnten sie nicht, der Patentzügel spottend, sich von diesem Zwangsmittel frei machen, und mit jener rasenden Geschwindigkeit dahin jagen, zu der ihre Todesangst sie trieb?

Und war denn nicht das unzweifelhafte Ende vorauszusehen? Konnte dies alsdann ein anderes sein, als daß man den verstümmelten Leichnam des Präsidenten und seines Geheimsecretairs mit Staub und Koth bedeckt auf der Straße finden würde?

Nein! Da kam Hülfe!

Der zweite Wagen, welcher sich in unmittelbarer Nähe des andern gehalten, holte diesen plötzlich ein.

Ein Mann sprang heraus, fiel den unbändigen Pferden in die Zügel, ein Schuß seines Revolvers machte sie einen Augenblick stutzig, so daß sie wie angebannt still standen. Ein zweiter Mann, der aus dem Wagen stieg, sprang an den Schlag, öffnete ihn und rief so laut, daß ihn Mr. Conover fast hätte verstehen können:

„Retten Sie sich, Sir! verlassen Sie den Wagen, denn die Pferde sind nicht mehr zu bändigen. Hier ist unser Wagen! Nehmen Sie darin Platz!"

Lincoln zögerte auch nicht lange, hinauszuspringen, Nicolai folgte ihm, und Beide stiegen in den andern Wagen, die Bändigung der wilden Pferde dem Kutscher und dem Bedienten überlassend.

In scharfem Trabe fuhr der geschlossene Wagen Booths fort und kam Mr. Conover bald aus den Augen.

Die erschöpften Pferde waren bald nicht mehr im Stande, mit denen Booths den Wettlauf auszuhalten.

„Wir müssen vorwärts," sagte Conover zu dem Stallmeister, „der Präsident befindet sich in den Händen seiner Mörder!"

„Ich hoffe, Sie täuschen sich, Sir; denn wenn mich mein gutes Auge nicht betrogen, so war der Gentleman, der Se. Excellenz und dessen Secretair in seinen Wagen aufnahm, Niemand anders, als der liebenswürdige junge Herr, mit dem ich in Blackhouse ein Glas Sillery getrunken."

„Derselbe, derselbe!" wiederholte Mr. Conover dringend. „Aber ich schwöre Ihnen, daß der liebenswürdige Mann ein Mörder ist."

„Sie setzen mich in Erstaunen!"

„Gleichviel; Ihre Pflicht ist es, wieder gut zu machen, was sich noch gut machen läßt. Durch Ihre Nachlässigkeit ist das Verbrechen, das man zu begehen beabsichtigte, gelungen. Sie haben sich eines Fehlers in der Beaufsichtigung der Pferde schuldig gemacht, da Sie den Schurken, welchen Sie für einen loyalen Bürger hielten, mit den Pferden allein ließen. Wollen Sie nun Ihre Pflichtversäumniß nachholen, wollen Sie Ihren Ruf und das Leben des Präsidenten retten, so suchen Sie den Wagen einzuholen."

„Aber beim Teufel, Herr, es geht nicht! Sie sehen selbst, daß die Pferde nicht mehr weiter können.... Aber halt — ich habe ein Auskunftsmittel. Sehen Sie dort, hart an der Straße, am Saume des Waldes, liegt die Villa Sewards. Wir werden sehen, ob der Wagen, in welchem der Präsident sitzt, dahinein abbiegt; geschieht dies, so können wir außer Sorge sein; geschieht dies nicht — dann freilich scheint mir die Gefahr, von welcher Sie sprechen, selbst wahrscheinlich."

Es ließ sich in der That nichts Anderes thun, als abzuwarten.

Der Stallmeister ließ die Pferde gehn, ohne sie zu übermäßiger Anstrengung anzutreiben; sondern hielt sich nur stets dem andern Wagen so weit nahe, daß man deutlich zu sehen vermochte, welchen Steg er nehmen würde.

Die Allee, welche von der Straße ab nach Sewards Villa führte, ward immer deutlicher sichtbar. Der Wagen Booths fuhr bisher im gewöhnlichen Trabe. Mit einem Male aber setzte man die Pferde in Galopp, und der Wagen sauste an der Allee vorüber.

„Beim Teufel! Sie fahren nicht nach der Villa!" rief der Stallmeister und hieb auf seine Pferde ein.

Noch einmal machten die Thiere einen Versuch, den andern Wagen einzuholen; aus allen Kräften strengten sie sich an; der Wagen flog fast den Berg hinab, und man erreichte die Allee, welche, etwa fünfhundert Schritte lang, nach der Villa führte, gerade in dem

Moment, als Booths Wagen nach der entgegengesetzten Seite hin, das heißt nach dem Flußufer zu, in den Wald hineinbog.

„Vorwärts, vorwärts!“ feuerte der Stallmeister die Pferde an.

Keuchend und schweißbedeckt waren sie den Hügel hinabgekommen; sie mußten ihre Kräfte verdoppeln, um die sich nun erhebende Anhöhe hinauf zu gelangen.

Doch diese Anstrengung war zu schwer!

Eins der schönen Thiere stürzte nieder und verendete auf der Stelle, und das andere stand zitternd und der völligen Erschöpfung nahe, daneben.

„Bleiben Sie hier!“ sagte der Stallmeister, „derweile ich frische Pferde herbeihole.“

Noch ehe Conover ihm geantwortet hatte, war er vom Wagen herabgesprungen und rannte in athemloser Eile der Villa Sewards zu.

Nach zehn Minuten sah ihn Conover, auf einem Pferde reitend und ein anderes neben sich führend, zurückkommen.

„Hier ist ein Reitpferd für Sie!“ rief er schon von weitem, „steigen Sie auf!“

Und ohne erst abzuwarten, daß Conover dieser Aufforderung nachkam, sprengte er auf dem einen Pferde dahin, dem Walde zu in der Richtung, die Booths Wagen genommen.

Conover vermochte kaum, ihn einzuholen.

So ging es durch den Wald vorwärts, über abgebrochene Zweige, durch Gestrüpp und Schlinggewächse, durch mannhohes Gras, über Gräben und Sümpfe hinweg.

Aber es war auch keine Spur von dem Wagen zu erblicken. — — — — — —

Als Lincoln, durch Booth aufgefordert, in dem Wagen Platz genommen, dankte er seinen Rettern mit aller Aufrichtigkeit. Noch hatte er keine Ahnung von dem verrätherischen Beginnen Paynes und Booths.

Erst als sie die Allee erreichten, die nach Sewards Villa führte, da wunderte er sich, daß der Wagen hier nicht einbog.

„Meine Herren,“ sagte er, „wenn mir recht ist, so führt hier der Weg, den ich fahren wollte, von der Straße ab.“

Booth und Payne antworteten nicht. Der Letzte aber wandte sich um, und gab dem Manne auf dem Kutscherbock ein Zeichen, worauf dieser mit aller Gewalt auf die Pferde lospeitschte und dem Walde zujagte.

Auch jetzt noch dachte Lincoln nicht an Verrath, sondern meinte vielleicht, daß er wieder das Unglück habe, in einem Wagen zu fahren, dessen Pferde scheu geworden.

Payne und Booth selbst schienen diese Besorgniß zu theilen, und der Letztere fluchte ununterbrochen auf den Kutscher, der die Pferde

nicht zu zügeln verstehe, und that das so unaufhörlich und so laut, daß Mr. Nicolai selbst es nicht für gerechtfertigt hielt, irgend ein Bedenken zu äußern.

Man fuhr durch den Wald fort, dem Ufer des Potomac zu.

Da fing Nicolai an, die Gefahr zu ahnen.

„Sie sind gefangen, Excellenz," flüsterte er dem Präsidenten zu, „geben Sie Acht, man führt Sie über den Potomac."

„Wie?" sagte Lincoln, und faßte Booth scharf in's Auge; „es ist dies also ein Anschlag, ein Complott gegen meine Freiheit!?" rief er.

Sein großes, sonst so sanftes Auge nahm einen furchtbaren Ausdruck an, so daß Booth, sonst in jeder Kunst der Verstellung so geübt, seinen Blick zu Boden senken mußte und um eine Antwort verlegen war.

Payne ergriff statt seiner das Wort:

„Seien Sie unbesorgt, Sir," sagte er mit ironischem Lächeln; „wir führen Sie dort hin, wo Sie eben so sicher leben und zu größerem Nutzen für die Nation existiren werden, als auf der Villa Ihres Staatssecretairs. Indessen, damit Sie nicht glauben, daß wir Ihnen irgend ein Leid anzuthun beabsichtigen, so werde ich selber versuchen, die wilden Thiere zu bändigen, und stelle es Ihnen anheim, auszusteigen. Wahrlich! Ihr ungerechter Verdacht muß loyale Bürger beleidigen."

Es gelang schon ohne sein Zuthun dem Kutscher, hier die Pferde zum Stehen zu bringen, wozu er freilich keine Mühe weiter anzuwenden brauchte, als daß er aufhörte, sie anzutreiben.

Der Wagen hielt, und Lincoln und Nicolai überlegten noch, was zu thun sei, ob sie hier aussteigen, oder ob sie sich dem Gefährte noch weiter anvertrauen sollten.

„Excellenz," sagte Booth, „ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich nicht die Absicht hatte, Sie in eine so mißliche Lage zu bringen. Da Sie indessen einmal durch ein Unglück hineingerathen sind, so müssen wir uns so gut zu helfen suchen, als es geht. Meine Ansicht ist, wir vertrauen uns den unbändigen Pferden und der ungeschickten Führung des Kutschers nicht weiter an, sondern suchen zu Fuß das Ziel Ihrer Reise zu erreichen, wozu mein Freund und ich Ihnen unsere Begleitung anbieten."

Mit diesen Worten sprang Booth aus dem Wagen und wollte dem Präsidenten beim Aussteigen helfen.

In demselben Augenblick aber sprangen drei Kerle mit Masken vor dem Gesicht hervor; der eine von ihnen packte Booth und schleuderte ihn zu Boden, so daß derselbe anscheinend bewußtlos liegen blieb

Obwohl dieser Angriff auf Booth nichts als eine verabredete

Comödie war, so spielte doch der Acteur, welcher den Angreifer machte, mit solcher Wahrheit, daß dem Niedergeworfenen die Rippen krachten.

„Ochse!" brummte Booth. — „Bist Du's, O'Laughlin?"

„Ich bins," antwortete der Angreifer; „habe ich Ihnen wehe gethan? Bedaure herzlich, aber meine Rolle erfordert es so, und ein wahres Vergnügen macht es mir, auch Mr. Robert diesen neuen Griff zu zeigen."

Mit diesen Worten erfaßte er Robert Payne, der noch im Wagen saß, riß ihn heraus, und stöhnend lag er neben Booth im Grase.

Die beiden andern Maskirten hatten den zweiten Schlag des Wagens geöffnet und machten Anstalt, Lincoln heraus zu reißen. Nur der muthigen Vertheidigung Nicolai's gelang es, sie vorläufig daran zu hindern.

Allein, derselbe hätte nicht lange Widerstand leisten können; denn auch O'Laughlin kam jetzt den beiden Angreifern zu Hülfe. Er streckte seine muskulöse Hand bereits nach dem Präsidenten aus ...

Da erhielt er plötzlich hinterrücks einen kräftigen Hieb mit einer Reitpeitsche über das Gesicht.

Er blickte um sich.

Ein Mann von hoher und muskulöser Gestalt, in Stallmeister-Uniform, der soeben von einem schweißtriefenden Rosse gesprungen war, stand hinter ihm.

„Warte, Schurke!" rief dieser, „Dir werde ich das Geschäft versalzen!"

„Verrathen! Verrathen!" schrien die drei Angreifer, und suchten das Weite.

Der Kutscher sprang vom Bock und folgte ihnen.

Die Pferde, welche sich jeder Fessel frei wußten, und bereits scheu gemacht waren durch den Lärm, durch den Tumult im Wagen und durch die Komödie, in welche man sie insofern mit hineinzog, als sich der Kutscher den Anschein gegeben, sie nur mit Mühe halten zu können, und dabei fortwährend in die Zügel gerissen hatte, sprangen wie auf Verabredung plötzlich zur Seite, und mit dem Wagen, in welchem der Präsident und der Geheimsecretair noch saßen, in den Wald hinein. —

Der Stallmeister und Conover waren noch im rechten Augenblicke gekommen.

Die Scene, welche wir eben beschrieben haben, ereignete sich hart am Ufer des Potomac, wo ein Boot angebunden lag, auf welchem man den Präsidenten entführen wollte.

Jetzt, da der Plan vereitelt war, hatten die drei Angreifer schnell das Boot bestiegen.

Conover, statt die Angreifer zu verfolgen, eilte auf seinem Pferde,

das er noch nicht verlassen, da er etwas später zur Stelle gewesen, dem Wagen nach, der von einem Baumstamm zum andern prallte, und in jedem Augenblick in Gefahr war, zertrümmert zu werden, und der Stallmeister, dem die Besorgniß um die Person des Präsidenten über Alles ging, und dem eine schnelle Auffassungsgabe auch mangelte, um in einer solchen Situation das Beste zu ergreifen, folgte Conover.

Es währte nicht lange, so war der Wagen eingeholt, die Pferde zum Stillstehen gebracht, und für dies Mal Abraham Lincoln der Gefahr entgangen.

Sobald Conover sah, daß das geschehen, lenkte er sein Pferd um, vom Wege ab, nahm das Pferd des Stallmeisters an die Seite, da dieser jetzt dem Wagen als Führer diente, und begab sich nach der Villa Sewards zurück, wo er die Pferde ablieferte. — Von dem einäugigen Rebellen-Invaliden sah Niemand etwas wieder.

Nur Mr. Fisher, der Wirth von Blackhouse, und Miß Mary Powel hätten, wenn ihnen nicht Stillschweigen geboten wäre, verrathen können, wer unter dieser Maske steckte.

Die beiden scheu gewordenen Pferde des Präsidenten mußten auf der Straße erschossen werden. Bei ihrer Section fand man die Kugeln in ihren Ohren tief hinabgesunken bis in's Gehirn.

Von den Angreifern war jede Spur verloren. Sie hatten in ihrem Boot das jenseitige Ufer des Potomac gewonnen, als die Nachforschung begann.

Die beiden Männe, welche sich zu Beschützern des Präsidenten gemacht hatten, Payne und Booth, mußten sich wohl erholt haben, denn auch sie wurden nicht mehr an dem Ufer des Potomac angetroffen, als man dort nachsuchen ließ.

Abraham Lincoln ahnte nicht, daß diese beiden Männer mit zum Complott gehörten, und hätte er es auch geahnt, so hätte doch keine Jury ihnen den Prozeß machen können.

Mehr als einmal hat später Lincoln nach diesen beiden Männern gefragt. Er sollte nur einen von ihnen im Leben wiedersehen, und zwar diesen mit der Mordwaffe in der Hand.

---

## Hundertundviertes Kapitel.

## Die beiden Schützlinge.

Die Vorstellung in der Menagerie des Mr. Seyers war zu Ende.

Die Gentlemen von Charleston waren wie gewöhnlich von den Productionen des berühmten Nobbo Nobbini mehr als befriedigt.

Die Herren vom Sport hatten ihre Wetten, daß der Löwenbändiger aus Central-Africa binnen drei Monaten von den Löwen zerrissen sei, erhöht gegen diejenigen, welche behaupteten, daß er diese Frist überleben werde.

Nobbo Nobbini war der Mittelpunkt in der Unterhaltung der Damen; man bewunderte seinen Muth, den ebenmäßigen, muskulösen Bau seines Körpers, und fand es erstaunlich, daß ein junger Mann in seinen Jahren sich einem so gefährlichen Gewerbe widme.

So manche Schöne von Charleston stellte in ihrem Innern heimlich Vergleiche an zwischen dem muthigen, kräftigen Mulatten und den entnervten Männern ihres Standes, welcher Vergleich natürlich sehr zu Ungunsten der letzteren ausfiel.

Der junge Mann, welcher fast überall, in allen Zirkeln, das Tagesgespräch bildete, schien davon keine Ahnung zu haben.

Er kümmerte sich weder um die Wetten, die für oder wider sein gutes Glück gemacht wurden, noch um die Urtheile der Damen über seine Persönlichkeit.

All' sein Denken und all' sein Sorgen war einem Ziele zugewandt, der Sorge um das Kleinod, das ihm anvertraut war, und das in seinem Herzen höhern Werth besaß als alles Andere.

Die Vorstellung war zu Ende. In seinem Wagen hatte er die Messingkrone mit den Adlerfedern abgelegt, das Pantherfell mit einem modernen eleganten Ueberrock und die mächtigen Kanonenstiefel mit zierlichen Schuhen vertauscht, und kaum hatte das Publicum die Menagerie verlassen, so hatte auch er bereits seine Metamorphose beendet, stieg vom Wagen herunter und grüßte Mrs. Seyers, die Dame mit dem Essig-Gesicht, welche an dem Platz stand, wo sich sonst die Kasse zu befinden pflegte, und auf das Getümmel des großen Platzes hinausschaute, als ob sie taxirte, wie viel von den Menschen, die dort vorübergingen, wohl noch die Menagerie besuchen würden.

Ihr saures Gesicht hellte sich ein wenig auf, als Nobby sich

im Vorübergehen vor ihr verbeugte. In vertraulichem Tone sagte sie zu ihm:

„Wahrlich, Mr. Noddy, Ihre Aufopferung und Fürsorge allein schon verdient, daß die schöne vornehme junge Dame Sie liebt, nicht wie einen Bruder, sondern wie einen zärtlichen Freund; und die junge Dame ihrerseits, ist so schön und anbetungswerth, daß sie jeder Aufopferung würdig ist."

„Sie haben Recht, Mrs. Seyers," sagte Noddy, ein wenig erröthend; „sie verdient es, daß man Alles thut, was in seinen Kräften steht, um ihr die schlimme Lage ein wenig zu erleichtern. Indessen, was Sie von ihrer Liebe zu mir sagen, — meinen Sie wohl, daß eine Dame von Fanny's Schönheit und von ihrer vornehmen Herkunft etwas Anderes gegen einen verachteten Mulattenknaben empfinden könnte als vielleicht Dankbarkeit?"

Mrs. Seyers antwortete nicht, sondern blickte ihm theilnehmend in die treuherzigen Augen und drückte stumm seine Hand, als wollte sie sagen:

„Leider wird sie das nicht — armer Junge!"

Noddy aber schritt in dem Bewußtsein der Beschützer der Freundin zu sein stolz wie ein König die Stufen hinab, angestaunt von dem dollarlosen Publicum, welches auch jetzt noch das Zelt umstand und in ein allgemeines „Ah!" ausbrach, als der gefeierte Thierbändiger erschien.

Noddy nahm seinen Weg eine belebte, schöne Straße hinab, die auf einem mit Bäumen und Blumenanlagen verzierten Platz führte.

Dort, vor dem Eckhause stand er still. Er drückte seine Hand auf's Herz, als ob er dessen lauteres Pochen mäßigen wolle, warf dann noch einen flüchtigen Blick auf seinen gentlemanischen Anzug und zog die Glocke.

„Miß Cleary und ihre Gesellschafterin sind zu Hause," berichtete ihm der Portier, „und erwarten Sie bereits, wie ich glaube."

Noddy dankte ihm für die Kunde; seine Brust war beklommen, aber doch mit Verlangen und Sehnsucht erfüllt.

Noch war er die Treppen nicht hinauf; da öffnete sich bereits eine Thür, ein liebliches Mädchengesicht blickte hinaus und rief ihm mit heller Stimme zu, während sie in die Hände klatschte:

„Habe ich es doch errathen, daß Sie es sind, Mr. Noddy! Ich erkannte schon Ihren Tritt und sagte:

„Gieb Acht, Fanny, es ist Noddy!"

Nettice sprang ihm entgegen, erfaßte mit ihren Händchen seine muskulöse Rechte und zog ihn fast durch die Thür, fortwährend ihre Freude ausdrückend, daß er endlich da sei und daß er sie nicht länger habe in der Besorgniß warten gelassen, ihm möchte ein Unglück widerfahren sein bei seinen gefahrvollen Productionen.

Noddy hatte aber für diese Aeußerungen unverstellter Freude gar kein Ohr.

„Was macht Fanny? — Befindet sie sich wohl? — Fühlt sie sich sehr unglücklich, so fern von ihren Eltern zu sein? — Hat sie irgend einen Wunsch geäußert? — Fehlt es ihr an irgend einer Bequemlichkeit?"

Das Alles waren Fragen, welche er, statt auf Nettice's Aeußerungen zu antworten, an diese richtete.

Nettice schüttelte den Kopf.

„Fanny ist nicht traurig; Fanny hat Sie ja so lieb und weiß, daß sie auf der Welt keinen andern Beschützer hat, als Sie. Ihr Vater in der Gefangenschaft, ihre Mutter irgend wo in der Welt... was sollte sie sich da sehnen, von hier fort zu kommen? — Und was die Bequemlichkeiten anbetrifft, Mr. Noddy," — hier warf sie einen fast vorwurfsvollen Seitenblick auf den Angeredeten, — „so haben Sie ja für uns gesorgt, mehr, wie ein Vater für uns sorgen könnte, und haben sich unsretwegen gewiß schon manche Entbehrungen aufgelegt. Ich weiß recht gut, daß Sie sich unseretwegen manchen Genuß versagen, den Sie sich sonst gönnen würden. O, das ist Unrecht, Mr. Noddy! Wir sind ja zufrieden mit dem bescheidensten Loose."

„O nein, Nettice!" antwortete Noddy; „Sie müssen wissen, daß Miß Fanny sehr vornehm, in allem Luxus und Ueberfluß erzogen und gewohnt ist, jeden ihrer Wünsche erfüllt zu sehen."

„Ach, glauben Sie nicht, daß Fanny anspruchsvoll ist!" rief Nettice, „die Zeit, welche wir im Hause der Mrs. Bagges verlebten, hat uns gelehrt, daß Entbehren nicht das schlimmste ist, was Einem widerfahren kann. Wie oft haben wir Beide gesagt, daß wir lieber bei Wasser und Brod in irgend einer elenden Hütte leben möchten, als nur eine Stunde länger in der luxuriösen Wohnung und bei den üppigen Mahlzeiten jener Frau!"

Während dieser Unterredung hatte Noddy seinen Ueberrock ausgezogen, noch einen letzten Blick in den Spiegel des Vorzimmers geworfen. Dann öffnete Nittice die Thür, und Noddy trat in das Boudoir seiner Schützlinge ein.

Nettice hatte Recht. Er hatte ihnen große Opfer gebracht; in einer schönen Gegend der Stadt ihnen eine schöne Wohnung gemiethet, dieselbe bequem und geschmackvoll ausgestattet, für ihre Garderobe gesorgt und ihnen die Mittel gewährt, ihren Lebensunterhalt ganz nach ihrem Geschmack zu besorgen.

Obwohl Noddy's Auge vor Glückseligkeit leuchtete, so begrüßte er doch die Freundin mit einiger Verlegenheit.

Während er Nettice gegenüber die Rolle des väterlichen Freundes mit aller Unbefangenheit spielte, so war sein Benehmen Fanny gegenüber doch nicht ganz sicher.

Die junge Dame erhob sich bei seinem Eintreten von dem Sopha, auf welchem sie, in einem Journal lesend, saß, und rauschte in dem schönen Seidenkleide, das sie trug, ihrem Freunde entgegen.

Sie war schöner als je; ihr Aufenthalt im Hause der Mrs. Bagges hatte zwar ihre Wangen ein wenig gebleicht, allein die kurze Zeit der Freiheit hatte hingereicht, die Rosen der Jugendblüthe wieder auf ihr holdes Antlitz zu zaubern, und die Geschicklichkeit, welche sie dort erworben hatte, sich geschmackvoll zu kleiden, hatte sie auch jetzt vorzüglich anzuwenden verstanden, so, daß sie, das Ebenbild ihrer schönen Mutter, mit ihren vollendet schönen Zügen, dem Feuerauge der Creolin, den herrlichen Körperformen, ein vorzügliches Modell einer Hebe oder einer Jo abgegeben haben würde.

Noddy hatte in seinem Leben nichts Schöneres gesehen und stand eine Weile ganz sprachlos da, so daß Fanny laut auflachte, als sie ihm die Hand entgegenstreckte und zu ihm sagte:

„Nun, Noddy, was staunst Du mich so an? Siehst Du etwas Auffälliges an mir?"

Noddy stammelte etwas von ihrem entzückenden Aussehen.

„O," lachte Fanny, „ich fürchtete schon, daß ich irgend etwas Schreckliches an mir habe, so etwas von einem Medusenhaupt, da mein Anblick Dich, der Du Dich doch vor Löwen und Tigern nicht fürchtest, so erstarren macht. . . . Komm' nur zu Dir und höre auf, mich von oben bis unten zu betrachten; Du wirst ja bei einer Tasse Thee noch hinreichend Gelegenheit haben, mich zu bewundern, wenn es Dir Vergnügen macht."

Sie nahm ihren Freund bei der Hand und führte ihn an den Tisch.

„Nettice hat schon seit einer Stunde das Theewasser bereit und die Brödchen geröstet und hat vor Ungeduld kaum die Zeit erwarten können, in welcher Du zu kommen versprochen hattest. Nun thue ihr auch zur Belohnung den Gefallen, und laß es Dir bei uns gut schmecken. Da, nimm Platz! Hier neben mich setze Dich hin."

Sie wies auf einen Fauteuil, der neben dem Sopha stand, auf welchem Sie selbst sich niederließ.

Nettice sprang hinaus und mit emsiger Geschäftigkeit servirte sie das Abendessen.

Schon nach wenigen Minuten war der Tisch hergerichtet; Thee mit gerösteten Brödchen, etwas kaltes Geflügel, ein Pudding und selbst ein Glas Wein fehlte nicht.

Mit unermüdlichem Eifer war sie besorgt, daß Noddy von Allem das beste erhielt, und wenn er es vergaß, zu essen, oder wenn er sich einer andern Beschäftigung hingab, z. B. dem Anschauen seiner Nachbarin, ihn daran zu erinnern, daß er diese und auch sie selbst

am meisten erfreuen werde, wenn er ihnen durch seinen Appetit beweise, daß er mit ihrer Wirthschaft und mit ihrer Küche zufrieden sei.

Auch Fanny war freundlich und zuvorkommend und überschüttete ihren Freund mit Aufmerksamkeiten; indessen lag ein gewisser Mißmuth in ihren Mienen, eine Betrübniß, die sie nicht ganz verbergen konnte, und doch sichtlich zu verbergen sich bemühte.

Noddy, der nur Augen für sie hatte und weder Nettice's zarte Besorgniß, noch ihre wahrhaft aufopfernde rastlose Thätigkeit beachtete, bemerkte bald, daß in Fanny's Seele sich eine Verstimmung eingeschlichen.

„Du bist traurig, Fanny," sagte er; „willst Du mir nicht mittheilen, was Dir Kummer macht?"

„Ich bin nicht traurig, Noddy."

„Aber Du bist nicht zufrieden! Dein Leben gefällt Dir nicht!"

„O doch, Noddy; gewährst Du nicht Alles, was wir uns wünschen können!? Ja, gewährst Du nicht fast mehr, als Deine Mittel Dir erlauben?"

„Ich weiß, Fanny, das ich noch Vieles, Vieles thun müßte, daß Dir noch Vieles fehlt, um Dein jetziges Leben Deinem früheren ähnlich zu machen; allein, es ist mir nicht in dem Maße möglich, Dir Bequemlichkeiten zu schaffen, wie ich es wünschte. Du weißt, ich bin Theilhaber an der Menagerie, und unser Ertrag ist seit der Abreise der Herren von Richmond kein sehr glänzender."

Fanny seufzte.

Noddy hielt dies für ein Zeichen der Theilnahme und fuhr fort:

„Aber mache Dir deshalb keinen Kummer, Fanny; mein Verdienst ist immer ein solcher, daß Du nicht zu befürchten brauchst, jemals mehr zu entbehren, als Du jetzt entbehrst."

„Ach sprechen Sie nicht von Entbehrungen!" fiel hier Nettice ein, ihn zärtlich anblickend und ihre kleine, weiche Hand sanft auf seinen Arm legend. „Sprechen Sie nicht so, Mr. Noddy; und wenn wir in größter Armuth leben müßten, so müßten wir es doch Ihnen danken, daß wir aus jenem Hause fort sind. — Wenn es uns nicht gut genug wäre so, so könnten wir ja arbeiten. O, ich kann arbeiten und kann so viel verdienen, daß auch Miß Fanny Vortheil davon hat! Aber, ich weiß, Fanny erträgt die Entbehrung des luxuriösen Lebens und der rauschenden Vergnügungen viel leichter, als es scheint; denn ich weiß, wie unglücklich sie sich unter all' dem Glanz in Mrs. Bagges Hause fühlte!

Fanny hatte sich, ein wenig verstimmt, erhoben und stand am Fenster hinter den Topfgewächsen, mit denen Nettice's Hand dieselben verziert hatte, und schaute nachdenkend zwischen den Blättern hindurch auf die Straße.

Glänzende Equipagen rollten vorüber; — Officiere in prachtvollen Livreen an der Seite vornehmer Damen in den kostbarsten Gewändern und mit den werthvollsten Schmucksachen behängt; Goldstrotzende Lakaien; — Jäger mit großen Federbüschen auf dem Hut; — Pferde, deren Geschirr mit edlem Metall garnirt war, auf deren Köpfen Büsche ächter Marabouts wehten.

Alles dies fesselte ihre Aufmerksamkeit.

Noddy betrachtete sie eine Weile und trat dann an ihre Seite.

„Du hast Nachricht aus Richmond?" flüsterte er.

Sie nickte.

„Du kennst den Aufenthalt Deiner Mutter?"

„Nein. Sie ist von Richmond abgereist und wahrscheinlich nach Washington, wird aber vermuthlich sehr bald nach Richmond zurückkehren, sobald dort die großen Feste der Ritter, die Theater, Concerte und alle andern Vergnügungen der Saison beginnen."

„Fanny, Dich verlangt's nach Deiner Mutter?"

„Nein; nicht nach meiner Mutter; Du weißt, daß ich sie nicht lieb haben kann. Sie selbst sehnt sich nicht nach mir. Ich weiß, daß ich ihr von jeher nur ein Hinderniß war, und habe sie mehr als einmal sagen hören, daß sie mit Schrecken der Zeit entgegen sähe, wo sie in mir möglicherweise eine Rivalin erblicken könne."

„Die Zeit ist da, Fanny. Du bist jetzt kein Kind mehr, Du bist eine Dame, und würdest Du jetzt in der großen Welt auftreten, so würdest Du umschwärmt sein von Anbetern aus den vornehmsten Kreisen. Man würde Dir schmeicheln, man würde sich um Deine Gunst bewerben, man würde Dir Geschenke machen; die Blicke der Männer würden mit Verlangen, und die der Frauen mit Neid auf Dir ruhen!"

Fanny antwortete nicht, aber Noddy hörte, daß sie mit Gewalt einen Seufzer zurückpreßte.

„Du erinnerst Dich, Fanny, daß ich Dir dies schon einmal gesagt; Du weißt, damals . . . ."

„Ich weiß," unterbrach ihn Fanny; „Du hast den Vater und mich dem sichern Tode entrissen und nahmst mich in Schutz, als ich auch des Vaters beraubt war. Ich werde Dir's nie vergessen, Noddy, und werde Dir mein Lebelang dankbar sein; ich würde kein größeres Glück kennen, als Dich glücklich zu machen."

Noddy's dunkles Auge flammte vor Begeisterung auf.

„Fanny," sagte er, „erinnerst Du Dich dessen, was ich damals sprach, als wir von Nashville abreisten?"

Fanny nickte, aber sie vermied es, Noddy's Blick zu erwiedern, und die Röthe, welche über ihre Wangen flog, war vielleicht mehr Verlegenheit, als innere Bewegung.

„Du schweigst, Fanny? — Du bist nicht glücklich!"

„Nein, Noddy! Ich weiß es, Du liebst mich, wie ein Bruder nur seine Schwester lieben kann; ich darf's Dir nicht verhehlen, ich bin oft traurig.“

„Die Nachrichten aus Richmond . . .?“

„Nun ja, auch die!“

„Du sehnst Dich nach Richmond zurück?“

„Ich leugne es nicht, daß ich gerne dort wäre.“

„Aber Du sagst, Du liebst Deine Mutter nicht, und sehnst Dich doch nach ihr nicht zurück.“

„Es ist nicht ihretwegen.“

„Nun?“

„Die Vergnügungen der Saison . . . .“

„Ah, das ist es! Du willst Zerstreuung! Ja, Du hast Recht, Fanny, ich dachte nicht daran. — Zerstreuung! — Ja, Zerstreuung mußt Du haben; Du bist daran gewöhnt. Wie konnte ich auch nur denken, daß Du an dem einförmigen Leben Geschmack finden könntest, das ich Dir bot!? Verzeihe mir, Fanny, ich hatte vergessen, daß Du die Tochter des reichsten Farmers in Kentucky bist, als ich Dir diese Wohnung miethete, und Dir zumuthete, daß Du weiter keine Zerstreuung haben solltest, als Deine Bücher, Deine Blumen, hin und wieder einen Spaziergang und . . . meinen Besuch,“ fügte er etwas zögernd hinzu.

„Nein, nein, Noddy!“ rief Fanny energisch; „ich habe nicht gewollt, daß Du mehr für mich thätest; denn ich weiß, daß das, was Du für mich thust, Dir schon Opfer kostet.“

„O, glaube das nicht, Fanny; ich habe Geld genug, um Deine Wünsche so vollständig zu befriedigen, als ob ich ein reicher Sclavenzüchter wäre.“

Nettice, welche in einiger Entfernung stand, heftete auf die Beiden einen Blick voll tiefsinniger Theilnahme, ja, sie schien mit Noddy wahres Mitleid zu empfinden. Traurig schüttelte sie den Kopf bei seinen letzten Worten und flüsterte:

„Ich weiß, es ist nicht wahr; Du kannst es nicht, Du guter Mann und Fanny wird das Anerbieten nicht annehmen.“

Fanny indessen hatte sich sicherlich nicht so viele Mühe gegeben, um in die pekuniären Verhältnisse Noddys einen solchen Einblick zu gewinnen, denn sie wurde sichtlich heiterer.

Noddy versicherte, das es auch in Charleston nicht an Vergnügungen fehle.

„Da, sieh' die Equipagen, die dort unten vorüber fahren; das alles sind Leute, welche das Vergnügen suchen.“

„Und wohin fahren diese Leute?“

„In die Oper, Fanny.“

„In die Oper? — Ach! Seit Jahren hörte ich keine Oper; wie gern würde ich in die Oper fahren!"

„Freilich, Fanny; indeß, Du weißt, es ist gegen den Anstand, daß Du allein, nur von Nettice begleitet, die Oper besuchst."

„Warum begleitest Du mich nicht Nobby?"

„Ich?" sagte Nobby, und sein Mund verzog sich zu bitterm Lächeln. „Ich!? Du vergißt Fanny, daß in diesem Lande Nigger nicht in den Logen der Theater Platz nehmen dürfen. Für die Nigger hat man auf der höchsten Galerie einen besonderen Verschlag eingerichtet, und Miß Fanny Cleary würde wahrscheinlich nicht Lust haben, mit mir in diesem Verschlage Platz zu nehmen."

Fanny erröthete. Schämte sie sich der Sitten ihres Vaterlandes, oder versetzte ihre Phantasie sie in die beschämende Situation an der Seite ihres Freundes in der Niggerloge des Opernhauses?

Sie schwieg eine Weile.

Nobby blickte nachdenkend vor sich hin. Nach einer Weile hob er an:

„Schade, daß Du gar keine Bekanntschaft hast, oder daß ich keine Bekanntschaft in Charleston habe unter den Weißen, in deren Begleitung Du die Oper besuchen könntest."

Auch Fanny schien dies zu beklagen und vor ihrer Seele alle Personen, welche sie in Charleston kennen gelernt hatte, die Revue passiren zu lassen, ob nicht unter diesen wenigstens eine sei, deren Gesellschaft sie sich passender anschließen könne, als der des Mulatten.

Sie war noch nicht zu einem Resultat gekommen, da hörte man den Klopfer draußen.

Die Hausthür ward geöffnet, auf der Treppe ertönten Schritte, dem Anschein nach von Männern und dazwischen helles Lachen eines Mädchens.

Sie wechselte mit Nettice einen Blick des Erstaunens, als bald darauf an ihrer Thür die Schelle gezogen wurde.

Nettice öffnete, und ihr Erstaunen vermehrte sich, als sie die Personen erblickte, welche jetzt eintraten.

---

## Hundertundfünftes Kapitel.

# Die Demüthigung.

Die Eintretenden waren eine Dame und zwei Herren in Offiziers-Uniform.

Fanny fuhr fast erschreckt zurück, als sie die Ankommenden erblickte.

„Belle-Boyd!" stotterte sie mit einem Blick auf die Dame und sank auf einen Stuhl.

Die junge Dame in äußerst verführerischer Toilette, welche ihre keineswegs geringen Reize noch bedeutend hob, war heiter, ungezwungen, lustig wie immer.

Sie brach in ein lautes Lachen aus, als sie Fanny's Angst bemerkte und als sie Nettice sich scheu hinter Robby's Stuhl bergen sah.

„Meine lieben Freundinnen!" rief sie mit herzgewinnender Ungezwungenheit, „Sie haben Furcht? Furcht vor mir? O denken Sie nicht, daß ich Sie zurückbringen werde in das Haus der Mrs. Bagges! O nein! es wäre thöricht von mir, das zu wollen, selbst wenn das Haus der Mrs. Bagges noch existirte. Die gute Dame aber ist durch diesen edlen Ritter" — sie deutete auf Robby — „um ihren Erwerb gebracht. Dieser tapfere Löwenbändiger hat ihr ihre beiden besten Zöglinge entführt und ihr außerdem eine lästige Wachsamkeit der Behörde auf den Hals geschafft. Sie hat es deshalb vorgezogen, mit ihrer liebenswürdigen Schwester eine andere Gegend in den Conföderirten Staaten aufzusuchen, ja vielleicht sich auch ganz aus denselben entfernt, namentlich bei der Gefahr, die in diesem Augenblicke Charleston selbst bevorsteht. — Sie wissen doch, daß die Stadt möglicherweise einer Blagerung ausgesetzt sein wird?"

„Ich hörte davon," antwortete Fanny schüchtern.

„Nun, falls wirklich die Stadt erobert werden sollte, so würden die Beamten der Feinde nicht eben glimpflich mit einem Institut, wie das der Mrs. Bagges verfahren, und, um schimpflichem Gefängniß zu entgehen, hat sie lieber ihr Geschäft aufgegeben. — Also seien Sie unbesorgt, meine schönen Freundinnen; ich komme nicht, um Ihnen irgend ein Leides zuzufügen."

„Aber was verschafft uns das Vergnügen . . . .?"

„Meines Besuches? . . . . Ach ich vergaß, Ihnen diese beiden

Herren vorzustellen: — Mr. Tucker, Armee-Lieferant — Mr. Alston, Gouverneur des Libby-Gefängnisses."

Die beiden Offiziere verneigten sich, und Mr. Tucker, dessen graues, funkelndes Auge schon längst mit Lüsternheit auf der schönen Gestalt Fanny's geruht, benutzte die Gelegenheit, sich ihr zu nähern.

„Ich sah Sie zuweilen am Fenster, Miß," sagte er mit einschmeichelnder Höflichkeit; „mein Freund Alston hatte mich auf das herrlichste Gestirn, das jetzt am Himmel Charleston's strahlt, aufmerksam gemacht. Wir brannten vor Verlangen, das Vergnügen Ihrer werthen Bekanntschaft zu haben. Wir theilten unsern innigsten Wunsch unserer Freundin, Miß Belle-Boyd mit, und diese, sobald sie Sie sah, sagte nicht nur, daß sie Sie kenne, sondern gab uns auch mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit das Versprechen, uns Ihnen vorzustellen."

„Sehr freundlich von Miß Belle-Boyd," antwortete Fanny. „Ihr Name, Mr. Tucker ist mir nicht unbekannt; ich hörte meinen Vater denselben oft nennen; ebenso den Ihrigen, Mr. Alston."

„Ihr Vater, Miß? Wer ist Ihr Vater?"

„Mein Name ist Fanny Cleary."

„Was?!" rief Mr. Tucker erstaunt, „Sie sind die Tochter von George Cleary, von Georgesville in Kentucky?"

„Dieselbe, Sir."

„Unmöglich, Miß! Wie kämen Sie hierher?"

„Während der Gefangenschaft meines Vaters ..."

„Gefangenschaft Ihres Vaters!?" wiederholte Tucker.

„Nun ja! Mein Vater gerieth in Tennessee in Gefangenschaft und wurde nach dem Norden fortgeführt."

Tucker lächelte ungläubig und wechselte mit Alston einen Blick.

„Sie erzählen uns ein Mährchen, Miß."

„Ich bitte, meine Herren, nicht an der Wahrheit meiner Worte zu zweifeln! Mein Freund hier, Noddy ..."

Tucker und Alston warfen einen verächtlichen Seitenblick auf den Mulatten —; der Blick hatte etwas Beschämendes für Fanny; sie bereute, in Gegenwart so vornehmer Herren Noddy ihren Freund genannt zu haben, und fuhr etwas kleinlaut fort:

„Noddy, der von meinem Vater erzogene Nigger, kann bezeugen, daß ich die Wahrheit spreche."

„Wir brauchen das Zeugniß eines Dritten nicht," sagte Alston mit eigenthümlicher Ironie. „Wenn Sie wirklich die Tochter jenes Mr. Cleary sind, der unser Freund ist und einer der Hauptagitatoren der Partei, jenes George Cleary von Georgesville in Kentucky, so ist Ihr Vater nie als Gefangener aus Tennessee fortgeführt, sondern befindet sich noch heute auf freiem Fuße und ist gegenwärtig in Canada."

„Was?!“ rief Fanny, „mein Vater frei und ich von ihm getrennt? O Himmel, was höre ich! Roddy, warum verschwiegst Du mir ...“

„Ich wußte es nicht, Fanny, bei Gott! Ich habe absichtlich Nichts verschwiegen; noch bis heute habe ich geglaubt ...“

„Miß Cleary,“ unterbrach Tucker den Mulatten, „daß die Tochter eines Sclavenzüchters und des angesehensten Mannes in Kentucky sich auch nur einen Augenblick unter Protection eines ehemaligen Sclaven ihres Vaters stellt, das ist — verzeihen Sie die etwas bittere Bemerkung — für die Tochter eines Cleary eine unwürdige Stellung.“

Roddy erhob sich und durchbohrte Tucker mit seinen Augen.

„Erlauben Sie mir ein Wort als Freund Ihres Vaters, Miß,“ fuhr Tucker fort.

„Da die Unterredung lang zu werden anfängt,“ bemerkte Belle-Boyd, „so erlauben mir meine lieben Freundinnen wohl, daß ich mich setze. Ich muß gestehen, daß ich durch einen etwas langen Spazierritt ermüdet bin.“

„Ich bitte die Herren um Entschuldigung,“ sagte hier Fanny; „meine Ueberraschung war zu groß; ich dachte nicht daran, Sie zu bitten, daß Sie Platz nähmen. Wollen Sie die Güte haben, meine Herren? Ist's Ihnen gefällig, Mr. Tucker?“

Mit einer Handbewegung deutete sie auf den Sessel, den eben Roddy innegehabt.

Mr. Tucker drehte sich langsam und mit aristocratischer Gelassenheit um und stieß dann den Sessel mit einer verächtlichen Miene bei Seite.

„Miß, unser Einer nimmt nicht auf dem Sitze Platz, wo ein Nigger gesessen. Sie erlauben, daß ich einen anderen Stuhl nehme.“

Schamröthe bedeckte wieder Fanny's Stirn.

Sie vermied es, Roddy's Blick zu begegnen, sie fühlte, daß das Benehmen der beiden Herren für ihn demüthigend sein mußte, und doch blieb das stolze, aristocratische sichere Auftreten der beiden Offiziere nicht ohne Eindruck auf sie; ja, als sie im Stillen Vergleiche anstellte zwischen diesen Leuten, die so hoch standen über vielen Tausenden von Männern und der Gegenstand der Aufmerksamkeit der schönsten und reichsten Mädchen sein mußten, und Roddy, dem verachteten Mulatten, da — zu ihrer Schande müssen wir es gestehen, — da schämte sie sich, ihm jemals in ihrem Herzen einen solchen Platz eingeräumt zu haben, und sie ärgerte sich, daß die Herren ihren Freund bei ihr getroffen.

„Sie erlauben, Miß Cleary,“ nahm Tucker das Wort, „daß

wir, Mr. Alston und ich, es uns zur Pflicht machen, für Ihren Unterhalt so lange zu sorgen, bis es möglich sein wird, Sie zu den Ihrigen zurückzuführen. Im Augenblick ist es unmöglich, da, wie gesagt, Ihr Vater sich in Canada befindet. Für's Erste würden Sie deshalb in Charleston bleiben müssen."

Fanny dankte für diese Theilnahme, und Nettice heftete fast ängstliche Blicke auf die fremden Herren.

Noddy aber, welcher in einiger Entfernung stand und bis jetzt schweigend zugehört hatte, zitterte vor Wuth. Seine Lippen wurden bl ich und bebten.

Jetzt hielt er nicht länger an sich.

„Das geht nicht, Sir," rief er, „das dulde ich nicht!"

Tucker wandte den Kopf halb über die Schulter nach dem Sprecher hin und fuhr dann, ohne auf ihn zu achten, fort:

„Für ein standesgemäßes Leben wird gesorgt werden, und an passendem Umgange an diesem Orte soll es Ihnen ebenfalls nicht fehlen."

„Für die Existenz von Miß Cleary ist gesorgt, und ein Umgang wie der Ihrige und der dieser Dame, von welcher ich bereits gehört habe, ist kein passender. Ich gestatte weder, daß Sie für Miß Cleary's Unterhalt sorgen, noch werde ich ihr den Umgang mit Ihnen und den Kupplerinnen Ihrer Freundschaft gestatten."

„Unverschämter Bube, wirst Du schweigen!? rief Alston. „Miß Cleary, Sie haben in Ihrer Gutmüthigkeit Ihrem Sclaven zu viel Freiheit gestattet; Sie finden es hoffentlich nicht unbillig, wenn ich Sie bitte, ihn hinaus zu schicken."

„Er ist nicht mein Sklave;. er ist erzogen von meinem Vater wie ein Sohn, und seinem Schutz hat mein Vater mich übergeben. Ich bitte Sie deshalb, seinen Widerspruch zu entschuldigen."

„Ha! Ihr Vater hatte auch seine schwachen Seiten, ich weiß es, und die Folge davon war, daß er durch seine Nigger aus seinen Besitzungen vertrieben wurde. Das kommt davon, wenn man diese Halbmenschen wie seines Gleichen behandelt, und auch Sie werden es erleben, Miß, daß dieser freche Bube Ihr Verderben wird, wenn Sie ihn nicht zur rechten Zeit in seine Schranken zurückweisen."

„O nein, nein!" rief Fanny, in deren Seele noch rechtzeitig die Erinnerung dessen auftauchte, was sie ihrem Freunde schuldete, „nein, Noddy wird mir nie verderblich werden; er hat mir mehr als einmal das Leben und mehr als das Leben gerettet. Noddy hat gezeigt, daß er für mich Alles zu wagen bereit ist. Er ist nicht mein Sklave, und auch mein Vater hat ihn nicht gehalten, wie einen Sklaven. Ich bitte, meine Herren, beleidigen Sie Noddy nicht! . . . . Aber Dich, Noddy, muß ich ebenfalls bitten, Dich nicht durch Deinen Zorn hinreißen zu lassen und durch Deinen



Lincolns Ermordung.

Widerspruch die Freunde meines Vaters zu reizen. . . . . Bitte fahren Sie fort, Mr. Tucker."

„Ich wiederhole Ihnen, Miß Cleary, daß ich trotz Ihrem Wiederstreben es für meine Pflicht halte, dafür zu sorgen, daß Sie in Charleston standesgemäß leben, und daß Sie des Umganges von Personen Ihres Standes nicht entbehren."

Für das Erstere sorge ich, Sir, und ich verbiete es Fanny, von Ihnen auch nur einen Cent anzunehmen. Mr. Cleary hat mir die Sorge für seine Tochter übertragen, und ich habe mich dieser Pflicht zu entledigen. — Ich bitte Dich, Fanny, sage den Herren, daß Du keiner fremden Hülfe bedarfst."

„Noddy!" rief Fanny im Tone des Vorwurfes.

„Ist es Ihnen gefällig," hob hier Mr. Alston an, „mit uns heute die Oper zu besuchen?"

Noddy blickte Fanny mit Ernst und Spannung in das Gesicht, diese aber vermied es, seinem Blicke zu begegnen, und nach einer Pause antwortete sie, freilich mit nicht ganz sicherer Stimme:

„Noch soeben sprach ich davon, daß ich recht gern einmal die Oper besuchen möchte."

„Nun," rief Belle-Boyd, „das trifft sich ja ganz vorzüglich; wir sind eben auf dem Wege zur Oper. Unser Wagen hält vor der Thür — Also kommen Sie, Miß, nehmen Sie ihren Hut und Shawl, weiter ist Nichts nöthig."

„O, doch, doch!" fiel Noddy ein; „ich lasse Fanny nicht allein. Da ich sie nicht begleiten kann, so wird wenigstens Nettice mitgehen."

Zehn Minuten später rollte die prächtige Equipage Tucker's über den Platz.

Drinnen saßen Belle-Boyd, Fanny und Nettice, während Mr. Alston und Tucker auf schönen Rennpferden neben dem Wagen herritten.

An der äußersten Ecke des Platzes da stand Noddy. Wuth, Rache, Scham tobten in seiner Brust; und vernichtet und wankenden Schrittes ging er seiner Behausung zu, als der Wagen ihm aus dem Gesichte war.

---

## Hundertundsechstes Kapitel.

# Die Auction.

Wie bereits Belle-Boyd angedeutet hatte, so verhielt es sich.

Mrs. Bethsey Bagges und deren Schwester, Mrs. Gamp und deren Mann Mr. Gamp hatte Charleston verlassen.

Sei es nun, daß sie wirklich ein Einschreiten der Behörde fürchteten, sei es, daß die Geldnoth selbst unter den Vornehmen in bedenklicher Weise zugenommen und sie zu so kostspieligen Vergnügungen unlustig gemacht hatte, wie das Etablissement der Mrs. Bagges sie darbot, sei es, daß sie hofften, wo anders mit besserem Erfolge ein ähnliches

Institut herzurichten, — genug Mrs. Bagges hatte ihre Besitzung verkauft, um sich nach dem Norden zu begeben.

Auf diesem Wege gelangte das würdige Schwesterpaar auch nach Old Church, und zwar gerade in den Tagen, als hier auf einer Besitzung des Mr. Brocklyn eine große Auction abgehalten wurde. — —

Noch an demselben Tage, als Charles Powel aus dem Gefängnisse des Court-Hauses entlassen wurde, traf man Anstalten, den zweiten, mit den Buchstaben K. G. C. versehenen und in einer Chiffren-Schrift verfaßten Brief dechiffriren zu lassen.

Natürlich hielt es nicht schwer, den ersten Lieutenant der Kearsage, Mr. Richard Brocklyn, aufzufinden.

Der Richter legte ihm den Brief vor und fragte ihn, ob er im Stande sei, den Schlüssel zu dieser Schrift zu liefern.

Brocklyn hatte lange genug dem Süden gedient, um mit der Chiffren-Schrift der Ritter vom goldenen Zirkel bekannt zu sein.

Wer beschreibt die Freude sowohl der Familie Powel's, als auch des vortrefflichen Ehepaares Patrick und Hatty Powis, als sich herausstellte, daß in diesem Briefe Mr. Atzerott als der Vermittler der Correspondenz zwischen dem Orden und dessen gefangenem Präsidenten, Mr. Berckley, bezeichnet wurde.

Damit war also die Unschuld von Mrs. Powel hinlänglich an den Tag gebracht.

Die bis zum tiefsten Elend herabgedrückte Familie, die von allen Leiden heimgesuchten Unschuldigen, die jeder Demüthigung ausgesetzten Unglücklichen, sie feierten an diesem Tage förmlich ein Auferstehungsfest.

Jahrelange Schmach, jahrelanges Elend und Schande, das Alles war mit diesem Tage zu Ende.

Mr. Powis versäumte nicht, diese Wendung in dem Geschick der Familie seines Freundes in allen Zeitungen zu veröffentlichen. Die Behörde verschaffte durch amtliche Bekanntmachungen den Gekränkten die vollständigste Genugthuung und gab umfassende Ehrenerklärungen.

Durch Richard Brocklyn's Vermittelung hatte bereits dessen Vater seinem ehemaligen Compagnon, Charles Powel, notariell sein Eigenthum in Old-Church überwiesen.

Jetzt, nach seiner Freilassung, stand nichts mehr im Wege, diese Besitzung anzutreten.

Mr. Crofton aber protestirte dagegen.

„Du weißt," sagte er zu seinem Freunde Powel, „daß ich Dir versprach, bei meiner Rückkehr für Deine gute Existenz zu sorgen, und ich beabsichtige, mein Wort einzulösen. Ich habe Besitzungen sowohl auf Jamaica und auf St. Thomas, wie auch hier und in

Massachusets. Ich brauche für meine Fabriken einen tüchtigen Dirigenten und für meine umfangreichen Geschäfte einen gewandten Geschäftsführer. Ich selbst beabsichtige, Boston nicht wieder zu verlassen und mich von den Meinigen nicht wieder zu trennen. Diese letzte ereignißvolle Reise hat mir vollends die Lust verdorben an meiner frühern geschäftlichen Thätigkeit. Willst Du also mir, Deinem Freunde, einen wesentlichen Dienst erweisen, so tritt mit einem Geschäftsantheil als Compagnon in mein Geschäft ein. Es ist ehrenwerth von Mr. Brocklyn, daß er daran denkt, Dich für den Betrug, den er Dir gespielt, schadlos zu halten; allein Du brauchst sein Geschenk nicht hinzunehmen als ein Almosen. Verkaufe die Besitzungen in Old-Church und lege den Erlös mit in meinem Geschäfte an."

Natürlich war das Anerbieten Mr. Croftons ein äußerst vortheilhaftes und die Annahme wurde Mr. Powel durch das Gefühl der Dankbarkeit beinahe zur Pflicht gemacht, so daß er also genöthigt war, einzuschlagen.

Bereits wenige Tage später reiste er nach Old Church ab, in Begleitung seines Freundes Crofton und zweier Justiz-Personen, um dort die Besitzung zu veräußern.

Mr. Brocklyn hatte alles Mobiliar und alles Inventar in der Factorei gelassen, denn er hatte nicht anders geglaubt, als daß Mr. Powel dieselbe sofort beziehen werde. Mit seinem baaren Vermögen hatte er sich, wie wir bereits wissen, nach Lawrence begeben und dort ein neues Handelshaus etablirt.

Da nun Charles Powel die Besitzung nicht anzutreten beabsichtigte, so ward mit der Auction sofort begonnen, und zwar zunächst mit der Verauctionirung des lebenden und todten Inventars. —

Wie bereits erwähnt, traf in diesen Tagen auch das saubere Kleeblatt der Gamps und Bagges in Old-Church ein.

Mrs. Gamp ist eine speculative Frau.

„Bethsey," sagte sie zu ihrer Schwester, „in den heutigen Tagen haben die Leute wenig Geld, und bei dem Verkauf von Mobiliar und Hausgeräthen kommt in der Regel wenig genug heraus. Wir haben etwas Geld und falls wir es ausgeben, leiden wir darum noch nicht Noth; denn, wie ich Dir mittheilte, habe ich einem Freunde in Washington, Namens Spangler, ein Kistchen übergeben, das noch einen Nothpfennig enthält. Wir werden für wenige Dollars auf dieser Auction eine Menge werthvoller Sachen kaufen können, und, — wie auch der Krieg enden mag, — nach dem Kriege werden wir sie sicherlich mit großem Vortheil wieder verkaufen können. Bis dahin lassen wir sie als todtes Kapital liegen."

Bethsey fand den Vorschlag plausibel, und so begaben sich denn

die speculativen Schwestern, mit einer gewissen Summe in der Tasche an den Ort der Auction.

Mrs. Gamp hatte ganz richtig vorausgesehen.

Der Käufer waren wenige, und fast alle Gegenstände wurden hier für einen Spottpreis verkauft.

So gelang es ihnen denn in der That, eine Menge Silberzeug, Küchen- und Hausgeräth, Kleidungsstücke, Luxusartikel aller Art zu erstehen.

Unter den Gegenständen, die zur Versteigerung kamen, befand sich auch eine Kiste, welche einen sehr eleganten Damen-Anzug enthielt.

„Ei, sieh' einmal an! Das ist ja das Geschenk für die blasse Mrs. Powel, das sie gerade an dem Tage erhielt, als sie in das Gefängniß abgeführt wurde. Ei, ei! wunderbar! Damals ärgerte ich mich, daß Unsereinem so etwas nicht geboten wird, und nun wird der schöne Anzug doch in meine Hände kommen. Man sagt, daß Mr. Atzerott dies Geschenk übersandt habe; aber was thut's? Mr. Atzerott wird sein Eigenthum nicht zurückverlangen, und der schöne Anzug wird mein!"

In der That, für wenige Dollars kam Mrs. Gamp in den Besitz des prächtigen Anzuges, der seit seiner Abführung aus Leesbourg, wo er von Mr. Blackburn präparirt war, so wunderbare Schicksale erlebt hatte.

Während der Auction saßen Mr. Crofton und Mr. Powel in einem der schönen Zimmer des Wohnhauses, und wählten aus der Bibliothek, die Mr. Brocklyn ebenfalls zurückgelassen hatte, einige Bände aus, die sie nicht mit in die Versteigerung hineingeben wollten.

Sie wurden in ihrer Beschäftigung dadurch unterbrochen, daß ein Diener das Extra-Blatt der „Daily-News" brachte, welches nicht nur die neuesten Börsennachrichten, sondern auch die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatze enthielt.

Einem Kaufmann, selbst dem gebildetsten, geht diese Lectüre allen angenehmen Beschäftigungen voran, und auch Mr. Powel unterbrach sofort seine soeben begonnene Thätigkeit und griff nach dem Zeitungsblatt.

Die Bösennachrichten wurden durchflogen und die telegraphischen Depeschen gelesen, da blieb sein Auge haften auf einer Notiz überschrieben:

„Die Bartholomäusnacht zu Lawrence."

Kaum hatte er einige Zeilen gelesen, da rief er, plötzlich aufspringend:

„Crofton, mit der Auction muß sofort inne gehalten werden! Kein Stück darf veräußert werden! Da, hier lies! — Brocklyn ist in

Lawrence überfallen, all' seines Eigenthums beraubt, in einer Nacht zum Bettler geworden. Brocklyn hat, was er gegen mich verbrochen, bereut und durch uneigennützige Freundschaft gut zu machen gesucht. Meine Pflicht ist es, ihm jetzt, da ich eine gesicherte Stellung, ein sorgenfreies Leben habe, und da der Wohlstand mir blüht, ihm, da er zum Bettler geworden, wieder aufzuhelfen. Ich gebe diese Besitzung Brocklyn zurück."

Crofton drückte seinem Freunde schweigend die Hand und nickte beistimmend mit dem Kopfe.

Keine Viertelstunde verging, da waren die Auctionsräume von Kauflustigen geleert, ein Verwalter eingesetzt, und die Urkunde, nach welcher das Besitzthum Brocklyn zurückverschrieben wurde, unterzeichnet.

Mrs. Gamp und Mrs. Bagges waren sehr verstimmt, daß man ihre vortheilhaften Einkäufe so schnell unterbrochen hatte. Indessen half es nichts; sie mußten mit dem, was sie erstanden, zufrieden sein und reisten noch an demselben Tage von Old-Church ab, und zwar schlugen sie den Weg nach Washingthon ein, wo, wie Mrs. Gamp im Vertrauen ihrer Schwester mitgetheilt, Mr. Spangler für sie einen Nothpfennig in Verwahrung genommen.

Mit diesem Nothpfennig bezeichnete Mrs. Gamp natürlich den Inhalt der Kiste von Eichenholz, welcher für Mr. Spangler im Laufe der Zeit einen solchen Reiz gewonnen hatte, daß es bei ihm fest stand, diesen Nothpfennig an die Auftraggeberin nicht wieder zurück zu liefern.

Der Verlauf unserer Geschichte aber wird zeigen, daß auch Mr. Spangler des Genusses der Million Dollars nicht froh werden sollte.

---

## Hundertundsiebentes Kapitel.

# Ein zum Tode Verurtheilter.

Mr. Berckley's Arbeitszimmer sah ziemlich unordentlich aus.

Reisekoffer standen inmitten der Stube, Papiere lagen auf den Tischen ausgebreitet, Pulte und Schubladen standen offen, Documente lagen hier und da zerstreut, und mitten in dem Chaos eilte er von einem zum andern, bald eins der Papiere durchsehend und sorg=

fältig verschließend, bald ein anderes in den Papierkorb werfend, bald wieder das ziemlich einsilbige Gespräch mit Mr. Breckenridge fortsetzend, welcher auf einem Fauteuil saß und einige Schriftstücke, die ihm Mr. Berckley vorgelegt hatte, durchblätterte.

Auch Mr. Breckenridge war im Reiseanzuge, und wenn man es auch seinem Habit nicht angesehen haben würde, so hätte doch schon der Reisewagen, welcher vor der Thür hielt, und auf welchem die Sclaven des ehemaligen Kriegsministers die Koffer befestigten, darauf hingedeutet.

„Die Wechsel sind gut und sicher,“ sagte Breckenridge, die Papiere, welche er in der Hand hielt, in sein Portefeuil legend. „Wie ich sehe, lauten Sie nicht nur auf hiesige Bankhäuser sondern auch auf New-Yorker. Es ist sehr vorsichtig von Ihrem Notar, daß er für alle Fälle gesorgt hat. Fügen es die Umstände, daß durch das Fallissement hiesiger Häuser ein Theil des Geldes verloren geht, so bleibt uns doch der in New-York stehende Theil erhalten. Fünfzig Tausend Dollars haben Sie, wie ich sehe, bereits erhoben.“

„Ganz recht,“ sagte Berckley; „Sie wissen, meine Vermögensverhältnisse sind nicht der Art, daß ich ohne die Mitgift meiner Frau standesgemäß leben kann.“

„Das Vermögen Ihrer Frau beträgt Alles in Allem, mit Ausnahme der Besitzung in Jamaika, von welcher die Revenuen von dem Tage ihrer Großjährigkeit an sie selbst gezahlt werden, zwei Millionen, acht mal hundert tausend Dollars. Davon gehört laut dem Contract, den ich Miß Brown unterzeichnen ließ, die Hälfte, also eine Million, vier mal hundert tausend Dollars, Ihnen.“

„Und eine Million Dollars,“ versetzte Mr. Berckley, „versprach ich, dem Orden zu vermachen, so daß mir von dem Heirathsgut nur vierhundert Tausend Dollars verbleiben.

„Natürlich setzt der Orden voraus,“ bemerkte Mr. Breckenridge, „daß Sie, da diese Heirath nicht eine Privatsache war; sondern vom Orden betrieben und durchgesetzt worden, daß Sie, sage ich, Ihren persönlichen Antheil auf ein Minimum beschränken.“

Berckley biß sich in die Lippen.

„Sie meinen, auch die vierhundert Tausend Dollars hätte ich die Verpflichtung dem Orden zu übergeben?“

„Nicht gerade die Verpflichtung“ —

„O, ich verstehe; — ich habe es gewissermaßen als Ehrensache anzusehen.“

„Natürlich,“ versetzte Breckenridge etwas spöttisch, „wird der Präsident des Ordens am besten wissen, welche Verpflichtungen der gemeinsamen Sache gegenüber ein Ordensmitglied hat.“

„Mr. Breckenridge, Sie zwingen mich . . . .“

„Ich bitte um Verzeihung, Mr. Berckley, ich zwinge Sie nicht. Hier diese Anweisung über vier hundert Tausend Dollars gehört Ihnen. Ich werde sie Ihnen heute aushändigen mit den übrigen Papieren; was Sie damit machen, ist Ihre Sache.“

„Sie haben Mr. Sanders natürlich einen detaillirten Nachweis von dem Vermögen meiner Frau übergeben?“

„Natürlich.“

„„Auch dem Orden?“

„Auch dem Orden.“

„Verdammt,“ murmelte Berckley; „diese Menschen bringen mich durch ihren Patriotismus an den Bettelstab. — Ich werde den letzten Heller hergeben müssen.“

„Der Orden hat natürlich Anspruch auf Ihre Dankbarkeit,“ nahm Mr. Breckenridge das Wort wieder.

„Auf meine Dankbarkeit?“

„Nun ja! Hat Ihnen der Orden nicht die liebenswürdigste Frau und die reichste Erbin in Virginien verschafft?“

„Haha!“ lachte Berckley höhnisch, „die liebenswürdigste Frau! — Eine Frau, welche zwei Stunden nach der Hochzeit abreist und mir verbietet, je unter ihrem Dache zu erscheinen!“

„Aber sie bleibt doch die reiche Erbin.“

„Die reiche Erbin wird mir weder von ihrem Vermögen noch von ihrem Einkommen aus freien Stücken einen Dollar geben, und den Antheil, welchen ich von ihrem Vermögen als Heirathsgut erhalten, den wird der Orden bis auf den letzten Cent von mir zurück verlangen.“

Mr. Breckenridge schien weder die Bitterkeit, noch die Aufregung seines Parteigenossen zu bemerken. Mit der eisernen Kälte, mit der unerschütterlichen Unbeweglichkeit seiner Züge begegnete er den heftigen Ausbrüchen Berckley's, der nur mit Mühe seine Wuth unterdrückte, mit einer Ruhe, die jeden Andern zur Verzweiflung gebracht haben würde, und kalt, beinahe gleichgültig hörte er es mit an, als Berckley die Gelegenheit ergriff und ihn mit Vorwürfen überschüttete, daß man gerade ihn ausersehen habe, dem Orden dies Opfer zu bringen.

„Warum,“ sagte er, „mußte gerade ich derjenige sein, den man benutzte, die Kastanien aus dem Feuer zu holen? Es war Ihr Werk, Mr. Breckenridge, und ich sage Ihnen, daß ich's Ihnen sehr wenig danke.‘

„Sie hatten Zeit, Sich's vorher zu überlegen,“ antwortete Breckenridge kalt.

„Ich bin jetzt gebunden,“ fuhr Berckley fort. „Ich habe ein Weib! Selbst wenn ich liebte, und selbst wenn sich mir ein Ehe-

glück in der verlockensten Gestalt böte, ich könnte die angebotene Hand des Glückes nicht ergreifen, denn meine Hände sind gefesselt; das ist Ihr Werk!"

„Sie haben eine Frau, um welche Sie Jeder beneidet."

„Eine Frau, um welche mich Jeder beneidet?! Eine Frau, welche mich verachtet, Mr. Breckenridge, und das ist Ihr Werk!"

„Es wird Ihre Aufgabe sein, sich die Achtung Ihrer Frau zu erwerben."

„Die Frau soll mich achten, deren Vermögen ich gegen Ihren Willen verschenke!?"

„Sie thun nur Ihre Pflicht."

„Meine Pflicht ist, daß ich mich und sie unglücklich mache?"

„Sie werden sentimental."

„O! Es ist keine Sentimentalität, wenn man beunruhigt ist bei dem Gedanken, sich einen Feind geschaffen zu haben, der sich nicht scheut, mit Dolch und Gift Rache zu suchen."

„Sie meinen Ihre Frau?"

„Nicht meine Frau, aber deren Freundin oder Schwester."

„Ah! ich verstehe! Miß Esther!"

„Allerdings, Miß Esther! und es ist eben keine große Beruhigung für mich, zu wissen, daß Miß Esther im Lande und in der Nähe meiner Frau ist. Wo ich gehe und stehe, muß ich befürchten, daß entweder sie selber, oder eine ihrer Creaturen mir in den Weg tritt."

Breckenridge zuckte die Achsel.

„Tausendmal schon habe ich diese verfluchte Heirath bereut und verwünscht."

„So hätten Sie zurücktreten sollen, Mr. Berckley."

„Konnte ich? Durfte ich es des Ordens wegen, durfte ich es meiner politischen Carrière wegen!?"

„Politische Carrière!?" höhnte Breckenridge; „einem Sanders gegenüber können weder Sie, noch ich, noch sonst Jemand auf Erfolg rechnen. Doch was Ihre Furcht betrifft, Mr. Berckley, so finde ich dieselbe nicht sonderlich begründet. Hat Miß Esther Ursache, Jemand zu hassen, so bin ich es; aber Mr. Berckley, ich habe keine Furcht und würde es unter meiner Würde halten, ein Mädchen zu fürchten, und noch dazu ein Mädchen, das noch vor einem Jahre meine Sklavin war."

„Nun, ich will Ihnen wünschen, daß Ihre Sicherheit Ihnen nicht zum Nachtheil gereicht. Was mich betrifft, so gebe ich mich einer solchen Sicherheit nicht hin; ich habe meine nächste Umgebung io Verdacht, mit ihr im Bunde zu stehen. Den Nigger Jim, welchen ich von Ihnen kaufte, habe ich in's Stockhaus schicken und dort durchpeitschen lassen. Ich wollte, sie hätten ihn zu Tode

gezüchtigt. Nach meiner Rückkehr soll es das Erste sein, daß ich ihn verkaufe, und zwar bis in den entferntesten Staat, um ihn aus meiner Nähe zu schaffen."

Breckenridge schwieg und fuhr fort, die Papiere, welche er in der Hand hielt, zu durchsehen, während Mr. Berckley die Schubladen und Pulte verschloß und die umherliegenden Papiere wegräumte.

„Es ist Alles in Ordnung, Mr. Berckley," sagte Breckenridge, „und es steht unserer Abreise nichts im Wege. Sie wissen, der Kriegsminister erwartet uns morgen oder übermorgen in White-House um das Geld, das Sie dem Orden zu übermachen Willens sind, in Empfang zu nehmen. Lassen Sie uns damit nicht säumen, sondern abreisen und dort vor Zeugen das Geschäft in Ordnung bringen; denn es verlangt mich, dieser Verantwortung los zu sein."

„Meinetwegen, ja!" sagte Berckley. „Ist's Ihnen gefällig, Sir, ich bin fertig."

Er klingelte.

„Ist der Wagen bereit?" fragte er den Diener.

„Jawohl, Sir; er hält bereits seit einer halben Stunde vor der Thür."

„So lassen Sie uns gehen, Mr. Breckenridge."

Die beiden Herren griffen nach ihren Hüten. — —

Wie wir bereits erwähnten, grenzten ihre Palais in der Yorktown-Straße an einander. Zwei Wagen standen bereit und an jedem die Diener der beiden Junker.

Als dieselben eben aus der Thür heraustraten, trug man durch das Hofthor von Mr. Berckley's Villa eine Bahre, auf welcher ein langer Korb stand, ähnlich denen, in welchen man Verwundete oder Verunglückte in Krankenhäuser zu tragen pflegt.

„Was ist das?" fragte Berckley die Träger.

„Es ist Ihr Nigger, Sir, Jim, dem man nach Ihrer Vorschrift auf dem Stockhause die fünfzig Hiebe mit der neunschwänzigen Katze gegeben hat."

„Man bringt ihn in einem Tragkorbe . . . . ist er todt?"

In seiner Seele dämmerte einige Hoffnung auf, daß ihn die Grausamkeit der Vögte von einem Menschen befreit haben möchte, den er zu fürchten Ursache hatte.

„Todt nicht, Sir," sagte der Begleiter der Bahre, ein Diener des Profosen-Amtes, mit eigenthümlichem Lächeln: „aber es könnte sein, daß er es nicht lange mehr macht."

„Wie kommt das?" fragte Berckley, der seine innere Freude kaum zu verbergen vermochte, es indessen nicht für rathsam hielt, dieselbe in Gegenwart so vieler Zeugen laut werden zu lassen; vielmehr stellte er sich, als ob die Strafe, die der Nigger erlitten, seine

Theilnahme erregte, — „wie kommt das? Durch fünfzig Hiebe in solchen Zustand gebracht?“

„Nun, Sir,“ sagte der Begleiter der Bahre, „der Herr Profoß hat geglaubt, daß er Ihnen gegenüber die Verpflichtung habe, die Hiebe etwas zu verschärfen, und da hat der Vogt, welcher mit der Strafe beauftragt war, vielleicht ein Uebriges gethan.“

„Und ich habe den Vortheil, ihn vierzehn Tage lang pflegen und abwarten zu lassen, ehe ich ihn wieder brauchen kann,“ sagte Berckley barsch.

Heimlich aber flüsterte er Breckenridge zu:

„Ich werde mich wohl hüten, ihn zu pflegen, bis er gesund ist; der Hund soll in den Keller geworfen werden, bis er an seinen Wunden krepirt.“

Er ertheilte in leisem Tone seinem Haushofmeister einige dahin gehende Befehle und stieg dann in seinen Wagen.

Die beiden Equipagen rollten davon.

„Wo kommt der Nigger hin?“ fragte der Diener des Profosenamtes den Haushofmeister.

„Setzt nur die Bahre ab,“ antwortete dieser; „wir werden schon dafür sorgen, daß er gut untergebracht wird und werden einen passenden Ort zu seiner Pflege aussuchen.“

Die Männer stellten die Bahre in die Nähe der Niggerwohnungen, im entferntesten Theile des Hofes, nach den Stallungen zu gelegen, und entfernten sich.

Um die Bahre hatte sich eine Menge Neugieriger versammelt, meist Farbige, theils Sklaven Berckley's, theils von der benachbarten Besitzung Breckenridge's.

Sie hatten den Deckel der Bahre emporgehoben, und in derselben lag Jim mit geschlossenen Augen und völlig regungslos.

Da er halb auf der Seite lag, und sein Rücken entblößt war, so konnte man sehen, wie der letztere eine einzige große Wunde darstellte. Die Geißel, deren man sich zur Züchtigung der Neger bediente, ist schon früher von uns beschrieben worden. Dieselbe hatte den Rücken des Negers vollständig zerfleischt. Ja selbst dort, wo beim Hiebe die Knoten der Geißel über den Arm gefahren, oder um die Seiten herum die Brust getroffen hatten, waren tiefe Wunden oder dicke, blutunterlaufene Striemen sichtbar.

„Er hat genug,“ sagte Einer.

„Sehr schlimm zugerichtet,“ fügte ein Anderer hinzu.

„Was hat Jim gethan?“ fragte ein Dritter.

„Pst!“ flüsterten ihm die Nigger zu. „Mr. Berckley hatte ihm Freiheit versprochen und nachher wieder abgeschlagen; da ist er störrisch geworden.“

„Ja, ja,“ höhnte ein Anderer; „geschieht ihm Recht, daß er selbst

einmal die neunschwänzige Katze gefühlt. Hat oft genug andere Nigger gepeitscht und kein Erbarmen gehabt, als er noch bei Mr. Sanders Voigt war, wenn er hat Nigger über den Baum gebunden oder auf Bock reiten lassen. Geschieht ihm Recht!" —

„Ja, ja! geschieht ihm recht!" bestätigte auch einer der andern Nigger, der sich vordrängte und sich dicht über den Leblosen beugte; „hat oft genug Nigger gehetzt mit Bluthunden, wenn Nigger fortgelaufen und sich nicht wollten zu Tode foltern lassen. Er hat mit den Bestien Nigger gejagt, bis sie todt nieder fielen, oder bis die Niggerhunde sie festhielten; und dann hat er sie an's Pferd gebunden und sie geschleift, daß sie halb todt zu Hause ankamen. . . . Ja, ja, Jim, das ist die Strafe; die Rache kommt. Denke an Esther, Jim, denke an Esther, als sie über die Wiese von White-House floh, als Du die Hunde hinter sie hetztest. Ja, ja! Du hättest auch schöne Miß Esther zu Tode gehetzt, wäre nicht weißer Officier ihr Retter gewesen. Das ist die Strafe, Jim! Hab's immer gesagt, Verrath an Deinen eigenen Brüdern bleibt nicht unbestraft!"

Während der alte Nigger so halb gutmüthig und theilnehmend, halb vorwurfsvoll und bitter, über den Krankenkorb hingebeugt, sprach, öffnete der Leblose plötzlich die Augen.

„Pet," flüsterte er.

Der Nigger fuhr empor. Jim gebot ihm mit den Augen Schweigen.

Pet starrte ihn verwundert an.

„Bringe mir Dein Ohr näher," flüsterte Jim, „damit ich nicht laut zu sprechen gezwungen bin."

Pet gehorchte, zwar widerwillig, aber doch theilnahmevoll. Er hielt sein Ohr dicht an den Mund Jims und stellte sich, als ob er die Wunden auf den Schultern Jims genau besichtige.

„Pet," flüsterte der Verwundete, „wo man mich hinbringt, gieb Acht und komm zu mir; ich habe Dir etwas zu sagen, Pet."

„Mir?" wiederholte dieser erstaunt.

„Ja Dir; es betrifft Miß Esther."

„Miß Esther? . . ."

„Still! man hört uns! geh fort, damit Niemand Verdacht schöpfe."

„Zurück da, Ihr schwarzen Bestien!" erscholl die Stimme des Haushofmeisters. „Marsch an Eure Arbeit! Was steht Ihr da und lungert? Ihr werdet ihm mit Eurer Zärtlichkeit doch nicht wieder auf die Beine helfen! Du, Ned, und John und Cesar, Ihr bleibt hier! — Nun, wird's bald?! Marsch! sage ich."

„O, Massah, muß es denn so eilig sein?" bat Pet; „ich hätte gern diesen schwarzen Teufel, der mich hat so oft durchgepeitscht,

als ich noch bei Mr. Breckenridge war, hier sterben oder in's Hundeloch bringen sehen, so feucht und so finster, als das, in welches er mich oft genug gesperrt hat."

„Haha!" lachte der Haushofmeister, „glaub's Dir wohl, daß der da Dein Freund nicht ist. Es würde Dir Vergnügen machen, ihn mit Füßen zu treten, und falls er noch nicht todt wäre, ihm den Rest zu geben!?"

„Massah nehmen's nicht übel; aber es ist so, wie Massah sagen."

„Nun, das Vergnügen kannst Du haben," versetzte der Haushofmeister, dem es im vorliegenden Falle nur darum zu thun war, Leute zu haben, auf die er sich bei dem Geschäfte, das er vorhatte, verlassen konnte.

„Ich würde Ihnen dankbar sein," versetzte Pet.

„Fasse mit an, und hilf den Korb in's Gewölbe tragen; dort werft ihn ab und laßt ihn liegen, bis ich das Weitere verfüge."

---

## Hundertundachtes Kapitel.

# Der Besuch im Niggerkerker.

Fast jeder Sklavenhalter hat eine Art Gefängniß, und zwar meistens eine Art Verließ, um widerspenstige Sclaven durch Einsperrung zu züchtigen.

Das Verließ Mr. Berckley's war ein Gewölbe von nicht allzugroßem Umfange, aber tief und feucht. Etwa zwanzig Stufen führten hinab in das Gewölbe, das sein Licht nur durch eine einzige Oeffnung erhielt, welche schornsteinartig sich nach oben erstreckte und dort stark vergittert war.

Die Neger erfaßten den Tragekorb und trugen denselben die Stufen hinab.

Da der Haushofmeister gerade am Schnupfen litt, so hielt er es nicht für gut, mit in das feuchte Verließ hinab zu steigen, sondern er blieb auf den Stufen stehen und ertheilte von oben herab seine weiteren Befehle, wie ein Kapitain von der Schanze sein Schiffsvolk commandirt.

„Da, in dem Winkel linker Hand werdet Ihr Stroh finden."

Ehe sich das Auge an die Finsterniß gewöhnt hatte, vermochte selbst das Auge der Neger kein Stroh zu erblicken. Nur mit Hülfe des Tastens gelang es ihnen, einige halb verrottete Halme zu entdecken, die indeß kaum hinreichend schienen, um das allerdürftigste Lager abzugeben.

„Da! Schüttet ihn aus!"

Dies geschah buchstäblich; denn der Haushofmeister hatte absichtlich solche Neger ausgewählt, welche Ursache hatten, den Gemißhandelten zu hassen und ihm sein grausames Schicksal bestens gönnten.

„Lebt er noch?"

„Die Brust bewegt sich," antwortete Einer; „sonst giebt er kein Lebenszeichen."

„So wollen wir ihn nicht eher einreiben, als bis er zu sich gekommen," erwiderte der Haushofmeister; „denn wenn er im Sterben liegt, wozu noch Zeit und Geld an ihm verschwenden?"

„Möglicherweise brächte ihn aber eine scharfe Einreibung zur Besinnung," versetzte der Schwarze; „denn die Wund-Salbe beißt, und man hat schon öfter Beispiele gehabt, daß die Nigger von dem brennenden Schmerz beim Einreiben zum Bewußtsein zurückgekehrt sind."

„Ach was! Kümmere Dich nicht darum! Komm' hinauf und laß ihn liegen. Du, Cesar, kannst heute Abend nachsehen, ob er noch lebt."

Die Nigger entfernten sich schweigend. Selbst ihnen, obgleich sie hierin eine Strafe des großen Geistes sahen und obwohl ein Gefühl gesättigter Rache sich in ihnen regte, empfanden doch größtentheils Mitleid.

Auch Pet, der sicherlich keine Ursache hatte, für den Verwundeten Theilnahme zu empfinden, da er ja mehr als einmal von ihm mißhandelt war, er hätte auch ohne Jims Aufforderung gethan, was in seinen Kräften stand, um den hier beabsichtigten Mord an einem Menschen zu verhindern.

Ein Mord war beabsichtigt, das war nicht zu leugnen. Denn ein Mann, von Wunden zerfleischt, ohnmächtig, durch mehrere Tage Kerkerhaft entkräftet, in einem feuchten Loch, auf nassem Stroh, nackend, ohne ein Heilmittel für seine Wunden, ohne jegliche Nahrungsmittel, ja ohne auch nur einen kühlenden Trunk für seine lechzende Zunge — das Alles waren Dinge, die sein von Natur weiches Gemüth bewegten und sein Mitleid erregten.

Mit der dem Nigger stets eigenen Schlauheit hatte er die Gelegenheit benutzt, die Lokalität genau zu untersuchen und die einzig mögliche Art eines Zuganges zu entdecken.

Durch die Thür war derselbe nicht möglich; denn die Treppe

vom Gewölbe führte erst auf eine Art Flur und war hier durch eine Thür gesperrt, welche mit Eisenstangen und festen Schlössern versichert war. Nach außen führte noch eine zweite Thür, welche ebenfalls, wie die erste, vom Haushofmeister verschlossen wurde.

Hätte er von hier zu dem Gefangenen hinabgewollt, so hätte er beide Thüren sprengen müssen, und selbst wenn er dazu die Mittel gehabt hätte, so hätte er doch erst über zwei Höfe hinübergehen und Angesichts der ganzen Dienerschaft sein Werk ausführen müssen, denn auf den Hof, auf welchem sich der Eingang zu dem Gefängnisse Jims befand, gingen alle Fenster der Wohnungen für die Dienerschaft.

Allein durch das Fenster des Kerkers war doch ein Zugang möglich.

Ein steiler, viereckiger, schlotartiger, Canal führte vom Gewölbe aufwärts und mündete oben in einen kleinen viereckigen Raum, welcher eigentlich den Niggerkindern zum Spielplatz dienen sollte, indessen von diesen verschmäht wurde, da die zwanzig Fuß hohen Mauern, die ihn rings umgaben, nicht nur der Sonne keinen Zugang gestatteten, sondern auch dem kahlen, baumlosen Platz ein stallartiges und ungemüthliches Aussehen gaben.

Hart an einer dieser Einschließungsmauern befand sich am Fußboden das horizontale Eisengitter, welches die schornsteinartige Lichtöffnung des Kerkers verschloß. Das Gitter war in Steine eingelassen und nur durch die größte Gewalt zu beseitigen.

Das Gitter aber bot, wie Pet ganz richtig erkannt hatte, nicht die größte Schwierigkeit. Dieselbe lag vielmehr darin, daß es beinahe unmöglich war, die zwanzig Fuß hoche Einschließungsmauer zu übersteigen.

Eine dieser vier Mauern war das Hofgebäude, in welchem sich die Niggerwohnungen befanden, und welches nach hinten hinaus keine Fenster hatte; die zweite grenzte an den zweiten Hof von Berckley's Besitzung, die dritte grenzte an den Park, in welchem das Ritterhaus lag, und die vierte ward durch die Stallgebäude Mr. Berckley's gebildet.

Pet kannte die Localität gut genug, um sofort die einzig mögliche Art, die Schwierigkeiten zu überwinden, zu entdecken.

Vom Park aus mußte er hinein. In den Park konnte er, wie wir wissen, auch von Mr. Breckenridge's Villa aus gelangen.

Er begab sich sofort dahin und recognoscirte unter irgend einem Vorwand das Terrain. Hätte ein Baum in der Nähe gestanden, so wäre es möglich gewesen, durch Erklettern desselben hinauf auf die Mauer zu gelangen, und vielleicht vermittels angebrachter Stricke von da hinab in den viereckigen Raum.

Allein zufällig befand sich hier gerade kein Baum.

Eine Leiter anzulegen war aus andern Gründen nicht rathsam; das Transportiren einer Leiter durch den Park hätte ja Verdacht erregen müssen.

Es war heller Nachmittag; die Sonne brannte heiß und drückend. Wer nicht nöthig hatte hinauszugehen, setzte sich sicherlich nicht der glühenden Sonne aus. Selbst die Dienerschaft der beiden Herren, welche verreist waren, welche also jetzt der strengeren Aufsicht entbehrte, ließ es sich nicht beikommen, die Wohnung zu verlassen und etwa einen Spaziergang in den Park zu machen.

Pet konnte also sicher sein, gerade jetzt nicht gestört zu werden. Mit einer eisernen Stange und starken Stricken versehen schlich er in den Park.

Etwa sechs und dreißig Fuß von der Mauer stand eine Eiche, deren Zweige indessen noch ziemlich weit von der Mauer entfernt blieben. Diese Eiche erkletterte er bis zu einer Höhe, in welcher er sich ungefähr in gleichem Niveau mit den eisernen Spitzen befand, die auf dem Gipfel der Mauer angebracht waren.

Nun nahm er eins der Stricke und warf es nach der Mauer hinüber, wie ein Seemann, der einem Ertrinkenden ein Rettungstau zuwirft.

Das Thau fiel herab; er zog es an sich und warf von neuem unermüdlich, bis endlich nach halbstündigem Bemühen es ihm gelang, die an das Ende des Taues geknüpfte Schleife an einer der Eisenspitzen auf der Mauer fest zu haken. Das andere Ende des Taues befestigte er an einem dicken Ast der Eiche.

Es war nun vom Baume nach der Mauer ein Seil ausgespannt, auf dem freilich ein Seiltänzer oder ein gewandter Turner leicht hätte hinüber gelangen können. Für einen bejahrten und durch schwere Arbeit steif gewordenen Schwarzen aber hatte dies seine Schwierigkeiten.

Indessen Pet machte es möglich.

An dem eisernen Haken befestigte er einen zweiten Strick, und diesen ließ er in den viereckigen Raum hinab. Auf seinem Rücken hatte er die Eisenstange befestigt, mit welcher er das Gitter der Fensteröffnung erbrechen wollte.

Eine mehrstündige Arbeit erforderte es, ehe es ihm gelang, einen der Steine heraus zu heben, in welche das Gitter eingelassen war.

Wieder ein Strick oben angebracht und durch die schornsteinförmige Oeffnung hinabgelassen, führte Pet an das Lager des Verwundeten.

Jim hatte sich bereits aufgerichtet und saß auf dem erbärmlichen Lager.

„Pet,“ sagte er, als dieser mit den Füßen den Boden erreichte, „ich will Dir nicht danken, weil ich weiß, daß Du das, was Du gethan hast, nicht meinetwegen gethan hättest. Du hast keine Ursache, mir gefällig zu sein, aber Du dienst Miß Esther so gut, wie ich es thue. Ich bin ihr Verbündeter.“

„Du?“

„Ja, ich! Ich habe mich mit ihr verbunden, um Rache an Bercley zu nehmen; sie hat mir die Mittel dazu gegeben. — Du glaubst es nicht? Da, sieh' her!“

Aus seinem Gürtel zog er die Goldrolle und die Kassenanweisungen, welche ihm Esther übergeben hatte.

„Hätte ich wirklich auch den Gedanken fassen wollen, ihr das Geld zu veruntreuen, und sie im Stiche zu lassen, so würde ich nach dem, was ich jetzt erfahren, doch lieber eine Million ausschlagen, als meine Rache aufgeben. Die Nichtswürdigen haben mich ermorden wollen, weil sie fürchteten, daß ich auf mein gutes Recht pochen würde. Du weißt, Pet, daß mein Haß sich nicht von selber legt; wen ich hasse, den verfolge ich auch bis zum Tode!“

„Du wolltest von Miß Esther sprechen.“

„Was ich von mir spreche, gilt auch von ihr; unser Haß trifft denselben Gegenstand und unsere Rache hat dasselbe Ziel. In Deiner Hand steht es, Miß Esther's Rache zu fördern, oder unmöglich zu machen.“

„Wie soll das geschehen?“

„Du mußt mir hinaushelfen. Ich muß frei sein, nur für eine Nacht und einen Tag.“

„Du?“

„Ich muß!“

„Aber Du bist ja bis zum Tode krank!“

„Ha!“ lachte Jim sarcastisch, „die Henker haben zwar ein Uebriges gethan, weil sie recht gut wissen, wodurch sie sich bei Mr. Bercley insinuiren können, und haben mich arg genug zugerichtet. Aber der Vorsatz, mich zu rächen, hat mich stark gemacht und hätte mich eine noch schlimmere Züchtigung ertragen lassen. Es ist wahr, ich bin entkräftet und zerfleischt, daß ich nicht einmal ein Hemde auf meinem Rücken dulden könnte; aber so schwach, wie ich mich Bercley und dem Haushofmeister gegenüber stellte, bin ich nicht; und wär' ich's! mein Wille würde mir doch Kraft geben, auszuführen, was ich vorhabe.“

„Du willst entlaufen?“

„Nein! Ich will nicht entlaufen. Zwei Tage später will ich an derselben Stelle liegen, wo Du mich jetzt findest.“

„Was hast Du vor?“

„Das ist mein Geheimniß, Pet; aber ich schwöre Dir's, daß ich im Interesse Miß Esthers handle."

„Wenn man Dich aber vermißt während der Zeit?"

„Ich glaube nicht, daß man mich vermißt, Pet; man hat vor, ich weiß es, mich hier krepiren zu lassen, wie einen Hund. Man wird sich vielleicht zwei oder drei Tage nicht um mich kümmern; jedenfalls wird man sich begnügen, mir heute, oder spätestens morgen ein Brod und einen Krug Wasser herzustellen; damit wird man mich liegen lassen, bis man glaubt, daß ich todt sei, und wird vielleicht binnen vier bis fünf Tagen einmal nachsehen, ob man noch nicht die Leiche des Mannes herausschleppen kann, den Berckley fürchtet."

„Was Du vorhast, ist ein gefährliches Unternehmen, Jim."

„Ich wage Alles und wage auch mein Leben, um an den Weißen, die unsere Henker sind, meine Rache zu kühlen. Ich habe ihnen gedient, wie ein Lastthier mit übermäßiger Anstrengung meiner Kräfte, um mir ihre Gunst zu erwerben. Ich bin Niggervoigt gewesen, und habe meine eigenen Stammgenossen gefoltert, gepeitscht und gehetzt. Ich hatte nichts davon, als den Haß aller Schwarzen und die Verachtung aller Weißen. Ich that es, um mich den Sclavenzüchtern angenehm zu machen; was habe ich jetzt als Lohn für dies Opfer? — Man will mich ermorden. Was kann ich noch wagen? . . . . Mögen sie mich zu Tode foltern! Ich werde unter den Qualen der Folter lachen und höhnisch Mr. Berckley zurufen:

„„Der Mann, der Dich vernichtete, das war ich!""

Pet hörte mit steigendem Interesse zu und antwortete nach einer Pause:

„Jim, Du weißt, daß ich Dich nicht leiden kann, so wenig, wie irgend ein anderer Nigger; aber jetzt sprichst Du mir so aus dem Herzen, daß ich nicht anders kann, ich muß Dir helfen.

„Du kannst mich hinausbringen und bis an die Petersburger Bahn begleiten?"

„Ich kann es."

„Es muß noch in dieser Nacht geschehen."

„Ich will es."

„Auf welche Weise denkst Du . . . ."

Jim vollendete nicht; er hörte an der äußern Thür seines Kerkers die Schlüssel rascheln.

„Man kommt! — Fort!"

Pet hatte das Geräusch ebenfalls schon vernommen. Der Strick, durch welchen er hinabgelangt war, mußte ihm behülflich sein, auch wieder durch die röhrenförmige Oeffnung hinauf zu kommen.

In dem viereckigen Raum angelangt, zog er den Strick nach sich, deckte das Gitter wieder über die Oeffnung und legte sein Ohr daran, um zu hören, was im Innern vorginge.

Es war bereits Abend geworden, die Zeit des Abend-

essens für sämmtliche Diener. Der Haushofmeister hatte zu dieser Zeit auch die Anordnung getroffen, dem Gefangenen seine Ration hinunter zu bringen.

„Da, Du Niggervoigt,“ hörte Pet den Schwarzen sagen, welcher zu Jim in den Kerker getreten war; „so lange hast Du uns geschunden, den Weißen zu Liebe, und jetzt schinden die Weißen Dich selber. Geschieht Dir Recht!“

Jim gab keine Antwort.

„Bist Du etwa schon krepirt?“ fuhr der Schwarze fort, und Pet hörte ein Rascheln im Stroh des Lagers, woraus er schloß, daß der Schwarze den Körper des Verwundeten hin und herbewege, um sich zu überzeugen, ob er schlafe, oder todt sei.

Jim stieß ein klägliches Stöhnen aus.

„Ha!“ lachte der Schwarze, „noch bist Du nicht todt; aber von der Mahlzeit, die ich Dir bringe, wirst Du wahrscheinlich nicht viel verzehren. — Da! hier ein Brod und ein paar Quart Wasser. Könntest Deinen Freunden, den Sclavenzüchtern, keinen größeren Gefallen thun, als wenn Du das herrliche Mahl gar nicht anrührtest, sondern so bald, wie möglich, verrecktest.“

Pet hörte ihn wieder die Steinstufen hinaufgehen, die Riegel vor die Eisenthür schieben, den Schlüssel im Schloß umdrehen, und dann war Alles wieder still.

Da auch Pets Herr abwesend war, so war zwar die Gefahr seiner längeren Abwesenheit nicht sehr groß; indessen, da er für Jim für's Erste doch nichts weiter thun konnte, so zog er es vor, den Rückweg in den Park anzutreten.

Durch das Tau, welches noch in den Hof hinabhing, gelangte er auf die Mauer und von dort über den gefährlichen Steg auf die Eiche, und ohne seine Vorrichtungen, da dieselben schwerlich entdeckt werden konnten, zu beseitigen, begab er sich in seine Behausung. — —

Springhill ist derjenige Theil Richmonds, in welchem am wenigsten Verkehr herrscht, da er, wie wir bereits erwähnten, fast durchgängig nur von der Aristokratie bewohnt ist, und am meisten gilt das Gesagte von der Yorktown-Street, in welcher die Paläste der reichsten Leute des Landes belegen waren.

Nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie etwa bei einem Ritterfeste oder bei einer großen Soiree eines der Sclavenbarone war hier zu später Abendzeit noch Leben zu bemerken.

Sonst herrschte hier gegen Mitternacht die tiefste Ruhe.

Um diese Zeit war es, als Pet aus seiner dürftigen Behausung hervorkroch, sich in dem dichten Schatten des Parkes bis an die Mauer schlich, über welche er die Communication mit dem Gefangenen hergestellt hatte.

Kein Blatt regte sich, kein Lüftchen bewegte sich. Das Zirpen

der Grille und das Knistern, das Pet's Klettern den Eichbaum hinauf trotz aller Vorsicht verursachte, waren die einzigen Laute, welche man hörte.

Der beschwerliche Weg von der Eiche bis zur Hofmauer wurde diesmal leichter zurückgelegt, als das erste Mal, da er nunmehr nicht mit der Eisenstange beschwert war. Denn da der Stein einmal los gelöst war, so konnte man ohne Anwendung eines Hebels das Gitter über der Fensteröffnung leicht herausheben. —

Jim erwartete ihn bereits. Das Hemd, welches man bei der Züchtigung von seinen Schultern gezogen und welches an seinem Gürtel gehangen hatte, hatte derselbe trotz der Schmerzen, welche die Reibung auf der wunden Fläche seines Rückens ihm verursache, wieder an-, ja sogar noch eine Jacke darüber gezogen.

Pet ließ den Strick hinab durch die Fenster-Oeffnung, und Jim versuchte, sich daran in die Höhe zu ziehen. Aber laut stöhnend mußte er den Versuch aufgeben; die sich straff über seine Wunden spannenden Kleider verursachten ihm Höllenpein.

„Es geht nicht," knirschte er; „ich habe die Kraft nicht, hinauf zu klimmen."

„Woran liegt's?" gab Pet flüsternd zurück.

„Die Schmerzen!"

„Warte ein wenig; ich habe gesorgt."

Nach diesen Worten zog Pet den Strick hinauf, und als er ihn nach einigen Minuten wieder hinabließ, fand Jim eine Flasche daran gebunden. Er kannte den Geruch des Wundbalsams gut genug, um zu wissen, welchen Zweck die Flasche habe. Er versuchte sich selbst damit einzureiben, und so mangelhaft dies auch bewerkstelligt werden konnte, so hatte es doch die Wirkung, die sich verschorfenden Wunden geschmeidig und ihn fähig zu machen, sich an dem Strick empor zu arbeiten.

Nur ein Mann von Jim's Willensenergie und Entschlossenheit war im Stande, die Qualen zu erdulden, welche ihm seine Wunden verursachten bei dem Emporklimmen durch die Fensteröffnung und dem Hinübergleiten über die schwankende Brücke.

Aber er setzte es durch, und nach noch nicht einer halben Stunde stand er im Park unter der Eiche, während Pet beschäftigt war, die Spuren der Flucht durch Herabziehen der gebrauchten Taue zu verbergen.

Eine Stunde nach Mitternacht verließ Jim Richmond.

Der Weg, den er nahm? — — White House war sein Ziel.

---

## Hundertundneuntes Kapitel.

# Der nächtliche Besuch auf der Farm.

Der Orden der Ritter vom goldenen Zirkel war gerade in der jetzigen Periode des Krieges in ganz besonders großer Geldcalamität, und das war die Ursache, weshalb von den Führern der Partei die Heirath Berckley's mit solcher Eile betrieben worden war; und jetzt, da dieselbe vollzogen, sollte kein Tag versäumt werden, um dem Orden die Summe, die mindestens eine Million betragen mußte, oder, wie Breckenridge bereits eingeleitet hatte, vielleicht nahe an anderthalb Millionen betrug, zuzuführen.

Mr. Breckenridge hatte daher durch den Notar Berckley's die Gelder schleunigst flüssig machen lassen, und die Banquiers, welche damit beauftragt waren, nach White-House, seiner Besitzung in Virginien, hinbestellt.

Hier sollte Mr. Sanders, der Kriegsminister, in Gegenwart Mr. Berckley's, das Geld aus seinen Händen empfangen. – –

Während man sonst den Besitzer einer Farm niemals früher am Tage sieht, als zur Zeit der Frühstücksstunde, d. h. um zwölf oder ein Uhr, so sah man an dem Tage, welcher der Abreise Berckley's und Breckenridges von Richmond folgte, diese beiden Herren bereits auf der Veranda der Villa zu White-House auf und ab promeniren, als die horizontalen Strahlen der eben erst aufgegangene Sonne durch die Zweige der Sykomoren schillerten, die ihren kühlen Schatten auf die Veranda und über den reizenden Blumenplatz vor derselben warfen.

Sie waren in ernstem Gespräche begriffen.

Auf der Farm war Alles still. Mit Ausnahme einiger Weiber und einiger alter, invalider Nigger war kein lebendes Wesen in den Höfen zu erblicken.

Der Krieg hatte die Sclavenbesitzer gezwungen, ihr Menschen-Eigenthum theils zu verkaufen, theils die brauchbaren Neger zur Armee zu schicken.

Ein Wagen fuhr die Allee, welche vom James-River nach der Farm führte, hinauf. Breckenridge und Berckley hatten ihn erwartet, denn der Neger, der bald darauf mit der Meldung kam, daß ein Fremder Massah Breckenridge zu sprechen wünsche, wurde gar nicht erst angehört, sondern erhielt den Bescheid:

„Ich weiß, ich weiß bereits; führe den Herrn in mein Arbeitszimmer."

Es war ein Banquier aus Richmond. In Begleitung zweier Beamten seines Comtoirs brachte er in einer Cassette die Banknoten, in welchen das Heirathsgut Miß Emmy Brown's ausgezahlt werden sollte.

„Ich habe Alles in Noten der englischen Bank umgesetzt," sagte Mr. Burrit, der Banquier, „wie es der Wunsch Ihres Notars war. Ich bringe Ihnen hier zunächst die Hälfte des Betrages, in runder Summe hundert tausend Pfund Sterling; die andere Hälfte erhalten Sie heute Nachmittag durch Ihren Notar, da es Schwierigkeiten hatte, in Richmond selber so viel an englischen Papieren aufzutreiben."

Breckenridge, Berckley und die beiden Cassirer des Bankhauses Burrit u. Comp. waren Zeugen, wie die hundert tausend Pfund Sterling auf den Schreibtisch Breckenridge's hingezählt wurden.

Berckley sprach kein Wort. Seine gierigen Blicke schienen die Papiere, welche der Banquier auf den Schreibtisch legte, zu verschlingen; aber wie hätte er es wagen können, seinen eigennützigen Wünschen auch nur durch ein Wort Ausdruck zu geben?

Seine Miene indessen, so sehr er ihren Ausdruck auch zu verbergen bemüht war, war Breckenridge nicht entgangen, und um seine unbeweglichen Züge flog ein kaum merkliches sarcastisches Lächeln, als er, nachdem er die Summe überzählt, sagte:

„Sie sind Zeugen, meine Herren, daß ich diese Cassette hier in das Pult schließe; es wird Niemand sie berühren, bevor sie Mr. Sanders in Empfang nimmt."

Nachdem dies Geschäft abgemacht war, verschloß Breckenridge das Zimmer und führte seine Gäste in den Salon, wo die Haushälterin das Frühstück bereits servirt hatte.

Wenige Stunden später traf auch der zweite Theil des Geldes ein, abermals die Summe von hundert tausend Pfund Sterling in englischen Papieren. In Gegenwart aller Zeugen überzählte sie Breckenridge, und die anderthalb Millionen Dollars lagen auf seinem Schreibtisch ausgebreitet.

Breckenridge schien diesen Act mit Absicht zu verzögern. Er weidete sich schon an der Qual, die Berckley der Gedanke verursachte, daß von all' dem Gelde kein einziger Dollar sein Gewinn sein sollte, sondern daß man es hinnahm, wie eine Schuld, welche er abtrug.

„Hier liegt das Geld," sagte Breckenridge; „ich schließe das Pult, den Schlüssel stecke ich zu mir."

Er that Alles, wie er es aussprach. Dann ersuchte er seine Gäste, wieder sein Arbeitszimmer zu verlassen und in den Salon zu treten.

Den Schlüssel zum Arbeitszimmer zog er ebenfalls ab mit den Worten:

„Das Zimmer wird Niemand betreten vor der Ankunft Mr. Sanders. Selbst ich werde dasselbe vor morgen nicht betreten."

„Aber liegt das Geld auch sicher dort?" fragte Berckley argwöhnisch.

„Seien Sie unbesorgt," antwortete Breckenridge; „außer uns, die wir hier anwesend sind, kennt Niemand das Geschäft, das wir hier hatten; es vermuthet Niemand in meinem Arbeitszimmer einen solchen Schatz."

„O, doch weiß noch Einer um unser Geschäft," murmelte Berckley.

„Sie meinen Jim?" versetzte Breckenridge; „ich denke aber, daß der ungefährlich ist; durch Ihre Vorsichtsmaßregel wird er wahrscheinlich in diesem Augenblicke bereits in Ihrem Niggerverließ an seinen Wunden verendet sein."

„Ich will es hoffen!" sagte Berckley halb für sich. „Indessen, wenn ich auch von ihm keine Gefahr befürchte, so möchte doch vielleicht einer Ihrer Nigger . . ."

„Nichts da! das Zimmer liegt hoch von der Erde und ist, wie Sie sehen, durch Laden fest verschlossen. Von außen kann Niemand hinein und von innen ebenfalls nicht, da ich die Thür verschlossen habe, und meine Dienerschaft in diesen Theil des Hauses nur auf meinen besonderen Befehl kommt!"

Am Nachmittage desselben Tages reisten der Banquier und seine Leute wieder ab, und Berckley und Breckenridge blieben allein auf der Villa zurück als Wächter des Schatzes.

Wie von zwei Dieben, die eine Beute bewachen, jeder mehr fürchtet, daß der Andere, als daß ein Dritter sie entwenden möchte, so bewachten Berckley und Breckenridge einander mit Argusaugen.

In dem an das Arbeitszimmer stoßenden Cabinet saßen Beide. Dem vorzüglichen Wein aus dem Keller des Pflanzers wollte Keiner recht zusprechen, weil Jeder fürchtete, daß ein unvorsichtiger Genuß des feurigen Weines die volle Schärfe seiner Sinne beeinträchtigen möchte, und Beide glaubten ihre ganze Aufmerksamkeit nöthig zu haben, damit nicht der Andere den Schatz in seine Gewalt brächte.

Es kam der Abend. Mr. Breckenridge hatte die Anordnung getroffen, daß die Thüren, welche in diesen Theil des Hauses führten, verschlossen, also alle hier gelegenen Zimmer der Dienerschaft unzugänglich seien. Nur ein einziger Diener, ein Negerknabe von vierzehn oder fünfzehn Jahren versah den Kammerdiener-Posten, wurde aber auch bald mit dem Bescheid, daß man seiner beim Auskleiden nicht bedürfe, entlassen.

Das Zimmer, welches für Mr. Berkley zum Schlafzimmer bestimmt war, war neben dem seines Wirthes gelegen; indessen Berkley gab vor, nicht müde zu sein, und zog es vor, die Nacht in dem Schlafzimmer Mr. Breckenridge's hinzubringen.

Mr. Breckenridge hatte ebenfalls keine Lust, sich zu Bett zu begeben, und so warfen sich Beide in die Fauteuils; schweigend dampften sie ihre Cigarren, und hin und wieder nippten sie von dem Weine, der vor ihnen stand. Das Abendessen ließen sie ganz unberührt, und wenn Einen oder den Andern die Müdigkeit einmal überwältigte, wenn ihm die Augen zufallen wollten, dann schreckte ihn ein beängstigender Traum auf.

Ein Drache, ein Ungeheuer schien ihnen den Schatz entführen zu wollen; ja, nicht selten geschah es, daß bei einem solchen Auffahren aus dem Halbschlummer Einer den Andern packte, als ob er in ihm einen Räuber erblicke, bis sie schließlich vollständig erwachend ihren Irrthum einsahen, einander halb verlegen anblicktee, die Cigarren von neuem anzündeten und sich wieder in die Fauteuils zurücklehnten, um von neuem der unabweislichen Gewalt des Schlafgottes anheim zu fallen. — —

Während dieser eben so anstrengenden, als langweiligen und peinlichen Wache der beiden Junker in White-House, hielt eine nicht minder anstrengende und ermüdende Wache ein Mann, dessen Anwesenheit in der Umgegend von White-House gewiß Keiner der Beiden sich träumen ließ; und wenn sie nur im Entferntesten eine Ahnung davon gehabt hätten, sie hätten mit der äußersten Kraftanstrengung gegen den Schlummer angekämpft; sie hätten sich nicht blos mit der ganzen Schärfe ihrer Sinne, nein, sie hätten sich mit Büchsen und Revolvern bewaffnet, um diesem gemeinsamen Feinde entgegen zu treten.

Wir kennen den Wald von Mecrudeshill.

An der Lisière dieses Waldes war es, wo O'Laughlin bei der Flucht Esthers aus Withe-House Frederick Seward ergriffen und von wo er ihn, an sein Pferd gebunden, zurückgeschleift hatte. Hier war es, wo die Bluthunde, die von Jim abgerichtet und auf Nigger-Verfolgung dressirt waren, den unglücklichen Offizier ergriffen und fast zerfleischt hätten.

Hinter den Gebüschen, welche hier den Weg bis zum Bache umgaben, da kauerte eine schwarze Gestalt, welche man in der Finsterniß der Nacht schwerlich für eine menschliche gehalten haben würde. Dunkel war die Kleidung, dunkel war die Hautfarbe und dunkel das Haar.

Wie ein Thier des Feldes, auf allen Vieren kroch der Schwarze hinter den Gebüschen entlang, vorsichtig, unhörbar, selbst den Athem

zurückhaltend und die Schmerzenslaute zurückdrängend, welche zuweilen gewaltsam hervorzubrechen drohten.

Es war Jim.

Er kannte den Weg wohl, den er jetzt nahm; es war der versteckteste von allen Wegen, die nach White-House führten, und derjenige, dessen sich alle entwichenen Neger auf ihrer Flucht zu bedienen pflegten, es war derjenige, auf welchem auch damals Esther mit Frederick Seward entflohen war.

Ueber den Bach, welchen O'Laughlin damals hatte durchreiten müssen, dort, wo die Hunde unschlüssig waren, ob sie der Spur Pets oder der Spur Esthers folgen sollten, lag jetzt ein schmaler Steg. Er kroch hinüber und kroch durch die Wiese.

Von dem hohen Gras derselben gegen jede Entdeckung gegeschützt, gelangte er bis an den Weidenweg, der zu dem hintern Eingang des Parkes führte. — —

Durch nichts sind die einsamen Farmen so geschützt, wie durch die Rüden der Bluthunde, die sich auf denselben befinden. Bei dem geringsten verdächtigen Geräusch erheben sie nicht nur ein furchtbares Gebell, sondern sie fallen mit der Wuth eines Raubthieres den Fremden an, und kein Dolch, kein Revolver schreckt sie ab. Ist einer erlegt, so sitzt ein anderer der Hunde dem Opfer bereits wieder am Leibe, und namentlich sind sie darauf dressirt, jeden Schwarzen anzupacken, der sich zu einer ungewöhnlichen Zeit auf einem ungewöhnlichen Wege befindet.

Für Jim waren die Bluthunde auf White-House kein Hinderniß.

Auch hier umkreisten sie die ganze Besitzung während der Nacht, und bewachten, wie die Höllenhunde den Eingang zur Unterwelt, die Pforte des Parkes.

Im Schatten der Weidengebüsche, welche bis an das Packthor führten, hatte Jim es gewagt, sich aufzurichten, an der nicht eben hohen Mauer empor zu klettern und von dort mit einem Satze herunter zu springen.

Zwei der Bestien, die sonst der Schrecken der Schwarzen waren, wurden durch ihren scharfen Geruch schnell herbei gelockt; aus irgend einer entlegenen Gegend des Parkes kamen sie herangesprungen, und standen, die Schnauze hoch empor gehoben, die dicken, muskulösen Beine gespreizt, am Fuße der Mauer, als ob sie den Herabspringenden mit ihren Zähnen auffangen wollten.

Aber das waren ja dieselben Hunde, welche von Jim dressirt und lange Zeit ihm zum Gehorsam verpflichtet waren. Statt zu bellen, oder gar ihm an die Gurgel zu springen, wedelten sie mit dem Schweife und schmiegten sich liebkosend an seine Beine. Ein freudiges Winseln ausstoßend, begleiteten sie ihn, indem sie ihn um-

kreisten, als ob sie nur des Winkes gewärtig wären, um wie früher irgend einer Spur eines entlaufenen Niggers zu folgen.

„Still, Ajax! — Zurück, Sultan!“ flüsterte Jim, und stumm legten sich die vorzüglich abgerichteten Hunde in dem Kiesweg nieder.

Wieder kriechend näherte Jim sich dem Wohnhause.

Die Nacht war finster, und die Stille des Grabes herrschte rings umher. Zwischen dem tiefen Grün des Laubes, da funkelten Jims glänzende Augen hervor, als wollten sie die Finsterniß durchdringen.

Sein Gehör zur äußersten Schärfe anspannend, suchte er auch das leiseste Geräusch zu vernehmen, namentlich den Tritt der Patrouille, welche jede Nacht in gewissen Zwischenräumen die Besitzungen zu durchsuchen hatte.

Selbst das, was im Hause vorging, hörte er.

Das Ohr eines Schwarzen, der Geruch eines Schwarzen, ja, alle Sinne eines Schwarzen sind unendlich viel schärfer, als die civilisirter Nationen. Ein Nigger ist im Stande, so gut wie ein Indianer, durch seinen Geruchssinn die Spur eines bestimmten Menschen aufzufinden. — Wenn ein Nigger das Ohr auf den Boden legt, so hört er den Tritt der Rosse in meilenweiter Entfernung; ja noch mehr, er vermag die Zahl der Pferde, deren Tritte er hört, zu bestimmen.

Was Wunder also, daß Jim durch die Schärfe seiner Sinne herausbrachte, nicht nur, in welchem Theile des Hauses sich Berckley und Breckenridge befänden, sondern auch, daß in diesem Theile des Hauses keiner der Diener sich aufhielt?

Hundert Anzeichen hatte er, welche ihn das Mittel finden ließen, auf welche Art es ihm möglich sein würde, in das Innere des Hauses unbemerkt hinein zu gelangen.

Er befand sich an dem Weinspalier, auf welchem stehend Esther damals die Liste M'Clellan's durch das Fenster gelangt und wieder hineingelegt hatte.

Vorsichtig wartete er hier, bis die Patrouille vorüber war.

Es glückte. Die Patrouille hatte ihn nicht bemerkt.

Dann schlich er herum nach dem entgegengesetzten Giebel des Hauses.

Auch hier war ein Spalier angebracht, an welchem emporkletternd, er bis auf das Dach eines Wirthschaftsgebäudes gelangte. Mit der Gewandtheit eines Marders, der einen Taubenschlag erklettert, klomm er von hier aus weiter, sich an Simse und Sparren klammernd, bis er das Dach des Wohnhauses erreicht hatte.

Von all den Schornsteinen, die hier mündeten, kannte er den genau, der in die Zimmer des Herrn führte.

Durch die weite Oeffnung, welche der Schornstein oben hatte,

kam er leicht hindurch; indessen dort, wo sich die nach den verschiedenen Zimmern führenden Kaminröhren abzweigten, da mußte er sich gewaltsam hindurchpressen, jede Minute in Gefahr, zu ersticken, und in jeder Secunde Folterqualen erduldend durch die Reibung seines wunden Rückens an den scharfen Wänden des Schlotes.

Eine dieser Seitenröhren, welche nur wenige Fuß Länge hatte, führte ihn in den Kamin des Empfangszimmers.

Es war überall finster; sämmtliche Läden waren geschlossen.

Doch was bedurfte Jim hier Licht, wo er jeden Winkel, jedes Möbel genau kannte? Jim wußte, zu welchem Zwecke Berckley und Breckenridge nach White-House gereist waren; er wußte, daß sich in White-House das Geld befände, um dessentwillen man das Verbrechen gegen Miß Emmy Brown unternommen hatte.

Aber wo war das Geld? In welchem Theile des weiten Hauses?

Offenbar in demjenigen Theile, wo er vom Park aus das einsylbige Zwiegespräch der beiden wachehaltenden Herren vernommen hatte.

Das Arbeitszimmer Mr. Breckenridge's hatte die größte Wahrscheinlichkeit für sich. — Aber wie da hingelangen?

Die Leidenschaft macht, wie die Noth, erfinderisch, und die Rache macht waghalsig.

Die Laden an den Fenstern des Empfangszimmers, das ebenfalls, wie das Arbeitszimmer, im ersten Stock belegen war und unmittelbar an dasselbe grenzten, waren von innen verschlossen.

Durch das Fenster war der einzig mögliche Weg zum Arbeitszimmer, denn die Thüren waren sämmtlich verschlossen. Jim öffnete einen der Laden, öffnete das Fenster; vorsichtig ließ er seinen Blick über die Gänge des Parkes schweifen; mehrere Minuten lauschte er, die Hand an's Ohr gelegt, hinaus, um zu erfahren, in welcher Gegend der Farm sich die Patrouille befinde.

Dann stieg er hinaus aus dem Fenster. Mit den Fingerspitzen sich an die Verzierungen der Wand klammernd und mit den Füßen auf dem abschlüssigen Gesims stehend, schwebte er jeden Augenblick in Gefahr, aus der Höhe von 30 Fuß hinab zu stürzen.

Nach wiederholtem vergeblichen Versuche gelang es ihm endlich, mit einem Fuß den Sims des angrenzenden Fensters, eines der Fenster des Arbeitszimmers, zu erreichen. Noch ein gewagter Schritt, und er stand mit beiden Füßen auf dem Sims dieses Fensters.

Nun zog er aus seiner Blouse ein Stück Leder, mit einer klebrigen Masse bestrichen, und einen Kiesel mit scharfen Kanten hervor, fuhr mit dem letzteren einige Male über eine Scheibe, drückte dann das Stück Leder darauf, und — geräuschlos war die Scheibe zersprengt und hatte eine Oeffnung, durch welche er mit der Hand be-

quem hindurch zu fahren vermochte. Mit einem Messer durch die Spalte des Ladens fahrend gelang es ihm, den Riegel, welcher von innen die beiden Hälften des Ladens zusammen hielt, empor zu heben.

Nach einer Arbeit von noch nicht zehn Minuten befand sich Jim zwei Schritte von dem Schatze, welchen Breckenridge und Berckley in diesem Augenblicke mit Argusaugen bewachten.

„Hier muß das Geld liegen," murmelte er und schob einen Dietrich in das Schloß des Schreibpultes.

Vergebens. Das Schloß widerstand allen Versuchen, es zu öffnen.

Jim versuchte, mit einem Messer das Schloß heraus zu schneiden.

Wieder vergebens! — Das Möbel war zu compact aus Eichenholz gearbeitet. Tage lange Arbeit hätte es mit einem so mangelhaften Instrument erfordert, um auf diese Weise zum Ziele zu kommen.

„Kann ich das Geld nicht haben," knirschte er, „so sollen sie es wenigstens auch nicht haben."

Ein Loch von etwa einem Zoll Durchmesser war durch die Klappe bereits hindurchgearbeitet. Durch diese Oeffnung zwängte er eine der Zündfackeln, das heißt einen kleinen, aus Harz, Pech und anderem leicht brennbaren Material zusammengesetzten Cylinder, deren sich die Marodeurs während des Krieges zu bedienen pflegten, um Ställe, Schuppen, Getreideschober, Holzstöße und dergleichen in Brand zu stecken.

Das Feuer dieser Torpedos brannte mit solcher Heftigkeit und solcher Hitze, daß es sofort alles Brennbare in seiner Nähe entzündete und war durch Wasser nicht auszulöschen.

Zur Vorsicht hatte sich Jim mit einigen solchen Brandfackeln versehen. Nachdem er die eine durch das Loch im Pulte, eine andere durch das Actenspind, eine dritte unter ein mächtiges Bücherrepositorium geschoben, zündete er alle drei an.

Dicker Qualm erfüllte das Zimmer.

Mit teuflischer Freude sah Jim den Erfolg seines Beginnens. Nur mit Mühe konnte er ein lautes, dämonisches Lachen unterdrücken.

„Hei," sagte er, vor dem Pulte stehend, aus dessen Fugen sich der Qualm hervordrängte, „dieser Rauch, das sind Eure Millionen, Ihr räuberischen Wölfe; Eure Millionen werden Euch zu Rauch — und der Euch darum brachte, das war Jim!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Berckley und Breckenridge hatten ihren Posten keine Minute

verlassen. Ja, sie hatten es schließlich über sich gewonnen, sich trotz der gegenseitigen Schweigsamkeit nicht mehr dem Einfluß des Schlafes zu überlassen.

Breckenridge war mehr als einmal von seinem Sitze aufgestanden, hatte die Thür geöffnet und auf den Corridor hinausgeblickt, um zu sehen, ob Jemand dort sei.

Allein, die auf den Corridor führenden Thüren waren und blieben verschlossen.

Er war zu dieser Vorsichtsmaßregel veranlaßt durch die wiederholt ausgesprochene Ansicht Berckley's, daß Jemand müsse durch den Park gekommen sein, er habe es im Kies rascheln hören.

„Auf dem Corridor ist Niemand," beruhigte ihn Breckenridge.

„Sehen Sie aus dem Fenster!"

„Auch dort Nichts," versetzte sein Wirth. „Sehen Sie nur," fügte er hinzu, „dort liegen zwei Wächter, die uns längst auf eine Gefahr aufmerksam gemacht haben würden."

Er deutete auf Ajax und Sultan, welche nach auf demselben Flecke lagen, auf dem Jim ihnen zu warten befohlen hatte.

„Sie hätten denjenigen längst zerrissen, der es gewagt hätte, sich dem Hause zu nähern," fügte er hinzu.

Berckley war beruhigt.

Mitternacht war längst vorüber. Die ewige Anspannung seiner Sinne hatte Berckley in eine fast fieberhafte Aufregung versetzt. Breckenridge zündete sich eine neue Cigarre an und lehnte sich wieder in seinen Sessel zurück.

„Ich kann nicht so ruhig sein, wie Sie!" schrie Berckley; „ich schwöre Ihnen, Sir, ich höre Geräusch."

„Wo? Im Corridor?"

„Nein, nein! . . . Da hören Sie nichts?"

„Knistert's wieder im Kies des Parkes?"

„Auch das nicht! Hören Sie wirklich Nichts, Sir?"

Beinahe krampfhaft erfaßte er Breckenridge's Arm und zog ihn in die Mitte des Zimmers. Seine Augen traten aus dem Kopfe hervor, sein Athem war keuchend, seine Knie bebten, Alles verrieth den höchsten Grad der Aufregung.

„Wie? Sie hören noch nichts?" keuchte er.

Breckenridge erblaßte.

„Bei Gott!" versetzte er; „jetzt höre auch ich das knisternde Geräusch; das ist im Nebenzimmer."

„In Ihrem Arbeitszimmer, wo das Geld liegt!" ergänzte Berckley.

„Der Schlüssel! Ha! Wo ist der Schlüssel?"

Breckenridge sprang zur Thür. In der Angst und Eile vermochte er nicht, den Schlüssel zu finden.

„Riechen Sie nichts?“ fuhr Berckley fort.

„Ja, ja!“ stöhnte Breckenridge; „es riecht nach brennendem Papier!“

„Unsere Millionen!“ war die halb erstickte Antwort Berckleys.

Der Rauch quoll bereits durch die Fugen der Thür.

„Feuer! Feuer!“ ertönte der durchdringende Ruf Breckenridges, als es ihm endlich gelungen war, den Schlüssel in das Schloß zu bringen und die Thür zu öffnen.

„Feuer! Feuer!“ schrie er hinaus.

Herbei stürzte die Dienerschaft; aber die Thüren zum Corridor waren ja verschlossen.

Als Breckenridge die Thür seines Arbeitszimmers öffnete, schlug ihm dicker Rauch und lodernde Flamme entgegen. Die Zugluft, welche er geschaffen, gab dem furchtbaren Element erst rechte verheerende Kraft.

Das ganze Zimmer stand in Flammen. Die Repositorien, das Actenspind, das Schreibpult, Alles brannte.

„Unser Geld! Unser Geld!“ schrie Berckley und stürzte durch die Flammen nach dem Schreibtisch.

Er war verschlossen, obwohl bereits die Flammen einen Theil der Seitenwände und der Klappe verzehrt hatten.

Flammen und Rauch drohten die Eindringenden zu ersticken. Allein Breckenridge brachte es dennoch zu Wege, daß er den Schlüssel in sein Schreibpult steckte, die Klappe öffnete, . . . . da aber schlug ihm die Flamme von innen heraus in's Gesicht, daß ihm die Haare versengt wurden.

Der Schrei, den er ausstieß, galt indessen nicht diesem Schmerz. Er galt dem Anblick, der sich ihm darbot.

Alle Papiere und auch die Noten der englischen Bank, welche das Schreibspind in sich geschlossen, sie waren in einen Aschenhaufen verwandelt.

„Feuer! Feuer!“ wiederholte sich der Ruf durch die ganze Farm.

Die Dienerschaft mußte die Thüren sprengen, um zu dem brennenden Theile des Hauses zu gelangen. Die Körper zweier Leblosen waren das Erste, was man hinaustrug.

Es waren der Herr des Hauses und sein Gast, Mr. Berckley.

Mit riesiger Schnelligkeit griff die Flamme um sich. — — —

Als am Morgen des nächsten Tages Mr. Sanders auf White-House eintraf, um die Millionen in Empfang zu nehmen, da zeigte man ihm von dem Schlosse die noch rauchenden Ruinen. Als er nach dem Hausherrn fragte, da führte man ihn in ein Zimmer der

Wohnung des Statthalters und deutete auf einen von Brandwunden entstellten Mann, der ohne Besinnung da lag.

An der Seite seines Bettes lag auf einen Sopha Mr. Berckley. Seine Verletzungen waren weniger gefährlich, als die Breckenridges; aber auch er war nicht im Stande, auf Sanders Fragen eine zusammenhängende und aufklärende Antwort zu geben. Es war, als hätte ihm der Schrecken die Besinnung geraubt oder seine Verstandeskräfte erschüttert.

Unverrichteter Sache kehrte Sanders zurück. Vor sich hin murmelte er:

„Ich traue weder Breckenridge noch Berckley und will darauf schwören, die Millionen sind nicht verbrannt, sondern unterschlagen. — Der Orden mag's entscheiden!"

---

## Hundertundzehntes Kapitel.

# Neue Fallstricke.

Unsere Erzählung führt uns nach Washington, der Residenz Lincoln's, zurück.*)

Die Ovationen, welche man Abraham Lincoln brachte nach seiner glücklichen Errettung aus der Gefangenschaft, währten ununterbrochen fort.

Von früh bis spät am Nachmittage, in der glühenden Sonnenhitze des Monats August standen Deputationen vor dem weißen Hause und warteten, bis sie an die Reihe kommen würden, dem Präsidenten gratuliren zu können.

Ununterbrochen zogen Volksmassen vorüber, die Luft mit donnernden Cheers erfüllend, und wenn der Abend hereinbrach, dann

---

*) Wir haben es uns angelegen sein lassen, in dem vorliegenden Werke ein möglichst vollständiges Bild der ewig denkwürdigen Zeit des amerikanischen Freiheits-Krieges zu geben. Die Menge interressanter Thatsachen aber vergrößert sich, je mehr wir uns der Katastrophe nähern. Wir glauben daher bei unsern geneigten Lesern Entschuldigung zu finden, wenn wir den vorläufig bestimmten Umfang des Werkes um einige Bogen überschreiten. Nur auf Kosten der historischen Vollständigkeit wäre es uns möglich gewesen, die vorgesteckten Grenzen des Werkes innezuhalten.

Anm. d. Verfassers.

nahmen die Fackelzüge, die Freudenschüsse und die Jubelhymnen der Bevölkerung kein Ende.

Abraham Lincoln hatte sich alle solche Ovationen verbeten; aber vergebens; es ließ sich der Freudenausbruch der Bevölkerung nicht dämpfen.

Es war ein Sonnabend des Monats August, der erste Tag, an welchem man dem Präsidenten nach den endlosen Gratulationsaudienzen ein wenig Athem schöpfen ließ. Lincoln saß in seinem Arbeitscabinet in dem bekannten Costüme, in welchem wir ihn schon zwei Mal dort sahen, das heißt in einem schlotternden, viel zu weiten Hausrock und in den Pantoffeln, mit welchen er von Zeit zu Zeit schlarrend das Zimmer durchschritt, als Nicolai eintrat und meldete, daß ein Mr. Bob Hugh ihn zu sprechen wünsche.

„Mr. Bob Hugh?“

„Mr. Hugh ist der Chef der großen Kleiderhandlung, welche sich seit acht Tagen in Washington am Union-Place etablirt hat. Er kommt im Auftrage der Anhänger der republikanischen Partei im Süden, um Ew. Excellenz die Gratulation derselben, und als Beweis ihrer Anhänglichkeit und Liebe ein Geschenk zu überreichen.“

„Ich mag mit den Herren des Südens nichts zu schaffen haben, auch wenn sie Geschenke bringen,“ sagte Lincoln, „und die Anhänger der Union im Süden thäten besser, mir ihre Anhänglichkeit durch Thaten zu beweisen, welche dem Vaterlande mehr nützen, als ein Geschenk für meine Person. Doch lassen Sie Mr. Hugh eintreten.“

Bob Harrold, den kein Anderer war der angebliche Hugh, erschien mit einem mächtigen Packet.

„Excellenz,“ sagte er, den hämischen Ausdruck seines Gesichtes so viel wie möglich durch eine kriechende Unterwürfigkeit mäßigend, „ich bin aus Charleston hierher verzogen, weil ich als treuer Bürger der Republik nicht länger in einem Lande wohnen mag, in welchem man das Verderben auf das Haupt unseres geliebten Präsidenten zu bringen bemüht ist.“

Lincoln maß ihn mit forschendem Blicke. Er war ein guter Physiognomiker, und die Physiognomie Harrolds war durchaus nicht geeignet, einen nur einigermaßen geübten Physiognomiker zu täuschen.

„Wenn Sie bis jetzt in Charleston wohnten,“ antwortete Abraham Lincoln, „so hätten Sie nicht nöthig gehabt, von dort wegzuziehen; denn Charleston wird sich hoffentlich nicht mehr lange in den Händen der Conföderation befinden. Indessen will ich es wünschen, daß Ihre pecuniären Verhältnisse unter diesem patriotischen Aufenthaltswechsel nicht leiden mögen.“

„Ich bin nicht interessirt, Excellenz, und will mir einen Nach-

hielt an meinem Vermögen gern gefallen lassen, wenn ich nur meinem patriotischen Gefühl folgen kann."

„Sie kommen im Auftrage Ihrer Gesinnungsgenossen?"

„Ja, Excellenz, und meine Gesinnungsgenossen in Charleston erlauben sich, Ihnen dies hier" — er legte das große Paquet, welches er unter dem Arm trug, auf einen Stuhl, — „als Präsent zu überreichen."

„Ich danke Ihnen, Mr. Hugh; wer sind Ihre Gesinnungsgenossen?"

„Da ist ein Master — Master . . ." — Harrold war auf diese Frage nicht gefaßt, und hatte sich nicht darauf vorbereitet, sich einige bekannte Persönlichkeiten in Charleston zu merken, die er hätte als Auftraggeber nennen können.

„Sie wissen die Namen Ihrer Auftraggeber nicht?"

„In der That, Sir," antwortete Harrold, der sich unterdeß ein wenig gesammelt hatte, „ich bin nicht in der Lage, Ihnen meine Auftraggeber zu nennen; nicht, weil ich sie nicht wüßte, sondern weil sie nicht genannt sein wollen."

„Nun, so kann ich auch meinen Dank nur an Sie allein richten," antwortete Lincoln lächelnd; „was enthält denn Ihr Geschenk?"

Harrold schlug die Decke, in welche das Geschenk eingewickelt war, auseinander, und präsentirte dem Präsidenten einen vollständigen äußerst eleganten Anzug.

„Ha, ha!" lachte Lincoln, „man schickt mir einen Anzug, wahrscheinlich, damit ich, wenn ich nach Charleston komme, mit meinem gewöhnlichen Aufzuge nicht gegen die dort herrschende feine Etiquette verstoße. Sagen Sie Ihren Auftraggebern in Charleston, daß ich mich bemühen werde, nach der Einnahme der Stadt bei meinem Besuche dort so comfortable, wie sie es nur von ihren Rittern gewöhnt sind, die Salons der Haute volée zu betreten."

„Es ist nicht das, Excellenz," antwortete Harrold ein wenig verlegen; „es soll nur ein Beweis der Anhänglichkeit sein. Meine Auftraggeber senden auch den Herren Ministern je einen Gala-Anzug, die sämmtlich in meinem Magazin gefertigt sind und zugleich zu meiner Empfehlung dienen dürften."

„Das gestehe ich!" rief Lincoln, „der Süden will nicht allein die Regierung der Union nach seinem Belieben reformiren, sondern auch den Präsidenten und die Minister der Union nach seinem Geschmack zustutzen! Ich danke Ihnen, Mr. Hugh; meine Minister und ich werden uns im Charlestoner Geschmack herausstaffiren, wenn wir einmal Charleston besuchen, oder wenn einmal der Rebellenpräsident und seine Minister uns besuchen sollten. Bis dahin aber denken wir uns in unserer alten Façon zu behelfen."

Als Harrold sich entfernt hatte, rief der Präsident seinen Geheimsecretair.

„Sehen Sie, Mr. Nicolai, das Geschenk, welches mir meine Freunde im Süden machen!“

Mr. Nicolai konnte sich eines Lächelns nicht enthalten. Er erzählte, daß das reich ausgestattete Magazin des Herrn Hugh etwa seit acht Tagen etablirt sei, daß es die elegantesten Kleider zu verhältnißmäßig sehr billigen Preisen liefere, und sprach die Vermuthung aus, daß Mr. Hugh mit dem Geschenk möglicherweise keinen andern Zweck verbinde, als sich die Kundschaft des Präsidenten und der Minister zu verschaffen.

„Da hat er sich getäuscht!“ antwortete Lincoln lachend; „Mr. Wells zum Beispiel wird in seinem Leben kaum je so viel Geld für Kleider ausgeben, als der ihm überreichte Gala-Anzug gekostet haben wird.“

Lincoln sprach noch, als einer der Secretaire meldete, daß ein Arzt, Namens Blackburn, seine Excellenz zu sprechen wünsche.

Es hielt bekanntlich nicht schwer, bei Lincoln Audienz zu erlangen, und so nahm denn Old Abem auch durchaus nicht Anstand, jenen Mr. Blackburn vorzulassen.

„Excellenz,“ sagte Blackburn, dessen sicheres Wesen Lincoln gefiel, „ich war im Süden stationirt.“

„Schon wieder ein Besuch aus dem Süden!“ rief der Präsident.

„Ich war Arzt im Gelbenfieberlazareth zu Leesbourg.“

„Eine traurige Praxis, Sir.“

„Eine traurige Praxis, Excellenz.“

„Es erfordert entweder großen Patriotismus oder große Menschenliebe, sich einem solchen Berufe zu widmen!“

„Unter Patriotismus könnte in diesem Falle nur der Fanatismus der Conföderirten gemeint sein,“ versetzte Blackburn mit ruhigem Ernst. „Ich bin aber niemals ein Anhänger der Partei gewesen; auch die Menschenliebe hätte mich niemals zu solchen Opfern getrieben.“

„Sehr aufrichtig,“ sagte Lincoln, der jedoch etwas unangenehm berührt ward durch diese Offenherzigkeit.

„Ich lüge nicht, Excellenz, und verschmähe es, eine Lüge auszusprechen, selbst da, wo ich mit derselben meinem Charakter ein angenehmeres Colorit verleihen könnte.“

„Was war's demnach, daß Sie bewog, einem so gefährlichen Posten vorzustehen?“

„Der Gewinn, Excellenz!“

„Und was ist's, was Sie zu mir führt? — Auch der Gewinn?“

„Vielleicht; vielleicht auch etwas Anderes,“ antwortete Black-

burn, durchaus nicht außer Fassung gebracht, mit dem feinen Mienen stereotypen Ernst und mit der Bestimmtheit, die stets seine Ausdrucksweise charakterisirte; „ich will Ihnen den Zweck meines Hierseins sagen, Excellenz; meine Motive aber wünsche ich Ihnen nicht bloßzulegen. Wir haben gegenwärtig die Jahreszeit, in welcher auch in dieser Gegend das gelbe Fieber auszubrechen pflegt; es sind bereits Erkrankungen vorgekommen. Es wäre nun möglich, daß die Seuche einen verheerenden Umfang annähme."

„Was Gott verhüten wolle."

„Wenn Gott es verhütet, so bin ich überflüssig."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich kam her, Excellenz, Sie zu bitten, mir während der Gelbenfieberepidemie die Praxis in den Hospitälern zu überlassen, und vielleicht durch eine amtliche Bekanntmachung den Bewohnern von Washington die Mittheilung zukommen zu lassen, daß ein Arzt, der bereits seit fünf Jahren in den Hospitälern des gelben Fiebers practicirt, und in der Behandlung dieser Krankheit mehr Erfahrung hat, als irgend ein Arzt in den vereinigten Staaten, in Washington ansässig ist und Blackburn heißt."

„Welchen Zweck hätte eine solche amtliche Bekanntmachung?"

„Excellenz, ich hatte mir ausbedungen, die Motive verschweigen zu dürfen."

„Sie tragen mir eine Bitte vor, und stellen mir Bedingungen!?"

„Ich will verdienen, Excellenz, Sie mögen selbst abnehmen, wie weit eine solche Bekanntmachung geeignet wäre, mir die Kundschaft der reichsten Leute des Landes zuzuführen."

„Das Motiv ist also ein geschäftliches?"

Blackburn zuckte die Achsel.

„Ich weiß nicht, Excellenz, wer den größten Vortheil hat; der Mann, welcher mich für seine Behandlung bezahlt und genes't, oder ich, der das Geld empfängt? — Wer kann garantiren, Excellenz, ob Sie nicht selber am gelben Fieber erkranken?"

Kein Zug im Antlitz des Arztes veränderte sich, als er die Worte aussprach; sein Blick aber streifte flüchtig den Anzug, welcher auf der Stuhllehne lag.

„Die Nation würde tausend Millionen zahlen für Ihre Genesung. Sie sehen, das Leben einzelner Personen ist viel Geld werth, und ich bin im Stande, so Manchem dies Gut für einen verhältnißmäßig billigen Preis zu erhalten, den ich für meine Behandlung als Honorar fordere."

Obwohl die Person des Arztes auf Lincoln einen unheimlichen Eindruck machte, so bewirkte doch das sichere Auftreten desselben, seine Ruhe, sein Ernst, die kalte Besonnenheit, daß der Präsident ein ünstiges Vorurtheil in Bezug auf seine Wissenschaft für ihn faßte.

Mr. Blackburn wurde also von ihm verabschiedet mit der Versicherung, daß seinem Wunsche gewillfahrt werden solle, falls wirklich die Stadt von der Gelbfieber-Epidemie heimgesucht werden würde.

---

## Einhundertelftes Kapitel.

## Das rothe Kreuz.

Noch waren erst wenige Minuten vergangen, als Mr. Nicola bereits ein neues Audienzgesuch überbrachte.

„Es hat wirklich sein Lästiges,“ sagte Lincoln, „einer Gefahr entgangen zu sein. Die Theilnahmebezeugungen währen nun schon über eine Woche, und haben mich fast verhindert, alle die mir obliegenden Arbeiten zu erledigen.“

„Diesmal ist es keine Deputation, noch auch Einer, der vom Süden Geschenke bringt,“ sagte Mr. Nicolai; „diesmal ist es eine schöne junge Dame, welche eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben vorgiebt.“

„Eine wichtige Entdeckung?“ fragte Lincoln lächelnd. „Es wäre mir lieber, wenn sie ihre Entdeckung einem Andern mittheilte; sagen Sie ihr, daß ich augenblicklich beschäftigt sei und keine Audienz ertheilen könne.“

„Excellenz,“ sagte Nicolai, nachdem er den Auftrag ausgerichtet, „die junge Dame besteht darauf, vorgelassen zu werden. Sie sagt, daß sie Mittheilungen zu machen habe, die für das Wohl der ganzen Republik von der größten Bedeutung seien.“

„Eine junge Dame hat Mittheilungen zu machen, die für das Wohl der ganzen Republik von Bedeutung sind!?“ lachte Lincoln; „das muß eine sonderbare junge Dame, oder vielmehr, es müssen sonderbare Dinge sein, die sie mitzutheilen hat. Wie nennt sich die junge Dame?“

„Es ist eine Quadroone, Excellenz; sie nennt sich Miß Esther Brown.“

Den Namen muß ich bereits gehört haben.“

„In dem Processe M'Clellans, Excellenz, ward der Name genannt, sie trat unaufgefordert als Belastungszeugin auf.“

„Ganz Recht! ich erinnere mich. Und man verurtheilte den General nicht, weil man die Zeugin nicht für glaubwürdig hielt."

„Das gerade nicht," entgegnete Nicolai, „sondern weil man den alten Zopf zur Geltung brachte, daß eine Niggerin gegen einen Weißen nicht zeugen dürfe."

„Mich verlangt's, die junge Dame kennen zu lernen. Lassen Sie sie eintreten."

Mr. Nikolai öffnete die Thür, und Esther Brown stand vor dem Präsidenten.

Ihre Haltung war edel und würdevoll, ihr Wesen ruhig und ernst.

Abraham Lincoln that sich etwas darauf zu Gute, daß eine Beobachtung von nur wenigen Sekunden ihm genügte, sich ein Urtheil über einen Menschen bilden zu können. Das Aeußere Miß Browns machte einen sichtlich günstigen Eindruck auf ihn.

Ihr edles Benehmen, sowie ihre Schönheit und der melancholische Ernst ihrer Züge, das alles imponirte ihm.

Als sie sich beim Eintreten verneigte, erhob er sich und lud mit einer Handbewegung sie ein, auf dem Sessel an der Seite seines Schreibtisches Platz zu nehmen.

„Ich höre, Sie haben mir Mittheilungen zu machen, Miß Brown," redete er sie an.

„Ja, Excellenz; Mittheilungen von großer Wichtigkeit."

„Um was handelt es sich?"

„Es handelt sich um nichts mehr und nichts weniger, als um den Untergang der ganzen Union."

„Ah!" machte Lincoln.

„Es ist Ihnen sicherlich nicht unbekannt, Excellenz, daß der Süden mit noch andern Waffen, als denen der ehrlichen Feldschlacht, gegen den Norden kämpft."

„Das ist mir in der That nicht unbekannt, Miß Brown. So z. B. intriguirt der Süden gegen meine Wiederwahl und agitirt für die Wahl M'Clellan's."

„Des Verräthers, ja!" fiel Esther ein; „indessen auch diese Kampfart will ich noch zu den ehrlichen rechnen. Allein, es wird noch mit ganz andern Waffen gekämpft."

„Sie meinen . .?"

„Ich erinnere Sie, Excellenz, an die Vergiftung des Wasser-Reservoirs zu New-York."

„Nun?"

„Das war das Werk des unsichtbaren Feindes, der im Herzen der Union selber gegen dieselbe wüthet."

„Sie setzen mich in Erstaunen, Miß Esther; woher glauben Sie . . .?"

„Ich weiß es, Excellenz; ich selbst bin ungesehn Zeugin einer Verhandlung des Ordens der Ritter vom goldenen Cirkel gewesen. Ich erinnere Sie ferner an die Pöbel-Emeute zu New-York und andern Städten des Nordens.“

„Auch diese sollten vom Süden angestiftet sein?“

„Sie sind es; sie sind das Werk desselben unsichtbaren Feindes; und endlich war es auch der Versuch Ihrer Gefangennehmung.“

Lincoln hörte mit Erstaunen zu.

„Sie werden mir es nicht verargen, Miß,“ sagte er, als Esther schwieg, „wenn ich meine Bereitwilligkeit, Ihnen Glauben zu schenken, abhängig mache von der Auskunft über die Art, wie Sie zur Kenntniß all' dieser Dinge gekommen sind.“

„Sehr einfach, Sir; ich bin mit den Emissären des Südens mehrfach in Collision gekommen. Ich habe als Sclavin im Dienste eines der Parteiführer gestanden; ich habe Gelegenheit gehabt, vertraute Zwiegespräche zu belauschen, und namentlich, wie ich schon erwähnte, ungesehn einer Sitzung im Ritterhause beigewohnt. Das Alles setzt mich in Stand, Ihnen nicht nur zu sagen, daß die erwähnten Uebel von den Agitatoren des Südens ausgingen, sondern Sie auch auf das vorzubereiten, was Ihnen bevorsteht, falls man nicht vorbeugt.“

„Und was wäre dies?“

„Das wäre ein Angriff auf Ihr Leben, Excellenz!“

„Man beabsichtigt einen Meuchelmord?“ fragte Lincoln, der zu Esthers Befremden nicht das mindeste Erstaunen über diese Entdeckung verrieth.

„Allerdings. Da Ihre Gefangennehmung nicht geglückt ist, so wird man zu dem letzten Mittel greifen, das dem Süden zu seiner Rettung noch übrig bleibt.“

„Das wäre?“

„Ihr Tod! . . . . Ihr Tod, und der Ihrer Minister!“

„Was Ihre übrigen Mittheilungen betrifft, so sind mir dieselben zum Theil neu und überraschend. Indessen, was Ihre zuletzt ausgesprochene Vermuthung anbetrifft, so muß ich sagen, daß mich dieselbe ganz ruhig läßt.“

„Sie schenken meinen Worten keinen Glauben, Excellenz?“

„Ich bezweifle Ihre Worte keineswegs, aber was mich eine solche Mittheilung ruhig anhören läßt, das ist die Macht der Gewohnheit.“

„Ich verstehe nicht . . .“

„Ich werde es Ihnen sogleich erklären. Sehen Sie einmal, hier!“

Abraham Lincoln hatte seine Papiere auf einem Repositorium

geordnet liegen, das unmittelbar über seinem Schreibtisch angebracht war; dort lagen mehrere Mappen von grobem Papier, deren jede auf einer Etiquette eine Bezeichnung des Inhaltes trug.

Er nahm bei seinen letzten Worten von dem Repositorium eine derselben, eine graue Mappe, herunter, und legte sie vor Esther hin.

Auf einer weißen Etiquette las Esther zu ihrem nicht geringen Erstaunen das Wort:

„Meuchelmord."

„Sehen Sie hier," fuhr Lincoln fort, „diese Mappe ist ziemlich gefüllt, und alle die Papiere, welche darin enthalten sind, sprechen von beabsichtigtem Meuchelmord gegen meine Person."

Er zog einige der Briefe, die in der Mappe lagen, hervor.

„Da; Nummero eins; ein Schreiben von Mr. Conover aus Richmond, worin er mir mittheilt, daß in einer Rebellenzeitung eine Annonce enthalten sei, eine Million Dollars werde Demjenigen als Preis geboten, der es unternimmt, mich zu ermorden. —

Nummero zwei. Ein Schreiben von Mr. George Borton, aus Sheridans Lager. Auf einer Spionage in Richmond hat er in Erfahrung gebracht, daß man gegen das Leben Aller, die an der Spitze unserer Regierung stehen, conspirire.

Hier, ein Schreiben von Mr. Frederick Seward, Einlage M'Clellan's Visitenkarte, die angeblich unser General dem Kriegsminister der Rebellen bei einem Besuche hat überreichen lassen."

„Ich kenne die Karte," fiel hier Esther ein; „ich selbst übergab sie Mr. Seward."

Eine leichte Röthe flog bei diesen Worten über ihr Antlitz.

„Sie?"

„Ich war zu der Zeit, als der General M'Clellan den Kriegsminister auf White-House besuchte, eine Sclavin dort. Ich selbst empfing die Karte, und ich behielt sie, um sie später als Beweismittel gegen M'Clellan benutzen zu können."

„Wunderbar! Durch Mr. Seward ward ich ebenfalls gewarnt; auch er spricht von einem Mordcomplott."

„Eine Mittheilung, die ich ihm machte."

„Da ist noch ein Brief, unterzeichnet „M. P.", die Handschrift scheint übrigens mit der des Mr. Borton übereinzustimmen, sieht aber aus, wie eine Damenhand. Der Schreiber oder die Schreiberin dieses Briefes giebt vor, genau von den Plänen der Verschworenen unterrichtet zu sein. Man versichert, daß, nachdem die Gefangennehmung mißglückt sei, unverzüglich zu meiner Ermordung werde geschritten werden."

„Das kann ich bestätigen Excellenz, und ich bin überrascht, zu finden, daß Sie auf alle diese Warnungen so wenig Gewicht legen."

„Gar kein Gewicht, Miß Brown. Von allen denen, die mich warnen, nennt mir Keiner einen Namen, bezeichnet mir Keiner eine bestimmte Persönlichkeit. Daß es im Süden Leute genug giebt, die meinen Tod wünschen, bezweifle ich nicht; daß aber ein Mordcomplott gegen mich im Gange sei, das bezweifle ich. Ein solches Mordcomplott könnte nur unter Mitwissen der Rebellenregierung und Jefferson Davis' selbst existiren; aber ich halte es für ungerecht, die Männer, weil sie Rebellen sind, und namenloses Unglück über die ganze Nation heraufbeschworen haben, darum auch für gemeine Verbrecher zu halten, ehe ich unumstößliche Beweise habe. Ich werde Jefferson Davis nie für einen Mörder, oder den Anstifter eines Mordcomplotts halten, bevor man mich nicht unwiderleglich davon überzeugt."

„Diese gute Meinung, Excellenz, macht Ihrem edlen Character Ehre," versetzte Esther; „indessen der Umstand, daß man Ihnen diese Beweise schuldig bleibt, kann auch noch eine andere Ursache haben, als die, daß man überhaupt keine Beweise besitzt. Ich, beispielsweise, könnte Ihnen Namen nennen, könnte Ihnen Personen bezeichnen, welche selbst in der Residenzstadt dieses Landes, welche in Ihrer Nähe leben und zum Mordcomplott gehören. Allein andere Pflichten zwingen mich, diese Kenntniß eines Geheimnisses als letzten Trumpf für mich zu behalten. Das Wohl einer mir theuren Person steht auf dem Spiele, und habe ich den letzten Trumpf ausgespielt, dann ist jene Person verloren."

„Alle Achtung für Ihre Grundsätze, Miß Brown," versetzte Lincoln, „allein ich kann mich nicht dazu entschließen, auf solche Versicherungen hin mein einmal gefaßtes Vorurtheil zu ändern. Es saß schon einmal ein Warner auf dem Platze, da, wo Sie sitzen, und auch dieser Warner versicherte dasselbe, was Sie versichern, daß nämlich gewisse Gründe ihn abhielten, die bei dem Complott betheiligten Personen zu nennen. Ich habe mich jetzt an diese unbestimmten Warnungen schon so gewöhnt, daß sie auf mich so gut wie gar keinen Eindruck mehr machen, und wenn Sie mir nicht Thatsachen hinzuzufügen haben, Miß Brown, so bitte ich Sie, nicht weiter über den Gegenstand zu sprechen."

„Ihre Ruhe, Excellenz, macht mich zittern," rief Esther mit Leidenschaft. „Ich beschwöre Sie, schenken Sie meinen Worten Glauben; sein Sie vorsichtig, umgeben Sie sich mit Wachen, vermeiden Sie es, irgend einem Fremden Audienz zu gewähren, besuchen Sie kein Theater, ohne vorher hinlängliche Sicherheits-Maßregeln getroffen zu haben. Beim allmächtigen Gott, ich rede die Wahrheit, Excellenz, und wenn ich Ihnen ein halbes Dutzend Namen nennen würde, so könnte Sie das nicht mehr überzeugen, als es meine bloße Versicherung sollte! Nicht ein halbes Dutzend Namen, nein,

Hundert Personen will ich Ihnen namhaft machen, welche an dem Verbrechen betheiligt sind, die hier im Norden begangen wurden. Fast die ganze Aristocratie des Südens mit Einschluß des Präsidenten selber, das sind die Anstifter; und Sie zweifeln, ob sich ein Individuum findet, das gegen gute Belohnung die That vollführt? O, Sir, der Süden ist reicher an Pöbel und Verbrechern, als Sie glauben!"

„Und doch habe ich im Süden viele Freunde," versetzte Lincoln „wie mir Mr. Bob Hugh versichert hat. Es ist merkwürdig, daß mir keiner dieser Freunde und Anhänger eine Warnung hat zukommen lassen."

„Die Freunde und Anhänger, welche die Union im Süden hat, sind sehr vereinzelt, Excellenz, wenigstens sind es fast alle keine Leute von Einfluß."

„Mr. Hugh versichert das Gegentheil."

„Wer ist Mr. Hugh?"

„Ein Kaufmann aus Charleston, welcher hier in Washington am Union-Place ein elegantes Kleidermagazin errichtet und den Wunsch ausgedrückt hat, zum Hoflieferanten designirt zu werden," fügte er lächelnd hinzu.

„Und dieser Kaufmann versicherte, daß Sie viele Anhänger im Süden hätten?"

„Allerdings! Und hat zur Beglaubigung seiner Versicherung mich wie die Minister mit sehr werthvollen Geschenken beehrt."

„Ich bezweifle, daß der Mann die Wahrheit sprach!" sagte Esther bestimmt.

„Dann begreife ich nicht, was ihn veranlaßte, als der Vertreter einer ganzen Partei vor mir zu erscheinen; er hätte in dem Falle jedenfalls mehr in seinem Interesse gehandelt, wenn er die Geschenke als einen Beweis seiner persönlichen Hochachtung überbracht hätte."

„Ich verstehe den Grund nicht, aber ich bin überzeugt, jener Mr. Hugh hinterging Sie."

„Wenn er mich hinterging, und Alles Unwahrheit war, was er mir von Freunden im Süden sagte, so ist doch sein Geschenk eine greifbare Wahrheit. Da! Sehen Sie selbst! Das ist der Anzug, mit welchem ich mich meiner Stellung gemäß bekleiden werde, wenn ich einmal die Cirkel der Haute volée in Richmond oder Charleston besuche."

Lincoln deutete mit diesen Worten lächelnd auf den Gala-Anzug, welcher noch über der Lehne des Stuhles hing, wo ihn Bob Harrold hingelegt hatte. Er hatte diese Bemerkung beiläufig gemacht und vielleicht kaum geglaubt, daß sie für Esther Interesse haben würde.

Auf Esther aber übte der Anblick der Kleider eine unbeschreibliche Wirkung aus.

Sie fuhr vom Stuhle empor, ihr Antlitz überzog Todtenblässe, ihre Lippen bewegten sich, sie schien sprechen zu wollen, aber keinen Laut vermochte sie hervorzubringen.

Lincoln blickte sie verwundert an.

„Was ist Ihnen, Miß? Ihnen ist nicht wohl!"

Seine Hand griff nach der Glocke, welche vor ihm stand; Esther fiel ihm in den Arm.

„Mir ist wohl, Sir; rufen Sie Niemanden. Aber ich fürchte ...."

„Was fürchten Sie?"

„Vielleicht täusche ich mich, Excellenz, aber ich fürchte ...."

„Sie zittern, Miß Brown ...."

„Lassen Sie mich, Excellenz; ich muß mich überzeugen."

Esther trat mit bebenden Schritten auf den Stuhl zu, über dessen Lehne die Kleider hingen. Mit zitternder Hast nahm sie den Frack, aber nicht, um ihn äußerlich zu besichtigen, sondern innen.

Das Futter untersuchte sie. Sie schien sich zu beruhigen; sie griff in einen der Aermel und kehrte das Innere nach außen.

„Nichts!" hörte Lincoln sie sagen.

Dann in fieberhafter Spannung machte sie es mit dem andern Aermel ebenso.

Sie wandte das Innere nach Außen; kaum aber war dies geschehen, so ließ sie das Kleidungsstück fallen und sank wie vernichtet auf den Stuhl zurück.

„Mein Gott," rief Lincoln aufspringend, „Miß Brown, Sie sind in der That krank!"

Esther raffte alle ihre Kraft zusammen und erhob sich.

„Excellenz — Der Mord!" stöhnte sie, und deutete auf das am Boden liegende Kleidungsstück.

„Wie? Welcher Mord?"

„Dies Kleidungsstück sollte Sie tödten."

Lincoln schien zu glauben, daß Miß Browns Vernunft erschüttert sei. Er schüttelte bedenklich den Kopf und schwieg.

„Sie verstehen mich nicht," sagte Esther, welche sich bemühte, ihre ganze Fassung wieder zu gewinnen.

Dann hob sie das Kleidungsstück vom Boden auf und deutete auf das Futter im Aermel.

„Sehen Sie das, Excellenz?"

Lincoln betrachtete das Futter; es schien ihm nichts Auffallendes daran zu sein. Er zuckte mit den Achseln.

„Sehen Sie hier das kleine rothe Kreuz, welches in das Futter eingenäht ist?"

Lincoln warf noch einen Blick auf die bezeichnete Stelle.

In der That! dort war mit rother Seide ein Kreuz in das Futter genäht.

„Ich sehe es," sagte er; „was ist denn daran Auffallendes?"

„Das Kreuz ist auf meine Veranlassung hineingenäht, Excellenz," versetzte Esther, — „Alle Kleidungsstücke, welche dies Zeichen tragen, sind bestimmt, denjenigen, welcher sie anzieht, zu ermorden. — Diese Kleider sind vergiftet!"

„Vergiftet?" rief Lincoln betroffen.

„Ich sage es Ihnen, sie sind vergiftet. In Leesbourg, wo sich das Gelbfieber-Lazareth befindet, dort wurden Massen von Kleidungsstücken gefertigt. Ein Bekannter und ehemaliger Leidensgenosse von mir, Jack Hopkins, fertigte sie oder verpackte sie. Dann wurden sie nach dem Lazareth geschickt, und hier mit dem Gelbenfieber-Gifte inficirt. Die Kleider waren bestimmt, nach dem Norden geschickt zu werden, um die Pest im Lande zu verbreiten."

„Miß Brown," rief Lincoln mit dem Ausdruck der höchsten Erregung, „sprechen Sie die Wahrheit?"

„Ueberzeugen Sie sich, Excellenz! Ich schwöre darauf, daß jener Mr. Hugh, welcher aus dem Süden gekommen und vorgiebt, ein Abgesandter einer loyalen Partei zu sein, nichts ist, als ein gedungener Mörder!"

„Gebe Gott," rief Lincoln, „daß nicht bereits mehr von diesen Kleidern im Lande verbreitet sind. Man muß sofort Anstalt treffen, dem Uebel vorzubeugen, wenn es bereits irgendwo aufgetaucht sein sollte. Ich werde mich sofort an Mr. Blackburn wenden, daß er in den Hospitälern genau auf vorkommende Fälle vom gelben Fieber achtet und die Weiterverbreitung der Seuche verhütet!"

„Nannten Sie den Namen Blackburn, Sir?" sagte Esther, und ihr Gesicht verzog sich zu einem ironischen Lächeln.

„Ich nannte Blackburn," versetzte Lincoln. „Das ist der Name eines Arztes, welcher mir soeben seine Dienste anbot, für den Fall, daß in diesem Sommer in unserm Staate das gelbe Fieber ausbrechen sollte."

Esther lachte bitter.

„Blackburn, Excellenz, das ist der Name des Mannes, welcher in Leesbourg die Kleider vergiftete."

Abraham Lincoln war von der überraschenden Nachricht dermaßen betroffen, daß er einige Minuten sprachlos dastand. Dann trat er, schnell entschlossen, an den Tisch, die Schelle ertönte so heftig, daß Mr. Nicolai besorgt und erschrocken hereinstürzte und fragte, was es gäbe.

---

## Hundertundzwölftes Kaptiel.

# Die Aushändigung.

Die beiden Damen Gamp und Bagges hatten, wie wir wissen, nach Beendigung der Auction in Old Church sich mit den dort eingekauften Schätzen beladen nach Washington begeben, und zwar hauptsächlich, um sich in den Besitz des Mr. Spangler zur Aufbewahrung übergebenen „Nothpfennigs" zu setzen.

Mr. Gamp, der würdige Gemahl der alten Kupplerin, hatte es vorgezogen, in die Südstaaten zurück zu kehren, oder vielmehr, seine theure Ehehäfte und Schwägerin hatten erklärt, daß sie seiner Dienste nicht weiter bedürften, und ihn mit gerade so viel Geld versehen entlassen, als ihm voraussichtlich der Punsch auf der Reise von Old Church nach Charleston kosten würde.

Sie hatten sich seiner wahrscheinlich aus dem Grunde entledigt, weil Mrs. Gamp sich in den Nordstaaten immer noch nicht ganz sicher fühlte.

Ihre Abenteuer bei der September-Revolution in New-York konnten ja ans Tageslicht gekommen sein, und sie in sehr arge Collision mit der Justiz bringen. Ihrer eigenen Schlauheit und die Verschwiegenheit ihrer Schwester konnte sie schon vertrauen; indessen galt dasselbe nicht von ihrem Herrn Gemahl, von dem sie wußte, daß einige Glas Grog hinreichten, um ihm jedes Geheimniß entlocken zu können.

Kein Besuch konnte Mr. Spangler unangenehmer sein, als der der Mrs. Gamp.

Nichtsdestoweniger aber stellte er sich höchst erfreut, und auf die Frage, ob man bei ihm logiren könne, antwortete er:

„Ei! Mrs. Gamp, natürlich! Und wenn ich noch so beschränkt in meinem Hause wohnte, für eine so alte, theure Freundin, wie Sie sind, würde ich immer Platz haben. O, das trifft sich ganz vorzüglich! Mein bisheriger Miethsmann, Mr. Conover, ist ausgezogen, vermuthlich mit einem Mädchen durchgegangen, das ihn häufiger besuchte. Sie, Mrs. Gamp, werden ein solches Verhältniß leichter

durchschauen, als ich, denn Sie verstehen sich ja auf dergleichen Affairen."

„Mit einem Mädchen durchgegangen," bemerkte Mrs. Bagges; „ist immer noch nicht so schlimm, als wenn es mit dem Miethszins wäre!"

„O, was das betrifft," versetzte Mr. Spangler, „so war Mr. Conover ein vorzüglicher Zahler. Ist auch nicht anders anzunehmen. Er ist, wenn auch nicht gerade einer von den reichen Junkern des Südens, so doch ein Freund von ihnen. Er war immer pünktlich, und obwohl ich ihm für sein Logis nur funfzig Dollars monatliche Miethe abverlangte, so sagte er doch: „„Mr. Spangler, Sie sind ein honnetter Mann!"" — Mr. Spangler that sich auf dies schmeichelhafte Epitheton sichtlich viel zu Gute — „„ja, was noch mehr ist, Sie sind ein liebenswürdiger Mann, ja, und was noch mehr ist, Sie sind ein ehrlicher Mann. Ich werde Ihnen von freien Stücken sechzig Dollars zahlen!"" Bei meiner Seele, Mrs. Gamp, so sagte er."

„Und zahlte die sechzig Dollars auch?" fragte Mrs. Bagges etwas ungläubig.

„Und zahlte sie auch!" bestätigte Mr. Spangler.

„Funfzig Dollars! Allerdings eine bedeutende Summe!" meinte Bethsey.

„Eine bescheidene Summe, wollen Sie sagen, für das Logis!" verbesserte Mr. Spangler, „und Mr. Conover, als er auszog und mir die letzten sechzig Dollars voll auf den Tisch legte, obwohl er noch hätte anderthalb Wochen dafür wohnen können, sagte bei dieser Gelegenheit:

„„Mr. Spangler, mein lieber Freund,"" — er nannte mich seinen Freund, Ma'am! — „„ich setze voraus, daß derjenige, der nach mir das Logis bewohnt, Ihnen nicht weniger dafür zahlt, als ich; denn unter uns gesagt, mein lieber Freund,"" — er nannte mich sehr häufig seinen lieben Freund, Ma'am, — „„das Logis wäre mit siebenzig Dollars nicht zu theuer bezahlt, und diese Summe, Mr. Spangler, werden Sie bekommen, wenn nach mir honette Leute das Logis beziehen!"" Und Sie, Mrs. Gamp, und Sie, Mrs. Bagges, Sie beziehen nach ihm das Logis."

Seine beiden Zuhörerinnen machten ein ungläubiges Gesicht und hatten auch Ursache dazu, denn das Haus und die Wohnung Mr. Spanglers, so viel sie von der letzteren sahen, ließen es kaum für wahrscheinlich annehmen, daß so comfortable Räume in diesem Hause vorhanden seien.

Mr. Spangler errieth ihre Gedanken und fügte deßhalb schnell hinzu:

„Es wohnen in meinem Hause nur Gentlemen. Beispielsweise wohnt gerade über Ihnen ein sehr honetter Mann, ein Arzt, Mr. Blackburn heißt er, der gestern aus dem Süden hier ankam. Sein Quartier ist kaum so comfortable, wie das was Sie beziehen werden, und er bezahlt mir ebenfalls siebzig; denn wie schon Mr. Conover sagte . . .“

„Mein lieber Freund, sagte er ohne Zweifel,“ fiel Mrs. Gamp schnippisch ein. „Aber lassen wir jetzt Mr. Conover, wir werden uns ohne ihn über die Miethe verständigen, führen Sie uns hinauf in die Wohnung, welche Sie für uns offen haben, und lassen Sie auch unsre Sachen, welche noch auf der Bahn sind, hinaufbringen.“

Mr. Spangler that das mit dem Bewußtsein eines Mannes, der Jemand einen großen Freundschaftsdienst erweist, der aber anspruchslos genug ist, sich dieser aufopfernden Freundschaft nicht zu rühmen.

Mrs. Bagges machte ein etwas spöttisches Gesicht, als sie diese Räume, deren Miethswerth ihr splendider Vorgänger auf siebzig Dollars pro Monat geschätzt hätte, mit den luxuriös eingerichteten Gemächern ihres Hauses in Charleston verglich, aber sie sagte sich, daß man hier schon einmal gute Miene zum bösen Spiele machen müsse, da sich die theure Wohnung ja hinlänglich bezahlt machen würde aus dem bewußten „Nothpfennig.“

Als Mr. Spangler mit einem nicht zu unterbrechenden Redefluß die Vorzüge des Quartiers nach allen Seiten hin auseinandergesetzt und demnächst Sorge getragen hatte, daß zur Bereitung des Thees Alles zur Hand sei, verschwand er, angeblich, um die Sachen von der Bahn herauf zu schaffen, blieb aber von da ab mit einer Beharrlichkeit unsichtbar, welche sich schwerlich mit der von Mr. Conover gerühmten Liebenswürdigkeit vereinbaren ließ.

Die Sachen von der Bahn kamen, aber nicht durch Mr. Spangler selbst, sondern durch Packetträger expedirt.

Die Portierloge, welche der Wirth des Hauses bewohnte, war und blieb verschlossen, so oft auch Mrs. Gamp Veranlassung nahm, bei ihrem Wirthe eine Visite zu machen. Es verging fast eine Woche, ehe es ihr gelang, einmal, als Mr. Spangler eben in sein Haus schlüpfte, so leise und so vorsichtig, als ob er in seine eigene Wohnung einen Einbruch machen wollte, ihn zu ertappen, und das war ihr nur dadurch gelungen, daß sie sich einen halben Tag auf dem Hausflur auf die Lauer gestellt hatte.

„Ah! Mrs. Gamp, meine liebe Freundin!“ rief Spangler, „Sie sind hier! Sie befehlen ohne Zweifel etwas; es fehlt Ihnen an Etwas!? — Ich gehe sogleich, Alles zu besorgen!“

Ohne sich weiter zu erklären, was er zu besorgen beabsichtige,

öffnete er die Hausthüre, welche bereits hinter ihm in's Schloß gefallen war, wieder, und wollte hinaus, voraussichtlich, um auf's Neue wieder auf eine Woche unsichtbar zu werden.

Aber Mrs. Gamp hatte diese Kriegslist vorausgesehen und schnitt ihm den Rückzug ab, indem sie ihre umfangreiche Person, welche die Weite der Hauthür gerade ausfüllte, in dieselbe schob, und erklärte, daß sie nichts weiter verlange, als mit ihm einige Worte unter vier Augen zu sprechen.

Mr. Spangler machte ein Gesicht, das freudig überrascht aussehen sollte, indessen unbeschreiblich albern und verlegen wurde. Da ihm aber nicht Zeit gelassen wurde, sich zu sammeln, so blieb ihm nichts übrig, als die Thür der Portierloge zu öffnen und durch dieselbe seine theure Freundin in die Räume seiner Wohnung zu führen.

„Sie sind mir ausgewichen, Mr. Spangler," sagte Mrs. Gamp in drohendem Tone.

„Ich? Daß ich nicht wüßte!"

„Sie wissen es, und wissen auch warum; wo ist die Kiste?"

„Sie meinen . . .?"

„Ich meine die Kiste von Eichenholz, welche ich Ihnen gab!"

„Welche Ihre kleinen Ersparnisse enthielt?"

„Gleichviel, was sie enthielt. Ja, meine Ersparnisse! Dieselbe Kiste, welche ich Ihnen zum Aufbewahren übergab."

„Hm; ich glaubte, Sie hätten dieselbe schon mit den vielen Kisten, welche von der Bahn an Sie kamen, erhalten."

„Sie wissen, daß es nicht der Fall ist, Mr. Spangler; denn Sie haben sich um die Sachen, die von der Bahn kamen, und nichts waren, als Gegenstände, die ich auf einer Auction kaufte, gar nicht bekümmert, also denselben auch kein Packet hinzugefügt."

„Aber ich glaubte . . . ."

„Keine Ausflüchte, Mr. Spangler! ich will die Kiste sehen!"

„Nun, mein Gott, theuerste Freundin, ereifern Sie sich nur nicht! Wenn ich unbegreiflicherweise vergessen haben sollte, sie sofort zu Ihnen hinauf zu schicken, so können Sie überzeugt sein, daß sie noch an demselben Platze steht, an welchen Sie sie gestellt haben, als Sie mir dieselbe übergaben. Denn bei meiner Seele und bei meiner aufrichtigen Freundschaft für Sie schwöre ich Ihnen, daß ich sie nicht angerührt habe!"

„Desto besser," murmelte Mrs. Gamp; „so geben Sie die Kiste heraus! Sie stellten sie damals in einen Winkel Ihrer Kammer," fügte sie hinzu, „hinter den Kleiderschrank, der an der Kaminseite steht."

„Ganz recht! Ganz recht! Ah, jetzt entsinne ich mich! Nun, ich hatte während der langen Zeit das Factum ganz vergessen. Ich

entsinne mich jetzt ganz deutlich, Mrs. Gamp; Sie stellten sie damals dorthin; es war eine Kiste von Eichenholz."

„Ja, eine Kiste von Eichenholz."

„Hm, ganz recht; und mit drei Schlössern versehen! War's nicht so? Sie war mit drei Schlössern versehen?"

„Sie war mit drei Schlössern versehen!"

„Allerdings; ich entsinne mich jetzt ganz genau des Factums. Sie haben Recht, Mrs. Gamp; hinter den Kleiderschrank. Ei, ei, was Sie für ein Gedächtniß haben! Sehen Sie, ich hatte es völlig vergessen; beim Teufel, völlig vergessen!"

„Da ich Sie nun daran erinnert habe, Mr. Spangler, so bitte ich, daß Sie die Kiste heraus geben!"

„Sie könnte gestohlen sein," murmelte Mr. Spangler halblaut, als ob er zu sich selber rede, und machte ein besorgtes Gesicht.

„Ich will nicht hoffen, Mr. Spangler, daß Sie selbst . . . ."

„Ich selbst!? Wohin denken Sie, Mrs. Gamp!" Kommen Sie mit in die Kammer! Wenn die Kiste nicht gestohlen ist, so muß sie noch auf demselben Fleck, genau auf demselben Fleck stehen, wo Sie sie hin gestellt haben!"

Mrs. Gamp folgte ihrem Wirth mit beklommenem Herzen.

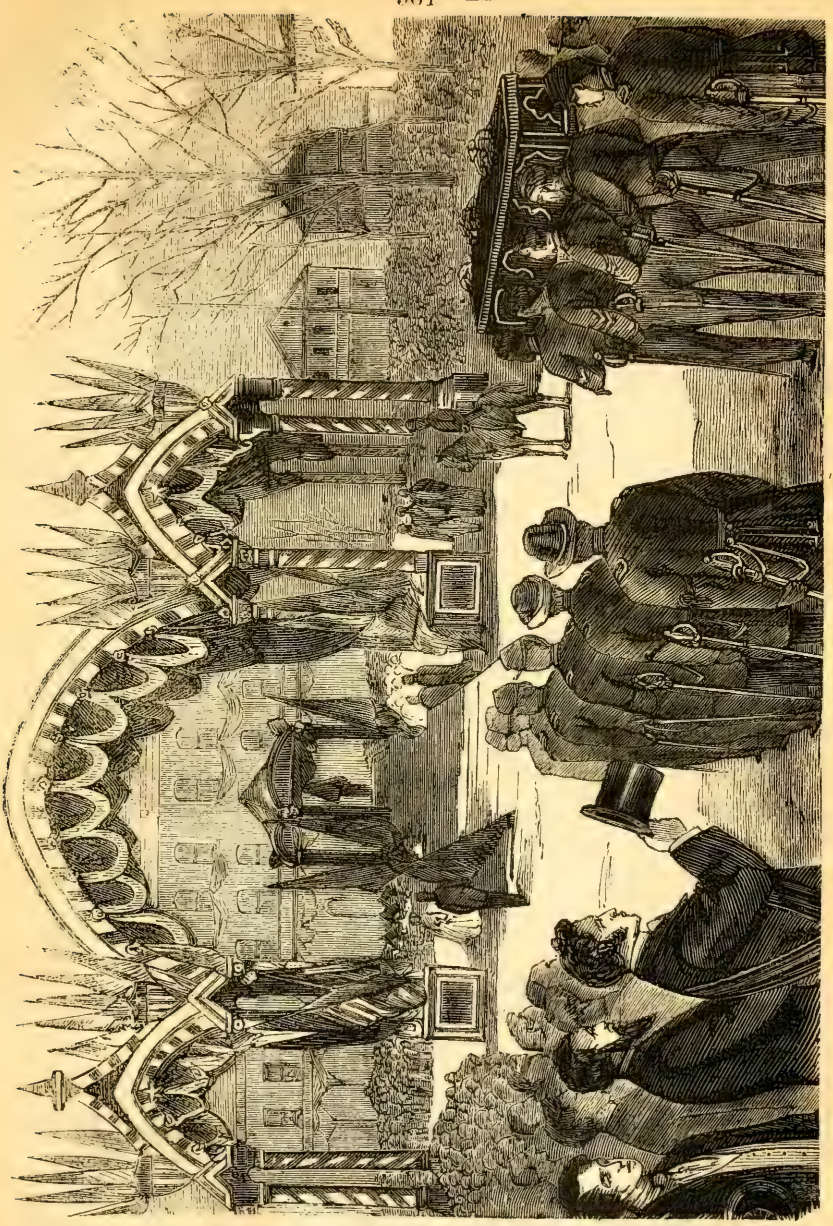
Er führte Sie bis in das hinterste Zimmer, dessen Laden er, wie wir wissen, niemals öffnete, und in welchem wir ihn vor einiger Zeit einmal überraschten, als er ein Packet Banknoten über das andere häufte und die schweren Goldbarren mit gierigen Blicken in seinen Händen wog.

„Entschuldigen Sie, Mrs. Gamp," sagte Spangler demüthig und mit halb verschämter Miene, indem er eine Kerze anzündete, „ich bin ein armer Mann und habe so mein bescheidenes Auskommen. Sie wissen, ein Theaterzimmermann erwirbt keine Schätze. Dies mein Hinterstübchen ist fast zu bescheiden eingerichtet, als daß ich eine Dame, die so gewöhnt ist, wie Sie, einladen könnte, näher zu treten!"

Mrs. Gamp kümmerte sich jedoch nicht um den Mangel an Comfort, sondern trat unaufgefordert ein und begab sich unverzüglich nach der Kaminseite hin, dem dunkelsten Theile des dunklen Zimmers, und fast zitternd vor Spannung ergriff sie die Kerze, welche auf dem Tisch brannte, und leuchtete in den Winkel hinter den Schrank.

Ihre vor Aufregung fast verzerrten Züge hellten sich plötzlich auf.

Wahrlich! Da stand die Kiste auf demselben Flecke; die drei schweren Schlösser hingen noch davor. Mr. Spangler war nun



Leichenfeier des Präsidenten Lincoln. Der Trauerbogen auf Park-Place.

auch in ihren Augen, wie angeblich Mr. Conover geäußert haben sollte, ein grundehrlicher Mann.

„Sie ist da!“ sagte sie, einen Seufzer der Erleichterung ausstoßend. „Mr. Spangler, ich danke Ihnen und habe jetzt nur noch die eine Bitte, daß Sie mir die Kiste hinauf tragen helfen.“

„O, mit Vergnügen, Mrs. Gamp! Ist die Kiste denn so schwer?“

„Sie erinnern sich, Mr. Spangler, daß zwei Nigger dieselbe nur mühsam zu tragen vermochten, als sie sie hierher brachten.“

„Ganz recht! Ah, ja, jetzt entsinne ich mich! Ich mußte noch helfen, sie die Stufen an der Hausthür hinauf zu heben. Ja wohl, sie war sehr schwer! Sind auch wohl einige eiserne oder zinnerne Geräthschaften darin?“

„Vermuthlich wohl,“ antwortete Mrs. Gamp kurz.

Wenn es sich darum handelt, einen Schatz zu heben, so risquirt man schon eine außerordentliche Anstrengung seiner Kräfte, und Mrs. Gamp leistete beim Transport der Kiste mehr, als zwei Lastträger geleistet haben würden.

Mit wie wonne eligen Blicken betrachtete sie die wohl verschlossene Kiste, als dieselbe oben in ihrer Wohnung stand, nun ihr unbestrittenes Eigenthum! Wie schwelgte sie im Geiste bereits in dem Genusse einer Million Dollars!

Mr. Spangler hatte sie höflich grüßend verlassen. Während er aber die Treppe hinunter ging, da kicherte er verstohlen und murmelte vergnügt:

„Betrogen, alter Drachen! Der Schatz, den Du mir zum Aufbewahren gabst, war verzaubert. Du wirst es sehen, er hat sich verwandelt!“

---

## Hundertunddreizehntes Kapitel.

# In die eigene Grube.

Mr. Spangler wollte eben in seine Portierloge treten, als sich die Hausthür öffnete und ein Mann eintrat, der, ohne ihn anzusehen, die Treppe hinauf zu gehen im Begriff war.

„Ah! guten Tag, Mr. Blackburn! Heute schon ein wenig in der Residenz spazieren gewesen?“ rief der Wirth.

Er war in zu glücklicher Stimmung, um sich das Vergnügen versagen zu können, seiner Liebhaberei, zu spioniren, ein wenig zu fröhnen.

„Sehr heiß heute, Mr. Blackburn," fuhr er fort; „ich sah Sie vorher über den Union=Place gehen, als ich aus dem Theater zurückkehrte."

Mr. Blackburn antwortete nicht, sondern richtete nur die Frage an seinen Wirth:

„Ist etwas für mich da?"

„Nichts, Mr. Blackburn; Niemand hat gefragt nach Ihnen, außer ihren beiden Nachbarinnen, den Damen aus Charleston, welche vor Sehnsucht sterben, den berühmten Arzt kennen zu lernen. Sie würden ihnen wohl nicht die Gefälligkeit erweisen, sie zum Thee zu besuchen?"

Mr. Spangler war sicherlich von Niemandem beauftragt, dem Arzt eine solche Einladung zu hinterbringen. Allein vor allen Dingen lag es ihm daran, Mrs. Gamp zu zerstreuen und ihr eine Untersuchung der eichenen Kiste vorläufig unmöglich zu machen.

Blackburn antwortete kurz, daß er nicht Zeit habe, und ging die Treppe hinauf.

Spangler war in der glücklichsten Stimmung von der Welt; in seiner Loge auf und ab schreitend ließ er die heitersten Bilder sich umgaukeln, das funkelnde Gold, die dicken Packete von Banknoten und dann wieder der Gewinn, den er aus seinen unverhältnißmäßig hoch vermietheten Wohnungen zog, da weder Mr. Blackburn, noch die beiden Damen aus Charleston um den Miethszins gefeilscht hatten, — das waren Bilder, welche ihn unterhielten und entzückten.

Vielleicht auch ließ sich aus den Geheimnissen, die er besaß, Gewinn ziehen.

Mr. Conover war nach dem Süden abgereist; das schöne Mädchen, welches ihn zuweilen besuchte, war seit seiner Abreise nicht wieder da gewesen; vermuthlich hatte er sie entführt. Vielleicht, wenn er die Angehörigen dieses Mädchens auffände, daß man ihm die Entdeckung gut bezahlte?

Und Mr. Blackburn? —

Sicherlich hatte auch er ein Geheimniß! Denn war er nicht über den Union=Place direct in das neue Kleidermagazin des Mr. Bob Hugh gegangen? und hatte er nicht von dort die Richtung nach dem Weißen Hause eingeschlagen?

Der Besitzer des Kleidermagazins war, — das war ja eine bekannte Thatsache — aus dem Süden gekommen und Mr. Blackburn auch. Sie waren aus den verschiedensten Gegenden der Süd=

staaten und hatten doch einen solchen Verkehr mit einander? — Dahinter mußte etwas stecken!

So weit war Mr. Spangler in seinen Betrachtungen gekommen, als er plötzlich ein überraschtes „Ah!“ ausstieß.

Dieser Ausruf galt dem Erscheinen einer Person, welche soeben an dem Fenster der Portierloge vorüber ging.

„Wenn man vom Wolfe spricht, so ist er in der Regel nicht weit,“ sagte Mr. Spangler; „diesen Augenblick denke ich an jenen räthselhaften Bob Hugh, und da geht er vorüber.“

Vorüber? — Nein! Mr. Bob Hugh, oder vielmehr Bob Harrold, ging nicht vorüber, sondern klopfte und erwartete, augenscheinlich mit der größter Ungeduld, das Oeffnen Mr. Spanglers.

Mr. Spangler indessen hatte nicht so große Eile, wie der Besuch. Vielmehr hatte er die äußerst wichtige Aufgabe, sich durch das Fenster der Loge die Persönlichkeit erst genau anzusehen, und aus dem verstörten Aussehen des Mannes und seinem ungeduldigen Benehmen auf ein neues Geheimniß zu schließen.

„Dahinter muß etwas stecken!“ murmelte er, als er endlich zögernd die Hausthür öffnete.

„Sie wollen ...“ begann er.

Aber der Fremde ließ ihn nicht ausreden, sondern sagte:

„Zu Mr. Blackburn. — Wo wohnt er?“

„Zu Mr. Blackburn, Sir? Sind wohl ein Freund des Herrn Doctors?“

„Halten Sie mich nicht auf mit Ihrer Neugierde! Ist Mr. Blackburn zu Hause?“

„Ich denke, daß es für den Inhaber eines so feinen Garderobemagazins nicht passend ist, Leute so grob zu behandeln, und noch da zu Leute, in deren Hause man sich befindet! Man sollte einen höflicheren Ton annehmen, wenn man nicht riskiren will, unfreiwillig wieder zur Thür hinaus zu kommen!“

„Esel!“ sagte Harrold, stieß Mr. Spangler bei Seite und stürzte die Treppe hinauf.

„Halt da!“ rief der Wirth ihm nach; „das geht so nicht, guter Freund! Ich werde Mr. Blackburn berichten, daß Sie den Mann, den Mr. Conover seinen Freund nannte, einen „Esel“ schimpfen und mißhandeln und Mr. Blackburn wird Sie hoffentlich zur Thür hinauswerfen, Sie ...“

Harrold war längst unsichtbar und rief nur noch von oben herab.

„Mr. Blackburn wird Ihnen eine seiner Gelbfieberpillen beibringen und Ihnen Ihr geschwätziges Maul stopfen!“

Da in dem Hause außer Blackburn und den beiden Damen

aus Charleston Niemand wohnte, so war es nicht schwer, die Wohnung des Arztes zu finden.

Harrold pochte ungeduldig an die Thür.

„Wer ist da?“ fragte Blackburn von innen.

„Bob! — Machen Sie auf!“

Harrold sah bleich und erregt aus, was von dem Arzt sofort bemerkt wurde und ihn zu der Frage veranlaßte:

„Was ist Ihnen widerfahren?“

„Wir sind verrathen, Mr. Blackburn; wir sind entdeckt!“

„Verrathen? entdeckt? Unmöglich! — Wer sollte . . .?“

„Eine Farbige, Miß Esther Brown! Ich sah sie, gleich nachdem Sie das Weiße Haus verlassen hatten, hinein gehen. Sie hat eine lange Audienz beim Präsidenten gehabt; sie ist eine Spionin und kennt manches Geheimniß von uns; sie ist auch in Leesbourg gewesen und weiß, wer Sie sind, weiß auch möglicherweise, was mit den Kleidern geschehen ist.“

„Woher vermuthen Sie das?“

„Sehr einfach, Mr. Blackburn! Ein Mann, der einen so gefährlichen Auftrag übernimmt, wie ich mit dem Garderobengeschäft, muß vorsichtig sein. Sofort Verrath ahnend, als ich die Quadroone nach dem Weißen Hause gehen sah, verließ ich meinen Laden und begab mich in ein an der entgegengesetzten Seite des Platzes liegendes Café. Etwa eine Stunde wartete ich dort. Da sah ich zwei Polizeibeamte die Straße herabkommen vom Weißen Hause her, gerade auf meinen Laden zu; der Eine von ihnen ging hinein, der Andere blieb als Posten vor der Thür stehen und steht vermuthlich noch da, um sich meiner Person zu versichern. Natürlich bin ich nicht dahin zurückgekehrt, sondern sofort zu Ihnen geeilt, um mich gemeinschaftlich mit Ihnen zu retten.“

Blackburn machte ein sehr finsteres Gesicht. Die Nachricht hatte ihn offenbar mehr erschreckt, als er zeigte, denn er vermochte mehrere Minuten kein Wort hervorzubringen.

Mit unsichrer Stimme hob er endlich an:

„Retten? Ja! Aber wie, Mr. Harrold? Man kennt meinen Namen; man wird den Beamten eine genaue Beschreibung meiner Person gemacht haben. Wo wir auch passiren mögen, man wird uns anhalten!“

„Würde nicht eine Verkleidung dem abhelfen?“

„Eine Verkleidung? Ja! Aber wo dieselbe hernehmen?

„Gehen Sie hinunter zu Mr. Spangler, er ist beim Theater! Vielleicht, daß er uns von den Garderobenstücken das Eine oder das Andere verschaffen könnte!“

Das leuchtete Mr. Blackburn ein; er öffnete die Thür, um hinunter zu gehen.

Er hatte aber nicht nöthig, denn Mr. Spangler hatte sich bereits erlaubt, an der Thür Posto zu fassen, um, wenn möglich, etwas von dem Gespräch zwischen seinem Miether und dessen Gast zu erlauschen.

Mr. Blackburn hatte deßhalb auch nicht erst nöthig, ihm sein Anliegen vorzutragen, denn Spangler wußte bereits, um was es sich handelte.

„Eine Verkleidung, Sir?“ fragte er; „nun, bei guter Bezahlung wäre es nicht unmöglich, eine solche zu bewerkstelligen, aber . . .“

„Sie sollen gut bezahlt werden,“ fiel der Arzt hastig ein; aber sorgen Sie, das wir Kleider erhalten, die uns vollständig unkenntlich machen!“

„Kleider, Mr. Blackburn, thun es zum Beispiel bei Ihnen nicht! Der Bart macht Sie in jeder Verkleidung kenntlich.“

Blackburn hatte, wie wir bereits erwähnten, einen auffallend großen, vollen und namentlich in die Breite gezogenen Bart. Spangler hatte ganz Recht, als er hinzufügte, daß man in ganz Washington einen solchen Bart nicht zum zweiten Male finde.

„Man muß ihn abrasiren,“ sagte Blackburn; „holen Sie einen Barbier!“

„Einen Barbier, der verschwiegen ist, giebt es in Washington nicht, Sir, aber . . .“

„Nun, aber?“

„Aber gegen ein gewisses Honorar würde ich selber die Arbeit übernehmen und Sie von dem verrätherischen Barte zu befreien suchen.“

„Machen Sie sich an's Werk! Geschwinde! Hier ist Geld!“

Blackburn ging an sein Pult und drückte eine schwere Rolle in Spanglers dürre Hand.

Spangler wog das Geld mit wohlgefälliger Miene und sagte dann nach einer Weile:

„Ja, das reicht, was Sie betrifft; aber was Ihren Freund da betrifft, so wird auch er hoffentlich für eine gute Verkleidung gut bezahlen!“

„Sie sollen noch hundert Dollars haben! Sorgen Sie nur auch für ihn.“

„Hundert Dollars, Sir? Nein, einem Mann, der mich einen Esel nennt, helfe ich nicht für hundert Dollars, und wenn er auch Ihr Freund ist, Mr. Blackburn, der Sie ein honetter Mann sind, so thue ich es doch nicht, so wahr ich ein armer und bedürftiger Mann bin, der sich kümmerlich durchschlägt, wie es eben geht!“

„Keine Weitläufigkeiten, Mann, Sie sollen das Doppelte haben, aber eilen Sie!“

Mochte auch Mr. Spanglers Rachegefühl sich noch so lebhaft in ihm regen, die Habgier war eine stärkere Leidenschaft, und für das gebotene Gold wäre er bereit gewesen, noch viel mehr, als seine Rache zu opfern.

Er entfernte sich und kehrte nach einiger Zeit zurück mit einem Anzug über den Arm, bestehend aus einer blauen, wollenen Blouse, Beinkleidern, deren ursprüngliche Farbe schwerlich zu ermitteln war, ja, deren Stoff selbst zweifelhaft sein mußte, da überall Stücke aufgesetzt waren von Leinwand, von Wolle, von Baumwolle, so daß man vor lauter Ausbesserungen kaum noch den ersten Stoff ermitteln konnte; dazu ein runder Hut mit sehr stark verbogener und noch stärker beschmutzter Krämpe.

„Mein Arbeitsanzug," erklärte Mr. Spangler. „Ist nicht besonders comfortable mehr, aber wozu auch? In dem staubigen Maschinenraum würde besseres Arbeitszeug viel zu schade sein. Der Anzug wird Mr. Hugh unkenntlich genug machen, namentlich, wenn noch dies hinzukommt."

Er zog mit diesen Worten aus der Tasche seines Ueberrockes einen flachsblonden Vollbart hervor.

„Vom Ford-Theater, Mr. Hugh," fügte er hinzu; „gehört zum Stück „die Räuber." Sie wissen, der mörderische Schufterle trägt dort solchen Bart."

Bob Harrold sah sich den Anzug und Bart mit sehr mißvergnügten Blicken an, aber es blieb ihm doch nichts weiter übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen und den Anzug anzulegen, um so mehr, als die Verkleidung eine ganz vorzügliche war.

Er machte sich sofort ans Werk, die Metamorphose mit sich vorzunehmen, und ein Blick in den Spiegel überzeugte ihn, daß ihn das geübteste Polizeiauge nicht wieder erkennen würde.

„Nun Sie, Mr. Blackburn," sagte Spangler und langte sein Rasirzeug vor.

Nach wenigen Minuten war der schöne, dunkle Vollbart verschwunden, und ein rundes, glattes Gesicht kam zum Vorschein.

„Bei Gott!" rief Mr. Spangler, entzückt über diese gelungene Verwandluug, „Sie sehen aus so glatt, so rund und so voll, wie ehemals die schöne Julie in Mrs. Gamp's Hause. Wahrhaftig! So braune Augen, so volle Wangen, so dunkles Haar . . . Ha!" unterbrach er sich plötzlich, „da habe ich einen Einfall, Mr. Blackburn, einen Einfall, der für Sie allein hundert Dollars werth ist!"

„Nun?"

„Sie müssen sich als Weib verkleiden!"

Dem Arzt wollte diese Art der Vermummung nicht recht behagen, aber Spangler fuhr fort:

„Sehen Sie, Ihr Anzug würde Sie vielleicht verrathen; ich

selbst habe keinen mehr; wenn ich in der Stadt einen borgen oder kaufen müßte, so könnte das unter Umständen auch verdächtig sein; aber einen Weiberanzug, Sir, den könnte ich Ihnen sehr leicht verschaffen. Sehen Sie, die Damen da gerade unter Ihnen, sie würden nicht abgeneigt sein, Ihnen einen vollständigen Anzug abzulassen, natürlich gegen gute Bezahlung, wissen Sie. — Soll ich hinuntergehen?"

„Gehen Sie!"

„Ich denke, für sechszig bis achtzig Dollars einen guten Anzug zu bekommen," sagte Spangler, die Hand ausstreckend.

Blackburn verstand ihn, und zählte eine Anzahl Greenbacks in seine Hand.

Mr. Spangler hatte noch einen andern Grund, die Damen zu besuchen.

Es lag ihm vor allen Dingen daran, sich zu überzeugen, ob Mrs. Gamp bereits Anstalten getroffen, die Kiste zu öffnen.

Er fand diese Dame in der That vor der Kiste sitzend; sie hatte beide Hände in den Schooß gelegt und war eben dabei, ernstlich mit sich zu Rathe zu gehen, wie es wohl möglich wäre, diese Schlösser zu öffnen, und ob es am Ende nicht besser sei, die Kiste zu zerstören.

Beides hatte seine Nachtheile. Im ersten Falle hätte man einen Schlosser mit in's Geheimniß ziehen müssen; im andern Falle würde Mr. Spanglers Argwohn durch das verdächtige Geräusch erregt worden sein.

„Ich sehe, Sie sind beschäftigt, Mrs. Gamp," sagte Spangler höflich einschmeichelnd; „sind wohl eben dabei, Ihre Sachen aus der Kiste auszupacken und Ihr Erspartes zu überzählen? Hoffentlich stimmt's."

Mrs. Gamp durfte nicht sagen, daß sie zu der Kiste keinen Schlüssel habe. Sie versicherte daher Mr. Spangler, daß die in der Kiste enthalten gewesene kleine Sparsumme bis auf den Cent vorhanden sei.

„Ich habe ein Anliegen an die Damen," fuhr Mr. Spangler fort, nachdem er seine Freude über diesen glänzenden Triumph seiner Ehrlichkeit ausgedrückt; „ich brauche einen Anzug für eine Dame. Würden Sie wohl die Güte haben, mir einen solchen, vielleicht einen von Ihren Anzügen, zu verkaufen?"

„Sie wollen einen Anzug für eine Dame!?" fragte Mrs. Bagges verwundert.

„Eine Verwandte, welche verreist," erklärte Spangler; „ich muß sie auf meine Kosten ausstatten; so arm ich auch bin, und so kümmerlich ich mich auch durchschlage, ich thue es doch, denn ich halte etwas darauf, gegen Verwandte freigebig zu sein."

Mrs. Gamp wechselte mit ihrer Schwester einen Blick.

„Wir haben ja da einen Anzug," sagte sie, „den wir in Old-Church gekauft; Du weißt, den Anzug, den Mr. Atzerott damals Mrs. Powel zum Geschenk machte. Vielleicht convenirt er Mr. Spangler."

Die kleine hölzerne Kiste — es war noch dieselbe, in welcher zu Leesburg der vergiftete Anzug verpackt war, — wurde von Mrs. Bagges herbeigeholt, und Mr. Spangler das carirte Seidenkleid, das seidene Camessous und der Shawl präsentirt.

„Ein ganz neuer, sehr werthvoller Anzug, Mr. Spangler," erklärte sie; „wenn Sie ihn wo anders kauften, könnten Sie ihn unter hundert und funfzig Dollars nicht haben. Indessen, ich habe ihn wohlfeil gekauft, und auch Sie sollen ihn wohlfeil haben. Zahlen Sie die Hälfte des Werthes."

Mr. Spangler versicherte, daß ein Mann, der in so dürftigen Verhältnissen lebe, wie er, unmöglich einen so theuren Anzug bezahlen könne. Aber derselbe fand doch seinen Beifall, und nach vielem Hin- und Widerreden kam man endlich doch zum Ziel.

Die fehlenden Stücke der weiblichen Garderobe sowohl Unterkleider wie Hut, und was noch zum Putz einer Dame gehört, ward aus Mrs. Bagges Garderobe dem Anzuge beigefügt, und Mr. Spangler erhielt das Ganze für einen Preis, daß er immer dabei noch ein kleines Sümmchen profitirte.

Noch ehe der Abend hereinbrach, saß Mr. Blackburn in einem Coupé erster Klasse der Bahn nach Baltimore; Harrold aber in seinem Arbeiter-Anzuge schlug die entgegengesetzte Richtung ein nach Alexandria zu. —

Das Magazin des Charlestoner Kaufmanns, Bob Hugh ward in Esthers Beisein revidirt, und in jedem Kleidungsstücke fand sich das verhängnißvolle rothe Kreuz.

Der ganze vorgefundene Vorrath ward am 19. August 1864 den Flammen übergeben. Massenhafte Vorräthe trafen an die Adresse des Magazins aus dem Süden noch ein, die natürlich alle ein gleiches Schicksal hatten.

Man schätzt den Werth der Kleider, welche aus dem Süden geschickt wurden um das gelbe Fieber in den Nordstaaten zu verbreiten, auf mehrere hunderttausend Dollars.

Von dem Inhaber des Magazins und von dem Arzt war anfangs keine Spur aufzufinden.

Nach drei Tagen erhielt man aus Baltimore die Nachricht, daß dort ein Mann in Frauenkleidern von Washington her angekommen, der unterwegs am gelben Fieber erkrankt und Tages darauf gestorben sei.

Das telegraphisch gemeldete Signalement des Arztes Blackburn passe auf den Gestorbenen bis auf den Bart genau.

So war auch dieser scheußliche Anschlag gescheitert, und der Anstifter in seine eigene Grube gefallen.

---

## Hundertundvierzehntes Kapitel.

# Der Tod des Guerilla-Häuptlings.

Die Gräuelscenen zu Lawrence und zu Fort Pillow hatten, wenn irgend möglich, das Volk gegen die Rebellen in allen Städten der Union noch mehr erbittert; namentlich kannten die Schwarzen in ihrer Wuth keine Grenze, nachdem zwei aus der Massacres entkommene Nigger zu New-York den Bericht abstatteten, und erzählten, daß nicht nur Rogue, der Anführer der Nigger, lebendig gebraten, sondern auch mehr als vierhundert Schwarze lebendig begraben seien.

Von Seiten der Regierung wurde sofort ein Bataillon Infanterie und eine kleine Abtheilung Cavallerie zur Wiedereinnahme des Forts abgeschickt. Das Commando wurde dem Grafen von Schleiden, oder, wie er jetzt hieß, „Master" Schleiden, übergeben.

Unzählige Nigger hatten sich als Freiwillige seinem Regiment angeschlossen, mit Bowie-Messern, Säbeln und Revolvern bewaffnet. Es kochte die Rache in ihnen, und das Verlangen, ihre Kameraden zu rächen, machte selbst die gutmüthigsten Schwarzen zu Tigern.

Wer führte diese Schwarzen? Wer hatte diese nicht unwesentliche Hülfstruppe angeworben?

Sonderbar! Ein Weib! — Ein Weib, das in unserer Erzählung schon mehrfach erwähnt, und dessen wir namentlich bei einer Gelegenheit als einer Heldin gedenken mußten.

Es war Janita, die Gattin Rogue's, die Pflegemutter des kleinen gelben Säuglings, den sie für Mr. Edward's Kind hielt.

Die Begeisterung für die Freiheit ihres Volkes hatte sie bis zur unnatürlichen Verleugnung ihres Muttergefühls getrieben. Wir

wissen, daß sie ihre eigenen Kinder in den Flammen des Waisenhauses zu New=York umkommen ließ, um nur den Säugling zu retten, das Kind ihres Führers, ihres Retters, ihres Königs.

Auch jetzt trug sie das nunmehr anderthalbjährige Kind in ein Tuch gebunden auf dem Rücken, und so marschirte sie der Schaar vorauf, nach der canadischen Grenze zu.

Der Weg von New=York bis zur canadischen Grenze wäre vermittels der Bahnen in wenigen Stunden zurückgelegt gewesen; indessen durch die unwegsamen Gegenden von St. Albans bis zum Fort Pillow mußte der Marsch zu Fuß gemacht werden.

Die Vorposten Morgans kündeten den Anmarsch der Truppen, so vorsichtig derselbe auch geschah, rechtzeitig genug an.

Morgan hatte Gelegenheit, das Fort, das er doch nicht hätte halten können, zu verlassen und sich mit seinem Raub in die Wälder, welche zwischen dem Fort und der canadischen Grenze liegen, zurück zu ziehen.

Mit dem Raube, sagen wir. Denn selbstverständlich hatten die Guerilla=Horden die Zeit, welche sie einen so wichtigen Punkt inmitten des feindlichen Landes in Besitz hatten, benutzt, um verheerende Raubzüge in die ganze Umgegend zu veranstalten.

Der Major Schleiden hatte Anfangs nur ungern in die Begleitung der schwarzen Freiwilligen gewilligt. Er sollte indessen erfahren, daß sie ihm von größerem Nutzen sein würden, als er vermuthet.

Die Gegend an der Grenze Canada's ist noch wenig bebaut, meistens mit dichten Wäldern besetzt, und nur hin und wieder findet sich eine kleine Ansiedelung und in der Nähe etwas urbares Land.

Für die Cavallerie waren diese Wege fast vollständig unzugänglich, und mit der Infanterie war aus dem Grunde nichts auszurichten, weil voraussichtlich die Guerillahorden allerlei Schleichwege eingeschlagen hatten, die von regulären Soldaten nicht aufgefunden werden konnten, und wenn sie auch aufgefunden wurden, so doch nur mit Mühe betreten werden konnten.

Schleiden hätte sich deswegen begnügt, von dem Fort Besitz zu nehmen und die zerstörten Befestigungswerke wieder herstellen zu lassen.

Nicht so die Schaar der Schwarzen.

Mit dem Kriegsgeheul „Es lebe die Republik und die Freiheit der Nigger! Es lebe Rogue und Edward Brown!" stürzten sie, Janita immer an ihrer Spitze, in den Wald.

Wie der Spürhund die Spur des Wildes, so findet ein Nigger die Spur seines Feindes.

Es erforderte nicht langes Suchen, so hatten sie den Weg, welchen die flüchtigen Guerillahorden genommen, erkannt, und mit

der zähen Ausdauer, in welcher ein Schwarzer nie durch einen Weißen übertroffen wird, und sei es auch einer, der an alle Kriegsstrapazen sich Jahre lang gewöhnt hat, hielten sie in der Verfolgung aus.

Sie wußten, daß, wenn sie den Feind angriffen, sie leicht zurückgeschlagen würden, denn sie waren Alles in Allem nur etwa hundert Mann stark und nur zum Theil mit Feuerwaffen versehen, während die Guerillas etwa acht hundert Mann wohl bewaffneter Krieger zählten.

Morgan hatte mit seinen Schaaren einen anstrengenden Marsch zurückgelegt, und hatte zunächst die Richtung nach einer ganz entlegenen Farm eingeschlagen.

Er wußte, daß ihm Schleidens Schaaren hierher nicht folgen könnten, und wenn sie ihm folgten, daß sie um einen Tag später anlangen würden, als er.

Also gönnte er seinen Leuten und seinen Pferden hier die nöthige Ruhe und gab sich ganz der Sicherheit hin, die er voraussichtlich hier haben würde.

Schon nach dem Auffinden der ersten Spur des verfolgten Feindes war Janita zurückgeeilt, um den Major Schleiden von der Entdeckung der Schwarzen in Kenntniß zu setzen. Schleiden commandirte sofort eine Abtheilung Cavallerie, und ließ sie auf der Landstraße, welche von Pillow nach Perth führt, nachfolgen, und zwar so, daß er vermittelst Patrouillen beständig mit der Niggerschaar, die auf allerlei fast unzugänglichen Schleichwegen den Wald durchstreifte, in Communication blieb.

Die Schwarzen setzten sehr richtig voraus, daß Morgan irgend wo Station machen werde, daß, wenn man ihn hier angriffe, er sehr leicht den Wald wieder gewinnen und seinen Weg fortsetzen würde, selbst wenn Schleiden's Cavallerie rechtzeitig ankäme.

Nur noch vier Stunden waren es bis zur canadischen Grenze.

Scheinbar ließen die Verfolger ab von ihrem Nachsetzen und schlugen eine ganz andere Richtung ein, als Morgan genommen; aber nur, um den Feind zu umgehen und die etwa abgeschickten Spione desselben zu täuschen.

Die List gelang.

Vom Norden her, also den Weg, welchen der flüchtige Feind nehmen mußte, kamen die Nigger an, und von hier aus beschlossen sie den Angriff auf die Farm.

Im Walde versteckt rückten sie geräuschlos vor bis an das Gehöft, nachdem sie eine Patrouille beauftragt, Schleiden auf einem zugänglichen Wege hierher zu führen. Sie hatten bei ihrem Marsche die äußerste Vorsicht angewandt, aber die Räuberhorden Morgans waren durch tägliche Gefahren scharfsinnig genug geworden,

aus den geringsten Anzeichen auf eine mögliche Gefahr zu schließen.

Morgan hatte mitten auf dem Hofe der Farm sein Lager aufgeschlagen, Feuer angezündet, die Pferde absatteln und füttern lassen, und seine Leute machten sich daran, sich aus den vorgefundenen Vorräthen ein Mahl zu bereiten.

Die beiden Kühe des Farmers waren in Zeit von einer Viertelstunde geschlachtet und so weit zugerichtet, daß das Fleisch am Spieß gebraten werden konnte.

An den Thoren des Gehöftes standen Wachen und an der Lisière des Waldes eine Postenkette. Man war lustig und guter Dinge, jubelte über den gelungenen Raubzug, und brachte Hoch's auf Morgan, den Anführer, auf Jefferson Davis und auf die Conföderation aus.

Man lachte über das zu Fort Pillow gehabte Amusement, über die Qualen, welche ein erfinderischer Kopf für den Anführer der Schwarzen, Rogue, ausgesonnen, über das Angstgeheul der begrabenen Nigger, und machte Vorschläge zu einem ähnlichen, nächstens auszuführenden Zuge.

Inzwischen war das Mahl fertig, und die Posten am Wald wurden abgelöst.

„Was Verdächtiges?“ fragte Morgan einen der Männer, welche an der Lisière des Waldes gestanden.

„Nichts Verdächtiges, Sir,“ antwortete dieser; „die Yankee's werden sich hüten, uns bis hierher zu folgen; denn ehe sie uns auf diesen Wegen auffinden, dürften wohl mehr als vier und zwanzig Stunden vergehen, und einen solchen Vorsprung brauchen Guerilla's nicht, um ihren Verfolgern zu entkommen.“

„Ich denke auch, antwortete Morgan, daß wir mit Ruhe unser Mahl verzehren und unsere Pferde zu Kräften kommen lassen können.“

„Was habt Ihr da?“ rief ein Anderer von den abgelösten Posten; „mageres Rindfleisch! Dachte mir's wohl!“

„Verlangst Du von diesen elenden Hungerleidern von Farmern des Nordens mehr, als mageres Rindfleisch? Du könntest diesen Yankeefarmer hier mit seiner ganzen Familie an den Spieß stecken, und würdest nicht so viel Fett aus ihnen herausbraten, als ein einziger Nigger im Süden unter den Peitschenhieben ausschwitzt.“

„Ja, ja!“ antwortete der Posten, „unser gesegnetes Virginien ist ein besseres Land. Doch an fetten Bissen fehlt's auch hier nicht. Wenn ich nur gewagt hätte, zu schießen, ich hätte uns ein anderes Mahl veranstalten können, als Ihr hier habt.“

„Von was denn?“

„Nun, ich stand an der Lisière des Waldes vor uns, und ich

gebe Dir die Versicherung, daß während der Stunde, die ich dort Posten stand, mindestens ein Dutzend fetter wilder Eber bei mir vorübergekommen, der Rehe und Hirsche gar nicht zu gedenken. Mit schwerem Herzen mußt' ich sehen, wie sie den Wald verließen und in die Maisfelder der Farm gingen."

Morgan hatte sich bis jetzt an dieser Unterhaltung nicht betheiligt, sondern stand auf seinen Degen gestützt und blickte nachdenkend vor sich hin.

„Was sagst Du da?!" schrie er, „das Wild verließ am hellen Tage den Wald?"

„Ja Sir."

„An welcher Stelle?"

„Gerade vor uns, da, wo ich Posten stand."

„Und das Wild kam von der Richtung her, welche wir bei unserm Weitermarsche einzuschlagen haben?"

„Nun, ja!"

„Aufgesessen!" commandirte Morgan. „Wir sind umgangen! Dummkopf!" fuhr er dann den Berichterstatter an, „Du meldest das nicht sofort?! Weißt Du nicht, daß das Wild den Wald am hellen Tage nicht verläßt ohne Noth? Feinde sind vor uns! Es bleibt uns nichts weiter, als uns durchzuschlagen, oder das Dickicht des Waldes zu gewinnen; nur Muth und List können uns retten!"

Das so unterbrochene Mahl ward sofort verlassen, die Pferde wurden schleunigst gesattelt und nach fünf Minuten saßen die Reiter auf; die Fußsoldaten, wie stets bei Guerillas, hielten sich an einem an der Seite eines jeden Sattels angebrachten Riemen und liefen neben den Pferden her, während die Reiter im gestreckten Gallopp das Gehöft verließen.

Morgan schlug eine seitliche Richtung ein; theilweise, um zu sehen, wie stark der Feind, der ihn umgangen, sei, theils, um nicht in die Lage zu kommen, den Feind in seinem Centrum angreifen zu müssen.

Fast eine Viertelstunde ritten sie vorwärts, und schon gaben sich Viele der Hoffnung hin, daß sich Morgan in seiner Vermuthung getäuscht habe.

Da dröhnte plötzlich durch den Wald ein wildes Geheul, und den davon Sprengenden stürzten sich die Nigger in den Weg. Sie fielen den Pferden in die Zügel, sie schossen ihre Revolver ab; selbst verwundet klammerten sie sich in ihrer Wuth an das Sattelzeug, um noch im Sterben ihrem Feinde das Bowiemesser in den Leib zu stoßen.

Von der ganzen Schaar der Schwarzen wäre vielleicht kein Einziger am Leben geblieben, wenn nicht die geringe Verzögerung

welche ihr Angriff der Flucht des Feindes bereitete, hingereicht hätte, Schleidens Cavallerie in die Nähe zu bringen.

Die Nigger hatten zu ihrem Angriff einen Platz gewählt, wo ihnen die Feinde schwerlich entkommen konnten und welchen die unbeholfene Reiterei Schleidens auf einem zugänglichen Wege erreichen konnte.

Die Hülfstruppen erschienen in dem Moment, als der Widerstand der Nigger so weit gebrochen war, daß der Flucht der Guerillas nichts mehr im Wege stand. Wenn sie zur Seite das Dickicht des Waldes erreichten, so waren sie auf ihren schnellen und an unwegsame Wälder gewöhnten Pferden bald gerettet.

Schleidens Cavallerie warf sich ungestüm auf die Feinde. Ein wüthendes Handgemenge entstand, die Guerillas waren verloren.

Sie kämpften mit dem Muthe Verzweifelnder. Hunderte von Leichen bedeckten den Boden.

Da gelang es Morgan, durch eine kühne Wendung und durch einen verwegenen Angriff auf eine Colonne, welche sich an der Seite des Waldes aufgestellt hatte, die er erreichen mußte, sich durchzuschlagen.

Die Angreifer wichen; der Weg zur Rettung war frei.

Er erreichte mit der ihm noch übrig gebliebenen Schaar glücklich den Wald; ein breiter Graben ward übersprungen, die Gebüsche am Rande des Waldes wurden durchbrochen, und Morgan athmete auf . . . .

Was war das? —

Er fühlte sich plötzlich festgehalten. Er wandte sich um.

Siehe! Ein Niggerweib, welches auf ihrem Rücken, in ein Tuch gebunden, ein Kind trug, stürzte hinter einem Baume hervor, packte mit der einen Hand das Pferd am Zügel und mit der andern Morgans Bein.

„Mörder meines Gatten!" schrie sie, „ich lasse Dich nicht entfliehen!"

Der Häuptling holte mit dem Säbel aus; die blanke Waffe sauste durch die Luft, und Janita wäre verloren gewesen, hätte nicht plötzlich das scheu gewordene Roß sich nach der Seite gewandt, hart an einem Baumstamm vorbei, so daß Morgans Säbel nicht Janita's Haupt,sondern die Rinde des Baumes traf.

Die Gewalt aber, mit welcher das Niggerweib ihn am Beine festhielt, und die Aeste des Baumes, unter welchem das Pferd dahinsprengte, brachten Morgan zu Falle.

Halb durch die Aeste vom Pferde gestreift, halb durch die Niggerin herabgezerrt, fiel er zu Boden, und das Pferd folgte der bereits weit voraufgeeilten Guerilla-Schaar.

Morgan war allein. Wenige Schritte hinter ihm der Schlachtruf der Yankee's; und das Siegesgeheul der Nigger; an seiner Seite ein wüthendes Weib, das ihn mit übernatürlicher Kraft festhielt und aus Leibeskräften um Beistand schrie.

Er wagte keinen Schuß zu thun, aus Furcht, sich zu verrathen.

Mehrmals versuchte er es vergebens, mit aller Anstrengung seiner Kräfte, sich los zu reißen. Erst ein Dolchstoß auf die Brust der Niggerin befreite ihn aus ihren Händen.

So schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten, und so schnell ihm die Schlinggewächse des Waldes das Weiterkommen gestatteten, eilte er davon.

Janita aber griff mit der Hand an ihren Busen; krampfhaft hielt sie die Wunde zusammen, daß der Blutverlust sie nicht entkräftete.

„Nigger!" schrie sie den Andern zu, „ich habe ihn fest gehalten, den Mörder Rogue's! Dort! Dorthin ist er entlaufen! Ihm nach, Nigger!"

Es bedurfte einiger Zeit, um Schleiden sowohl, wie die Schwarzen zu überzeugen, daß sie nicht rase.

Die Jagd auf den Guerilla-Häuptling begann.

Schleidens Cavallerie folgte wieder auf zugänglichen Wegen und blieb wieder mit den Niggern in Communication. Doch weder die Nigger, noch Schleiden hätten den flüchtigen Häuptling eingeholt oder ihn entdeckt.

Janita allein, die zum Tode Verwundete, behielt Kraft, ihm zu folgen und seine Zuflucht zu erspähen.

Morgan erreichte eine kleine Farm. Eine Summe Geldes bewog die Bewohner, ihn zu verbergen. In einem Stalle ward er untergebracht.

Selbst wenn die Nigger ihm bis hierher gefolgt wären, sie hätten ihn nicht entdeckt; denn wenn sie auf der Farm gefragt hätten nach dem Flüchtling, und man hätte ihnen gesagt, daß er nicht dort sei, so wären sie ruhig weiter gezogen; denn wie hätte man in die Zuverlässigkeit eines Bürgers der Republik, namentlich in dieser Gegend, Zweifel setzen können?!

Aber Janita hatte es gesehen.

Bis an das Gehöft war sie dem Mörder ihres Gatten gefolgt, war ihm gefolgt, ohne daß er eine Ahnung davon hatte. Erschöpft eilte sie zurück bis an die Landstraße, und als Schleidens Cavallerie sich näherte, da hatte sie eben nur noch Kraft, ihm zu sagen, wo der Guerilla-Häuptling aufzufinden sei, und den Weg nach der Farm zu beschreiben.

„Rächt meinen Gatten! Rettet dies Kind!" das waren ihre letzten Worte, ehe sie sterbend am Wege niedersank.

Mit etwa zwanzig Mann Cavallerie schlug Schleiden den Weg nach der bezeichneten Farm ein. Das Thor ward besetzt, Schleiden ließ die Hälfte seiner Leute absitzen und das Gehöft durchsuchen.

Morgan indessen wartete nicht, bis man ihn fände, sondern entschlossen, mit der Ueberzeugung, daß er verloren, aber Trotz und Todesverachtung in seinem wilden Antlitz, trat er mitten auf dem Hofe seinen Feinden entgegen.

„Ergieb Dich!" rief ihm Schleiden zu.

Statt der Antwort jedoch richtete Morgan sein Pistol auf den Anführer der Reiter; die Kugel streifte Schleidens Schenkel und drang dem Pferde in die Weichen.

Sofort gaben die Mannschaften auf den Räuber Feuer.*)

Er war verwundet, denn er wankte. Dennoch aber gab der Haß ihm Kraft, auch den zweiten Lauf seines Pistols auf Schleiden zu richten. Ehe er jedoch losdrücken konnte, hatte ihn ein Schuß des Majors zu Boden gestreckt. Noch im Fallen feuerte Morgan das Pistol ab, allein die Kugel ging hoch in die Luft.

Die Leiche Morgans ward im Walde verscharrt. Mit dem entseelten Körper Janita's aber und dem Säugling traten, Sieges- und Klagelieder durcheinander brüllend, die am Leben gebliebenen Nigger den Rückweg nach Fort Pillow an.

---

## Hundertundfünfzehntes Kapitel.

# Rang und Herz.

Von der äußersten nördlichen Grenze der „Vereinigten Staaten" bis zum südlichsten Theile derselben ist ein weiter Weg. Indessen erfordert das gleichmäßige Fortspinnen der verschiedenen Fäden unserer Erzählung, daß wir diesen Weg zurücklegen und die canadische Grenze verlassend uns zurück nach Charleston begeben.

Charleston war zwar in Gefahr, belagert zu werden; indessen wollte es der Flotte doch nicht gelingen, sich dem Hafen zu nähern.

*) Hierzu die Illustration auf Seite 817.

Die Bevölkerung, obgleich die Gefahr sichtlich näher rückte, war vergnügungssüchtig und lebte in Saus und Braus, wie immer. Man sah, wie sonst, über die chaussirten Plätze die herrlichsten Carossen fahren, in denen Damen in den kostbarsten Kleidern sich breit machten; man sah, wie sonst, zwischen den Equipagen sich Reiter tummeln; die Oper und alle übrigen Theater wurden nach wie vor besucht, und Feste und luxuriöse Gastmähler gab es jeden Tag.

Unter den Equipagen, welche wir auf dem Epsom-Platz bemerken, fällt uns besonders eine auf, sowohl wegen Eleganz des Wagens, als wegen der Schönheit der Pferde, namentlich aber erregt die Erscheinung der Insassen des Wagens unsere Aufmerksamkeit.

Es ist eine Carosse mit zwei edlen braunen Pferden bespannt, geführt von einem Kutscher in glänzender Livree, neben welchem ein Diener in reich gallonirter Kleidung Platz hat.

Im Wagen sitzen zwei junge Damen, welche eben erst auf der Grenze zwischen dem Alter des Kindes und erwachsener Damen zu stehen scheinen. Sie sind der Gegenstand der Aufmersamkeit Aller, die dort spazieren fahren oder reiten.

Die Herren zu Pferde sprengen heran und lassen, während sie grüßen, verstohlen ein kostbares Bouquet in den Wagen fallen, und die Damen suchen Gelegenheit, längere Zeit neben diesem Wagen herfahrend zu verweilen, um mit Blicken nicht ohne Neid die beiden schönen Mädchen zu betrachten.

In der That, die beiden jungen Mädchen sind bezaubernd; die Eine durch Schönheit der Züge und der Formen, die Andere durch liebliche Anspruchslosigkeit und herzgewinnende Liebenswürdigkeit.

Vor einer schönen Villa außerhalb der Stadt, da hält die Equipage. Die beiden Damen steigen mit Hülfe des Dieners aus, der Portier öffnet zuvorkommend die Thür, sie treten in luxuriös ausgestattete Gemächer. Ein Kammermädchen beeilt sich, ihnen Shawl und Hut abzunehmen, und fragt, ob den Damen einige Erfrischungen gefällig seien.

„Nein," antwortete in zwar gebieterischem aber keineswegs unfreundlichem Tone eine der Damen, und fügte dann die Frage hinzu: „Ist Niemand hier gewesen?"

„Allerdings, Miß Cleary;" sagte das Mädchen; „Mr. Tucker schickte zwei Billets zur Oper; Mr. Alston hat seine Karte abgegeben und angefragt, wenn Miß Cleary ihm das Vergnügen erweisen werde, ihn zu empfangen."

Fanny, keine Andere war die Gebieterin in diesem Hause, hörte den Bericht der Kammerzofe mit Interesse an. Sie nickte beistimmend mit dem Kopfe, warf sich in ein Sopha und fragte in gleichgültigem Tone:

„Sonst Nichts?"

„Sonst nichts, Miß,“ erwiderte das Mädchen. „O doch!“ fügte sie sich besinnend hinzu; „ich vergaß, es war jener Mulatte hier, der Thierbändiger aus der Menagerie des Mr. Seyers . . .“

„So, so,“ fiel Fanny ein, und ihre Stirn runzelte sich ein wenig; „was wollte er?“ fragte sie in viel weniger mildem Tone als vorher.

„Er wünschte Ihnen, Miß Cleary, seine Aufwartung zu machen, und bedauerte sehr, Sie nicht angetroffen zu haben. Er erkundigte sich, wie Ihnen Ihre Wohnung gefalle, der neue Wagen, wie Sie mit den neu engagirten Bedienten zufrieden seien, und dergleichen mehr.“

„Noddy sollte es doch vermeiden, mich zu besuchen, da er weiß, daß oft vornehme Herren mein Haus betreten, und seine Gegenwart ihnen anstößig ist,“ murmelte Fanny, halb zu sich, halb zu Nettice gewandt, nachdem die Zofe sich entfernt hatte.

„Fanny!“ antwortete Nettice sanft und nahm die Hand der Freundin in die ihrige; „wie kannst Du nur Noddy deshalb zürnen? Sieh, nur Dir zu Gefallen, und um Dich dem Einfluß der vornehmen Herren Charlestons zu entziehen, namentlich, um Mr. Tuckers Bevormundung überflüssig zu machen, umgiebt er Dich mit all' diesem Luxus, der arme Noddy, und begnügt sich dann, bescheiden anzufragen, wie Dir das Alles gefällt!“

„O ja, ja! Ich erkenne das ja Alles an und werde dafür sorgen, daß mein Vater Alles, was er ausgelegt, bis auf den Heller zurückerstattet, ja, ihm die doppelte Summe zurückzahlt!“

„Darauf rechnet Noddy nicht!“

„Mag er darauf rechnen, oder nicht; aber mein Vater wird von ihm kein Geschenk annehmen, es ist seine Pflicht, ihn vollständig zu entschädigen. Allein diese Fürsorge berechtigt Noddy noch keineswegs, mich durch seinen Besuch zu compromittiren. Du erinnerst Dich des Auftrittes, Nettice, damals, als Mr. Tucker und Mr. Alston uns zum ersten Male besuchten.“

„Freilich!“ antwortete Nettice; „die Herren kennen auch das Gefühl der Dankbarkeit nicht, und ihr Herz würde nicht gerührt werden durch so viel zärtliche Aufopferung, wie Noddy sie für Dich an den Tag legt. Aber Du, Fanny, Du bist sonst so gut, so dankbar, so zärtlich, und sprichst stets von dem Freunde mit solcher Innigkeit, daß ich kaum begreife, wie Du ihm jetzt wegen seiner all' zu zärtlichen Verehrung für Dich zürnen kannst!“

„Ich zürne ihm nicht, Nettice, Du mißverstehst mich; ich werde, wenn ich erst wieder im Besitze meines Vermögens bin, ihm beweisen daß ich dankbar bin. Ich werde ihm eine Stellung sichern, daß er sorgenfrei existiren kann. Aber man muß, namentlich, wenn man eine solche Stellung in der Welt einnimmt, wie ich, nie vergessen, wie

tief die Abkömmlinge der Schwarzen unter uns stehen; man kann sie belohnen, man kann sie beschenken, aber würde Einer von ihnen einen Platz so nahe dem Herzen, wie der eines Freundes, ja vielleicht noch mehr beanspruchen, das wäre Verwegenheit!"

„O, Fanny, Fanny! Wie bald hast Du Dein Unglück vergessen! Damals, im Unglück, hast Du versichert, daß Du nie aufhören würdest, Noddy wie Deinen Bruder zu lieben . . .!"

„Damals war ich ein Kind, und redete wie ein Kind!" fiel Fanny ungeduldig ein. „Ich habe schon hundertmal bereut, daß ich vielleicht die erste Ursache war, die Noddy kühn genug machte, zu glauben, er stände meinem Herzen näher wie jeder Andere, und das ist ein Grund mehr, Noddy nicht zu zürnen."

„Aber Du vergißt seine noch täglich bewiesene, liebevolle Aufopferung . . ."

„Was ist's? Er giebt das Geld, um es später nebst seiner Freiheit mit Zinsen zurück zu erhalten."

„Nein!" entgegnete Nettice bitter; „ich kenne Noddy's Herz besser. Noddy speculirt weder auf Zinsen, noch auf seine Freiheit. Ein einziger Blick Deiner schönen Augen ist ihm mehr werth, als alle die Summen, welche er bereits für uns verausgabt hat. Bedenke, welche Opfer ihm diese Summen kosten müssen!"

„Das kann ich kaum glauben; er ist Theilhaber an dem Institut des Mr. Seyers, und der Verdienst muß doch wohl so groß sein . . ."

Nettice schüttelte den Kopf.

„Fanny, ich fürchte, daß Noddy täglich sein Leben dreifacher, hundertfacher Gefahr aussetzt, um diese Summen zu verdienen. Hast Du die letzten Anschlagzettel des Mr. Seyers gelesen?"

„Nein!" antwortete Fanny kurz und verdrießlich „Ich kümmre mich darum nicht, ich besuche die Menagerie nicht, und sehe auch ihre Anschlagzettel nicht an."

„Aber ich habe sie jeden Tag gelesen," versetzte Nettice ernst und im Tone des Vorwurfs.

Fanny rümpfte das hübsche Näschen.

„Nettice, es haftet Dir immer noch etwas Plebejisches an! Hättest Du, wie ich, von Jugend auf in der vornehmen Gesellschaft gelebt, so würdest Du Dich um solche Dinge nicht kümmern. Eine Dame von Stande liest kaum eine andere Anzeige, als die der Oper.

Ohne auf diesen Vorwurf zu achten, fuhr Nettice fort:

„Weißt Du, was ich in letzter Zeit aus den Anschlagzetteln des Mr. Seyers erfahren habe?"

„Nein; ich bin auch kaum neugierig darauf."

„Ich habe erfahren, auf welche Weise Noddy das Geld erwirbt, das er für Dich ausgiebt!"

„Durch seine barbarischen Productionen im Käfig der wilden Thiere vermuthlich.“

„Ja, aber noch mehr als das. Ein gewisser Mr. Johnston bietet aller Welt eine Wette an, es werden täglich in der Menagerie ungeheure Summen gewettet . . .“

„Nettice, Du langweilst mich!“

„Höre nur weiter! Ich versichere Dir, daß das, was ich erzähle, im Verlauf für Dich Interesse haben wird.“

„So fahre fort, mich mit den plebejischen und rohen Vergnügungen in der Menagerie zu unterhalten, aber fasse Dich nur kurz.“

„Auf den Zetteln steht,“ fuhr Nettice, unbekümmert um Fanny's verdrießliche Laune, fort, „daß Noddo Noddini, der Unüberwindliche, an dem und dem Abend irgend ein haarsträubendes Kunststück ausführen werde. Bald macht er sich anheischig, den Löwen nach der Fütterung die Fleischstücke, die sie schon im Rachen haben, wieder fort zu nehmen, bald will er einen Löwen, einen Panther und eine Hyäne in einen Käfig zusammen lassen und die drei wüthenden Bestien hindern, auf einander loszustürzen, und heute beispielsweise kündigt er an, daß er in den Käfig des aus dem zoologischen Garten von Raleigh angekauften und noch vollständig ungezähmten Königstigers gehen, und vor den Augen des Publikums die Dressur desselben beginnen werde.“

„Noddy war von jeher muthig und verwegen,“ entgegnete Fanny.

„Mag sein,“ fuhr Nettice fort; „indessen sich tagtäglich in so augenscheinliche Todesgefahr zu begeben, dazu gehören andere Motive, als bloßer verwegener Muth.“

„Welche?“

„Die Liebe, Fanny!“

„Wie meinst Du das?“

„Du begreifst das nicht? Ich sagte Dir schon, daß durch einen Mr. Johnston täglich hohe Wetten in der Menagerie veranstaltet werden; Mr. Johnston wettet auf das Gelingen des Kunststückes, und die Herren vom Sport wetten, daß der Thierbändiger aus Centralafrika von den Bestien werde zerrissen werden. Bis jetzt hat Noddy jeden Abend gewonnen. In seinem Auftrage, vermuthe ich, wettet dieser Mr. Johnston.“

„Du meinst also, Noddy thäte es aus Gewinnsucht?“

„Er thut es, um das Geld zu beschaffen, das er für Dich ausgiebt.“

Fanny wurde nachdenklich. Sie gefiel sich in dem Gedanken, daß Noddy weiter nichts für sie thäte, als vorschußweise ihren Unterhalt zu bestreiten. Es berührte sie unangenehm, dem jungen Manne

mehr zu schulden, als blos Geld und allenfalls ein wenig Dankbarkeit; ein bitteres Gefühl überkam sie bei dem Gedanken, daß sie, die Tocher eines Cleary, vielleicht beschämt werde durch die Großmuth, durch den Edelsinn eines Mannes schwarzer Race.

Die Erziehung Mr. Paynes und der Einfluß ihrer Mutter waren nicht wirksam genug gewesen, um das bessere Gefühl in ihrem Herzen ganz zu ersticken; doch aber waren sie auch nicht ganz ohne Wirkung geblieben. Denn je mehr Fanny heranwuchs', desto mehr vergegenwärtigte sie sich in jedem Augenblicke, wie hoch sie selbst über den unglücklichen Schwarzen stände, und eine wie unübersteigliche Kluft sie von Roddy trenne.

„Laß uns abbrechen," sagte sie, plötzlich aufstehend, um sich von dem peinlichen Gefühl, das sie beschlich, los zu machen; „von etwas Anderem! Mr. Tucker hat Billets zur Oper geschickt; willst Du mitfahren in die Oper?"

„Nein, Fanny."

„Warum nicht?"

„Ich hatte vor, diesen Nachmittag die Menagerie zu besuchen."

„Du?" Die Menagerie!?"

„Ja," antwortete Nettice, dem erstaunten Blick Fanny's mit Festigkeit begegnend.

„Wie kommst Du dazu?"

„Ich will mich überzeugen, ob meine Vermuthung sich bestätigt, und will, so viel ich kann, mich bemühen, den edlen Jüngling von seinem gefährlichen Beginnen zurück zu halten."

„Aber Nettice, bedenke . . .!"

„Ich habe Alles bedacht," fiel Nettice ein; „ich weiß, es ist auffällig, daß eine junge Dame allein einem solchen Vergnügen beiwohnt. Ich werde auch nicht allein gehen, sondern entweder in Begleitung unseres Kammermädchens, oder Belle-Boyd's. Wünschest Du Gesellschaft für die Oper, so wird ohne Zweifel die schöne junge Dame, welche wir kürzlich auf dem Corso kennen lernten, Mrs. Berckley aus Richmond, Dir nicht abschlagen, Dich zu begleiten."

Sie warf bei diesen Worten einen Blick auf die Pendüle über dem Camin und fügte hinzu:

„Wenn Du erlaubst, kleide ich mich sofort an."

„Wie Du willst," antwortete Fanny, welche in der That nicht ungern sah, daß sie dieser Mahnerin ihres Gewissens los wurde.

Nettice begab sich auf ihr Zimmer, befahl dann dem Bedienten, ihr ein Cab zu holen, denn die Karosse mußte ja zur Disposition Miß Cleary's bleiben, und begann sich anzukleiden.

Nach einer halben Stunde verabschiedete sie sich von Fanny, setzte sich in das Cab und begab sich nach Belle-Boyd's Wohnung.

Belle-Boyd, die schlaue Spionin, die liebenswürdige Coquette

und das immer heitere, lustige Mädchen lachte anfangs laut auf, ihr als Nettice ihren Entschluß, die Menagerie zu besuchen, mittheilte. Da sie aber sah, daß die Sache dem jungen Mädchen völlig Ernst war, und Netticens Erzählung von der Ankündigung auf dem Anschlagzettel ihr einen unterhaltenden Abend versprach, so hatte sie durchaus nichts dawider, Nettice zu begleiten.

---

## Hundertundsechszehntes Kapitel.

# Geld oder ein Menschenleben.

Die dollarlose Menge umstand heute dichter als je das große Zelt auf dem Platze, und das Essiggesicht der Mrs. Seyers blickte saurer als je; denn so viel auch die Musiktruppe in ihrer goldbordirten Kleidung, die der Menge selbst in Richmond für ächt und außerordentlich kostbar galt, sich anstrengte, und obwohl sie heute Bessers leistete als gewöhnlich, so wollte doch der Besuch nicht so zahlreich werden, als sich Mrs. Seyers versprochen hatte.

Man hatte das Eintrittsgeld verdoppelt, weil man befürchtet hatte, daß andernfalls zu dieser außerordentlichen Production des Thierbändigers aus Centralafrica der Andrang zu groß werden möchte, und andererseits, damit nicht die vornehmen Herren vom Sport durch die Gegenwart unbemittelter Leute incommodirt würden.

Mrs. Seyers hatte indessen nicht Ursache, an einer guten Einnahme zu verzweifeln.

Sie war daran gewöhnt, daß sich sonst bereits eine Stunde vor Beginn der Vorstellung die Zuschauer des letzten Platzes einstellten. Diese allerdings blieben heute aus; dagegen kamen Karossen und Reiter zu der Stunde, da der Beginn der Vorstellung angesagt war, so zahlreich vor die Menagerie gefahren, daß Mrs. Seyers Gesicht sich aufhellte wie ein trüber Maitag, wenn plötzlich ein günstiger Wind die Wolken vor der Sonne verjagt.

Drinnen in der Menagerie war Alles beim Alten; die Käfige im Halbcirkel, dessen Mitte die Thiere vom Katzengeschlecht inne hatten: dort die sieben Löwen, in deren Käfig Noddy die

„Löwenjagd aus Centralafrica“ und das Tableau der „Ruhe nach der Jagd“ auszuführen hatte, links daneben Ninus und Dido, welche Roddy jedesmal, wenn sie seiner ansichtig wurden, sehr verdrießlich anblickten, da sie es ihm noch keineswegs vergessen hatten, daß er sie so hinterlistig um das Vergnügen im Park gebracht hatte; rechts der Käfig mit dem Königstiger, welchen Mr. Seyers erst kürzlich aus einem zoologischen Garten käuflich erworben hatte.

Ruhelos schlüpfte das schöne Thier an den Eisenstäben hin und her. Seine Blicke sprühten Flammen und seine Augen schienen in jedem Moment die Distance zu messen, welche ihn von dem nächsten der Zuschauer trennte, und das Wedeln seines mächtigen, nur wenig gekrümmten Schweifes drückte deutlich das gierige Verlangen aus, sich des Ersten, der ihm nahen würde, als Beute zu bemächtigen.

Zuweilen öffnete er den Rachen ein wenig, wie im Vorgeschmack des Augenblickes, da er seine Beute im Käfig haben würde. Selbst über die Barriere hinweg, die mehrere Fuß von seinem Käfig entfernt war, fühlten die Zuschauer den heißen, glühenden Athem des Thieres und traten unwillkürlich einen Schritt zurück, so oft die blutgierigen Augen sich ihnen gerade vis-à-vis befanden.

Von Zeit zu Zeit hielt das Thier in seinen rastlosen Bewegungen inne, seine muskulösen und doch so leicht beweglichen Tatzen gespreizt und den riesig starken und doch so schlanken Nacken niederbeugend, als müsse es einen Versuch machen, die Eisenstäbe zu durchbrechen um sich mitten in die Menge zu stürzen.

Das war das Thier, in dessen Käfig zu gehen Roddy auf dem Anschlagezettel versprochen hatte, ein Schauspiel, dessen gleichen man in Charleston noch nicht gesehen hatte.

In allen Zeitungen hatte man bereits über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens debattirt, und war schließlich dahin übereingekommen, das es unausführbar sei, einem ausgewachsenen Königstiger waffenlos zu nahen, daß es also auch für Roddo Roddini unmöglich sei, diesen Käfig zu betreten.

In diesem Sinne war auch die Unterhaltung, welche fünf Schritte vom Käfig mehrere Herren, theils in Uniform, theils in bürgerlicher Kleidung, aber sämmtlich den besten Ständen angehörig, mit einander führten.

Sie saßen auf ihren reservirten Plätzen, die Beine auf den vor ihnen stehenden Stühlen wiegend, mit der silberbeschlagenen Reitgerte ihre Lenden klopfend, oder ihre Cigarre dampfend, oder sich sonst irgend einer harmlosen Beschäftigung hingebend.

Während jeder, weniger an Schauerscenen gewöhnte Mensch ein unheimliches Gefühl, eine Art Grausen empfand, wenn er bedachte, daß wenige Minuten später ein Menschenleben auf dem Spiele

stehen, ja höchst wahrscheinlich verloren sein sollte, so ließ der Gedanke an das bevorstehende Schauspiel diese Herren nur in so weit nicht völlig kalt, als sie dabei finanziell interessirt waren.

„Ich versichere Ihnen, Mr. Tucker," sagte einer der Junker, ein Mann mit grauweißem Haar und weißem Bart, „daß, wenn der Thierbändiger sein Versprechen ausführt, Ihre Wette gewonnen ist; aber meine Meinung ist, er geht nicht hinein."

„Dann ist seine Wette verloren," antwortete Mr. Tucker.

„Geben Sie gut Acht," schnarrte ein junger blasser, abgemagerter und und abgelebter Mann, der, auf dem Knopf seiner Reitgerte kauend, die Ellenbogen auf seine Knie gestützt, neben Mr. Tucker saß, „geben Sie gut Acht, daß uns kein Betrug gespielt wird! Man könnte eine Puppe hineinschieben in den Käfig und uns weiß machen, es sei der Löwenbändiger."

Einer der Herren lachte laut auf.

„Sie sind zu ängstlich, Mr. Benjamin! Freilich, wenn an Sie die Aufgabe heranträte, sie würden lieber eine halbe Million für eine Strohpuppe ausgeben, die Ihnen ähnlich ist, als ohne die Täuschung eine halbe Million verdienen."

„Lachen Sie nicht, Mr. Alston," antwortete der Sohn des Staatssecretairs; „alle Blätter haben ja bereits von der Sache gesprochen, und Sachverständige haben versichert, daß es unmöglich ist."

„Wenn es unmöglich ist, so thun Sie am besten, die Summe, welche Sie gewettet, zu verdoppeln."

„Ich für meine Person," antwortete Mr. Benjamin, „habe zweitausend Dollars gewettet, und wenn Mr. Johnston eine höhere Wette einzugehen Lust gehabt hätte, ich hätte zehntausend gewettet."

„Ich habe bereits so viel verloren," antwortete Mr. Tucker, „daß ich bei diesem Tollkühnen nichts für unausführbar halte und betrachte die tausend Dollars, welche ich gewettet, durchaus noch nicht für gewonnen. Was meinen Sie, Mr. Wirtz?"

Der Angeredete, welcher bis jetzt stumm und anscheinend wenig theilnehmend dagesessen, ist kein Anderer, als der uns bereits bekannte Commandant des Schreckensgefängnisses zu Millen.

Die Saison hatte ihn nach Charleston gelockt, und die Herren seiner Bekanntschaft hatten ihn, obwohl er zu dergleichen Belustigungen wenig inclinirte, bewogen, sich an dem heutigen außerordentlichen Vergnügen zu betheiligen.

Tucker mußte seine Frage wiederholen, ehe Wirtz kurz antwortete:

„Nun, mir ist's gleichgültig; ich würde die Summe, welche ich gewettet, und die gering genug ist, verdoppeln, wenn ich das Schau-

spiel haben könnte, nicht einen, sondern ein Dutzend Nigger zerfleischen zu sehen."

„Ich muß gestehen, daß ich den Einfall nicht übel finde!" pflichtete Mr. Alston bei; „vielleicht, daß uns einmal Mr. Seyers diesen Anblick bereitet."

„Ich wollte," fügte Mr. Wirtz hinzu, „Mr. Seyers käme mit seiner Menagerie einmal nach Millen, ließe die Thiere eine Woche lang hungern und öffnete dann mitten im dortigen Gefängnisse ihre Käfige. Ich bin überzeugt, wir hätten von dem Tage an ein Paar Tausend Yankees weniger zu füttern."

Der Scherz fand ungeheuren Beifall; Alle lachten aus vollem Halse.

„Ja, ja!" stimmte Mr. Alston bei. „Das da arbeitet besser und schneller als die Hungerkur," fügte er hinzu, auf den Königstiger deutend, der noch immer an den Eisenstäben seines Käfigs hin und her glitt.

„Wer ist denn eigentlich dieser Mr. Johnston, der so ungeheure Summen auf den Thierbändiger wettet?" ließ sich, nachdem sich das Gelächter ein wenig gelegt, die quäkende Stimme Mr. Benjamins vernehmen. „Man sieht ihn in der Saison zum ersten Male, und auch in den Cirkeln zu Richmond habe ich ihn nicht bemerkt."

„Man sagt, er sei ein Niggerhändler aus New-Orleans."

„So sieht er auch aus," bemerkte Alston; „muß verteufelt viel Geld haben, denn er nimmt jede Summe, welche gewettet wird, an und jedes Risico; aber verteufelt plebejische Manieren! Trinkt keinen Sherry, sondern Grogk und kaut Taback wie ein irländischer Matrose."

„Mir ist's, als hätte ich ihn schon irgendwo einmal gesehen," sagte der Alte mit dem weißen Haar.

„Ich möchte das auch behaupten, Viscount," antwortete Tucker, „und wenn ich mich nicht sehr täusche, war's in jenem Hause, das Mrs. Bagges gehörte."

„Unmöglich wär's nicht," antwortete der alte Viscount, „daß ich ihn dort ebenfalls sah. — Da geht er! Sehen Sie? Er geht auf den Wagen zu, den der Löwenbändiger bewohnt." —

Im Wagen des Löwenbändigers fand, während dies Gespräch im Zuschauerraum geführt wurde, eine Unterredung statt, die unter andern Umständen sehr geeignet gewesen wäre, das in Aussicht gestellte herrliche Schauspiel zu vereiteln.

Roddy war gerade dabei, sich umzukleiden. Er hatte bereits die hohen Stiefel an und hing eben das Leopardenfell um seine Schulter; in seiner Toilette hatte er heute keine Aenderung getroffen, als daß er ein Panzerhemd von Büffelleder unter sein gewöhnliches Wams gezogen hatte.

Mr. Seyers hatte ihm eine Weile schweigend zugesehen; es hatte offenbar ein Gespräch stattgefunden, welches beide gleich sehr verstimmt hatte. Nach einer Pause von mehreren Minuten nahm Mr. Seyers das Gespräch wieder auf:

„Ich rathe Ihnen, Mr. Noddy, thun Sie es nicht! Nicht Ihretwegen rathe ich es Ihnen, denn ich habe mehr als einmal gesehen, daß Sie auf sich selbst gar keine Rücksicht nehmen, ja, daß Sie es beinahe darauf anlegen, dasselbe Schicksal zu haben, welches unser armer Mr. Smith hatte. Ihre damalige Production mit der Semiramis war Kinderspiel gegen das, was Sie heute vorhaben. Thun Sie es meinetwegen; machen Sie den Herrschaften irgend eine andere Production, und sie werden vollständig befriedigt sein. Treten Sie nach der Fütterung in den Käfig und nehmen Sie den Löwen das Fleisch weg; Sie wissen, welchen Beifall das Kunststück hatte; das ist doch nicht zum hundersten Theil so gefährlich, als in den Käfig des Königstigers zu gehen, dem noch nie ein Mensch gewagt hat nahe zu kommen."

„Sie sagen Ihretwegen, Mr. Seyers," antwortete Noddy ernst; „Sie meinen, meine Stelle könnte nicht ersetzt werden?"

„Bestimmt nicht, Mr. Noddy! In den ganzen Vereinigten Staaten finde ich keinen Thierbändiger, wie Sie."

Noddy schüttelte den Kopf.

„Mr. Seyers," sagte er, „wenn ich ein Unglück haben sollte, so werde ich dafür sorgen, daß Sie schadlos gehalten werden, bis mein Verlust ersetzt ist; aber ich kann nicht anders."

„Ich hätte Sie nicht für so geldgierig gehalten, Mr. Noddy, daß Sie wegen der hohen Wetten sich solcher Gefahr aussetzen!"

Noddy lächelte bitter, aber er antwortete nicht.

„Und dabei leben sie einfacher und sparsamer als je," fuhr Mr. Seyers fort; „Sie verbrauchen für sich weniger, als der Letzte der Wärter in der Menagerie, und verdienen doch täglich hunderte, ja Tausende! Wozu sparen Sie nur das Geld?"

„Mr. Seyers, ein reicher Mann allein gilt in den Augen reicher Leute etwas; ein armer Teufel Nichts, Sie wissen es!"

„Um mit den reichen Leuten zu concurriren, dazu gehört viel, Mr. Noddy; und wenn Sie weiter nichts wollen, als sich später einmal in den Ruhestand setzen zu können — gut! Ich selber will Ihnen die Mittel dazu gewähren; nur hören Sie auf mit diesen wahnsinnigen Wetten!"

„Ich danke Ihnen, Mr. Seyers!" sagte Noddy und reichte ihm die Hand; „Sie sind theilnehmend gegen mich gewesen, Sie sowohl, wie Mrs. Seyers; ich danke Ihnen herzlich und reiche Ihnen meine Hand, vielleicht zum letzten Male; bestellen Sie meinen Gruß an Mrs. Seyers! für den Fall, daß ich sie nicht wiedersehe!

und sorgen Sie dafür, daß die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, die ich angeordnet habe."

Mr. Seyers wollte etwas erwidern, allein in diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Wagens, und ein Mann, zwar in sehr feiner Kleidung, doch von gemeinem Aussehen trat ein.

„Gehorsamer Diener, Mr. Seyers," redete er den Menageriebesitzer an.

„Guten Tag, Mr. Johnston," antwortete Seyers mit einem Lächeln.

„Ich bitte, lassen Sie uns allein," sagte Noddy, sich an Seyers wendend.

Zögernd und mit schwerem Herzen verließ Seyers den Wagen.

„Nun, Mr. Gamp, wie sieht's heute mit den Geschäften aus?" fragte Noddy den vermeintlichen Niggerhändler.

„Vortrefflich, Mr. Noddy! Ganz vortrefflich! Sechs tausend Dollars gewettet! Mr. Benjamin allein zwei Tausend, Mr. Alston ein Tausend, der alte Viscount fünfzehn hundert, Mr. Wirth fünf hundert; hübsche Summen das, nicht wahr? Will nur wünschen, daß sie gewonnen werde!"

Noddy antwortete nicht, sondern nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Wenn es nicht gelingt," murmelte er für sich, „gut! so habe ich doch das Bewußtsein, für sie gestorben zu sein."

„Für sie?" wiederholte Gamp, der die letzten Worte Noddy's gehört hatte; „meinen Sie damit eine von den beiden jungen Damen, welche Sie uns damals entführten?"

Noddy schleuderte einen finstern Blick auf den Sprecher.

„Meinen Sie die, welche Mrs. Bagges auf fünfzig Tausend taxirte, oder meinen Sie die andere, wohlfeilere?"

„Still, Mensch!" fuhr ihn Noddy an; „erinnern Sie mich nicht an jenes Haus des Verbrechens und an jenes Scheusal von einem Weibe, daß sie zu opfern gedachte! Ich sage, erinnern Sie mich nicht daran, oder ich vergesse unsern Vertrag!"

„Dürfen Sie nicht, Mr. Noddy! Wir können ohne einander nicht mehr existiren. Sie gebrauchen Geld und müssen dem Publicum einen Betrug spielen. Es muß ein Niggerhändler aus New-Orleans da sein, welcher auf Sie wettet, und der Niggerhändler muß verschweigen, daß das Geld, welches er verwettet, von Ihnen kommt, und was er gewinnt, in Ihre Tasche wandert. Ihre Existenz in Charleston ist von dem Tage an unmöglich, wo ich den Herren, welche alle früher zu unserer Kundschaft gehörten, den Betrug entdecke. Also, lassen Sie uns Freunde bleiben, Noddo Noddini! — Um aber wieder auf Ihre Aeußerung zu kommen, die Sache scheint heute bedenklich?"

„Wie so?"

„Weil Sie vorhin so etwas redeten von „sterben für sie;" ich vermuthe, für die theuerste von den Beiden, was ich aber ungesagt lassen will, um Sie nicht zu erzürnen. Sie meinen wirklich, daß es heute das letzte Mal ist?"

„Unmöglich wenigstens ist's nicht!"

„Für den Fall, Mr. Noddy, bitte ich mir meinen Antheil an der Summe vorweg aus; denn wenn Sie todt sind, kann ich nichts fordern von Ihnen, und in Ihrem Testament werden Sie mich vermuthlich nicht bedacht haben."

„Gut!" sagte Noddy; „Sie sollen Ihren Antheil haben. Von den sechstausend Dollars, welche gewettet sind, gehört Ihnen vertragsmäßig der vierte Theil. Hier ist die Anweisung; lassen Sie sich nach Beendigung der Vorstellung die Summe von Mr. Seyers auszahlen.

„Das ist ein ehrliches Geschäft," versetzte Mr. Gamp. „Nun lassen Sie sich weiter nicht stören, denken Sie an „sie," und falls Sie an „sie" noch etwas zu bestellen haben, so bin ich bereit, es auszurichten. Ich werde, wenn Sie's erlauben, mich entfernen und am Buffet ein Glas Punsch nehmen. — Ist Ihnen auch eins gefällig?"

„Nein!"

„Nun meinetwegen. Damals, als ich die Menagerie hatte, gehörte ein Glas Punsch oder ein Glas Whisky zu den nothwendigsten Requisiten der Vorstellung des Löwenbändigers."

Mr. Gamp war durch den vorzüglichen Verdienst, den er bei diesen Wetten hatte, von denen immer der vierte Theil auf seinen Antheil kam, in Stand gesetzt, nicht nur seiner Liebhaberei nach Punsch nach Belieben zu fröhnen, sondern auch seinem Aeußern ein so gentlemanisches Ansehen zu geben, daß die früheren Besucher von Mrs. Bagges' Institut ihn nicht wiedererkannten.

Mit dem Air eines Mannes, welcher in einer Stunde fünfzehn hundert Dollars verdient hat, schritt er durch den Hauptgang der Menagerie dem Buffet zu, und erreichte dasselbe gerade in dem Moment, als Mr. Mops die Glocke zog, um den Beginn der Vorstellung anzukündigen.

Dieselbe begann, wie immer, mit dem naturwissenschaftlichen Vortrage, welcher heute ungerechter und beleidigender gegen die einzelnen Individuen ausfiel, als jemals. Denn Mr. Mops war in großer Verstimmung. Einzelne von seinen Collegen wollten sogar gesehen haben, daß er, als er zuletzt mit Noddy gesprochen, sich eine Thräne von seinen dicken Wangen gewischt habe.

Nicht nur dem Nilcrocodil, dem Zebra von Ceylon und der Hyäne dichtete er Eigenschaften an, die offenbare Injurien waren, sondern selbst über die allerharmlosesten Thiere, mit deren Dressur

sogar Mr. Seyers zu beschäftigen sich nicht gefürchtet hätte, wußte er nur Abscheuliches zu sagen.

Nach dem Vortrage kam die Production im Käfig der sieben Löwen, welche von Statten ging, wie immer. Die Bestien gehorchten Noddy's Befehlen auf's Pünktlichste; sie sprangen durch die Reifen, setzten sich auf die Consolen, dienten ihrem Bändiger als Lager, — kurz benahmen sich so, daß Noddy auch nicht ein einziges Mal von seiner Peitsche Gebrauch zu machen gezwungen war.

Was Ninus und Dido betrifft, so war, wie wir bereits wissen, die letztere das zahmste aller hier vorhandenen Thiere vom Katzengeschlecht und von je her gewohnt, ihren Bändiger für nichts anderes als einen etwas eigensinnigen Spielcameraden anzusehen, und Ninus gehorchte mit der würdevollen Selbstverleugnung, mit der stolzen Ruhe, welche dem König der Thiere stets eigen ist.

Um dem Thierbändiger eine Pause der Erholung zu gönnen, sollte zwischen dieser Production und dem eigentlichen Cardinalpunkte der ganzen Vorstellung, der Dressur des Königstigers, Mr. Mops die beiden Elephanten in ihren grotesken Stellungen vorführen.

Während dieser Pause begab sich Noddy zurück in seinen Wagen; er ließ Niemanden zu sich, so Viele auch kamen, um ihn zum letzten Male zu warnen, oder von ihm Abschied zu nehmen. Selbst Mr. Seyers erhielt keinen Einlaß.

Was Noddy dachte? . . . . Er dachte an Fanny. Die Zeilen, welche noch feucht eine halbe Stunde später auf seinem provisorischen Tische gefunden wurden, bezeugten, daß er in dieser Zeit sich mit dem Gedanken an sie beschäftigte.

---

## Hundertundsiebenzehntes Kapitel.

# Die verlorene Welle.

Die Einnahme, welche M. Seyers heute durch das Eintrittsgeld erzielte, war bedeutender, als je. Noch fortwährend kamen neue Gäste, und zwar die vornehmsten Bewohner Richmonds fanden sich auf den reservirten Plätzen ein.

Unter diesen waren auch zwei Damen, Belle-Boyd und

Nettice. Die erstere heiter, lustig wie immer, die letztere mit den Zeichen höchster Angst und Besorgniß in den Zügen ihres lieblichen Gesichtes.

„Ob heute wirklich die schauerliche Vorstellung stattfinden wird?" fragte sie ihre Begleiterin.

„Ganz sicher; aber warten Sie einmal; ich werde einen der Herren meiner Bekanntschaft fragen," antwortete Belle-Boyd und sah um sich.

Ihr Blick streifte die Reihe der Gentlemen auf den vordern Plätzen, und vor Freude so viele ihrer guten Freunde hier getroffen zu haben, klatschte sie in die Hände.

Auch nach dem Buffet warf sie einen Blick hinüber. Dort sah sie Mr. Gamp bei einem Glase Punsch.

„Da ist ja auch der frühere Besitzer dieser Menagerie!" rief sie; „der muß am besten wissen, ob die angekündigte Vorstellung stattfinden wird oder nicht. He da! Bursche!" wandte sie sich an einen der Wärter, welcher eben vorüberging, „rufe mir den Herrn, welcher dort am Buffet steht, hierher!"

Mr. Gamp, der natürlich seine Rolle als der reiche Sklavenhändler Johnston nicht vergessen durfte, machte ein höchst entrüstetes Gesicht über diese etwas unceremonielle Aufforderung. Als er aber der Hindeutung des Burschen mit den Augen folgte und Belle-Boyd erkannte, zögerte er keine Minute, der Aufforderung nachzukommen.

„Das ist vortrefflich, Mr. . ."

Gamp legte den Finger auf seinen Mund und hinderte damit Belle-Boyd, zu vollenden.

„Ich bin hier nicht Mr. Gamp," flüsterte er; „ich bin hier Mr. Johnston, der reiche Sclavenhändler aus New-Orleans!"

Nettice hatte sich anfangs mit Schaudern und Widerwillen abgewandt, denn sie trug kein Verlangen, sich mit dem Manne zu unterhalten, welcher sie an die schrecklichste Periode ihres Lebens erinnerte. Der Name Johnston aber, welchen sie auf den Anschlagzettel gelesen, und welcher mit dem Schicksal Noddys so eng verknüpft war, bewog sie, aufzuhorchen.

„Sie sind es, der die Wetten für Mr. Noddy entrirt?" fragte sie in gespannter Erwartung.

„Derselbe, meine theure Miß Nettice, ich sorge dafür, daß die reiche und vornehme Gesellschaft Richmonds Unterhaltung, Mr. Seyers eine gute Einnahme und Mr. Noddy einen immensen Gewinn hat. Aber ich hätte mir nicht träumen lassen," fügte er hinzu, „daß gerade Sie an so etwas Vergnügen finden."

„Ich bin nicht hier, Mr. Gamp, um mich an dieser rohen Vorstellung zu belustigen, wie die Andern. Die Angst um Noddy trieb mich her."

„Also sind doch Sie es und nicht die Andere!“ versetzte Mr. Gamp.

„Was?“

„Nun, er sagte so etwas von „„für sie sterben;““ ich vermuthete, es wäre die schöne Creolin.“

Ein schmerzlicher Zug zeigte sich um Netticens Lippen. Sie zögerte einen Moment mit der Antwort.

„Sagen Sie,“ hob sie dann wieder an mit bebender Stimme, „ist es denn wahr, daß Roddy sein Leben auf's Spiel setzt? Wird er wirklich das gefahrvolle Kunststück ausführen, das er auf dem Anschlagzettel versprochen?“

„Er wird es ausführen, Miß, so gut, wie er alle die andern Kunststücke ausgeführt hat, die ihm sämmtlich ganz hübsche Summen eingetragen haben. Vermuthlich wird er aber die sechstausend Dollars, welche heute gegen das Gelingen gewettet sind, nicht gewinnen.“

„Woraus schließen Sie das?“ fragte Belle-Boyd.

„Weil die Sache schwer ist, Miß.“

„Sie meinen, der junge Mann könnte ein Unglück haben, Mr. Gamp — oder Johnston?“

„Was meine Ansicht betrifft, so ist die in solchen Sachen maßgebend, Miß Belle-Boyd, und meine Ansicht ist, daß es unmöglich ist, auch nur zwei Minuten in dem Käfig des Königstigers da zu verweilen, ohne zerrissen zu werden.“

Er deutete bei diesen Worten auf den Käfig, in welchem das Raubthier, je mehr Zuschauer sich sammelten, desto emsiger und ruheloser auf und ab lief und desto blutlechzender in den Zuschauerraum hinabblickte.

Mit Grauen sah Nettice das Thier.

„Dort hinein?“ keuchte sie.

„Allerdings, Miß, dort hinein wird Roddo Roddini heute gehen, und Sie werden sehen, daß ich Recht habe. Wenn mich Jemand aufforderte, ich würde funfzehnhundert Dollars extra wetten, daß er nicht lebendig hinausgetragen wird.“

„Mann! Das sagen Sie und dulden, daß er es thut?!“

„Was kann ich thun? Es ist sein Wille, und Mr. Tucker und Mr. Alston und alle die andern Herren, welche gewettet haben, würden sich auch schwerlich damit zufrieden geben, des versprochenen Vergnügens verlustig zu gehen.“

„Wo ist Roddy? Ich muß ihn sprechen, ich muß zu ihm! Lassen Sie mich zu ihm!“ keuchte Nettice.

In diesem Augenblicke ertönte wieder die Glocke, das Zeichen, daß jetzt der dritte Theil der Vorstellung, die Production im Tigerkäfig, vor sich gehen werde.

Die drei Personen, welche sich eben unterhielten, hatten weder etwas von den Kunststücken der großen Elephanten gesehen, noch auch auf die Vorführung der beiden Azteken geachtet, die auch heute einen außerst kläglichen Anblick gewährten, denn auf ihren häßlichen Gesichtern lag große Bekümmerniß, und namentlich auf dem der männlichen Mißgestalt prägte sich eine Unruhe, eine Betrübniß und Aufregung aus, die dasselbe noch viel häßlicher machten, als es gewöhnlich der Fall war.

Mr. Mops hatte sie nach seinem Vortrag wieder in ihren Wagen hinaufsteigen lassen, und weder er, noch die beiden unglücklichen Mißgestalten hatten Lust, den sonst zum Programm gehörigen Tribut, eine Extrabelohnung für Mr. Mops, einzufordern.

Die Glocke ertönte gerade in dem Moment, als Nettice das Verlangen aussprach, zu Noddy geführt zu werden. Sie sprang auf und schien nicht übel Lust zu haben, auf's Gerathewohl irgendwohin zu gehen, um ihren Vorsatz auszuführen. Mr. Gamp aber hielt sie am Aermel ihres Kleides fest.

„Es geht nicht mehr, Miß," sagte er, „es ist zu spät! Das ist das Zeichen, daß der Thierbändiger seinen Wagen verläßt. — Da! Sehen Sie, er kommt! Rühren Sie sich nicht! Kein Laut, wenn Ihnen sein Leben lieb ist!"

„Lassen Sie mich!"

„Nein, Nein! Sie dürfen nicht! Sehen Sie, wenn er Sie bemerkte, Ihre Gegenwart würde ihn beunruhigen und ihn unsicher machen. Was Sie auch sehen mögen, stoßen Sie keinen Schrei aus! Jedes außergewöhnliche Geräusch könnte die Bestie noch wüthender machen. Ich kenne das, Miß. So lange der Thierbändiger und das Raubthier Auge in Auge einander gegenüberstehen, pflegt Alles gut zu gehen. Aber so wie die Aufmerksamkeit des Einen oder des Anderen durch etwas Außergewöhnliches abgelenkt wird, giebt's in der Regel ein Unglück. Sehen Sie, da ist Noddy! Setzen Sie sich, damit er Sie nicht sieht."

„Wie schade um ihn!" flüsterte Belle-Boyd.

Der junge Mann hatte in der That eine imponirende Figur. Die phantastische Tracht hob die Ebenmäßigkeit und Muskulosität seiner Gliedmaßen vortrefflich hervor.

Die Krone mit den Adlerfedern auf dem Kopfe, das Leopardenfell um die Schulter, der feste, ruhige Schritt, der Ernst, der Muth in seinem Feuerauge, und dabei doch eine gewisse Resignation in seinen Mienen — so hatte er in der That etwas Königliches und zugleich etwas ungemein Interessantes in seinem Aussehen.

Ohne auch nur im Vorbeigehen an dem Tigerkäfig das Thier anzublicken, ging er um denselben herum, stieg auf der Hinterseite

auf einer kleinen Treppe empor und öffnete die niedrige Thür in der hintern Bretterwand des Käfigs.

Da stand er nun, von dem zahlreich versammelten Zuschauerkreis durch das Eisengitter getrennt, mit dem furchtbaren Raubthier in demselben Raume

Der Tiger hatte bereits, als er das Rasseln an der Thür hörte, in seinen Bewegungen inne gehalten. Den Kopf halb zur Thür gewandt, blieb er, den Schweif weit von sich gestreckt, eine Vordertatze emporgehoben, völlig regungslos stehen.

Als sich die Thür öffnete, und Roddy mit lautem, festem Schritt eintrat und die Thür hinter sich zuwarf, ward das Thier durch das Plötzliche seines Erscheinens offenbar so verdutzt, daß seine mordgierigen Gedanken der Bestürzung Platz machten.

Zu der Ueberraschung kam noch das sichere und drohende Auge des Bändigers, das sich fest und durchbohrend auf das Thier heftete. Langsam schlich dasselbe, hart an den Stäben des Gitters sich entlang drückend, in den äußersten Winkel seines Käfigs, den Kopf halb seinem Gaste zugewandt.

Roddy stand ihm einige Secunden gegenüber, die Peitsche in der Hand, und Beide schienen abzuwarten, was der Andere zunächst unternehmen würde.

Es ist schwer zu sagen, welcher von beiden zuerst seine Stellung änderte. Sei es, daß der Tiger sich jetzt an den außerordentlichen Anblick gewöhnt hatte, und in ihm die Blutgier wieder erwacht war, sei es, daß Roddy ihn bewegen wollte, seinen Platz zu verlassen und aufzustehen, genug, fast gleichzeitig erfolgte ein Knallen der Stahlpeitsche, ein fürchterliches Brüllen und ein blitzschneller Sprung des Tigers auf Roddy zu.

Aber mochte der Sprung auch mit der Schnelle des Gedankens erfolgt sein, Roddys Aufmerksamkeit war die Absicht des Raubthieres nicht entgangen.

Er hatte den Sprung vorausgesehen, und schneller noch, als er erfolgte, trat er zur Seite. Der Tiger hatte ihn verfehlt, aber seine Wuth war nur desto mehr angestachelt. Sofort raffte er sich auf, und sprang von Neuem auf Roddy zu.

Diesmal indessen geschah es schon nicht mehr mit der Sicherheit wie das erste Mal, denn Roddys Blick und die Hiebe der Stahlpeitsche hatten den Tiger überzeugt, daß die Besiegung dieses Gegners viel schwerer sei, als er vermuthet hatte.

Er führte den zweiten Sprung nicht ganz aus, sondern unmittelbar vor Roddy, der regungslos und herausfordernd vor ihm stand, hemmte der Tiger seinen Anlauf, und sich zur Seite wendend schlich er um ihn herum, um ihn von hinten anzugreifen.

Roddy ließ ihn nicht aus den Augen.

So lange das Thier brüllte und blutlechzend den Rachen aufsperrte, so lange ließ er es völlig gewähren. Sobald es aber heimtückisch um ihn herumschlich, oder versuchte, sich zum Sprunge nieder zu kauern, da ließ er es seine Peitsche fühlen, und veranlaßte es, aufzuspringen und vor ihm zu fliehen.

Die Wuth des Tigers war nun grenzenlos und vergrößerte sich noch, je mehr er die Ueberzeugung gewann, daß er der Schwächere sei.

Hoch an den Eisenstangen richtete sich das Thier empor; sein Kopf ragte noch über Noddys Adlerfedern.

„Herunter!“ schrie Noddy, und zischend sauste die Stahlpeitsche über die Tatzen des Tigers.

Der Tiger stieß ein Schmerzgebrüll aus. Noddy stand unmittelbar neben ihm. Ein Schlag mit der Tatze mußte ihn treffen. Diesen Schlag schien Noddy zu erwarten. Er war gegen denselben gesichert, und nichts wäre mehr geeignet gewesen, dem Tiger für alle Zeiten Furcht und Respect einzuflößen, als wenn sich dieser überzeugte, daß seine Tatzen den Feind nicht verletzten.

„Hinunter!“ wiederholte Noddy, und mehrere Schläge der Peitsche trafen die Vordertatzen.

Da, wie der Blitz, schlug das Thier seine Krallen in Noddy's Brust. Mit beiden Vordertatzen stand es auf seine Brust gestützt, sein heißer Athem traf glühend giftig Noddy's Antlitz, aber unbeweglich blieb er stehen.

Athemlos schaute das Publicum der Scene zu, in jedem Augenblick erwartend, daß der kühne Jüngling werde zerrissen werden.

„Genug! genug!“ hörte man aus dem Publicum rufen. Selbst Mr. Tucker, der Viscount, Mr. Benjamin, ja vielleicht sämmtliche Gentlemen, welche sonst an solchen Scenen Vergnügen finden, mit alleiniger Ausnahme vielleicht von Mr. Wirtz, würden sich vollständig befriedigt erklärt haben, wenn Noddy jetzt den Käfig verlassen hätte.

Noddy hätte dies auch in der That gethan. Denn der Tiger, dessen Krallen vergebens das büffelederne Panzerhemd zu durchdringen suchten, wagte kaum, Noddy's Blick, dem er in wenigen Zoll Entfernung gegenüber stand, zu begegnen.

Die Last, welche Noddy zu tragen hatte, ging fast über seine Kräfte; aber er ertrug sie, denn er durfte dem Raubthier auch nicht die mindeste Schwäche zeigen. Seine Hand hielt den quecksilbergefüllten Griff der Peitsche so gefaßt, daß die geringste verdächtige Bewegung des Thieres den Tod desselben zur Folge gehabt hätte.

„Zurück!“ rief er, und sprang zur Seite.

Der Tiger fiel auf seine Vorderpanken herab. Aber Noddy hatte die Bewegung vielleicht zu schnell und zu wenig vorsichtig gemacht,

auf dem glatten Boden des Käfigs that er einen Fehltritt, glitt aus, stolperte und fiel. Augenblicklich sprang der Tiger hinzu und stand mit den Vordertatzen auf der Brust seines Feindes.

Es mochten nur Wenige im Zuschauerraume sein, die den Zusammenhang sahen. Viele meinten unstreitig, daß der Tiger ihn zu Boden geschlagen habe. Dieser selbst aber schien durch den unerwarteten Erfolg überrascht zu sein. Er regte sich nicht, und machte keine Miene, ihn anzugreifen. Die Furcht vor der Peitsche wirkte noch.

Da erscholl aus dem Zuschauerraum ein markdurchdringender Schrei.

„Nobby! Er ist todt!" erklang Netticens Stimme zeternd durch die Menagerie.

Nobby zuckte zusammen. Vielleicht glaubte er Fanny's Stimme zu vernehmen, vielleicht erkannte er die Stimme nicht und war überrascht, sich bei Namen gerufen zu hören.

Unmerklich richtete er den Kopf empor. Aber diese einzige Bewegung, welche er machte, dieser einzige Moment, welchen er den Tiger aus den Augen ließ, genügte zu seinem Verderben. Der Rachen, welcher über ihm geöffnet war, schlug sich in dem Moment, da er die Bewegung machte, über seiner Schulter zusammen.

Des Tigers Zähne gruben sich tief in sein Fleisch, und das Knacken der zerbrechenden Knochen konnte selbst im Zuschauerraume deutlich gehört werden.

„Rettet ihn, rettet ihn!" kreischte Nettice.

„Rettet ihn, rettet ihn!" wiederholten fast alle Zuschauer.

Wer aber wollte es wagen, der wüthenden Bestie, nachdem sie einmal Blut gekostet, ihren Raub zu entreißen? Mr. Seyers hatte sich längst in seinen Wagen eingeschlossen, schon ehe die Vorstellung begann; er hatte sich in weiser Vorsicht verbeten, daß ihm überhaupt Jemand Bericht erstatte, da er es vorgezogen hatte, es diesmal zu machen, wie sonst seine Frau, sich tief in die Betten zu verkriechen und die Decke über seinen Kopf hinauf zu ziehen. — —

Das plötzliche Geschrei im Publicum veranlaßte den Tiger einen Augenblick abzustehen.

Er hob den Kopf und schaute sich langsam um. Die Schulter, welche zerrissen war, war die rechte, und in der rechten Hand hielt Nobby die Peitsche; sie konnte ihm jetzt nichts nützen, denn er hatte in dem Arm nicht mehr die Kraft den rettenden Schlag auszuführen, und der geringste Versuch, die Peitsche mit der Linken zu erfassen, hätte den Tinger nur veranlaßt, seine Zähne auch in die linke Schulter zu graben.

Mr. Mops rannte verzweifelnd hin und her; er konnte nichts thun. Da er sah, daß Nobby noch nicht todt war, so wußte er

recht gut, daß etwa ein Schuß, den er auf die Bestie abfeuern würde, oder der Versuch, sie mit Stangen von ihrem Opfer weg zu treiben, dessen sicherer Tod sein würde.

„Bringt Stricke, Schlingen!" rief er dem übrigen Personal zu.

Der Tiger hielt mit den Vordertatzen seine Beute fest am Boden und hielt seine Augen auf den dicht am Gitter stehenden Wärter geheftet, als wäre er neugierig, zu erfahren, was dieser da im Schilde führe.

Die Aufmerksamkeit des Thieres war so in Anspruch genommen, daß es nicht gewahrte, wie sich rasch die Thür des Käfigs öffnete. Eine kaum menschliche Gestalt ward in derselben sichtbar, es war der Atzteke. In jeder Hand einen seiner Pfeile mit Feuersteinspitzen schwingend stürzte er sich auf das Thier los, welches überrascht durch diesen unerwarteten Angriff brüllend den Kopf zu ihm empor richtete.

Der Azteke stieß ein wahres Wuthgeheul aus, das das Brüllen des Tigers noch übertönte. Einen der Pfeile bohrte er in den Nacken des Raubthieres; doch noch ehe er auch mit dem zweiten zum Stoß ausholen konnte, hatte ihn eine Tatze des Tigers neben Noddy niedergestreckt.

Diese Secunde Zeit aber genügte Noddy, der selbst in der Todesgefahr seine Geistesgegenwart nicht verloren hatte, mit der Linken den Griff der Peitsche zu erfassen.

Der Kopf des Tigers fuhr zu ihm hernieder, seine Zähne wollten den Hals des Opfers umfassen; allein, noch ehe das geschah, ward der Schlag geführt, und mit einem schweren Fall sank das furchtbare Thier leblos zu Boden.

Noddy hatte noch die Kraft, aufzustehen, und den Azteken, der blutend da lag,mit dem linken Arm aufzuheben. Allein noch ehe er den Käfig verließ, sank er, durch Ueberanstrengung seiner Kräfte und Blutverlust ermattet, ohnmächtig mit seiner Bürde nieder.

Hunderte sprangen jetzt herbei, um die beiden Leblosen wegzutragen. Ein Wundarzt war bereits bestellt. Das Lederwams wurde von Noddy's Schultern herunter geschnitten; eine Untersuchung ergab, daß er einen doppelten Schlüsselbeinbruch erlitten habe, und daß die Wunden so gefährlich seien, daß der Tod vielleicht bald erfolgen werde. Indessen sei eine Rettung nicht ganz unmöglich.

„Gott sei gelobt!" rief eine Stimme nach dieser Erkärung des Arztes, „daß er nicht ganz todt, daß noch Hoffnung ist, ihn zu retten."

Es war Nettice, welche von diesem Augenblicke an Noddy's Lager nicht mehr verließ.

Des Azteken schwache Brust war durch den Schlag der Tatze

des Tigers dermaßen verletzt, daß er bereits seinen Geist aufgegeben hatte, bevor er aus dem Käfig getragen wurde.

Es ist sicherlich das schönste Zeugniß für Robby's Character, daß ein Halbwilder, ein Wesen, das Alle mit den Thieren der Menagerie auf eine Stufe setzten, für ihn sein Leben hingab.

---

## Hundertundachtzehntes Kapitel.

## Ein Freudentag der Schwarzen.

Charleston erstreckt sich an der See anderthalb Meilen in die Länge. Die Vertheidigung der Stadt auf der Landseite besteht in einer Kette von starken Forts, welche einem andringenden Feinde eine starke Gegenwehr darbieten.

Die Stadt bot in militärischer Hinsicht ein zweites Sebastopol. Viele Monate hat die Belagerung gewährt und sowohl von der Seeseite wie von der Landseite ist mit Aufopferung und mit Aufwendung riesiger Kräfte gekämpft worden.

Die größten Kanonen, welche man je zur See verwandte, sind auf die Belagerung von Charleston verwandt worden, die mächtigsten Batterien, die zum Theil tausendpfündige Kugeln entsandten, sind auf der Landseite aufgepflanzt worden und haben Monate lang ihre verwüstenden Geschosse auf die Forts geschleudert, ehe es gelang, dieselben zu nehmen.

Das letzte Fort, welches man nahm, Fort Sumter, war gerade dasjenige, welches die erste Eroberung der Rebellen gewesen war. Mit der Einnahme des Forts Sumter hatte dieser blutige Bürgerkrieg vor vier Jahren begonnen; mit der Wiedereinnahme des Fort Sumter durch die Vereinigten-Staaten-Truppen war vier Jahre später der Bürgerkrieg so gut wie entschieden.

Was jetzt noch übrig blieb, war verhältnißmäßig leicht.

Wir überspringen einen Zeitraum von sechs Monaten. Grant war vom Potomac her unmittelbar gegen die Hauptstadt vorgerückt, unaufhaltsam bis vor Petersburg gedrungen, hatte dort blutige Schlachten geliefert, die auf beiden Seiten mehr als hunderttausend Todte kosteten, hatte die mörderischen Gefechte an der Weldon-Bahn

gehabt, Gefechte, derengleichen man in der neueren Kriegführung für vollständig unmöglich gehalten hat.

Die Rebellion in ihren letzten Todeszuckungen suchte noch so viel Verderben wie irgend möglich anzurichten. Minen waren überall angelegt, und ganze Regimenter wurden in die Luft gesprengt, zum Theil die Regimenter der Rebellen selber.

Das Gefängniß zu Libby, welches bekanntlich der Commandant Alston hatte unterminiren lassen, und welches mit fünfzehn tausend Kriegsgefangenen bevölkert war, sollte ebenfalls in die Luft gesprengt werden.

Edward Brown's Schlauheit und Geistesgegenwart war es gelungen diese entsetzliche That zu verhindern.

Wir wissen, Edward Brown befand sich früher selbst als Gefangener dort; theils durch seine eigenen Beobachtungen, theils durch Scipio's Berichte hatte er erfahren, was im Werke sei, und ihm war es gelungen, einige Officiere zu gewinnen, welche sich in der Schlacht an der Weldon-Bahn freiwillig gefangen nehmen ließen.

Ihnen hatte er einen Situationsplan des Gefängnisses mitgetheilt und eine genaue Beschreibung von der Lage der electrischen Drähte, welche von dem Wohnhause des Commandanten zu den Minen unter dem Gefängnisse führten.

Im Hause des Commandanten befanden sich die electrischen Batterien, durch welche die Pulverminen entzündet werden sollten.

Die beiden Officiere, welche sich gefangen nehmen ließen, wurden, wie fast alle Officiere nach dem Libbygefängniß gebracht; die Einnahme von Petersburg sollte das Signal sein, das Gefängniß in die Luft zu sprengen.

Ein einziger Funke — und fünfzehn tausend Menschen sollten verstümmelt unter dem Schutt des Gefängnisses begraben werden.

Die electrischen Batterien gaben den Funken, aber derselbe zündete nicht, denn — die Drähte waren durchschnitten.

Fünfzehn tausend Menschenleben waren gerettet durch Edward Brown's Schlauheit und die Geistesgegenwart zweier Officiere der Vereinigten-Staaten-Armee.

Die Geschichte hat uns die Namen dieser Offiziere aufbewahrt, einer derselben ist ein Deutscher, ein Berliner, Namens Francis Räbel, der andere ein Amerikaner, Namens John Walker.

Nach der Einnahme von Petersburg erlitten die Rebellen Niederlage auf Niederlage. So sicher sie aber auch ihr Ende vorhersehen konnten, ihr Trotz ward nicht gebeugt. Selbst in den eroberten Städten setzte man den Besatzungen einen Widerstand entgegen, der ans Unglaubliche grenzt.

Die Besatzungen hatten nicht allein mit der männlichen Bevölkerung der eroberten Städte zu kämpfen, nein, selbst die Weiber

wandten all ihren Einfluß auf, moralische wie materielle Hindernisse den Eroberern zu bereiten.

Die verwöhnten Ladies in Charleston beispielsweise machten, als die Stadt erobert war, alle möglichen Anstrengungen, um der Besatzung den Aufenthalt zu verleiden. Sie kauften, selbst mit Aufopferung ihrer Pretiosen alle Nahrungsmittel, welche nach Charleston gebracht wurden, auf, und warfen sie ins Meer, um sich selbst und die Besatzung auszuhungern. Soldaten, welche in irgend ein Quartier geschickt wurden, mußten in jedem Moment Vergiftung ihrer Betten, Vergiftung des Zimmers oder doch irgend welche empfindlichen Chitane befürchten. Es war eine Zeit lang sogar der Gebrauch vergifteter Kerzen in Anwendung gekommen, welche man in den Zimmern der Offiziere anzündete.

Auf den Straßen hatte man Torpedos vergraben, und Reiter und Wagen geriethen nicht selten in die größte Gefahr. Die Stadt, welche sich sonst durch ihre peinliche Reinlichkeit vor allen Städten der Welt auszeichnet, welche selbst New-York und Washington in dieser Hinsicht bei weitem übertrifft, sie glich jetzt einer schmutzigen Provinzialstadt.

Aller Unrath, welcher aus den Häusern ausgekehrt wurde, alle Speiseabgänge und Fleischreste wurden auf die Straße geworfen, um dadurch die Luft zu verpesten.

Dazwischen lag altes Gerümpel überall umher, so daß ein geschlossener Marsch von Soldaten unmöglich war, und die Patrouillen sehr oft genöthigt waren, erst ein Hinderniß wegzuräumen, ehe sie weiter gehen konnten. Kurz, der Dienst der Besatzung war ein eben so schwieriger, als gefährlicher.

Grant hatte zum Commandanten der Stadt einen General ernannt, der zu Anfang des Bürgerkrieges einen besonderen Ruf genoß, den General Buttler.

Wir haben denselben im Verlauf unsererer Geschichte nicht erwähnt, da er in der letzten Periode des Krieges wegen einiger verlorner Schlachten etwas in den Hintergrund tritt.

Buttler hatte anfangs in seiner Stellung als Commandant Charlestons diejenige Rücksicht genommen, welche er den Bewohnern einer Stadt schuldig zu sein glaubte, die die reichste und vornehmste von allen Städten des Südens ist. Allein durch das Benehmen der Bevölkerung selber wurde er dazu gedrängt, in wahrhaft barbarischer Weise gegen dieselbe zu verfahren.

Wir erwähnten bereits der durch Schmutz und Unrath verunreinigten und verpesteten Straßen. Buttler erließ einen Befehl, daß binnen drei Tagen die Straßen ausgekehrt und gereinigt werden sollten. Indessen Niemand fand sich dazu.

Es war von den Rebellen allen Arbeitern in Charleston unter-

sagt, auch nur eine Hand anzulegen, ja, man versah Arbeiter und Arbeiterinnen mit Geld, um die Stadt verlassen zu können, nur damit sich Niemand fände, die Straßen zu reinigen.

Buttler setzte in Folge dessen einen letzten Termin an, und drohte der Bevölkerung, daß er Leute commandiren werde, die Straßen zu reinigen, und daß von diesem Geschäft auch die vornehmsten Bewohner nicht ausgeschlossen sein sollten.

Der Termin ging vorüber, und Niemand hatte auch nur Anstalt getroffen, dem Befehl nachzukommen. Da schickte Buttler in jedes Haus eine Anzahl Soldaten und ließ die renitentesten der Herren und Damen herausführen, ihnen dort Geräthschaften in die Hand geben und sie zwingen, selber die Straße zu reinigen.

Es war ein Zetergeschrei und ein Schimpfen, das alle Straßen erfüllte. Den zierlichen Dandy und die Lady in Seidenrobe mit Schaufel und Besen in der Hand die Straßen reinigen zu sehen, das war ein Anblick, der die Bewohner der Stadt auf's Aeußerste empörte.

Unter den Damen, welche hierzu verurtheilt wurden, befand sich unter anderen auch Belle-Boyd, und unter den Herren, welche sie bei dem Geschäft unterstützten, befanden sich auch Mr. Tucker und Mr. Alston.

Belle-Boyd hat vor kurzer Zeit ihre Memoiren herausgegeben, aus welchen wir einen Theil der erzählten Ereignisse entnommen haben. Sie nennt darin den Commandanten von Charleston nie anders als „„das Vieh Buttler,“ “ und sie hat von ihrem Standpunkte aus ganz bestimmt ein Recht zu diesem Titel.

Indessen muß es zur Rechtfertigung des Generals hier erwähnt sein, daß derselbe sich sicherlich nicht zu einem so brutalen Verfahren hätte hinreißen lassen, wenn er nicht durch die Bevölkerung selbst dazu genöthigt wäre.

Unzählige Versuche, die Stadt wieder zu erobern, mißglückten, und alle Anstrengungen, welche gemacht wurden, um das Schicksal der conförderirten Staaten wenigstens zu hemmen, waren vergeblich.

Unaufhaltsam rückte Grant gegen Richmond, unaufhaltsam drang Sherman gegen Savannah und Burnside von Tennesse aus ins Innerste der Rebellenstaaten vor.

Um Petersburg und Richmond concentrirte sich der Kampf. Dahin zog Lee seine letzten Streitkräfte zusammen, eine ungeheure Armee. Aber so groß auch die Zahl der Rebellen war, ihr Geist war schon gebrochen und ihre Organisation bis zu solchem Grade erschüttert, daß ihre einzige Hoffnung in der Erlangung einer Frist bestand, in welcher es der verendenden Hyder vergönnt sein möchte, noch einmal zu Athem zu kommen.

Aber Grant gewährte diese Frist nicht.

Näher und näher rückte der siegreiche Feind der Hauptstadt der Rebellen.

Die Führer der Rebellion streuten Gold mit vollen Händen, um noch vor dem Beginn des letzten Entscheidungskampfes neue Streiter anzuwerben. Haß und Wuth trieben sie zum Aeußersten. Sanders, Breckenridge, Cleary, welcher bereits seit längerer Zeit aus Canada zurückgekehrt war, Thompson; sie hatten noch nicht alle Hoffnung aufgegeben.

Jefferson Davis, der Rebellenpräsident war der Einzige der Männer an der Spitze der Conföderation, welcher völlig den Kopf verlor.

Jede neue Nachricht von einem Siege der Unionsarmee erfüllte ihn mit neuem Schrecken.

Vergebens sprachen ihm seine Freunde Muth und Vertrauen ein. Vergebens lehrten ihn ihre Beispiele kühn der Gefahr entgegen zu gehen; vergebens baten und beschworen sie ihn, nicht durch sein Beispiel das Signal zu totaler Verzweiflung zu geben — der elende Feigling, den nur Phrase und Heuchelei auf diesen Posten gebracht hatten, war der Erste, welcher der Fahne, die er selbst aufgesteckt, den Rücken wandte. Mit Hülfe einiger bestochener Gauner gelang es ihm, sein eigenes und des Staats Vermögen fort zu schaffen und mit seiner Frau und Tochter heimlich, bei Nacht und Nebel zu entfliehen.

Es war am Morgen des 1. April 1865, als er fern von Richmond in einer Farmhütte die unwürdige Vermummung mit sich vornahm, in welcher man ihn später ergriff.

Man suchte seine Flucht den Bürgern zu verheimlichen, denn denselben Tag begann die Entscheidungsschlacht bei Petersburg, die blutigste, welche in diesem blutigen Kriege geschlagen wurde.

Drei Tage währte diese Schlacht. 50,000 Todte bedeckten das Schlachtfeld, da war der Sieg entschieden. Lee's Armeen zogen sich zurück, und Grant hatte das Feld.

Namenlose Anstrengungen, ermüdende Märsche, Hunger und Entbehrungen, Krankheit und mangelhafte Quartiere, das Alles hatte die Unionsarmee erschöpft, und auf diese Erschöpfung baute Lee neue Hoffnung. Allein er unterschätzte die Ertragungsfähigkeit von Grant's Truppen.

Mit einem Blick die ungeheuren Vortheile messend, die er schon errungen, erkannte der unvergleichliche Feldherr, bis zu welchem Grade seine Soldaten noch einer Anstrengung fähig seien. Ohne Anruf an seine Truppen, ohne selbst in einem Tagesbefehl ihrer schon gemachten Leistungen zu gedenken, ohne sich also der sonst gewöhnlichen Hülfsmittel zu bedienen, um die schon durch beispiellose

Strapazen geschwächten Soldaten anzufeuern, lediglich durch den einfachen Befehl zum abermaligen Ausrücken an ihr Bewußtsein appellirend, daß sie den Feind schon geschlagen und jetzt nur noch zu vernichten hätten, ging es am Morgen des 3. April schon wieder auf den Marsch.

Richmond, das bereits freiwillig seine Thore geöffnet hatte, mochte erwarten, Grant im stolzen Siegesgefühl in seine Thore einmarschiren zu sehen, aber der Ehrgeiz des edlen Bürgergenerals verschmähte einen solchen Triumphzug.

Petersburg aber, das ihm so lange getrotzt, das neun Monate hindurch mit Ketten an den Himmel geschmiedet schien, sah im Morgengrauen dichte Schaaren durch seine Straßen sich wälzen und behenden Schrittes westwärts ziehen, als sei es nicht einmal der Mühe werth, einen Ort bei Tageslicht anzusehen, der so viele Kämpfe, so viele Menschenleben gekostet hatte.

Das war Grant mit seinen siegreichen Legionen, welcher auszog, Lee in seinen neuen Schlupfwinkeln aufzusuchen.

An demselben Tage zog auch die neue Besatzung der Residenz der Rebellen in die ohne Schwertstreich übergebene Stadt ein.

Es war nicht der gefeierte Feldherr, welcher an der Spitze seines Heeres durch die Straßen ritt und stolz herabblickte auf die besiegte Einwohnerschaft — nein, der General Weitzel war es, welcher an der Spitze seiner Schwarzen in die Thore Richmonds einzog.*)

Welche Demüthigung! Für Aufrechterhaltung der Sklaverei hatten die Rebellen die Opfer gebracht, und die verachtete, gemißhandelte Rasse der Schwarzen war es, welche den Auftrag erhielt die Hauptstadt ihrer ehemaligen Unterdrücker zu besetzen!

Der Ingrimm der Bewohner kannte keine Grenzen; die Wuth der Sklavenzüchter war auf's Höchste gesteigert, als sie sämmtliche Schwarzen Richmonds, jubelnd dem Zuge entgegen ziehen und die freien Stammgenossen begrüßen sahen.

Frei! — Frei! — Welch beseligendes Gefühl für die Unglücklichen, welche in der Sklaverei geboren unter der Peitsche aufgewachsen und unter der Tyrannei herzloser Barbaren geschunden waren. Die Weiber und die Greise vergossen Thränen und küßten die Hände ihrer schwarzen Brüder, die Jünglinge ballten die Fäuste gegen die Palais ihrer Peiniger und im Wonnerausch des Freiheitsgefühls fand ihr Jubel kein Ende.

Ueberall giebt es Feiglinge und Verräther, auch unter den Schwarzen. Viele waren bei ihren Stammgenossen so verhaßt wie

---

*) Siehe die Illustration Seite 769.

wie sie von den Weißen verachtet waren. Das waren Diejenigen, welche in feiger Augendienerei die Ruthe geküßt hatten, unter deren Streichen sie bluteten, welche sich zu gehorsamen Werkzeugen ihrer tyrannischen Herren herabgewürdigt, welche selbst hatten Hand anlegen helfen zur Unterdrückung ihrer Brüder.

Zu diesen gehörte auch der Neger, welcher fern von der jubelnden Menge der Schwarzen die Yorktownstreet entlang schlich, scheu um sich blickend, als fürchte er jeden Augenblick einen Faustschlag eines seiner befreiten Brüder zu erhalten.

Eben ging er an Mr. Breckenridge's Palais vorüber, da stürzte aus dem Thor ein alter Neger. Die Freude hatte seinen alten steifen Gliedmaßen die Geschmeidigkeit der Jugend verliehen, denn im schnellsten Laufe stürmte er über die Straße.

„Zurück!" rief er dem Andern zu; „Wo willst Du hin? — Von da kommen sie!"

Der Angeredete wandte sich nach ihm um. Kaum aber hatte der Alte dessen Gesicht gesehen, als er verächtlich sich umdrehte und ausspeiend rief:

„Ha, Du bist es, Scip, — Du Kuppler und Niggerschinder. Dein Geschäft ist aus, hüte Dich nur, daß es Dir nicht an den Hals geht. — Pfui über Dich!"

„Still, Graukopf," brummte der Andere, „noch ist meine Faust stark genug ein Dutzend von Deiner Sorte zu Boden zu schlagen. Geh Deiner Wege und sieh Dich vor."

Der Alte wollte antworten, als er plötzlich seinen Namen hörte.

„Pet!" rief eine weibliche Stimme aus einem Wagen, welcher eben vor Breckenridge's Hause hielt.

Pet kannte diese Stimme und mit einem Freudenschrei stürzte er auf den Wagen zu.

Derselbe war rings verschlossen und vor den Fenstern hingen grüne Seidenvorhänge. Einer derselben war ein wenig zurückgeschoben, und in dem Gesicht an der Glasscheibe erkennen wir Miß Esther Brown.

Sie ließ das Fenster herab, als Pet sich näherte.

„Miß Esther," rief der Neger ihr Kleid an seine Lippen drückend, „Sie kommen zu einer guten Stunde. Alle Nigger sind freie Leute, und Pet ist auch ein freier Mann. Ich habe dem Hause da" — er deutetete auf das Hôtel des ehemaligen Kriegsministers — „für immer Ade gesagt. Schade, schade daß Breckenridge an diesem Freudentage nicht hier ist."

„Er ist nicht hier? — Ich wollte zu ihm."

„Sie, Miß? — Ah ich verstehe, eine alte Rechnung auszugleichen."

Esther ließ diese Bemerkung unerwiedert.

„Wo ist er?“

„Fort, Miß. Verbirgt sich. Gestern früh mit Massah Berckley abgereis't.“

„Woh in?“

„Sie haben Niemandem gesagt wohin; aber“ — hier sah sich Pet vorsichtig um, ob nicht ein Lauscher in der Nähe sei, — „ich weiß wohin er gegangen ist.“

Er näherte seinen Mund Esther's Ohr und flüsterte ihr einige Worte zu. In der nächsten Minute kehrte Esthers Wagen um und fuhr die Straße zurück, woher er gekommen.

---

## Hundertundneunzehntes Kapitel.

# Der einzige Freund.

Als Pet um sich blickte, war Scip, der ehemalige Gehülfe der Mrs. Bagges, verschwunden.

Er konnte nur in eins der nächsten Häuser getreten sein, diese aber waren die Hôtels von Breckenridge, Sanders, Cleary, Tucker und Berckley. Was konnte er dort zu thun haben? — Wunderbar! —

Kopfschüttelnd setzte Pet seinen Weg fort.

Die Yorktownstraße war wie ausgestorben, um so mehr mußten dem Neger zwei Menschen auffallen, welche von Springhill her die Straße entlang kamen.

Die beiden Leute hätten ohnehin schon Aufmerksamkeit erregen müssen, denn sowohl ihre Person als ihr Benehmen hatten, namentlich in dieser Gegend der Stadt, etwas Auffälliges.

Es war ein hoch und muskulös gewachsener Jüngling, welcher an seinem Arm ein Mädchen führte.

Der erstere verrieth sich durch seine gelbliche Gesichtsfarbe, durch die ein wenig aufgeworfenen Lippen und sein rabenschwarzes lockiges Haar, sofort als den Abkömmling eines Schwarzen. Das Mäd-

chen an seiner Seite hatte einen zarten, weißen, fast durchsichtigen Teint. Ihr Wuchs war schlank, ohne einer gewissen Rundung der Form zu entbehren: ihre Züge waren weich, und ihr blaues Auge glänzte in engelgleicher Milde und Sanftmuth. Die Kleidung der Beiden war sauber und der Mode der besten Stände gemäß, aber einfach und ohne Koketterie.

Ein schönes und vornehmes weißes Mädchen am Arm eines Farbigen, das war bisher in Richmond eine seltene Erscheinung. Um so weniger war es Pet zu verargen, daß er die Eile seiner Schritte hemmte und expreß nach der andern Seite der Straße hinüberging, um sich das Paar näher zu betrachten.

Kaum aber sah er des Jünglings Züge, als er seine Hand ergriff und herzlich schüttelte.

„Noddy, Junge — kennst Du Deinen alten Freund nicht mehr? — Erkennst Du den alten Pet nicht?"

Noddy, kein Anderer war der Jüngling, erwiederte den Gruß des Schwarzen mit Herzlichkeit.

„Du kommst mir in den Weg, wie gerufen," sagte er. „Du kannst mir ohne Zweifel das Haus Mr. Cleary's zeigen."

„Gewiß, mein lieber Junge. Dort, dort, das dritte Haus von hier. — Aber wundern muß ich mich, daß Du Deinen ehemaligen Herrn gerade heute aufsuchst. — Oder ziehst Du vor, das Eigenthum Deines ehemaligen Herrn zu bleiben, statt von der Freiheit Gebrauch zu machen?"

„Du weißt, Pet, daß ich nicht Einer von Denen bin, welche ihre Brüder verrathen, um den Weißen zu gefallen.

„Das weiß ich, Noddy, Du warst schon als Knabe ein braver Bursche und hast stets auf der Seite der Schwarzen gestanden, aber warum willst Du zu Cleary?"

„Es ist nicht mein ehemaliger Herr, den ich aufsuche, es ist mein Wohlthäter, Pet. — Jetzt ist die Zeit da, daß ich meine Schuld gegen ihn abtragen kann."

„Sehr brav! Geh, mein Junge. — Wer aber ist die schöne Miß? — Ei, ei, hätte es noch vor acht Tagen nicht gewagt mit einem Mulatten Arm in Arm durch die Straßen von Richmond zu gehen."

„Um Vergebung!" antwortete das Mädchen im freundlichem Tone, „ich hätte mich vor Niemandem geschämt."

„Das bestätige ich," fügte Noddy hinzu. „Diese junge Dame, Pet, Miß Nettice, ist mir eine treue Schwester gewesen seit den Tagen meines Unglücks. Ich schulde ihr vielen, vielen Dank!"

Nettice drückte leise, wie zum Vorwurf, Noddys Arm.

„Ich weiß Du hörst es nicht gern," sagte er, „Du gute Seele,

aber tief in meinem Herzen fühle ich, was Du mir warst und bist. — Adieu Pet. Auf Wiedersehen im Lande der Freiheit."

Noddy schritt mit seiner Begleiterin auf das bezeichnete Haus zu. Kein Portier öffnete, Alles war wie ausgestorben. Selbst auf dem Hausflur, wo sich sonst stets ein Diener aufzuhalten pflegte, war Niemand zu sehen, und ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen, stiegen sie die Treppe hinan.

Auch die Thür des Vorzimmers stand offen. Sie traten ein. Noddy schwankte, ob er hier warten, bis sich ein Diener sehen lasse, oder ob er weiter gehen sollte.

Noch ehe er darüber zum Entschluß kam, hörte er im Nebenzimmer Stimmen.

Er bemerkte, daß die Thür, welche in dasselbe führte, nur angelehnt war. Er ging auf dieselbe zu, um hinein zu gehen.

Plötzlich aber hielt er inne.

„Es ist Mr. Cleary's Stimme," flüsterte er seiner Begleiterin zu. „Laß uns warten bis er allein ist."

Sie konnten deutlich hören, was drinnen gesprochen wurde. Es war der Schluß einer Unterredung, welche Cleary mit einem Unbekannten führte.

„Ich habe nichts mehr zu vergeben, als dieses Haus," hörten sie Cleary sagen, „es ist mein letztes Eigenthum. Alles Andere hat der Krieg verschlungen. — Sieh her, hier ist die Verschreibung: das Haus mit allem, was darin ist, gehört Dir, sobald Du mir Gewißheit giebst, daß Du den Auftrag ausgeführt. In der Stunde, da Du mir das Bewußte bringst, händige ich Dir die Verschreibung aus."

„Sie hält sich also gegenwärtig in Washington auf?" fragte der Unbekannte.

„In Washington, im Hause eines gewissen Spangler, vielleicht auch im Boardinghause der Mrs. Surratt."

„Wie soll ich Ihnen aber den Beweis liefern, daß ich Ihren Auftrag ausführte?"

„Ich kenne die Ringe genau, eine Täuschung kann nicht stattfinden."

„Die Rechte muß es sein?"

„Die Rechte."

„Wir sind einig Mr. Cleary. Sie sollen pünktlich bedient werden."

Wenige Minuten später öffnete sich die Thür, und heraus trat ein Neger in welchem Noddy und Nettice zu ihrer Ueberraschung den Sclaven der Mrs. Bagges erkannten, Scip, dessen widerwärtige Physiognomie in diesem Augenblicke etwas an sich hatte, das Noddy

an die Semiramis erinnerte, welche damals den unglücklichen Tomahuhu zerfleischte.

Wäre Noddy diesem Menschen an irgend einem andern Orte begegnet, er hätte ihn nicht ungezüchtigt seines Weges gehen lassen, hier aber im Hause seines Wohlthäters kämpfte er die in ihm aufsteigende Wuth nieder.

Scip schlüpfte grinsend an ihm vorüber zur Thür hinaus.

Sein Anblick hatte Noddy dermaßen alterirt, daß er einige Minuten gebrauchte, um sich erst wieder zu sammeln. Während dieser Zeit hörte er, wie Cleary mit starken Schritten im Nebenzimmer auf- und abging, von Zeit zu Zeit einige unverständliche Worte vor sich hin murmelnd.

„Das letzte, was mir noch zu thun oblag, ist geschehen! — Ihre Hand der Lohn für seine That! — Er soll sie haben!..."

Es trat eine Pause ein, in welcher sein Athem hörbar keuchte. Dann hob er wieder an:

„O Gott, wie habe ich sie geliebt! — Verloren! — Einsamkeit und Armuth ist mein Loos. — Mein Reichthum ist dahin, Freunde hatte ich nie, und die ich hatte, wandten dem ruinirten Mann den Rücken! — Grausames Geschick! — Arm und allein auf der Welt!"

„Nicht allein, Mr. Cleary!" rief in diesem Augenblicke Noddy's Stimme, welcher durch die Thüre eintrat. „Wollen Sie diese Hand nicht verschmähen, Sir, so haben Sie einen Freund, Sie nie mehr im Stiche lassen wird."

Er reichte Cleary seine Hand.

Cleary blieb überrascht stehen, bald Noddy mit verwirrten Blicken messend, bald die schüchtern im Hintergrunde stehende Nettice betrachtend. Er bedurfte einiger Zeit um sich zu sammeln, uns zu überzeugen, daß er den lange todt geglaubten Negerknaben vor sich sehe. Dann ergriff er die dargebotene Hand mit beiden Händen und zog Noddy an seine Brust.

„Wahr Noddy!" rief er, „Du warst mein einziger Freund von jeher, in der Stunde der Gefahr und des höchsten Elends erscheinst Du mir als rettender Engel, und das jetzt mehr als damals, da Du mich den Händen der Mörder entrissest! — Komm an mein Herz, Du, nicht mehr mein Sclave — mein Sohn!"

Noddy legte, während Cleary ihn umarmte, seinen linken Arm um seine Schulter, unbeweglich blieb der rechte. Cleary mochte das auffallen.

„Du bist verwundet?" fragte er.

Noddy nickte.

„Verwundet, ja, aber nicht im Kriege. Meine eigene Vermessenheit



Leichenfeier des Präsidenten Lincoln in Chicago.

hat mich zum Krüppel gemacht, mein Ehrgeiz, meine Vermessenheit war Schuld daran."

Netticens Lippen flüsterten den Namen „Fanny."

So leise sie auch sprach, Roddy hörte sie doch.

„Fanny!" wiederholte er mit bitterm Lächeln mehr zu sich selber als zu Cleary sprechend. „Als Knabe opferte ich die Hand für sie, als Jüngling den Arm, hätte ich sie glücklich machen können, ich hätte mein Leben für sie geopfert."

„Und Fanny?" fragte Cleary, „wo ist sie?"

„Ich weiß es nicht, Mr. Cleary," antwortete Roddy. „Meinem Schutz ward sie zwei Mal entzogen. Das erste Mal zu Nashville da man mich fortschleppte. Nach langem Suchen fand ich sie wieder. Ich that für sie was ein Bruder für sie zu thun schuldig ist. — Da warf mich dies Leiden" — er deutete auf seinen steifen Arm — „auf ein langwieriges Krankenlager. Seit der Zeit, es sind sechs Monate, sah ich sie nicht mehr."

„Du konntest sie im Stiche lassen, Roddy? — Du hast Dich nach Deiner Genesung nicht um sie gekümmert?"

Roddy schüttelte schmerzvoll den Kopf.

Mehr als einmal hatte Nettice versucht statt seiner zu antworten, aber immer hatte ein Blick des Freundes ihr Schweigen auferlegt.

„Sie hat einen andern Beschützer gefunden," antwortete Roddy endlich mit schwermüthigem Ausdruck.

„Ach ich verstehe!" rief Cleary, „sie verschmäht die Fürsorge des Bruders. Ha, das ist das Vorurtheil, das ihr — Dank der Erziehung ihrer Mutter — durch jenen nichtswürdigen Geistlichen eingeimpft wurde. — Oh ich kann mir's denken; der Freund und Beschützer wurde krank, sie pflegte ihn nicht, sie hielt es unter ihrem Rang ihm mehr als oberflächliche Theilnahme zu zeigen, sie knüpfte Bekanntschaften an, vor welchen sie der treue Freund nicht hat warnen können, und als dieser endlich sich vom Krankenbette erholt, da hat er sie verachten gelernt und wendet ihr den Rücken."

„O mit nichten!" fiel hier Roddy ein, „ich habe sie in vielen Briefen — da ich sie nicht sprechen durfte — beschworen, Mr. Tucker's Schutz von sich zu weisen und den Bruder für sich sorgen zu lassen. Sie wollte es nicht."

„Also Tucker, der Wüstling, warf sich zu ihrem Beschützer auf? Mein Himmel, so ist auch meine Tochter mir verloren."

„Ist sie es Mr. Cleary, was ich fast fürchte, so führe ich Ihnen hier eine neue Tochter zu, ein Wesen, dessen edles Herz ich während meines Krankenlagers kennen und schätzen lernte. Sie war Fanny eine treue Gefährtin im Unglück, und wäre es auch im Glück gewesen, wenn Fanny sie nicht von sich gestoßen hätte."

„Dank — Dank!" rief Cleary, Netticens Stirn mit seinen Lippen berührend. — „Roddy und Sie, meine Tochter, wie soll ich Euch lohnen und danken. Mein Reichthum ist hingeschwunden, selbst der Platz, wo wir stehen, gehört mir nicht mehr, ich bin ärmer als einst der ärmste meiner Beamten."

„Auch das Unglück hat sein Gutes," antwortete Roddy tröstend. „Im Unglück erst lernt man den Werth der Herzen kennen und die falschen von den treuen unterscheiden. Ich habe mir, Gott sei Dank so viel erworben, daß meine Zukunft gesichert ist. Fanny hat mir ihre Hauseinrichtung, ihre Equipagen und die Kapitalien, die ich ihr zur Verfügung stellte, zurückgegeben, so bin ich in der Lage irgend wo im Lande eine Besitzung zu kaufen, welche uns Allen ein sorgenfreies Leben gestattet. Wollen Sie uns begleiten, Mr. Cleary? Sie könnten mich durch nichts glücklicher machen, als wenn Sie mir gestatten, Ihnen durch die treue Pflege eines Sohnes die Liebe zu vergelten, welche Sie dem verachteten Negerknaben allezeit erwiesen haben."

Das Gespräch wurde unterbrochen durch ein Geräusch auf der Straße.

Roddy eilte an's Fenster.

„Retten Sie sich, Mr. Cleary!" rief er, nachdem er einen Blick hinausgeworfen. „Man kommt. Eine Abtheilung Negersoldaten besetzt die Häuser."

Cleary erbleichte. Doch schnell gefaßt sagte er:

„Es giebt einen Ausweg — das Ritterhaus."

„So eilen Sie, ich selbst werde zurückbleiben, um die Nachsuchenden aufzuhalten, oder von Ihrer Spur abzulenken."

„Nein Roddy!" entgegnete Cleary, „Du trennst Dich nicht mehr von mir. Ihr Beide, Ihr begleitet mich, sei dann mein Schicksal welches es wolle."

Es war keine Zeit zu verlieren. Denn schon drangen Bewaffnete in's Haus.

Wie schon erwähnt, führten von all' den in diesem Stadttheil gelegenen Palais von den Parks aus Wege nach dem Ritterhause. Von Mr. Cleary's Hause aus mußte man, um dahin zu gelangen, den Park Mr. Tucker's passiren. Hier angekommen, sahen sie diesen in wilder Eile durch die Laubgänge stürzen der Gegend zu, wo das Venusschloß lag. Bei einer Biegung des Weges rannte er Cleary und seine beiden Begleiter beinahe über den Haufen.

„Wohin?" rief ihm Cleary zu und trat ihm in den Weg.

Tucker blieb überrascht stehen.

„Mich flüchten," antwortete er dann und wollte weiter.

Cleary vertrat ihm von Neuem den Weg.

„Nicht weiter Sir — sprechen Sie erst, was aus meiner Tochter geworden ist."

„Ihre Tochter?" antwortete Tucker spöttisch. „Sie können sie noch heute haben, wenn Sie wollen."

„Sie ist hier?"

„Ja; aber lassen Sie mich jetzt."

„Ich begleite Sie. — Komm Noddy; der Gentleman darf uns nicht entkommen."

Tucker hatte bereits den Weg nach dem Venusschloß eingeschlagen.

Wäre Cleary allein gewesen, so würde Tucker ihm leicht entkommen sein. Noddy holte ihn gerade ein, als er die versteckte Thür, welche am Fuß des Berges sich befand, hinter sich zuzuschlagen im Begriff stand.

Noddy stemmte sich gegen die Thür und hielt sie offen, bis Cleary und Nettice herbeikamen. Tucker protestirte mit aller Gewalt gegen das unbefugte Eindringen in seinen Versteck, aber Cleary bestand darauf, ihm zu folgen. Sollte nicht der Lärm und das Zögern die Verfolger herbeilocken, so mußte Tucker endlich nachgeben und seinem ehemaligen Freunde und dessen Begleitern den Eintritt gestatten.

Sie stiegen die Treppe hinan und gelangten durch die Fallthür in die oberen Räume. Tucker öffnete eine Thür und ließ die Gäste eintreten in eins jener Zimmer, welche der Wüstling zum Aufenthalt der Opfer seiner Wollust hatte einrichten lassen. Er wollte sich entfernen; Cleary aber hielt ihn zurück.

„Wo ist Fanny, mein Kind?" fragte er mit drohender Stimme

Tucker lächelte höhnisch und deutete auf eine Thür.

„Wenn Sie sie durchaus sehen wollen, — ich habe nichts dawider."

Noddy öffnete die Thür.

Welch ein Anblick! — Da saßen auf dem Divan, auf welchem wir, als wir zum ersten Male in diese Räume eintraten, die schöne Camilla schlummernd fanden, zwei Mädchen. Beide so verschieden wie der Tag und die Nacht, und beide doch so schön! Camilla, die Farbige in jener verführerisch nachlässigen Toilette, welche expreß für Mr. Tuckers Sinnlichkeit berechnet war, neben ihr Fanny mit aufgelös'tem Haar und verweinten Augen. Sie hatte das Haupt an Camilla's Brust gelegt und schluchzte und war mit ihrem Schmerz so beschäftigt, daß sie die Eintretenden nicht gewahrte.

Erst als Noddy ihren Namen rief, da richtete sie das Haupt empor und blickte mit den thränenumflorten Augen um sich.

Kaum aber hatte sie die Eintretenden erkannt, da stieß sie

einen Schrei aus, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, und barg ihr Haupt wieder an Camilla's Brust.

„Fanny, mein Kind!" rief Cleary und eilte auf sie zu.

Sie machte einen Versuch, ihm entgegenzueilen, aber sie sank auf das Sopha zurück.

„Was ist Dir? Nach so langer Trennung, Fanny, diese Zurückhaltung?"

„Ich darf Dich nicht umarmen, mein Vater, ich bin nicht werth, Dein liebes Antlitz zu schauen!" stöhnte sie.

„O, mein Gott, was ist geschehen? Sprich, Fanny, Du folterst mich, was hast Du? Was bedeuten diese Thränen?" fragte der besorgte Vater indem er Fanny zu sich empor zog und in seine Arme schloß.

Fanny barg ihr Antlitz an seine Brust und schluchzte krampfhaft. Sie vermochte nicht zu antworten.

„Du bist unglücklich," fuhr Cleary fort, „und verbirgst dem Vater, der Dich liebt, Dein Leid? Du bist in Richmond und kommst nicht zu mir, und verschließest Dich hier — hier . . ."

„Um meine Schande zu verbergen!" flüsterte Fanny kaum hörbar.

„Ha, meine Ahnung!" schrie Cleary. „Ich täusche mich nicht, dieser Elende . . ." er trat auf Tucker zu.

„Nicht er, ich allein bin schuld!" rief Fanny, sich an ihren Vater klammernd. — „O, Noddy, mein Bruder," fügte sie dann hinzu, indem sie seine Hand ergriff, „wie viel tausend Thränen der Reue habe ich geweint, daß ich durch den Glanz der Andern verblendet, mich Deinem Schutze entzog. Wie habe ich Dich gekränkt, als ich mich weigerte, Dich auf Deinem Krankenlager zu besuchen! Wie schlecht, wie undankbar war ich! — Du wirst es mir nie verzeihen können."

Sie schlang ihre Arme um Noddy's Hals, und nur ein Thränenstrom schaffte ihrem gepreßten Herzen Erleichterung.

Noddy machte sich sanft aus Fanny's Umarmung los.

„Möge Gott Dir verzeihen, wie ich Dir verzeihe," sagte er, Du hattest allerdings mein Herz tief, tief verwundet, aber der Himmel sandte mir einen Engel, welcher Balsam auf das brennende Herz legte, und dieser Engel wird auch Dich ferner geleiten und trösten, Fanny." Er nahm Netticens Hand und legte sie in diejenige Fanny's.

Nettice und Fanny lagen einander in den Armen.

Während dieser Zeit hatte Mr. Cleary sich Tucker genähert.

„Sie wissen, Sir," sagte er mit strengem Ernst, „daß Sie das Mädchen, das Sie verführt, zu heirathen gezwungen sind."

„Ich habe nichts dawider, wenn das Vermögen Ihrer Tochter dem meinigen nur einigermaßen angemessen ist," antwortete Tucker mit hochmüthigem Nasenrümpfen.

„Das Vermögen meiner Tochter ist jetzt gleich Null, aber das, was Sie ihr geraubt, das ist von unersetzlichem Werth und nur eine Heirath kann das Verbrechen sühnen."

„Es thut mir leid, aber ich muß doch Ihr Anerbieten ausschlagen."

„Nichtswürdiger, mit den Gesetzen des Landes will ich Sie zwingen . . ."

„Die Gesetze des Landes können mich nicht zu einer Heirath unter meinem Stande zwingen."

Die Zornadern auf Cleary's Stirn schwollen an. Er that einen hastigen Schritt auf Tucker; vielleicht hätte ein furchtbarer Auftritt stattgefunden, wenn nicht Fanny sich ins Mittel geworfen hätte. Sie sprang hinzu und ergriff ihres Vaters Arm.

„Ich beschwöre Dich, Vater, kein Wort mehr mit diesem Menschen, den ich aus tiefster Seele verachte; — und wenn er König der ganzen Welt wäre, ich wollte ihn jetzt nicht zum Manne. — Laß uns fortgehen, keine Stunde mehr mit ihm unter demselben Dach bleiben; — komm, mein Vater, kommt Robby und Nettice."

Sie legte eine Hand unter den Arm ihres Vaters, die andere unter Robby's Arm und wollte auf die Thür zuschreiten. Da wurden Stimmen hörbar. Dieselben kamen offenbar von der Treppe herauf.

„Vorwärts, alte Kupplerin!" riefen rauhe Männerstimmen. „Du zeigst uns, wo sie sind, oder Du wirst aufgeknüpft."

Die flehende Stimme eines Weibes erklang dazwischen.

„Kein Winseln, wo sind sie? — Keine Ausflüche, immer voran!"

Man hörte die Fallthür sich öffnen; Tritte im Vorzimmer; eine zeternde Weiberstimme.

Da ward die Thür gesprengt.

Eine Anzahl Soldaten mit Musketen bewaffnet und ein Trupp Neger, an ihrer Spitze Jim und Pet, stürmten herein. In ihrer Mitte hielten sie die Mulattin, die Aufseherin im Venusschloß, welche händeringend und jammernd betheuerte, daß sie nun und nimmermehr ihren geliebten Herrn verrathen haben würde, wenn nicht diese Unmenschen ihr unablässig gedroht hätten, sie aufzuhängen.

„Meine Herren, Sie sind meine Gefangenen," wandte sich der Führer der Truppe an Cleary und Tucker. — „Folgen Sie uns gefälligst."

„Ich werde Sie begleiten!" rief Robby; „ich habe gelobt, Ihr Geschick zu theilen."

„Nichts da!“ sagte der Führer der Soldaten. „Mein Befehl lautet nur, diese beiden Gentlemen zu verhaften. — Zurück also, wenns gefällig ist.“

„Abmarschirt!“

---

## Hundertundzwanzigstes Kapitel.

# Vergeltung.

Jede größere Farm besteht in der Regel aus einem Hauptgut und mehreren Nebengütern, Vorwerken, über welche Verwalter gesetzt, oder welche verpachtet sind.

Auch White-House, die ausgedehnte Farm des ehemaligen Kriegsministers Breckenridge, hatte solche Vorwerke. Die Farm selbst war jetzt völlig verödet; die Nigger, welche sich noch auf derselben befunden hatten, waren, seitdem die Nachricht von der Erstürmung Petersburgs und der Uebergabe Richmonds sie erreicht hatte, sämmtlich davon gelaufen. Die Felder waren durch den Krieg verwüstet, und die Gebäude theils durch Feuer zerstört, theils durch Vernachlässigung zerfallen, theils im Kriege zu Lazarethen oder Magazinen benutzt, und daher völlig demolirt.

Eins der zu White-House gehörigen Vorwerke stand noch ziemlich unversehrt.

Hierhin hatten sich Breckenridge und Berckley geflüchtet. Wie verändert war das Aussehen des Ersteren. Sein häßliches Gesicht von schlecht vernarbten Brandwunden noch mehr enstellt, seine sonst so straffe und muskulöse Figur gebeugt und schwankend — nur mit Hülfe eines Stockes vermag er durch die Gänge des kleinen, vernachlässigten Gartens hinter dem Pachthause zu gehen.

An seiner Seite Berckley, finsterer blickend als je, Ingrimm, Wuth, Verzweiflung in seinem verstörten Antlitz, — beide gingen schweigend die unsauber gehaltenen, zum Theil mit Gras bewachsenen, zum Theil durch Maulwurfshaufen verunstalteten Gänge auf und ab.

„Nicht einmal an dem Ruhme, für die Sache des Südens bis zum letzten Augenblicke gekämpft zu haben, dürfen wir Theil nehmen,“ murmelte nach einer geraumen Zeit Breckenridge, mehr zu sich selber, wie zu seinem Begleiter redend; „verfolgt von unsern Feinden, und verachtet selbst von unsern Freunden!“

„Ihre Schuld, Mr. Breckenridge,“ bemerkte Berckley verdrießlich; „Ihre Schuld allein! Hätten Sie nicht jene unselige Heirath betrieben und in Scene gesetzt, wir wären nicht als unwürdig aus dem Orden der Ritter ausgestoßen worden.“

„Meine Schuld!? Das ist eine nichtswürdige Lüge, Sir; es ist Ihre Schuld!“ schrie Breckenridge. „Nur durch Ihre Schuld kann das Feuer angelegt sein, welches das Vermögen des Ordens verzehrte . . .“

„Durch meine Schuld? Ich wüßte Niemanden, dem es möglich gewesen wäre, mir hierher zu folgen! Der Einzige, Jim, lag todtkrank im Kerker zu Richmond, und in demselben Zustande und in demselben Kerker fand ich ihn, dem Tode nahe, als ich nach Richmond zurückkehrte. Er kann es nicht gewesen sein, er kann auch Niemanden dazu bestellt haben.“

Die Beiden schwiegen wieder eine Weile. Berckley war der Erste, welcher wieder von Neuem das Wort ergriff.

„Lassen Sie uns nicht streiten, Mr. Breckenridge! Lassen Sie uns gemeinsam handeln, lassen Sie uns auf Rettung sinnen! Wir sind hier nicht sicher.“

„Ich fürchte dasselbe,“ antwortete Breckenridge; „auch das ist Ihre Schuld.“

„Sie meinen, daß der Nigger einen Anschlag gegen uns unternehmen könnte? Fürchten Sie nichts! Ich habe Jim nach Charleston hin verkauft an einen Mann, bei welchem er eben so sicher aufgehoben ist, wie im Grabe selbst. Vielleicht fühlt er schon in diesem Augenblicke die Knute eines Plantagenbesitzers auf Domingo oder Jamaika.“

„An wen haben Sie ihn verkauft?“

„An einen Sclavenhändler in Charleston, einen gewissen Mr. Johnston aus New-Orleans, welcher mir eine so hohe Summe für den Sclaven bot, daß ich es vorzog, ihn zu verkaufen statt ihn sterben zu lassen.“

„Und die Quadroone, welche Sie mehr zu fürchten haben als ich?“

„Ist verschollen; man will sie ebenfalls in Charleston gesehen haben, in Gesellschaft meiner Frau. Sie wird sich nicht zurückwagen nach Richmond; und wenn auch, so wird sie doch unsern Zufluchtsort schwerlich ermitteln.“

„Was nützt es uns, unser elendes Leben weiter zu fristen? Der

Tod ist das einzige, was uns übrig bleibt; warum verbrannte ich nicht mit den Millionen!? Von unsern Freunden als Diebe angeklagt, von unsern Feinden gehängt als Rebellen, das sind unsere Aussichten!"

„Sie setzen keine Hoffnung auf die Ermordung des Präsidenten und seiner Rathgeber?"

„Wenn auch; wenn Alles glückt, wenn die Conförderation hergestellt ist wie zur Zeit ihrer größten Sicherheit, wir haben den Genuß nicht daran. Nicht einmal das Vermögen ist mir geblieben, mir eine andere Heimath zu suchen, und nicht einmal die Genugthuung, mein Vermögen der Sache des Vaterlandes geopfert zu haben. Im Wege des Rechtes ist der letzte Rest meines Vermögens confiscirt als Ersatz für die unterschlagene Summe. Ha! Es ist ein herrlicher Lohn für die endlosen Opfer, welche ich der Conförderation gebracht habe."

Die Gedanken, welche Breckenridge beschäftigten, berührten Berckley nicht so tief. Breckenridge hatte Charakter; er hatte die Ehrsucht aller Junker des Südens, die Herrschsucht aller Sclavenbarone, und ein unwürdiger Verdacht gegen seine Ehrlichkeit schmerzte ihn tiefer, als der Verlust des Vermögens, der Freiheit oder des Lebens.

Berckley dagegen gehörte zu den feigen Verräthern, denen sich in neuester Zeit auch Jefferson Davis so würdig angereiht hatte; sein eigenes unwürdiges Leben war ihm das höchste Gut, dem er gerne den Ruf opferte, und seine eigene Rettung lag ihm jetzt mehr am Herzen, als Alles, womit sich seines Gefährten Gedanken beschäftigten.

Breckenridge hatte ihn an Esther Brown erinnert. Sonderbar! Der Gedanke an sie fing an, ihn mit jedem Augenblick mehr zu beunruhigen. Ja, er conbinirte, daß Esther Brown in Charleston gesehen worden, daß Jim nach Charleston hin verkauft worden sei.

Konnte sie ihn nicht für sich erstanden haben, konnte sie nicht mit ihm verbündet sein?

Ohne auf des Kriegsministers letzte Aeußerungen zu antworten, blieb er plötzlich stehen und sagte:

„Wir müssen fort, Mr. Breckenridge! Ich fürchte die Rache des Weibes, das Sie nannten. Sie haßt mich bis zum Tode; sie hat geschworen, mich mit ihren eigenen Händen zu erwürgen, wenn ich sie betrügen würde . . ."

„Und Sie haben sie betrogen," ergänzte Breckenridge.

„Wenn sie unsern Aufenthalt erfährt, so sind wir verloren," fuhr Berckley fort.

„Du bist verloren, Verräther!" ertönte in diesem Augenblicke

eine Stimme hinter den Beiden aus dem Gebüsch schneidend und durchdringend, so daß Berckley bis in's innerste Mark erbebte.

Gleichzeitig theilte sich das Gesträuch, und Esther stand vor dem zitternden Schurken.

„Ich schwur, Dich mit eigenen Händen zu erwürgen, und ich bin da, es zu thun!"

Sie hielt in der Rechten ein Stilet, in der Linken einen Revolver.

Obwohl die Aufregung ihre Hände zittern machte, so war doch ihre Haltung fest und drohend, ihr Blick haftete durchbohrend auf Berckley.

„Auch mit Ihnen, Sir," wandte sie sich an Breckenridge, „habe ich abzurechnen! Ich habe gehört, daß der Tod Ihnen eine Wohlthat scheint, darum sollen Sie nicht sterben; nicht hier, sondern im Kerker von City-Hall in New-York oder am Galgen. So mögen Sie die tausendfache Schuld büßen, welche sie auf sich geladen! Jim!" rief sie, indem sie sich nach dem Gebüsche wandte, „übergieb unsern Leuten den Gefangenen; mit diesem hier habe ich allein zu thun."

Jim ergriff ohne Zögern Breckenridges Arm, und halb ihn tragend, halb ihn mit sich fort ziehend verschwand er in dem Gesträuch.

Berckley war bis jetzt keines Wortes fähig gewesen. Hätte er auch eine Waffe gehabt, er würde nicht im Stande gewesen sein, sich ihrer zu bedienen; das Bewußtsein seiner Schuld und die drohende Nähe der Nemesis machten ihn zittern, wie Espenlaub.

„Kannst Du beten?" rief Esther mit gebieterischer Stimme; „so bete! Knie nieder!"

Berckley sank vor ihr auf die Knie. Schlotternd faltete er die Hände und hob sie zu dem vor ihm stehenden Mädchen empor.

„Miß Brown," keuchte er mit kläglicher Stimme, „schonen Sie mein Leben! — Alles, was ich habe, es ist nicht viel, aber es gehört Ihnen; lassen Sie mich fliehen, Miß; ich verpflichte mich, nie wieder den Boden der Vereinigten-Staaten zu betreten. Um Gottes Barmherzigkeit willen, legen Sie nicht Hand an mich!"

Esther blickte ihn mit unbeschreiblicher Verachtung an.

„Stellen Sie Bedingungen, Miß; Alles, Alles, was Sie wollen, nur lassen Sie mir mein Leben! — Geben Sie mich auch nicht in die Hände meiner Feinde. Sie wissen, ich war Präsident des Ordens; man würde mich hängen. Aber lieber lebenslänglicher Kerker, als der Tod! — Gnade — Gnade — Miß Brown, — haben Sie — Barmherzigkeit — mit mir, — Sie sehen meine Angst, — o Gott! was soll ich sagen, um Sie zu rühren, — ich

bereue, was ich an Ihnen verschuldet — was soll ich thun — um Ihr Herz zu rühren!? . . ."

Ein Fußtritt Esthers streckte ihn in den Sand.

„Hund, Du bist nicht werth, von meiner Hand zu sterben! Stehe auf, Elender, geh' voran in's Haus! Ich folge!"

Willenlos und zitternd gehorchte Berckley. Mit schwankenden Schritten trat er in das Haus und erwartete die ferneren Befehle des Mädchens.

„An den Schreibtisch!"

Berckley setzte sich und nahm die Feder.

„Schreibe den Antrag auf Ehescheidung von Miß Emmy Brown!"

Berckley that es und hielt, nachdem er vollendet, mit zitternder Hand ihr das Papier hin.

Sie las.

„Es ist gut, Schurke! Stehe auf, geh' hinaus und überliefere Dich den Soldaten, die draußen im Hofe warten!"

Esther wandte ihm den Rücken und verließ mit dem Document in der Hand das Gemach.

Draußen im Hofe stand eine Abtheilung des Weitzel'schen Negerregimentes. Hinter ihnen ein Wagen, auf welchem, von zwei Negern bewacht, Breckenridge saß. Man wartete eine geraume Zeit auf Berckley's Erscheinen. Er kam nicht.

Alle Ausgänge des Gehöftes waren besetzt, entkommen konnte er also nicht.

Wo war er?

Eine Viertelstunde verging.

Da nahm Jim zwei Mann, um das Haus zu durchsuchen. Berckley war nirgend.

Erst nach langem Suchen da fand man ihn; aber wie? — In einer Bodenkammer hatte er sich erhängt.

Der Sclavenzüchter, der Henker der Nigger ward von Niggern abgeschnitten; Nigger gruben ihm ein Grab auf dem Hofe, Nigger bildeten sein Leichengefolge und Nigger waren seine Todtengräber.

Breckenridge befand sich eine Stunde später auf dem Transport nach Richmond.

---

## Hundertundeinundzwanzigtes Kapitel.

# Ein gefährlicher Richter.

Es war am sechsten April, drei Tage nach der Uebergabe Richmonds, als in der Hauptstadt eine Generalordre des General Weitzel publicirt wurde, nach welcher allen Personen, auch solchen, die im Civil- oder Militairdienste der Rebellenregierung gestanden hätten, erlaubt sein sollte, der Vereinigten Staaten-Regierung den Treueid zu leisten, um so von der Strafe der Betheiligung an der Rebellion ausgeschlossen zu sein.

In der Office des Profoß-Marschalls waren an fünf Tischen Officiere der Vereinigten-Staaten-Armee von früh bis spät anwesend, um den Treueid der Bewohner Richmonds entgegen zu nehmen.

In einem der Zimmer des unteren Stockwerkes in derselben Office, befanden sich Bureaux der Commandeure. Eins derselben war das Sprechzimmer des Oberst Brown, jenes Quadroonen, welchen wir im Niggeraufstand in Kentucky, so wie in der denkwürdigen Schlacht bei Reynoldsbourg in Tennessee kennen gelernt haben.

Dieser ehemalige Sclave des Mr. Breckenridge hatte es im Kriege sowohl durch seine vorzüglichen Anlagen und seine nicht ungewöhnliche Bildung, als namentlich auch durch seinen Muth und seine militairischen Fähigkeiten sehr schnell bis zum Range eines Obristen gebracht.

Er war jetzt damit betraut, die gefangenen Führer der Rebellion zu vernehmen. Er saß in seinem Sprechzimmer und durchblätterte die Liste, welche die Namen der gravirten Personen enthielt.

Wie manchen Namen las er da, der ihm bekannt war aus der Zeit seiner Erniedrigung oder seines Unglücks. Wie viel Gelegenheit hätte sich ihm hier dargeboten, persönliche Rache oder persönliche Begünstigung zu üben.

Wie weit indessen sein Charakter, sein Ehr- und Pflichtgefühl die Leidenschaft übertraf, das wird sich aus dem Verhör erweisen, das eine Stunde später beginnen sollte.

Es war Morgens 9 Uhr, die Zeit, welche Obrist Brown zur Audienz für diejenigen bestimmt hatte, welche von der Wohlthat der Ableistung des Treueides ausgeschlossen, aber gewillt waren, sich derselben durch ein Gnadengesuch theilhaftig zu machen.

Ein Adjutant trat ein und meldete, nicht wie Brown erwartet, irgend einen hervorragenden Offizier, sondern zwei junge Damen und einen jungen Mann, welche ihm ihre Namen nicht genannt, aber dringend gebeten hatten, sie vorzulassen.

In einer eroberten Stadt, namentlich in einer Stadt, deren Bewohner von solchem Haß durchdrungen sind, wie es die Bevölkerung Richmonds war, nimmt der Eroberer keine sichrere Stellung ein, wie ein verhaßter Tyrann auf seinem Throne.

Brown erklärte deshalb, er werde Niemanden vorlassen, der ihm seinen Namen nicht nenne.

Der Offizier entfernte sich. Nach einigen Minuten kehrte er zurück.

„Zwei der Fremden sind Farbige," sagte er; „die junge Dame versichert, daß es Ihnen genügend sein würde, wenn sie Ihnen den Namen „Esther" nenne."

„Esther!?" rief Edward Brown auffahrend, „meine Schwester hier!? Lassen Sie unverzüglich die Fremden eintreten."

Mit Spannung sah er dem Augenblick entgegen, da er nach so langer Trennung und nachdem Beide so viele Leiden durchgemacht, seine Schwester wiedersehen sollte. Sie traten ein, und die Geschwister lagen einander in den Armen.

Edward gewann zuerst die Sprache wieder.

„Tausend Dank, Esther," sagte er, „daß Du kommst, mich aufzusuchen! Unser Sieg hat mein Herz kaum glücklicher gemacht, als dies Wiedersehen! Hoffentlich, Schwester, werden wir uns nicht mehr trennen; kein unmenschliches Gesetz streckt mehr seine eiskalte Hand gegen uns aus, es steht nicht mehr Todesstrafe auf den Kuß, den ich nun auf Deine Wange drücke. Dank, Esther, dank, daß Du kamst."

„Ich komme als eine Bittende," antwortete Esther, „und die Freude, Bruder, welche Du empfindest, macht Dich vielleicht willfährig."

„Bitte, Esther! Was in der Macht eines Menschen liegt, das versuche ich, um Dir, die Du lange entbehrt hast, einen Wunsch zu erfüllen."

„Ich bringe zwei Freunde mit," sagte Esther, auf ihre beiden Begleiter deutend.

Brown warf einen Blick auf dieselben. Der junge Mann, welcher sich hochachtungsvoll verneigte, trat einen Schritt näher.

„Mr. Brown," sagte er, „ich habe wahrscheinlich nicht die Ehre von Ihnen noch gekannt zu sein."

Brown betrachtete ihn einen Augenblick; dann eilte er auf ihn zu und ergriff seine Hand.

„Roddy! Mein Freund, mein Gefährte! O, wie preise ich die Stunde, die mir die einzige Verwandte und den ältesten Freund in in die Hände führt.“

„Sie sind gütig gegen mich, Herr Oberst,“ fuhr Roddy fort.

„Roddy!“ rief Brown in vorwurfsvollem Tone, „warum diese Sprache gegen Deinen ehemaligen Freund und Kampfgenossen in Kentucky? Gieb mir die Hand, Roddy, und nenne mich, wie Du mich damals nanntest, als wir die weißen Niggerhenker zum Lande hinausjagten!“

„Ich weiß nicht, ob ich es darf, Mr. Brown, zumal ich komme, für einen der Männer, welche Sie Niggerhenker nennen, Fürbitte zu thun.“

Die Stirn des jungen Quadroonen umdüsterte sich ein wenig.

„Du, Roddy, leistest Fürbitte für einen Weißen?“

„Ja, Mr. Brown; und noch dazu für einen von denjenigen, welche wir aus Kentucky trieben.“

„O, ich errathe . . .“

„Für Mr. Cleary.“

„Ich dachte es mir!“

„Und ich finde ein williges Ohr?“

„Roddy, meine Schuld gegen Cleary ist abgetragen. Als er in Tennessee gefangen ward und eben mit den andern Gefangenen abgeführt werden sollte, da ward ich seiner ansichtig. In demselben Moment wurde mir die Erlaubniß gegeben, einen Wunsch auszusprechen, eine Forderung zu thun, mit deren Höhe man es damals nicht so genau genommen hätte. Ich hätte eine Million fordern können, ich hätte einen hohen militärischen Rang oder ein hohes Amt fordern können. Ich that es nicht! Ich forderte die Freilassung dieses Mannes, eines Mannes, welcher mein Todfeind ist, wie alle die Andern, die unsere Stammgenossen geknechtet haben. Cleary hat sich des Kindes meiner Geliebten angenommen, es vom Tode gerettet, und ist menschlich mit dem Säugling verfahren. Diese meine Schuld ist dadurch abgetragen.“

„Ich spreche auch nicht von dem Abtragen einer Schuld, Mr. Brown; wenn Sie eine solche gegen Mr. Cleary hatten, so war sie durch jene edle Handlungsweise allerdings mehr als abgetragen. Was Sie jetzt thun, ist eine Wohlthat und als eine solche werde sowohl ich, als auch Ihre Schwester, Miß Brown, als auch meine Freundin hier, Miß Nettice, Ihr Zugeständniß, meiner Fürbitte Gehör zu geben, ansehen.“

„Sprich, Roddy; was forderst Du? Was Selbstverleugnung gewähren kann, das sei Dir gewährt; was aber nur durch Verletzung meiner Pflicht geschehen kann, das, so schwer es mir wird, das muß ich Dir abschlagen!“

„Geben Sie Cleary frei.“

„Ich kann es nicht! Das wäre gegen meine Pflicht!“

„Edward,“ fiel hier Esther ein, „thu's um meinetwillen!“

„Auch nicht um Deinetwillen. Ich hab damals, als ich seine Freilassung bewirkte, zu ihm gesagt: Meine Schuld ist abgetragen; begegnen wir uns wieder, so begegnen wir uns als Feinde!“

„So thue es um Fanny's willen!“ bat Esther.

„Fanny? Wer ist Fanny?“

„Sie ist die unglückliche Tochter des Mannes, der all' seines Eigenthums beraubt ist. Sein Vermögen, das unermeßlich schien, ist dahin! Er ist, wie er selbst sagt, ärmer, als der letzte seiner ehemaligen Beamten. Sein Weib verloren, seine Tochter entehrt, kein Freund ist ihm auf der Welt geblieben, als ich!“ antwortete Roddy.

Esther flüsterte, während Roddy dies sprach, Rettice einige Worte in's Ohr. Dieselbe eilte hinaus.

„Traurig, sehr traurig!“ antwortete Brown auf Roddy's letzte Aeußerung. „Indessen ich darf mich nicht rühren lassen; ich habe hier eine Pflicht zu erfüllen, und wenn Mr. Cleary, was wahrscheinlich der Fall ist, den Treueid nicht leisten will, so kann ich nichts für ihn thun.“

Es schlug zehn Uhr.

Mit dem Glockenschlage trat der Adjutant ein.

„Die Gefangenen sind da, Herr Obrist; sollen sie vorgeführt werden?“

Brown nickte. Er ersuchte seine Schwester und Roddy, in seinem Zimmer Platz zu nehmen, und begab sich in das nebenan liegende Verhörzimmer.

Zwei Protocollführer saßen hier an einem Tische. Der Obrist nahm zwischen ihnen Platz. Er warf einen Blick auf die Liste, welche vor ihm lag.

„Mr. Breckenridge!“ rief er.

Der diensthabende Officier führte den Aufgerufenen vor.

Die gebrechliche Gestalt des ehemals so eisenfesten Mannes erschien. So schwankend indeß sein Körper auch war, so wenig war sein Trotz und sein Haß gebrochen.

Er erkannte seinen ehemaligen Sclaven auf den ersten Blick.

Ein fürchterlicher Richter, der über ihn abzuurtheilen hatte! — Der Sclave, den man auf seinen Befehl gefoltert und gepeitscht hatte, der Mann, den er, trotz seiner vorzüglichen Bildung, und trotz seiner vormals glänzenden Stellung als Adoptivsohn Mr. Browns zu den niedrigsten Sklavendiensten verurtheilt hatte, der Mann, den er dem sichern Tode im Gefängniß zu Millen preisgegeben, der Mann, welchen er hätte zu Tode foltern lassen, wenn das Verhältniß ein

umgekehrtes wäre, wenn Breckenridge der Richter und Brown der Verklagte gewesen wäre, dieser Mann hatte jetzt die Macht, ihn zu verurtheilen.

Wer hätte es dem Obrist Brown verdacht, wenn seine Leidenschaft in diesem Augenblicke über seine Pflicht den Sieg davon getragen hätte?

Er vermied es, dem Auge seines ehemaligen Herrn zu begegnen, weil er fürchtete, daß sein tief in seinem Herzen wurzelnder Haß die Herrschaft über ihn gewinnen möge. In ruhigem, leidenschaftslosem Tone sagte er zu ihm:

„Mr. Breckenridge, Sie sind angeklagt, an der Rebellion dadurch Theil genommen zu haben, daß Sie Kriegsminister des Rebellenpräsidenten gewesen sind, daß Sie zur Ausrüstung der Armeen Beiträge gesammelt und an den Agitationen der Ritter vom goldenen Cirkel Theil genommen haben. Gestehen Sie das zu?"

Breckenridge richtete seine gebeugte Gestalt stolz auf.

„Ich leugne nichts, Sir! Was ich gethan und was ich gewesen, Niemand weiß es besser, als Sie. Verschwenden Sie Ihre kostbare Zeit nicht mit einem langen Verhör, Mr. Brown. Säße ich an Ihrer Stelle, und ständen Sie an der meinigen, nicht ein Wort verschwendete ich; eine Handbewegung gegen meinen Sclavenvoigt würde Sie dem Tode überliefern."

Die Zornesröthe stieg Brown in's Gesicht; er preßte die Lippen auf einander und schwieg eine Weile, um seine Leidenschaft zurück zu kämpfen. Diese Herausforderung war sicherlich eine starke Probe, auf welche man seinen Character stellte.

Er bestand diese Probe.

„Sie gehören zu denjenigen, Mr. Breckenridge," sagte er nach einer Pause in einem Tone so ruhig, daß der Kriegsminister ihn erstaunt anblickte, „Sie gehören zu denjenigen, welche von der Ableistung des Treueides ausgeschlossen sind. Dennoch aber stelle ich es Ihnen anheim, ein Gnadengesuch einzureichen, und verspreche Ihnen, dasselbe zu befürworten."

Breckenridge horchte auf und schien zu bezweifeln, ob er recht gehört habe. Dann aber antwortete er mit höhnischem Lachen:

„Ein Gnadengesuch an den Tyrannen, der uns besiegt hat? Niemals!"

„So wollen Sie auch nicht den Treueid leisten?"

„Nimmermehr!"

Der Haß aus Mr. Breckenridges Augen war mehr und mehr verschwunden. Die edle Selbstverleugnung des Obristen hatte ihn besiegt.

„Ich kann nichts mehr für Sie thun," fügte dieser hinzu;

„Sie haben Ihr Schicksal selber gewählt, nicht ich habe Sie zu dem Loose verurtheilt, das Ihrer wartet. Sie sind entlassen."

Breckenridge zögerte. Er that einige Schritte gegen die Thür; dann aber wandte er sich nach dem Obristen zurück.

„Mr. Brown," sagte er in einem Tone, so weich, wie ihn sicherlich Niemand aus dem Munde des Sclavenhändlers je gehört, „was mir auch begegnen mag, und wäre es der Tod am Galgen, ich nehme die Ueberzeugung mit, daß Sie ein Ehrenmann sind! Adieu, Sir!"

Damit schritt er zur Thür hinaus.

Brown war durch die Scene so aufgeregt, daß er einiger Zeit bedurfte, um sich zu sammeln.

Er benutzte diese Zeit, um nach seinem Privatzimmer zurückzugehen, wo er seine Schwester und Noddy verlassen. Zu seinem Erstaunen fand er hier zwei Personen mehr, als er vermuthet hatte.

Nettice war zurückgekehrt, und mit ihr ein engelschönes Mädches, dessen Schönheit durch den rührenden Schmerz in ihren seelenvollen Augen ein so ergreifendes Relief erhielt, daß der Obrist verdutzt in der Thür stehen blieb.

Das Mädchen warf sich sofort zu seinen Füßen.

„Mr. Brown," rief sie, „ich bin die Tochter des Mannes, dessen Geschick in ihren Händen liegt! Lassen Sie sich durch das Flehen eines Kindes rühren, das für die Freiheit seines Vaters bittet. Lassen Sie sich rühren durch die Thränen eines unglücklichen Mädchens, welches ohne Vater, entehrt, verlassen, der Schande und dem Elende preisgegeben, auf der Welt allein steht!"

Edward Brown trat auf sie zu, ergriff ihre Hand und sagte:

„Stehen Sie auf, Miß Cleary! Es ist die Schuld ihres Vaters, daß ein Mädchen von Ihrem Range und von Ihren Vorzügen in die traurige Lage kommen konnte, einen solchen Platz einzunehmen. Schmerzlich ist es mir," fügte er mit schwankender Stimme hinzu, „Ihnen keine Aussichten geben zu dürfen. Ich bitte Dich, Esther, führe die Dame hinweg; Noddy, bleib', ich habe Dich später zu sprechen."

Sichtlich bewegt und erschüttert verließ er das Zimmer, um das Verhör der Gefangenen fortzusetzen. Der Eindruck, welchen Fanny's Erscheinung auf ihn gemacht, war ein gewaltiger, ein unauslöschlicher.

Er fühlte es, daß er seiner ganzen Stärke bedürfen werde, um sich durch diesen Eindruck nicht zu einer Pflichtverletzung hinreißen zu lassen. Nur einen Augenblick hatte er in Fanny's Augen geschaut, nur eine Minute den Klang ihrer Stimme gehört, und doch fühlte er, er liebte Fanny mit der Leidenschaft, mit der Gluth, welche seiner Rasse stets eigen ist.

Es flimmerte vor seinen Augen; die Namen auf seiner Liste schienen ihm verwaschen, und die Buchstaben tanzten durcheinander. Es bedurfte erst einer kurzen Unterredung mit den Protocollführern, um ihm wieder die Klarheit des Geistes zurückzugeben.

Er las den folgenden Namen.

„Mr. George Sanders!“

Der Aufgerufene ward vorgeführt.

„Sie leugnen Ihre Schuld der Betheiligung an der Rebellion nicht?“ begann Edward. „Sie können dieselbe nicht leugnen, da man Sie ja bei dem Versuche ertappte, die Archive der Conföderation in Sicherheit zu bringen!“

„Ich kann nicht leugnen, Sir, daß das meine Absicht war.“

„Sie waren Kriegsminister?“

„Ich folgte Breckenridge in diesem Amt.“

„Sie sind von der Wohlthat des Treueides ausgeschlossen und also ein Kriegsgefangener. Man wird gegen Sie die Anklage wegen Landesverrätherei erheben!“

Die ganze Erscheinung des Sclavenbarons und Kriegsministers war eine wenig gentlemanische. So sehr Mr. Breckenridge den Eindruck eines unbeugsamen, festen, willenskräftigen Charakters gegeben, so sehr bot Sanders das Bild eines schwachen, feigen, furchtsamen Mannes.

„Mr. Brown,“ sagte er, „ich habe persönlich Ihnen nie ein Leides gethan, und ich hoffe, Sie werden meiner Bitte, ein Gnadengesuch zu befürworten, ein gütiges Gehör leihen. Ich bin bereit, den Treueid zu leisten und ein Gnadengesuch einzureichen; ich flehe Sie an, unterstützen Sie dasselbe.“

Ein Zug der Verachtung zuckte um Edward's Mundwinkel.

„Sie haben mir nie ein Leides gethan, sagen Sie, Mr. Sanders!? Erinnern Sie sich, daß Sie einmal eine Creolin zu Tode peitschen ließen?“

„In der That, Sir, — es muß ein Irrthum sein, — ich entsinne mich nicht . . .“

„Oho! Ist Ihnen das so oft passirt? Nun, es war eine Sclavin, welche hoch schwanger war und nach der Tortur ein Kind gebar, welches Sie Mr. Cleary bei einem Sclavenhandel als Zugabe mit in den Kauf gaben! Entsinnen Sie sich jetzt?“

Sanders wurde immer bleicher.

„Ich entsinne mich jetzt,“ sagte er, „diese Creolin war Ihre Geliebte; Sie wollten Sie heirathen; o Himmel! so habe ich keine Aussicht auf Begnadigung?“

„Sie haben keine, Mr. Sanders, wenn ich sie Ihnen nicht eröffne,“ versetzte Brown, ihn mit einem verächtlichen Blicke messend; „Sie sind ein Feigling, Mr. Sanders! Ein Mann, welcher ein

unschuldiges Weib verführen und dann morden kann, muß auch den Muth haben, den Galgen zu besteigen; Sie wissen ja, das Loos der Mörder ist der Galgen!"

Der Kriegsminister vermochte sich nicht auf seinen schlotternden Knieen aufrecht zu erhalten.

Edward deutete auf einen Stuhl und ließ ihn sich niedersetzen.

In kaltem Tone fuhr er fort:

„Ich eröffne Ihnen die Aussicht auf **Begnadigung** . . ." — Sanders athmete auf — „doch ich stelle **Bedingungen**! **Das Kind**, welches jene Creolin gebar, war das Ihrige!"

Sanders schwieg.

„Sie antworten nicht, Sie leugnen!? fuhr ihn **Brown** zornerröthend an.

„Nicht doch, ich leugne nichts," antwortete Sanders schnell, um sich die günstige Stimmung des Obristen zu erhalten.

„Sie wollten das Kind dem größten Elende, in dem ein Mensch leben kann, dem Loos der Sclaverei übergeben! Ich habe es diesem Elende entzogen. Eine Sclavin Mr. Clearys, Janita mit Namen, hat es mit Gefahr ihres Lebens gerettet. Es befindet sich jetzt in einem Waisenhause zu New-York."

„Ich bin in der That glücklich, daß ich . . ."

„Schweigen Sie, Mr. Sanders, Sie wollen eine Lüge aussprechen! Sie sind reich . . . Wie groß ist Ihr Vermögen?"

„Man überschätzt es in der Regel; ich gebe Ihnen die Versicherung, daß, da der Werth der verwüsteten Farmen kaum in Anschlag zu bringen ist, mein Vermögen nicht hoch ist."

„Nicht über eine Million Dollars, Sir?"

„Kaum eine Million Dollars, Mr. Brown."

Gut! — Sie haben Kinder?"

„Einen Sohn."

„Also im Ganzen zwei Kinder; dem Sohne gebühret die Hälfte Ihres Verwögens; dem Säugling, dem Kinde der Creolin, die Sie gemordet, die andere Hälfte."

Sanders ahnte, wo hinaus Brown wollte. Sein Auge leuchtete in Hoffnung auf.

„O," sagte er, „wenns weiter Nichts ist, ich will gern in meinem Testamente dem Kinde eine halbe Million . . . . . ."

„Warten Sie, lassen Sie mich ausreden! Das Kind muß auch einen Namen haben; Sie werden nicht anstehen, Ihrem Kinde auch Ihren Namen zu geben."

„Was!?" rief Sanders aufspringend, „diesem Niggerbalg!?"

Schnell aber sich besinnend fügte er hinzu:

„Sie können unmöglich verlangen, Mr. Brown, da das Kind ein uneheliches . . .“

„Sie haben eingeräumt, daß es das Ihrige ist; das genügt!“

„Es wäre mir lieber, Mr. Brown, Sie stellen eine andere Bedingung als die, das Kind zu adoptiren; etwa eine Erhöhung der Summe, welche ich ihm aussetze.“

„Meine Bedingungen stehen unabänderlich fest! Verweigern Sie eine, so bleibt es dabei, daß Sie als Kriegsgefangener abgeführt werden.“

Die Niedergeschlagenheit kehrte auf Sanders Gesicht zurück.

„So mag es sein,“ sagte er seufzend; „ich werde das Kind adoptiren und stelle es Ihnen anheim, mir dasselbe zurückzuschicken, damit ich es einer Niggerin zur Pflege übergebe . . .“

„Warten Sie! Noch kommt eine dritte Bedingung! Sie leisten urkundlich Verzicht auf das Vateranrecht an dem Kinde, übertragen vielmehr die Vormundschaft und väterlichen Rechte und Pflichten einem Rentier, Namens Patrick Powis zu New-York. Das sind die drei Bedingungen! Also noch einmal! Erstens, Sie überweisen dem Kinde ein Vermögen von fünf mal hunderttausend Dollars, welche Sie sofort bei einem Bankhause zu New-York einzuzahlen haben; zweitens, Sie erkennen das Kind als das Ihrige an und geben ihm die Berechtigung, Ihren Namen zu führen; drittens, Sie übergeben es der Vormundschaft, Pflege und Erziehung des Mr. Powis, und entschlagen sich aller Anrechte. — Einverstanden?“

„Es sind harte Bedingungen, Mr. Brown. . . .“

„Einverstanden?“

„Wäre es nicht möglich . . .“

„Keine Widerrede! Ich habe Ihnen gesagt, meine Bedingungen sind unabänderlich! Also: Ja, oder nein?“

Sanders rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her.

Einer der Protocollführer hatte das Document entworfen und übergab es Brown.

„Ja, oder nein!?“ wiederholte dieser; „ich gebe Ihnen nicht eine Minute Bedenkzeit!“

„Nun denn: Ja!“ keuchte Sanders und griff nach der Feder.

Das Document ward von Sanders unterzeichnet; der Obrist Brown und der zweite Protocollführer unterschrieben sich als Zeugen.

„Sie sind entlassen!“ sagte Brown.

Zwar erleichterten Herzens, aber doch nicht in ganz froher Stimmung, verließ Mr. Sanders den Saal.

Der nächste Name auf der Liste war der Mr. Tuckers.

Auch Mr. Tucker wagte nicht, irgend einen der Anklagepunkte zu leugnen. Auch er verlangte in jämmerlicher Niedergeschlagenheit, den Treueid zu leisten.

Da eine thatsächliche Betheiligung ihm nicht direct nachzuweisen war, und man vorläufig von ihm nichts weiter wußte, als daß er Armeelieferant gewesen, so konnte ihm sein Gnadengesuch nicht abgeschlagen werden.

---

## Hundertzweiundzwanzigstes Kapitel.

## Der besiegte Richter.

Der nächste Name, welchen Brown auf der Liste fand, war der Mr. Clearys.

Cleary trat ein, zwar bekümmert und niedergeschlagen, aber gefaßt.

„Da Sie kein öffentliches Amt bekleidet haben," sagte Brown, so steht Ihnen der Weg, ein Gnadengesuch einzureichen, offen. Wollen Sie von der Wohlthat der Ableistung des Treueides Gebrauch machen?"

Brown that diese Frage mit einer gewissen Besorgniß; an Clearys Antwort lag ihm mehr, als dieser ahnte. Fannys Bild schwebte ihm vor, und Fannys Elend, falls Mr. Cleary den Weg, der sich ihm zu seiner Rettung darbot, nicht einschlug.

„Ich erinnere Sie daran," versetzte Cleary in ruhigem Tone, „daß Sie damals, als wir einander das letzte Mal sahen, als ich Ihnen meine Freilassung verdankte, zu mir sagten:

„„Begegnen wir uns wieder, so begegnen wir uns als Feinde!""

„Ich darf also Ihrerseits keine milde Beurtheilung meiner Handlungen erwarten; ich verlange auch nicht, milder beurtheilt zu werden, als meine Freunde und Parteigenossen, ich trage dieselbe Schuld, wie sie. Ich war Mitglied des Ordens und Agent der Conföderation in Canada; meine Schuld ist unzweifelhaft, und mich treffe dieselbe Strafe, welche die Uebrigen getroffen."

„Mr. Cleary," sagte Brown, „ich rathe Ihnen, den Trotz fahren zu lassen! ich theile Ihnen mit, daß Mr. Sanders sowohl wie Mr. Tucker sich bereit erklärt haben, den Treueid zu leisten; Sie werden sich also denen gegenüber nichts vergeben.

Cleary lächelte schmerzvoll.

„Es wirft ein schlechtes Licht auf die Sache, für welche wir kämpfen, wenn die Führer ihrer Fahne so leicht den Rücken wenden. Ich habe aus innerer Herzensüberzeugung für die Sache der Conföderation gestritten; man hat mir sehr oft allzu große Nachgiebigkeit, ja Schwäche, vorgeworfen; der Vorwurf war nicht ungerecht. Doch bin ich nicht so schwach, um die Partei, der ich Glück und Vermögen geopfert, durch Ableistung dieses Treueides zu verrathen!"

Auf Browns Gesicht malte sich immer größere Besorgniß. Er konnte nicht umhin, Cleary's Gesinnung zu schätzen; die Wankelmüthigkeit, welche er an Sanders und Tucker herzlich verachtet hatte, war es, zu welcher er Cleary überreden wollte.

Er schickte seine beiden Schreiber hinaus mit der Erklärung, daß er mit dem Angeklagten allein zu sein wünsche. Als dieselben das Gemach verlassen hatten, stand er auf und näherte sich dem Angeklagten.

„Mr. Cleary," sagte er, „es mag Sie Wunder nehmen, daß ich mich so warm für Sie interessire; indessen flehe ich Sie an, ich beschwöre Sie, leisten Sie den Treueid, und Sie sind noch heute frei!"

„Bemühen Sie sich nicht vergeblich! Ich mag nicht mit einem Elenden, wie Tucker, in dieselbe Kategorie gebracht sein, oder mit einem Feigling, wie Sanders!"

„Thun Sie es um Ihretwillen."

„An meiner Freiheit liegt mir nicht viel; mein Vermögen ist geopfert; ich kann der Sache wenig mehr nützen."

„Um Ihres Kindes, um Ihrer Freunde willen beschwöre ich Sie, leisten Sie den Treueid!"

„Ich danke Ihnen, Herr Obrist, für Ihre Theilnahme, allein mein Entschluß steht fest; ich will mit der Conföderation stehen und fallen."

„Fühlen Sie eine Pflicht des Dankes gegen mich?" fuhr Brown fort, immer eifriger in ihn dringend.

„Sie haben mir einmal das Leben und einmal die Freiheit gerettet; Sie haben meinen Dank zurückgewiesen, jedoch habe ich nie aufgehört, in meinem Herzen Dankbarkeit und Hochachtung für Sie zu fühlen."

„So thun Sie es um meinetwillen, Mr. Cleary?"

„Ihretwillen?"

„Ich will es Ihnen gestehen, soeben lag Ihr Kind vor meinen Füßen; der Anblick hat mich erschüttert bis in's Herz. Der Eindruck war so mächtig und unwiderstehlich, daß ich zum Aeußersten entschlossen bin, wenn Sie bei Ihrer Weigerung beharren."

„Zu was sind Sie entschlossen?“

„Sie frei zu geben!“

Cleary blickte ihn verwundert an.

„Ich hätte kaum vorauszusetzen gewagt, daß Sie sich einer Verletzung Ihrer Pflicht schuldig machen könnten,“ versetzte er dann.

„Indem ich Sie frei gebe, Mr. Cleary, mache ich mich zugleich unwürdig des Vertrauens, das man in mich setzt, und unwerth, eine Stellung einzunehmen, wie ich sie jetzt inne habe.“

„Ich kann mir vorstellen,“ versetzte Cleary, „daß es für Sie ein schlimmes Dilimma sein mag, in das Sie gerathen. Ihr weiches Gemüth, das Ihnen so viel Ehre macht, kämpft mit Ihrem Pflichtgefühl; erlauben Sie mir, daß ich Ihnen über diese Klippe hinweg helfe.“

„Es giebt keinen andern Weg, als den, daß Sie den Treueid leisten!“

„O, doch! überlassen Sie mich meinem Schicksal; dictiren Sie mir dasselbe Loos, wie meinen Parteigenossen.“

„Sie wollen es!“ keuchte Brown.

Die Protocollführer und der wachthabende Officier traten ein.

„Sie sind entlassen, Mr. Cleary,“ sagte Brown, nach Fassung ringend; „Sie sind frei! Ich habe Ihr Ehrenwort, Sie werden für den Fall, daß Sie sich den hiesigen Gerichten bei einer Vorladung nicht stellen wollen, sondern in's Ausland gehen, nie wieder den Boden Ihres Vaterlandes betreten.“

Cleary's Antlitz drückte das höchste Erstaunen aus. Hörte er recht? Der Obrist, der noch soeben das Verwerfliche einer solchen Handlungsweise selber in so crassen Zügen geschildert, beging diese Pflichtverletzung? Er zögerte zu gehen.

„Sie sind frei!“ wiederholte Brown in festem Tone; „Herr Lieutenant, Sie haben wohl die Güte, Mr. Cleary einen Paß auszufertigen, mit dem Vermerk: Auf Ehrenwort entlassen.“

Kopfschüttelnd, fast betrübt verließ Cleary das Gemach.

Der Protocollführer reichte dem Obristen von Neuem die Liste hin; dieser aber schob sie bei Seite.

„Ich werde das Verhör nicht fortsetzen,“ sagte er in dumpfem Tone.

Dann nahm er ein Blatt Papier und schrieb, faltete und versiegelte es und übergab es dem Adjutanten.

„Bringen Sie das zum General Weitzel; ich erwarte umgehend Antwort.“

Als das geschehen war, erhob er sich, schrieb fast mechanisch seinen Namen unter die Protocolle und entfernte sich.

In seinem Privatzimmer warf er sich erschöpft in einen Sessel.

Roddy konnte sich die Veränderung, die mit dem Obristen vorgegangen, nicht erklären.

„Was ist Ihnen, Herr Obrist?“ fragte er, theilnehmend sich ihm nähernd.

„Eurem Wunsche ist genügt,“ antwortete Brown mit hohler Stimme; „Fanny hat den Vater zurück und Du den Freund; Cleary ist frei; er ist frei!“

„O Dank, Dank! Herr Obrist!“

„Herr Obrist!“ wiederholte Brown mit eigenthümlichem Lachen; „in dieser Rolle habe ich ausgespielt, lieber Roddy! So eben habe ich dem General Weitzel mein Abschiedsgesuch eingereicht und erwarte die Bestätigung desselben noch diesen Nachmittag.“

„Und das Opfer, Edward, brachtest Du mir!?“ rief Roddy.

Brown schüttelte den Kopf.

„Nicht Dir, Roddy; ich brachte es ihr!“

— — — — — — — — — — — — — —

Wenige Tage nach den erzählten Ereignissen erhielt die Rebellion ihren Todesstoß durch die Capitulation Lee's.

Grant hatte es, wie wir erwähnten, verschmäht, unter Pomp und Jubel in die eroberten Städte einzuziehen. Ihm lag viel mehr daran, den fliehenden Gegner zu vernichten.

Durch Petersburg hindurchmarschirend und Richmond vermeidend ging es frisch an's Werk der Verfolgung. Er wußte, daß es für seinen Gegner nur einen Weg zum Entschlüpfen gäbe, und dieser mußte um jeden Preis versperrt werden.

Es war der Weg nach Danville, wo Lee, wenn er letztern Ort erreichte, wenigstens Aussicht haben würde, eine Vereinigung mit dem Heere Johnston's zu bewerkstelligen.

Von Chesterfield, wo Lee stand, führt die Danville-Bahn südwestlich nach dem Zielpunkt des Rebellenhäuptlings. Erreichte er dies Ziel, bevor Grant sich dort zeigte, so war er entkommen. Auf diesen Punkt waren daher die Bestrebungen beider Heere gerichtet.

Sheridan, der seinen Reitern nur wenige Stunden Rast gegönnt, ritt an dem Flußufer südlich vom Appomatox hinab, in der Hoffnung, dem Feind schon da vorauszukommen, wo die Danville-Bahn über den genannten Fluß geleitet ist.

Die Armee des Potomac folgte langsam nach.

Schlimme Tage waren dies für die braven Jungen des Unionsheeres!

Lange Tagemärsche mit nur dürftigen Rationen; angefeuert durch die sichere Aussicht, Lee zuvorzukommen, gestählt durch das Bewußtsein, daß die Einholung auch seine Vernichtung nach sich ziehen würde, vielleicht ein letzter Kampf, und Friede und Rückkehr in die Heimath,

das Wiedersehen von Freunden und Verwandten, — das war es, was sich die heldenmüthigen Bursche sagten, und wodurch sie ihren müden Gliedern immer neue Kraft gaben!

Mit schwerem Tornister beladen, fort von dem Felde, auf welchem der Kampf kaum beendet, fort gen Westen in einem Wettlaufe mit dem leichtfüßigen Feinde, über grundlose Straßen durch Moräste und Flüsse, hungernd, dürstend, durchnäßt und auf den Tod ermüdet, sich auf den kalten Boden werfend, wo der Befehl zum Halt gegeben wurde, um den so sehnlich erwünschten Schlaf zu finden; Morgens wieder vorwärts, weiter mit leerem Magen, ohne Aussicht auf baldigen Halt, aber immer freudig vorwärts auf's Commando, mit wankendem Schritte, aber mit eisenfestem Herzen — so war der Marsch der Heere am James und Appomatox, so die Verfolgung der Rebellen unter Lee beschaffen!

Der dritte Tag ist da.

Sheridan ist zu spät gekommen, um dem Feind die Eisenbahnbrücke über den Appomatox abzubrechen. Doch auf Seitenwegen ihm nacheilend langt er vor ihm bei Jettersville an.

Ungestüm, wie immer, wirft er sich auf die Vorhut Lee's und treibt ihn zurück bis nach Amelia.

Hier, zwischen Jettersville und Amelia, war Lee eingeschlossen. Von hier schrieb Sheridan die erste Depesche, mit der er die Nation electrisirt, indem er darin seine Ueberzeugung ausspricht, daß, wenn das Ding energisch betrieben würde, das ganze Heer Lee's aufgehoben werden könne.

Hier ist es, wo Grant gegenüber der verlorenen Lage, in welcher sich sein Gegner befindet, die erste Aufforderung an ihn ergehen läßt, die Waffen zu strecken.

Der noble, männliche Ton, in welchem sein Brief gehalten, soll Lee tief ergriffen haben, denn er fühlte nur zu gut, daß die Wunden, welche er dem Norden geschlagen, ihn nicht zu der Rücksicht berechtigten, die Grant ihm in Aussicht stellte.

Aber der hartnäckige Rebell schlägt das Anerbieten aus. Er hofft, daß eine List ihn rette.

Kaum aber bewegt er sich, so sind auch die Unionsstreiter im Sattel, und die Infanterie folgt ihm, wie eine hungrige Meute.

Es war am Sonnabend vor Palmsonntag. Der Abend bricht an, als Lee seine Massen zum letzten Verzweiflungskampfe ordnete. Er glaubt nur Cavallerie vor sich zu haben, und diese, weiß er, kann er durchbrechen.

Aber er weiß nicht, daß auch die Infanterie ihm bereits auf dem Nacken sitzt.

In der Dämmerung giebt er den Befehl zum Angriff.

Noch einmal erschallt der Kriegsruf des Südens, noch einmal

fühlen die Leute Lee's sich zur Thatkraft geweckt. Blind stürmen sie heran, und — wie ein Schattenbild weicht die Cavallerie vor ihnen zurück.

Aber hinter ihrer Front erheben sich die erprobten Männer von Grants Infanterie, stehen in langen, tiefen Linien, wie aus dem Boden gewachsen, plötzlich vor den Sturmcolonnen des Feindes, empfangen sie mit einem schmetternden Feuer, benutzen ihr Erstaunen, ihren Halt, um sich auf sie zu werfen mit dem Bajonnet und dann — stiebt die ganze Phalanx der Rebellen, die letzte Hoffnung des Südens auseinander.

Ein jäher Schreck hat sie ergriffen, und kein Commando vermag sie mehr in Reihe und Glied zu bringen.

Es war der letzte Kampf.

Als die Schatten der Nacht sich auf das Schlachtfeld lagern, weiß Lee, daß ihm jede Rettung abgeschnitten ist. Zum letzten Male hat sein Commandowort das Heer von Virginien geleitet.

Am Palmsonntage war es, wo die Generäle Grant und Lee im Hauptquartiere des Ersteren zu Appomatox-Courthouse zusammenkamen, um die Bedingungen der Capitulation zu berathen.

Vierunddreißigtausend Mann streckten die Waffen; die Kranken und Verwundeten nicht eingerechnet.

Noch denselben Palmsonntag erreichte die Freudenbotschaft Washington und fuhr wie ein electrischer Funke durch alle Gemüther. Der Jubel in den Vereinigten Staaten von der äußersten Grenze des Nordens bis zu dem Schlachtfelde hin, da die Hyder den letzten Athem ausgehaucht hatte, war endlos und unbeschreiblich.

„Die Freiheit gerettet, der Friede eingekehrt!“ der Gedanke beseligte und begeisterte jeden Bürger der Republik.

---

## Hundertdreiundzwanzigstes Kapitel.

# Der letzte Wunsch einer Liebenden.

In ganz Washington gab es vielleicht nur ein einziges Haus, welches den Siegesjubel nicht theilte. Zwar wehten auch hier aus allen Fenstern Flaggen, allein man hörte drinnen nicht den Freudenruf der Bewohner:

„Es lebe die Union, es lebe Abraham Lincoln, es lebe die Freiheit!"

Ja, die Fackelzüge, welche vorüber kamen, blieben von den Bewohnern unbeachtet, und sicherlich war Keiner derselben, welcher sich irgend einem Festzuge angeschlossen hätte.

Lampen und Transparente brannten die ganze Nacht hindurch in jedem Fenster, und tausendstimmig ward jubelnd Abraham Lincolns Name gerufen, und in der Nähe des weißen Hauses endeten die ganze Nacht hindurch Musik, Geschrei und Freudentumult nicht.

Die Bewohner jenes Hauses, von welchem wir sprachen, waren fast die Einzigen in der ganzen Union, welche mit grimmigen Blicken all' dem Treiben verstohlen durch die Oeffnungen der Jalousien zusahen und welche in den Jubel verbissene Flüche hineinschleuderten.

Es ist das Boarding-Haus von Mrs. Surratt.

Wir kennen die Bewohner dieses Hauses; wir wissen, daß das Haus selbst nur existirte, um ein Sammelplatz der Verschworenen zu sein.

Nach dem Versuch, Abraham Lincoln gefangen zu nehmen, hatten es Booth und Payne für unzweckmäßig erachtet, sich ferner in Washington sehen zu lassen, und nach der Aufhebung des Garderobe-Magazins am Union-Place hatte es auch Harrold vermieden, das Haus von Mrs. Surratt wieder zu betreten. Auch er hielt sich von jetzt ab im Süden verborgen.

Nur die Ereignisse in den ersten Tagen des Monats April veranlaßten sie, die sichern Schlupfwinkel zu verlassen, und sich nach der Stadt zu begeben, welche sie zum Schauplatze ihrer schwarzen Verbrechen ausersehen hatten.

Alle Vorschworenen waren wieder zum Rathe versammelt. Booth hatte sie beschieden, um mit ihnen die letzten Verbrechen, die einzigen, welche noch übrig waren von den durch den Orden der Ritter vom goldenen Zirkel angeregten Kampfmitteln, auszuführen.

Lincolns Tod, Lincolns und aller derer, welche geholfen hatten, die Rebellion nieder zu werfen, das war noch das einzige Mittel, welches dem Süden neue Hoffnungen hätte geben können.

Es war spät am Abend. Die Fenster auch dieses Boarding-Hauses waren mit Lichtern dicht besetzt; denn wie hätte es ein Bewohner Washingtons wagen dürfen, an einem solchen Tage nicht zu illuminiren!? Hinter den geschlossenen Gardinen aber, da saß Booth, finster vor sich hinblickend; schweigend, ihm vis á vis hatte Mrs. Surratt Platz genommen. Mit ihren scharfen, grauen, durchborenden Augen beobachtete sie ihn eine Weile; sie schien zu erwarten, daß er ihr Mittheilungen machen werde.

Da dies aber nicht geschah, so hob sie endlich mit ihrer scharfen schneidenden Stimme in bitterm Tone an:

„Ich habe es gesagt, das Verderben des Südens ist lediglich durch die Ziererei der Ritter hervorgerufen. Warum konnte das, was geschehen soll, nicht bereits vor einem Jahre geschehn?“

„Vielleicht ist es noch nicht zu spät!“ antwortete Booth in dumpfem Tone.

„Es ist noch nicht zu spät, nein; aber man hätte den verdammten Yankee's nicht die Triumphe zu lassen brauchen,“ versetzte Mrs. Surratt. „Hätte man Lincoln damals ermordet, als ich es rieth, Richmond wäre nie gefallen, und Jefferson Davis hätte nicht nöthig gehabt, die Flucht zu ergreifen. Die Verzögerung hat übrigens einen noch viel größeren Nachtheil.“

„Welchen?“

„Gesetzt, das Unternehmen mißglückt, wie die früheren . . . .“

„Es wird nicht mißglücken! Meine Sorge wird es sein, daß es nicht mißglückt!“

„Es liegt aber im Bereich der Möglichkeit, Mr. Booth, daß es Ihnen nicht gelingt, und wenn dieser Fall eintritt, so ist es nicht mehr Zeit, einen neuen Plan zu schmieden, denn jetzt ist jeder verlorene Tag kostbarer für die Conföderation, als früher ein ganzer Monat. Die Ketten, welche man jetzt dem Süden anlegt, werden mit jeder Stunde fester geschmiedet; damals aber hätte man nach einem mißglückten Versuche immer noch Zeit gehabt, einen zweiten zu wagen.“

„Ich weiß, daß Sie Recht haben, und um so mehr wird es meine Sorge sein, den von Ihnen vorausgesetzten Fall nicht eintreten zu lassen. Daß die früheren Unternehmungen mißglückten, das wissen Sie, hatte seine guten Gründe und war nicht unsere Schuld.“

„Nicht Ihre Schuld? Ha! ha!“ lachte Mrs. Surratt höhnisch; „ist es nicht Ihre Schuld, daß Sie ein Weib zur Vertrauten machen, welche Sie nicht kennen, und welche an Ihnen zur Verrätherin ward? Sie sowohl, wie Mr. Arnold haben heilige Eide geschworen, daß jene Miß Mary zuverlässig sei, und daß man von ihr nichts zu befürchten habe. Wie aber ist es gekommen?“

„Allerdings, es ist nicht anders anzunehmen, als daß sie es war, die den Plan, Lincoln gefangen zu nehmen, vereitelte.“

„Ohne Zweifel hat Mr. Arnold in seiner großen Vertrauensseligkeit und in seiner blinden Leidenschaft für das Mädchen ihr den ganzen Plan mitgetheilt.“

„Es ist nicht unmöglich; indessen kann sie ja damals so gut, wie bei einer späteren Versammlung, wo wir sie ertappt haben, uns belauscht haben.“

„Freilich wird sie uns belauscht haben! Wahrlich, eine herrliche, fein angezettelte Verschwörung, bei welcher die Hälfte der Ver-

schworenen verliebte Schäfer sind, welche die Liebe blind und taub und die Leidenschaft vor Warnungen vollständig unempfänglich macht!"

„Schweigen Sie, Mrs. Surratt! Was Mrs. Cleary anbetrifft, so wissen Sie so gut wie ich, daß sie an uns nicht zur Verrätherin werden wird, und daß sie so zuverlässig ist, wie Sie und ich."

„Ich will auch von Mrs. Cleary absehen. Mrs. Cleary hat nie einen Versuch gemacht, uns zu belauschen; damals aber, als es sich um die Errichtung des Kleidermagazins handelte, — Sie haben es ja selbst gesehen, — damals haben wir Mary lauschend gefunden, und zwar hatte sie sich den Zugang zu dem Nebenzimmer auf eine so raffinirte Weise verschafft, daß wir bestimmt annehmen können, sie ist eine bestellte Spionin. Das beste wäre gewesen, wir hätten sie uns sofort vom Halse geschafft!"

„Das ist ja auch geschehen, Mrs. Surratt; wir haben sie eingesperrt an einem Orte, wo sie schwerlich Jemand auffinden wird, und werden sie dort so lange gefangen halten, bis sie uns nicht mehr gefährlich sein kann."

„Wer sagt Ihnen, daß sie nicht einmal aufgefunden wird? Kann nicht einmal dies Haus durchsucht werden, und wird sie nicht dann von dem ganzen Complott die detaillirteste Beschreibung geben? Ich bleibe dabei, wir hätten sie uns vom Halse schaffen sollen! Es war eine Schwäche von Mr. Arnold, daß er sich dagegen sträubte. Daß Sie ihn darin unterstützten, Mr. Booth, das ist etwas, was ich nicht verstehen kann."

„Ich habe gegen ihre Ermordung gesprochen, weil ich sie für eine Verwandte meines Retters halte. Mein Retter selbst entzieht sich meiner Dankbarkeit, so bin ich es seiner nahen Verwandten schuldig, mich ihrer anzunehmen, zumal ich nicht von ihrer Schuld überzeugt sein kann. Lassen Sie den Gegenstand fallen; Miß Mary ist unschädlich, und unsere Aufgabe ist nur, sie so lange gefangen zu halten, bis wir sie ohne Gefahr frei lassen können. Rufen Sie jetzt die Andern, damit wir die Rollen vertheilen bei dem Drama, das morgen aufgeführt wird."

Mrs. Surratt rührte eine Glocke, welche vor ihr auf dem Tische stand, worauf Miß Mary Surratt eintrat.

„Eine schöne Geschichte da draußen!" sagte sie schnippisch; „das jubelt und singt Spottlieder auf Jefferson Davis und verhöhnt alle seine Freunde. Es fehlt nur noch, daß man alle die Freunde, die der Präsident in dieser Stadt hat, hinrichtet. Eine wahre Schande, daß man sich vor dem Gesindel fürchten muß und das man gezwungen ist, sich zu stellen, als ob man an dem Jubel theilnähme. Die Lichter hier in diesem Fenster sind mir ein widerwärtiger Anblick!"

„Sehr wahr gesprochen, meine Tochter," versetzte Mrs. Surratt; „indessen hoffe ich, daß, wenn wir den nächsten Abend diese Lichter anzünden, wir der Illumination eine andere Bedeutung geben können. Die Stunde der Erlösung für uns ist nahe. – Wo sind die anderen Herren?"

„Mr. Arnold hat es sich nicht nehmen lassen, der Gefangenen das Abendessen zu bringen, und ist wahrscheinlich vor der Thür ihres Kerkers zu finden, wo er seufzend ihr seine Liebesschwüre und die Versicherung seiner Unschuld an ihrer Gefangenschaft wiederholt. O'Laughlin, Atzerott und Payne sind im Parlour."

„Rufe sie Alle herbei, meine Tochter, und schließe dann die Thür."

Eben, als sich Miß Surratt entfernt hatte, trat Arnold ein; sein Gang war schwankend, sein Gesicht bleich und sein Auge geröthet, als hätte er Thränen vergossen. Seine Stimme klang schwach und weinerlich, als er Booth zuflüsterte:

„Sie verlangt Dich zu sprechen."

„Wer?" antwortete Booth; „Miß Mary?"

Arnold nickte.

„Es ist der einzige Wunsch, den sie außer dem, zu sterben, noch hat. Sie würde sich selbst den Tod geben, wenn ich nicht dafür gesorgt hätte, daß man ihr alle Mittel, die That auszuführen, nahm. Erfülle diesen ihren einzigen und letzten Wunsch, Wilkes, geh' hinauf!"

„Ich will es thun," sagte Booth, „vielleicht, daß es mir jetzt gelingt, den Schleier des Geheimnisses zu lüften, mit dem sie sich bisher so hartnäckig umgeben hat."

Booth beurlaubte sich bei Mrs. Surratt, die ihm ihren Unwillen deutlich genug zu verstehen gab, und verließ dann das Gemach. Ueber den Hof hinweg führte ein Gang durch einen Gemüsegarten. An demselben stieß ein Wirthschaftsgebäude, in welchem sich in früherer Zeit, als der Besitzer dieses Etablissements noch Sclaven gehalten, auch die Niggerwohnungen befunden haben mochten.

Booth nahm das Schlüsselbund, welches ihm Mrs. Surratt eingehändigt hatte, und schloß damit die äußere Thür des Hauses auf. Eine Blendlaterne stand auf dem dunklen Hausflur. Booth nahm dieselbe und ließ ihr Licht auf eine roh gezimmerte, schmutzige, vielfach zerbrochene und beschädigte Treppe fallen.

Er stieg die Treppe hinauf. Ein langer Gang führte auf dem oberen Flur nach beiden Seiten; auf den Gang mündeten rechts und links niedrige, schmale Thüren, zum Theil verschlossen, zum Theil offen; von den Wänden und von der Decke war der Kalk herabgefallen und lag auf dem Boden. Spinngewebe befanden sich hier in solcher Anzahl, daß sie dem durch den Gang Schreitenden zum Theil

an den Kleidern haften blieben, kurz, Alles sprach von Unwohnlichkeit und Vernachlässigung.

Gegen das Ende des Ganges hin, wurde derselbe sehr niedrig, so, daß man nur gebückt ihn passiren konnte. Am äußersten Ende schloß Booth eine Thür auf; sie führte in ein kleines Gemach, von welchem aus wieder zwei mit Eisenstangen verwahrte Thüren weiter führten.

Dies waren in früherer Zeit Strafzellen für die Nigger gewesen. Eine der Kerkerthüren stand offen, die zweite war mit einem großen Vorhängeschloß versehen. Am oberen Theile der Thür befand sich eine Klappe, ebenfalls verschlossen. Durch dieselbe pflegte man den Gefangenen die Speisen hineinzureichen.

Booth schob den Riegel zurück, der die Klappe fest hielt, öffnete dieselbe und ließ das Licht seiner Laterne heineinfallen.

Es war ein kleiner Raum, ungefähr sechs Fuß lang und 5 Fuß breit, von einem Bettgestell und einem kleinen hölzernen Tisch beinahe vollständig ausgefüllt. Auf der eisernen Bettstelle lag eine Matratze, und darauf saß bleichen Antlitzes, mit aufgelöstem Haar, ein Mädchen.

Gram, Kerkerluft und Entbehrung hatten ihre Züge entstellt. Ihre Wangen waren hohl, die Augen lagen tief, die Knochen ihres abgemagerten Gesichtes traten scharf und markirt hervor; aber doch war dies Gesicht noch immer schön, doch strahlte aus diesen braunen Augen noch immer Feuer und Willensenergie, noch war die Figur gerade, und die Kraft der Muskeln ungebrochen.

Sie stieß einen Schrei aus, als sie das Licht erblickte.

„Sie haben mich zu sprechen verlangt, Miß Mary,“ sagte Booth.

„Wer sind Sie, Sir?“

„Sie kennen mich unter dem Namen Wilkes,“ war die Antwort.

„Wilkes Booth!“ rief das Mädchen; „Dank! Dank, daß Sie kommen!“

„Wilkes Booth!“ wiederholte er erstaunt; „Sie kennen meinen Namen, Miß?“

„O, ich kenne Ihre Namen, wie Sie selbst,“ antwortete das Mädchen, „und Ihren Namen werden meine Lippen betend nennen, wenn ich meinen letzten Athem aushauche.“

„Sie sehen mich auf's Höchste erstaunt, Miß Mary; ich habe geglaubt, daß Sie eine Bitte an mich richten würden, und zwar die Bitte um Ihre Befreiung, und ich muß Ihnen gestehen, daß ich selbst Ihre Gefangenschaft um keine Minute länger verzögern werde, als dieselbe unbedingt nothwendig ist; indessen, da Sie meinen Namen wissen . . . .“

„So dürfen Sie mich nicht frei lassen," fiel Mary ein. „Ich weiß, ich weiß! Es ist auch nicht das, um was ich Sie bitten will, Mr. Booth; es ist etwas Anderes: tödten Sie mich!"

„Wie!?"

„Ich habe keinen andern Wunsch und keine andere Bitte, und ich habe mich an Sie gewandt, weil ich Niemanden auf der Welt weiß, der mir diese Bitte erfüllte. O, Mr. Booth, ich habe mehr gelitten, als sonst ein Weib zu ertragen vermag; aber ich habe es mit größerer Kraft ertragen, als sonst ein Weib zu haben pflegt, habe es ertragen, bis zu dieser Stunde. Aber nun kann ich es nicht mehr. Ich weiß, Sie tragen einen Dolch; Sie tragen ihn immer, Mr. Booth! Junius Brutus trägt den Dolch, der für Cäsars Brust bestimmt ist! Geben Sie den Dolch in meine Hand, damit ich meinem elenden Leben ein Ende machen kann."

Booth zitterte; also wußte das Mädchen Alles! kannte seinen Plan, Lincoln zu ermorden! Er durfte sie also unter keinen Umständen frei lassen.

„Miß Mary," sagte er, „durch Ihre Worte nehmen Sie mir jede Macht, Ihnen zu helfen; tödten darf ich Sie so wenig, als Sie befreien. Tödten nicht, weil ein Anverwandter von Ihnen mein Retter ist . . . ."

Das Mädchen lachte laut auf.

„Ein Anverwandter von mir, Mr. Booth!? O, Verschwörer sollten bessere Augen haben! Warten Sie, ich werde Sie zu zwingen wissen, mir den Dienst zu erweisen, den ich von Ihnen verlangte. Sie wissen nicht, wer ich bin? — Ich werde es Ihnen sagen; Mein Name ist Mary Powel."

„Powel? Das war ja der Name meines Retters in New-York! Er war ihr Bruder?"

„Ich selbst war es, Mr. Booth! Ich selbst war der Mann in der Uniform eines Unions-Offiziers, jener Mann, welcher Sie den Händen Ihrer Verfolger in New-York entriß, jener Mann, welcher in Sheridans Lager ihre Fesseln durchschnitt, George Borton, der Spion, welcher Ihnen im Ritterhause gegenüber stand, Mary Powel, welche den Anschlag gegen Lincoln entdeckte, und ich, das ist Alles dieselbe Person!"

„O Gott! was höre ich!?"

„Sie erstaunen Mr. Booth? Erholen Sie sich von Ihrem Erstaunen und hören Sie, daß, wenn Sie mich frei lassen, ich diejenige sein werde, welche Sie und Ihre Genossen dem Richter in die Hände liefert! Sind Sie nun gewillt, mir jenen Dienst zu leisten?"

„Miß Powel, wie ist es aber möglich, daß Sie durch meine Rettung den Conföderirten und durch meine Vernichtung der Union

dienen wollen? Was veranlaßt Sie, beiden Gegnern in gleichem Maße Ihre Dienste zu leihen?"

„Ich antworte Ihnen darauf, sobald ich den Dolch, den Sie im Gürtel tragen, in meinen Händen habe, Mr. Booth!"

„Sie wollen den Tod und verschmähen die Freiheit; Miß Powel?"

„Ich kann nicht erwarten, daß Sie mir die Freiheit geben; denn die Präsidenten-Mörder müssen die Person fürchten, welche ihre Pläne bis in die kleinsten Details kennt."

„Doch aber wage ich zu glauben, daß Sie an uns jetzt so wenig zur Verrätherin werden, wie Sie es bis dahin waren; es lag in Ihrer Hand, uns schon längst der Justiz auszuliefern; Sie thaten es nicht! Habe ich Ihr Ehrenwort, Miß Powel, daß Sie uns nur eine einzige Woche Schweigen gewähren, so sind Sie noch heute frei!"

„Ich will meine Freiheit nicht; die Pflicht gegen mein Vaterland erfordert, daß ich keine Minute säume, die Verschwörung aufzudecken, und diese Pflicht zu erfüllen, Mr. Booth, ist schwerer für mich, als den Tod zu erdulden! Deshalb wähle ich den letzteren."

„Sie wollen das Versprechen nicht geben?"

„Nein."

„Ich gebe Ihnen Bedenkzeit bis morgen!"

„Und wenn mein Entschluß bis dahin nicht anders ausgefallen?"

„In einer Nacht kann Vieles geschehen! Ich darf, ich will Sie nicht tödten, Miß Powel, aber morgen vielleicht liegt es in meiner Macht, Ihnen die Freiheit zu geben."

„Wollte Gott, ich lebte morgen nicht mehr!"

„Leben Sie wohl! Vielleicht sehen wir uns nicht mehr!"

„Also der morgende Tag ist schon zur That bestimmt?"

„Der morgende Tag ist bestimmt, die Tyrannei in den Staub zu werfen! Gute Nacht, Miß Powel!"

Booth steckte seine Hand durch die Oeffnung in der Thür.

Mary ergriff dieselbe mit Leidenschaft und preßte sie an ihre Lippen.

„Hören Sie, Wilkes Booth, das Wort einer Sterbenden, das Wort eines Mädchens, das Sie liebt, eben so heiß und glühend, wie sie ihr Vaterland geliebt hat, das Ehre, Ruf und Pflicht geopfert hat, um nicht an Ihnen zur Verrätherin zu werden. Treten Sie noch zurück, Wilkes, noch ist es Zeit! Abraham Lincoln ist kein Tyrann, und seinem Mörder wird man nicht Ehrensäulen setzen, sondern der Inbegriff alles Verruchten wird sich an seinen Namen knüpfen!"

Booth schien bewegt; Mary fühlte, wie seine Hand in der ihrigen zitterte.

Die Oeffnung in der Thür schloß sich. Mary hörte Booths Schritte weithin in dem Gange verhallen, und dann war in dem Gefängnisse des Mädchens wieder schwarze Nacht und tiefe Stille.

Erst zweimal vierundzwanzig Stunden später sollten sich die Schlösser wieder öffnen, welche sie von der Freiheit absperrten. Der Mann, welchen sie liebte, hatte sie der Gefangenschaft übergeben; der Mann, welcher sie liebte, sollte ihr den Weg zur Freiheit öffnen.

---

## Hundertundvierundzwanzigstes Kapitel.

# Die Conseilsitzung.

Der Donnerstag vor dem Charfreitage, der vierzehnte April 1865, war in Washington ein Festtag, wie ihn die Union vielleicht seit dem unvergeßlichen vierten Juli nicht erlebt hat.

Da kamen die Helden des Feldzuges: Grant, dessen mächtiger Arm die Rebellion zerschmettert, Sheridan, dessen Klugheit und fein berechnete Operationen in den Militairkreisen der ganzen Welt Bewunderung und Staunen erregt und den Beweis geliefert haben, daß auch ein Mann, der nicht im Soldatenrock ergraut ist, sondern bis zum entscheidenden Moment ein bürgerliches Gewerbe trieb, wie jeder andere Bürger, ein tüchtiger Feldher sein kann, — Farragut, „der Mann mit den hölzernen Schiffen und dem eisernen Herzen", wie er von seinen Landsleuten genannt wird, der Befehlshaber der Unionsflotte, sie alle zogen in Washington ein, ihre Rosse wateten durch Blumen, ihre Schultern, wie ihr Haupt, waren mit Lorbeeren bekränzt, und, nur den Zipfel ihres Kleides zu berühren, einen freundlichen Gruß, eine Antwort auf eine sinnreiche Huldigung zu empfangen, das dünkte Jeden Einzelnen die höchste Ehre!

Jungfrauen empfingen und begrüßten die Helden, und die Masse der Bürger begleitete sie bis zum weißen Hause, wo des Händedrückens und der Thränen gar kein Ende waren.

Man sah Leute, welche Grants Roß umarmten; man sah

Greise, welche sich hinaustragen ließen, um die Männer zu sehen, denen die Freiheit ihre Errettung verdankte.

In den Häusern von Washington blieben an diesem Tage nur Säuglinge und todtkranke zurück. Wie brach der Jubel los, wie weinte Alles vor Freude und Glückseligkeit, als Abraham Lincoln, die Seele Alles dessen, was erreicht war, in seinem einfachen Hausrock hinaustrat, den Helden, welche kamen, um ihm ihre Glückwünsche darzubringen, entgegeneilte, sie einen nach dem andern in die Arme schloß und dann, jedes Ceremoniell außer Acht lassend, einen Arm um Grants den andern um Farraguts Nacken gelegt, in den Flügelthüren des weißen Hauses verschwand.

Abraham Lincoln erst hatte die Freiheit der Republik zur Wahrheit gemacht, Abraham Lincoln war in diesem Augenblicke der Stolz der Nation.

Viele Male mußte er hinaustreten, um den Deputationen die Hände zu schütteln, und die Ovationen, welche ihm gebracht wurden, durch einige freundliche Worte zu belohnen, bis endlich Nicolai der Menge mittheilen ließ, daß Abraham Lincoln gegenwärtig durch die Aufregung angeriffen und dringend mit den Generälen beschäftigt sei, daß er bitte, mit den Ovationen inne zu halten und ihm einige Stunden Ruhe zu gönnen.

Donnernde Cheers auf Old Abem antworteten ihm; die Menge zog sich zurück, aber mit der Verheißung, daß man sich am Abend wieder einstellen, und sich nach seinem Wohlsein erkundigen werde.

Um die Aufregung zu beschwichtigen, theilte Nicolai mit, daß Se. Excellenz diesen Abend das Ford-Theater besuchen werde.

Da wälzte sich die Menge nach dem Ford-Theater. Dasselbe ward belagert von den Leuten, welche hier warteten, um den Präsidenten am Abend zu sehen. Acht Stunden harrten sie hier geduldig aus, nur, um ihm noch einmal ein Lebehoch bringen zu können.

Es sollte das letzte sein!

Die beiden Generäle und der Admiral Farragut verweilten mehrere Stunden bei Lincoln. Grant stattete Bericht ab über seinen Feldzug in Virginien und über Lees Capitulation. Farragut berichtete über die Einnahme von Fort Santer und über die Blokade der Häfen von Süd-Carolina.

Der Ministerpräsident, Mr. William Seward, nahm nicht an dieser Sitzung Theil; seit zwei Tagen lag der Greis schwer krank in seinem Hause.

Er hatte aus dem Süden einen Brief empfangen, ein Schreiben Mr. Conovers.

Durch einen Expressen hatte ihm dieser vorzügliche Kundschafter die Nachricht von der Flucht des Rebellenpräsidenten gegeben und

zugleich eine Warnung für den Präsidenten Lincoln ertheilt, da voraussichtlich der Süden einen Mordversuch beabsichtige.

Seward hatte dies Schreiben auf seiner Villa bei Alexandria erhalten. Keinen Augenblick wollte er verlieren, dem Präsidenten die Nachricht zukommen zu lassen.

Er bestieg sein prächtiges Pferd, um noch denselben Tag dem Präsidenten den Brief einhändigen zu können. Allein noch ehe er das Bleackhouse erreichte, ereilte ihn das Unglück, daß er vom Pferde stürzte und einen Kinnbacken zerbrach. Mr. Fisher, der Wirth vom Bleackhouse fand ihn leblos an der Straße und sorgte für seinen Transport nach Washington.

Der Brief, welchen der verwundete Greis, sobald er zum Bewußtsein erwachte, dem Präsidenten übersandte, ward von Lincoln in der Sitzung des vierzehnten April den Generälen vorgelegt.

„Verdammt!" sagte Grant, „daß Jefferson Davis uns entkommen ist! Es ist nur möglich, daß er in Verkleidung entkommen, denn Weitzel hatte alle Thore besetzt; die Minister und sonstigen höhern Beamten, selbst Mr. Sanders, welcher die Staatsarchive in Sicherheit zu bringen gedachte, Alle sind gefangen genommen, nur Jefferson Davis ist uns entschlüpft!"

Abraham Lincoln lächelte und sagte:

„Sie erhalten meine Verzeihung leichter dafür, als Sie denken, lieber Grant."

„Es giebt nur zwei Wege, auf denen er entkommen kann," fuhr Grant fort, „der eine durch Tennessee nach Mexico, der andere über Charleston nach Cuba oder St. Thomas. Für den ersteren Fall habe ich bereits Burnside, für den zweiten Buttler Instructionen ertheilt und sie dafür verantwortlich gemacht, daß er nicht entkommt, und ich wünsche nur, Ihre Bestätigung dieser meiner Maßregeln zu erhalten."

Abraham Lincoln liebte es, namentlich, wenn er gut gelaunt war, seine Meinung durch Gleichnisse kund zu geben. Sehr häufig antwortete er mit der Erzählung irgend einer Anecdote, welche zu dem vorliegenden Fall als Gleichniß paßte.

„Als mein Vater," sagte er mit gutmüthigem Lächeln, „in Ohio Farmer war, kehrte eines Tages ein reisender Quäker bei uns ein. Wir saßen gerade beim Thee, und mein Vater forderte den Gast auf, den seinigen mit Rum zu mischen.

„„Meine Religion verbietet mir den Genuß geistiger Getränke,"" antwortete der Quäker.

„Aber der Thee schmeckt in der That besser," sagte mein Vater, wenn Sie ihn mit Rum mischen."

„„Ich will mein Gewissen nicht beunruhigen,"" versetzte der Gast.

„Beunruhigt sich Ihr Gewissen auch, wenn Sie Rum trinken, ohne es zu wissen?"

„„Nein; wenn hinter meinem Rücken Rum in die Tasse gegossen wird, kann ich ihn ohne Beunruhigung meines Gewissens trinken."

Mein Vater nahm die Tasse, ging hinaus, mischte den Thee mit Rum, und — der Quäker trank ihn mit Wohlbehagen.

Die Nutzanwendung auf Grants Frage, was mit dem Rebellenpräsidenten anzufangen, fügte Lincoln nicht hinzu. Grant schien dieselbe nicht machen zu können; er schüttelte unwillig mit dem Kopfe.

„Sie meinen, Excellenz," entgegnete Sheridan, „wenn wir den Rebellenpräsidenten laufen ließen, ohne daß Sie die Erlaubniß dazu gegeben haben, so werden Sie Ihr Gewissen nicht dadurch beunruhigen?"

„Ich habe es nicht gesagt, Mr. Sheridan; Grant hat Vollmacht, nach seinem Belieben zu handeln; seine Anordnungen bedürfen meiner Bestätigung nicht. Ich habe Ihnen nur die Geschichte eines Quäkers erzählt."

Es leuchtete ein, daß Lincoln von diesem Gegenstand abzubrechen wünschte.

Aus dieser Aeußerung, wie aus manchen andern, welche von ihm, von der Eroberung Richmonds an bis zu seinem Tode registrirt sind, geht deutlich hervor, daß er Milde walten lassen und selbst des Mannes schonen wollte, welcher all' das Unheil über das Land gebracht.

„Und wie haben Sie die Warnung aufgenommen, die dem Briefe beigefügt ist?" fragte Farragut.

„Diese Warnung, Mr. Farragut, hat zur Folge, daß ich den Brief zu den Uebrigen in die graue Mappe stecke; eine andere nicht."

„Sie sind völlig unbesorgt Excellenz," bemerkte Sheridan, „wo so viele Freunde sie schon gewarnt haben!? Ich würde Ihnen rathen, gerade jetzt die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln zu treffen."

„Nein, Sheridan! Argwohn und Mißtrauen wären eine Beleidigung gegen die Bürger der Republik. Ich habe die Bürger im Laufe des Krieges von einer edlen Seite kennen gelernt; ich will sie nicht durch Mißtrauen kränken. Mögen sich Tyrannen fürchten und mit Sicherheitswachen umgeben! Der erste Bürger der Republik, der seine Pflicht erfüllt, so gut, wie der letzte, braucht sich nicht zu fürchten, mit einem jeden von ihnen unter einem Dache zu schlafen."

„Aber Jefferson Davis hat im Lande viele Freunde, wie Sie

es im November vorigen Jahres bei der Wahl gesehen haben; alle die Stimmen, welche M'Clellan erhielt, die kamen von den Freunden der Rebellen."

„Mag Jefferson Davis viele Freunde im Lande haben," erwiderte Lincoln gelassen, „davon bin ich eben so überzeugt, daß ich im Lande keine Feinde habe; und, ist der Dolch eines Mörders auf mich gezückt, so darf ich nicht, um dem Elenden zu entgehen, Millionen Unschuldige durch Mißtrauen kränken."

„Sie gehen allein in's Theater, Sir?" fragte Sheridan.

„Ich hoffe, Johnston wird mich begleiten. Ihnen, meine Herren, will ich's nicht zumuthen; Sie sind von der Reise ermüdet und werden lieber den Abend im Kreise ihrer Familie, als im Theater zubringen wollen, zumal Sie schon morgen früh wieder abzureisen haben."

Als Lincoln die Session geschlossen hatte, begab er sich in das Boudoir seiner Gemahlin.

Er führte ein herrliches Familienleben; die Ehe Lincoln's war die glücklichste von der Welt. Er liebte seine Frau zärtlich, und jede Minute, welche seine zahlreichen Geschäfte ihm übrig ließen, widmete er sich ihrer Gesellschaft.

Er hatte gegenwärtig gerade Besuch erhalten; seine Schwägerin, Mrs. Lincoln, die dem Leser bereits wohl bekannt ist, sowohl aus Boston her, als aus den Abenteuern des Macdonald, sie war mit ihrer Nichte, Miß Lavinia Crofton nach Washington gekommen, nicht bloß, um den Schwager und die Schwägerin zu besuchen; sie verband, wie man in Boston allgemein wußte, mit dieser Reise noch einen andern Zweck.

Der jugendliche Capitain in der Unionsflotte, Mr. Richard Brocklyn, hatte um die Hand der schönen Tochter Crofton's angehalten. Lavinia liebte den jungen Mann schon seit dem Moment, da sie ihn im Park ihres Vaters zu Boston zum ersten Male gesehen. Sie hatte ihn bewundern gelernt während ihres Zusammenseins mit ihm am Bord des Macdonald, sie hatte sein Andenken treu in ihrem Herzen bewahrt während der traurigen Zeit ihrer Gefangenschaft auf der Alabama.

Es braucht in Amerika Niemand die Einwilligung irgend eines Menschen zu einer Heirath. Indessen Mrs. Lincoln, so sehr sie sonst für Alles, was das Seewesen anbetrifft, schwärmte, da es sie an ihren Seeligen erinnerte, hatte doch in Folge ihrer letzten Seeabenteuer eine so entschiedene Abneigung gegen Seeleute, daß sie nimmermehr ihre Einwilligung gegeben haben würde zu einer Heirath Lavinias mit einem Seemann.

Sie hatte sich deshalb nur unter der Bedingung mit dieser

Heirath einverstanden erklärt, daß Mr. Brocklyn vom Seewesen abginge und ein bürgerliches Gewerbe ergriffe.

Der Vater Brocklyns hatte die Wiederannahme der Besitzung zu Old-Church, welche ihm Mr. Powel hatte zurückschreiben lassen, abgelehnt, und sich nur nach vielem Zureden damit einverstanden erklärt, daß sein Sohn Richard dieselbe übernähme.

Richard Brocklyn entsagte seinem Berufe allerdings nicht gern, da ihm jedoch Lavinia's Besitz mehr galt, als Alles auf der Welt, so willigte er darin, den Aufenthalt an ihrer Seite in Old-Church mit dem Seeleben zu vertauschen.

Die Entlassung aus dem Militairdienste hatte jetzt, nach Beendigung des Krieges, keine Schwierigkeit, Mrs. Lincoln hätte sich also die weite Reise von Boston nach Washington ersparen können; allein, als sie abreiste, war ein solches Resultat noch nicht vorauszusehen gewesen.

Sie war äußerst glücklich, zu sehen, daß ihr Schwager, der Präsident, der Heirath nicht die mindesten Schwierigkeiten in den Weg legte, sondern sofort darin willigte, den jungen Capitain aus der Marine zu entlassen.

Lavinia verwandte diesen Abend dazu, ihrem Geliebten, welcher mit seinem Schiffe vor Charleston kreuzte, dies Resultat zu schreiben; sie schlug es aus, den Präsidenten, dessen Gemahlin und ihre Tante nach dem Theater zu begleiten.

Das Haus des Präsidenten sah diesen Nachmittag nur glückliche Leute.

Wenige Stunden später — wie ganz anders sah es da im weißen Hause, in ganz Washington, in den ganzen Vereinigten Staaten aus! — —

---

## Hundertundfünfundzwanzigstes Kapitel.

# Vertheilung der Rollen.

Während Abraham Lincoln heiter und harmlos sich der Ruhe und Erholung nach den Anstrengungen der letzten Tage hingab, war das Mordcomplott emsig beschäftigt.

Während Abraham die letzte Conseilsitzung abhielt, hielt Booth mit seinen Spießgesellen ebenfalls die letzte Berathung ab!

In demselben Gemach, in welchem sie von Miß Powel belauscht worden waren, saßen sie wieder versammelt, und zwar, nachdem sie die Vorsichtsmaßregeln, welche sie vor Ueberraschung und vor Lauschern sicherten, verdoppelt hatten.

Den Vorsitz in dieser Versammlung, wie in den übrigen des Mordcomplotts führte Mrs. Surrat.

„Nachdem es also unwiderruflich feststeht," begann diese, „daß die That geschehen muß, handelt sich's nur noch um das wie?"

„Ich sollte meinen, es handele sich nicht im mindesten um das wie? sondern lediglich um das wer?" versetzte Payne.

„Wer fallen soll?" antwortete Booth; „Der Orden nennt uns fünf Namen: Abraham Lincoln, der Vicepräsident Johnston, der Premierminister William Seward, der Kriegsminister Stanton und der Oberbefehlshaber der Vereinigten-Staaten-Armee, Grant."

„Da kommt fast auf Jeden von uns Einer!" bemerkte O'Laughlin.

„Ich für meine Person," versetzte Harrold, „verzichte auf den Verdienst; und wenn nicht blos hundert tausend, sondern hundert Millionen Dollars ausgesetzt wären für jeden dieser Köpfe, so würde ich doch das Geschäft zurückweisen."

„Warum?" fragte Payne barsch.

„Weil die That ausführen und seinen Hals in die Schlinge stecken so gut wie dasselbe ist!"

„Du bist ein feiger Schurke," entgegnete Payne; „zu morden scheutest Du Dich nicht, und wenn es sich darum handelte, einem unschuldigen Säugling den Hals abzuschneiden, Du würdest Dich nicht beunruhigen, so lange Du vor Entdeckung sicher wärest. Aber den Todfeind der Nation zu beseitigen, da nimmst Du Anstand, weil die That gefährlich ist!"

„Gefährlich? Wenn sie blos gefährlich wäre, ich würde die hundert tausend Dollars gern verdienen! Ihr wißt recht gut, daß eine bloße Gefahr mich nicht abschreckt, sonst hätte ich den Auftrag mit dem Kleidermagazin nicht übernommen. Aber, ohne Prophet zu sein, sage ich es Euch allen, die Ihr Euch mit der Geschichte einlaßt, so bestimmt voraus, wie irgend einer der alten und neuen Propheten den Untergang Jerusalems, daß von dem Augenblick der That an Eure Tage gezählt sind, daß nicht drei Tage vergehen, und Ihr liegt in City-Hall in Ketten. Ihr nennt das Feigheit; ich nenne es Vorsicht! Das Blut Abraham Lincolns und seiner Freunde wird nicht weniger Aufsehen erregen, als das des heiligen Januarius zu Neapel; die ganze Bevölkerung wird sich zusammenrotten und Euch verfolgen, wie eine Rüde Schweißhunde einen davongelaufenen Nigger, und, noch ehe ihr das Blut von

Euren Händen abgewaschen habt, werdet Ihr den tausenden von Verfolgern erlegen sein!"

„Er hat Recht," stimmte Arnold bei, indem er sich leise flüsternd an Booth wandte, „er hat Recht, Wilkes; Ihr habt hier keinen Freund in diesem Lande, Ihr seid auf Euch selbst angewiesen, und jeder Bewohner der Stadt, ja des ganzen Staates, wird Euer Verfolger werden. Thue es nicht, Wilkes, gieb den Ruhm, ein Retter des Vaterlandes zu werden, auf."

„Du meinst es gut, George," gab Booth eben so leise zurück, „ich danke Dir für Deine freundschaftliche Warnung. Aber Du weißt, daß mir mein Leben nicht so viel gilt, als der Tod zum Heile der Menschheit. Die Bewunderung der Nationen bis in die entferntesten Jahrtausende hinein wird mein Lohn sein, wenn ich sterbe, und ein viel süßerer Preis ist mein, wenn ich lebe!"

Booth dachte ohne Zweifel an Mrs. Cleary. Sie hatte ihm ihre Hand als Preis für die That versprochen, und Mr. Cleary hatte sich's gelobt; „Er soll sie haben."

Hätte Booth geahnt, in wie fürchterlicher Weise Cleary sein Wort löste, vielleicht wäre er erschrocken zurückgebebt und hätte auf den vermeintlichen Märtyrerruhm verzichtet!

„Was auch Dein Schicksal sein mag, Wilkes," erwiderte Arnold, „ich theile es mit Dir. Ich will mich zwar nicht an der That selbst betheiligen, indessen stirbst Du, so will auch ich sterben; Dein Loos sei das meinige!"

„So wäre also die Ausführung auf uns vier beschränkt?" fragte Payne.

„Das geht nicht!" entgegnete Booth. „An einem Tage muß die That geschehen; die fünf Köpfe des Ungeheuers Union müssen auf einen Hieb fallen; lassen wir einen stehen, so ist so gut wie nichts gewonnen, und verschieben wir die Ausführung irgend einer der fünf Executionen, so nehmen wir uns damit überhaupt die Möglichkeit, sie je auszuführen. Sind vier todt, so wird der fünfte zehnfach vorsichtig sein!"

„Ganz meine Ansicht, Mr. Wilkes," hob Mrs. Surrat an, „und darum sage ich, es müssen fünf sein! Mr. Bob hat sich geweigert; ich sehe nicht ein, weshalb man seine Weigerung berücksichtigt; Mr. Bob gehört zum Complott und er hat unbedingt zu gehorchen. Auf diese Bibel hier" — sie deutete auf das Buch, welches sie in jeder Sitzung vor sich liegen hatte — „hat er Gehorsam dem Anführer geschworen. Es hängt also blos von Ihnen ab, Mr. Booth, ob Sie befehlen wollen."

„Mrs. Surrat hat durchaus Recht!" stimmte Payne bei; „Die Strafe des Verräthers trifft den Ungehorsamen! Harrold ist

der Mann, der zu einem solchen Geschäfte paßt, und er darf sich nicht weigern!"

Harrold grinste vor sich hin und betrachtete Payne eine Weile mit schadenfrohem Lächeln. Dann beugte er sich zu ihm herüber und sagte:

„Ich bitte mir aus, Mr. Payne, daß Sie nicht versuchen, mich zu etwas zu zwingen, was ich nicht will. Sie wissen, der Leichenschänder aus dem Ellmiragefängnisse könnte möglicherweise etwas früher an den Galgen kommen, als er gerechnet hat!"

Payne biß sich in die Lippen, seine dunklen Brauen zogen sich zusammen, sein Auge schoß einen Wuthblitz auf Harrold, aber er schwieg und wagte seitdem nicht mehr, auch nur mit einer Andeutung, gegen ihn zu agitiren.

„Haben Sie sich anders besonnen, Bob?" fragte Booth.

„Da es in Ihrer Macht liegt, mich zu zwingen, Mr. Wilkes, so dürfte mir wohl meine Weigerung wenig helfen. Ich bin bereit, eine der Executionen von freien Stücken zu übernehmen, aber unter einer Bedingung."

„Die wäre?"

„Daß man mir die Hälfte der Summe vorher anweist. Hunderttausend Dollars sind auf jeden Kopf gesetzt; Sie haben die Anweisungen von Sanders und Genossen in der Tasche. Legen Sie eine derselben, eine auf funfzigtausend Dollars lautende, in meine Hand, und wir sind einig!"

„Oho!" fiel hier Atzerott ein, „das wäre eine Bevorzugung! Erhält Bob die funfzig Tausend vorher, so verlange ich dasselbe auch!"

„Und ich desgleichen!" fügte O'Laughlin hinzu.

„Gemeine Seelen," murmelte Payne, „die um elenden Mammon morden, nicht fähig, sich für eine Idee zu begeistern, aber bereit, für Gold jedes Verbrechen auszuführen!"

Harrold beugte sich über die Lehne von Paynes Stuhl und flüsterte ihm ironisch lächelnd in's Ohr:

„Mr. Payne, Sie erweisen mir wohl die Freundschaft, meinen Antrag zu befürworten."

Payne wandte sich mit Abscheu von dem Sprecher ab, allein er erkannte die Nothwendigkeit, den Mann, welcher im Besitz eines so schlimmen Geheimnisses war, nicht zu reizen.

„Thue es, Wilkes," sagte er mit gerunzelter Stirn, „gieb ihnen, was sie verlangen, aber laß sie noch einmal auf die Bibel schwören."

Booth folgte dem Rathe.

„Ich bin bereit," sagte er, „die Summen auszuzahlen, sobald ein Jeder die Erklärung abgegeben hat, daß er die That, die er

übernimmt, nach bestem Vermögen auszuführen gedenkt! Was zunächst mich anbetrifft, so habe ich es übernommen, das Oberhaupt der Union aus dem Wege zu schaffen; und Du, Robert?“

„Ich übernehme Seward,“ antwortete dieser.

„Ha! den Kranken!“ spottete Harrold. „Ein großes Heldenstück, Mr. Payne, einen Mann, welcher vor zwei Tagen Kinnbacken und Arm gebrochen, zu überwältigen!“

„Schweig!“ befahl Booth; „Du kennst die Gefahr nicht! Sewards Sohn, der Major Frederick ist bei ihm; Payne hat es also mit zweien zu thun. Der Zugang zu dem Kranken ferner ist jedem Fremden durch mehrere Diener versperrt; auch diese muß Payne aus dem Wege schaffen. Payne's Aufgabe ist vielleicht die schwerste von allen!“

Dann wandte er sich wieder an Payne.

„Bedarfst Du Vorbereitungen zu Deiner Flucht?“

„Nein,“ antwortete dieser; „ich bedarf Nichts, als diesen Dolch, der ja auch im Nothfalle hinreicht, mich den Händen der Häscher zu entziehen.“

„Weiter! Atzerott, wen übernehmen Sie?“

„Ich hätte es am liebsten mit Grant zu thun!“

„Und wie fangen Sie es an?“

„Grant beabsichtigte eigentlich erst morgen früh abzureisen; indessen, wie ich vernommen, wird er bereits heute Abend nach Appomattox-Courthouse zurückkehren. Ich nehme mit ihm dasselbe Coupé und tödte ihn im Eisenbahnwagen!“

„O'Laughlin,“ fuhr Booth fort, „wen übernehmen Sie?“

„So werde ich Stanton nehmen!“

„Haben Sie sich überzeugt, daß Sie ihm heute Abend beizukommen im Stande sind?“

„O ja!“ versetzte O'Laughlin; „er wird heute Abend einen Besuch bei Seward abstatten. Gegen acht Uhr kehrt er zurück, und auf dem Platz vor seinem Hause erwarte ich ihn. Die Bäume werfen tiefen Schatten auf den menschenleeren Platz und die verworrenen und verwahrlosten, mit Sträuchern bepflanzten Gänge begünstigen meine Flucht.“

„Also auch das wäre abgemacht! So bleibt für Sie, Bob Harrold, nur noch der Vice-Präsident Johnston übrig.“

„Mir ganz Recht, Mr. Booth!“

„Sie wissen, wie ihm beizukommen ist?“

„Ich habe mich darum nicht bekümmert; mein Entschluß ist ja noch nicht älter als zehn Minuten.“

„So werde ich es Ihnen sagen. Der Vicepräsident befindet sich heute Abend mit Abraham Lincoln im Ford-Theater. Vor Schluß des Theaters wird er höchst wahrscheinlich herauskommen,

wird vielleicht in großer Hast seinen Wagen besteigen, überhaupt wird voraussichtlich gegen Ende der Vorstellung eine große Aufregung in der Nähe des Theaters herrschen. Eine große Menschenmenge ist dort versammelt! Sie können einen Dolchstoß sehr leicht ausführen und sich unter der Menge verlieren. Man wird die zunächst herumstehenden für die Thäter halten, und bevor man sich überzeugt, daß die Alle unschuldig sind, können Sie in Sicherheit sein. Natürlich verlassen wir, sobald es irgend thunlich ist, Washington wieder; aber nur nicht in auffälliger Weise! Wer seiner Sache gewiß ist, daß man ihn nicht erkannt hat, der mag sich lieber hier aufhalten, als ob nicht das geringste Bewußtsein einer Schuld ihn treffe. Merkt Euch das! Nur wem augenblickliche Gefahr droht, der begiebt sich sofort auf die Flucht. Ihr kennt jetzt Eure Aufgabe. John, Bob, Mac, hier Eure Anweisung, thut Eure Schuldigkeit, jetzt frisch an's Werk! Du, George, begiebst Dich unverzüglich zu einem Pferdeverleiher und wählst den besten Renner des Stalles aus; dann stelle Dich wieder hier ein, um meine ferneren Anordnungen zu vernehmen Ich habe weiter nichts zu sagen."

Er sprach diese letzten Worte mit einer Verneigung gegen Mrs. Surrat. Diese erhob sich jetzt von ihrem Sitze, ergriff mit der Rechten die Bibel, welche vor ihr lag, und sagte in feierlichem Tone:

„Jetzt, Ihr Retter des Vaterlandes, schwört, daß Ihr treu und gewissenhaft handeln wollt und nach besten Kräften ausführt, was Ihr hier versprochen. Trete ein Jeder heran, und küsse an Eides Statt das heilige Buch!"

Alle thaten es.

„So seid Ihr denn geweiht," fuhr Mrs. Surrat in salbungsvollem Pastoraltone fort; „Gott der Herr wird seine Gesandten nicht verlassen! Ich verabschiede mich jetzt von Euch, um in die Kirche zu gehen und an heiliger Stätte für das Gelingen zu beten. Sehen wir uns wieder, so tragt Ihr die Krone der Märtyrer oder den Lorbeer der Helden! Auf Wiedersehen!"

———

## Hundertsechsundzwanzigstes Kapitel.

# Die Theilung des Raubes.

Wäre zufällig einer der Metropolitain-Policemen, welche in der Nähe des Union Place stationirt sind, in die Umgegend des Spangler'schen Hauses gekommen, so würde er um die Nachmittagsstunde daselbst einen ungewöhnlichen Lärm vernommen haben.

Die Habeascorpus-Acte, die in Amerika ja noch mehr Bedeutung hat, als in London, würde ihn sicherlich verhindert haben, hinein zu gehen und dem bis auf die Straße hörbaren Gezeter der Weiber ein Ende zu machen. Wenn er aber, was nicht schwer gewesen wäre, zufällig nur einige Worte von dem heftigen und lautgeführten Diskurse gehört hätte, so würde er mit dem größten Recht auf ein Verbrechen geschlossen und das Haus einer sorgfältigen Observation unterzogen haben.

Es war Mrs. Gamps Stimme, die, nie besonders melodisch, in diesem Augenblicke noch weniger wohlklingend war, da die Wuth und die Aufregung sie selten aus den allerhöchsten Fisteltönen herauskommen ließ, und Fisteltöne haben ja bekanntlich selbst bei der Primadonna des Opernhauses ihr Bedenkliches, wie viel mehr also bei Mrs. Gamp, deren Stimmorgan bei ihrem eigenthümlichen Berufe beinahe ebenso gelitten hatte, wie ihr Herz.

Accompagnirt wurde sie von dem obligaten schnarrenden Mezzo-Sopran der Mrs. Bagges, welche beiden Hauptstimmen denn auch in dem Maße prädominirten, daß der sanfte Flöten-Tenor Spanglers, der hin und wieder an ganz besonders kräftigen Stellen einfiel, gar nicht zur Geltung kam.

„Ich lasse Sie nicht fort, Sie Gauner, Sie Betrüger, Sie Räuber, Sie Schurke!" schrie Mrs. Gamp. „Halt' ihn Bethsey, wir erwürgen ihn, wir erhängen ihn, wir überliefern ihn dem Gericht, wir kratzen ihm die Augen aus, wenn er nicht das Geld herausgiebt, was er gestohlen!"

„Recht so Schwester," fiel hier der eben so unmelodische Mezzo-Sopran ein; „ich hole Polizei, er soll uns nicht entkommen! Es ist ein Vorwand, daß er nach dem Theater will, oho! wir kennen das; heraus mit dem Gelde!"

„Ei! das wäre schön; man bezahlt ihm die hohe Miethe, weil man denkt, man hat eine Kiste voll Gold, und dann hat es der Räuber gestohlen!"

„Meine Damen, ich bitte Sie," setzte hier Spanglers Flötentenor ein, so sanft und lieblich, daß schon die Stimme allein im Stande gewesen wäre, ein weniger aufgeregtes Weibergemüth zu rühren, „ich bitte vielmals . . . ."

Aber Mrs. Gamp und Mrs. Bagges blieben ungerührt; im Gegentheil, sie verstiegen sich von einer Todesart, die sie über ihn verhängen wollten, auf die andere, bis endlich selbst das umfangreichste Album einer Criminal-Justiz keine Mordart aufzuweisen hatte, mit welcher sie den unglücklichen Spangler nicht bedroht hätten.

Zu diesem unerquicklichen Concert stand die Unterredung, welche zwei Treppen höher geführt wurde, nicht im mindesten in Einklang.

Dort fand eine Scene statt, welche unter andern Verhältnissen sicherlich eine sehr rührende gewesen wäre. Hektors Abschied von Andromache, als er hinausging, um Achilles, seinen Todfeind aufzusuchen, konnte nicht herzergreifender sein, als der, welcher in den Zimmern Statt fand, die vor einigen Monaten Mr. Bleackburn inne gehabt hatte.

Diese Zimmer waren gegenwärtig an eine Dame vermiethet, an eine Dame, welche zwar unter einem angenommenen Namen in Washington existirte, welche aber Jeder, der nur einmal in diese Feueraugen geblickt, der nur einmal diese üppige Gestalt bewundert, der nur einmal diese Wollust-Atmosphäre, die das leidenschaftliche Weib umgab, eingeathmet hatte, als jene schöne Creolin erkannt haben würde, die Mr. Cleary sich zum Weibe genommen.

Es ist nicht schwer zu errathen, wer der Jüngling war, den sie schluchzend in ihre Arme preßte, dessen Lippen sie mit heißen Küssen bedeckte, und dem sie tausendmal ewige Liebe bis über das Grab hinaus schwur.

Es war Wilkes Booth, welcher dieser Pflicht des Abschiednehmens sich entledigen mußte.

So sehr sich auch seine Phantasie bereits mit der Glorie beschäftigte, die ihn, seiner Ansicht nach, bald umstrahlen sollte, so konnte er doch nicht umhin, dieser leidenschaftlichen Liebe für Mrs. Cleary auf einige Minuten seine Träume von Heldenruhm zu opfern.

Das Terzett, welches vom Hausflur heraufgellte, brachte allerdings einige nicht wohlthuende Dissonanzen in diese harmonischen Gefühlsausbrüche. Die Störung wurde immer unangenehmer und der Zank immer widerwärtiger, und ein Ende desselben war gar nicht vorauszusehen.

In der That hatte der Streit eine für Mr. Spangler äußerst bedenkliche Wendung genommen.

Mit den beiden Frauen wäre er am Ende noch zurecht gekom-

men; dieselben hatten aber eine ganz unerwartete und äußerst kräftige Hülfe gefunden.

„Nichts als Bleistücke, alte Lumpen und verrostetes Eisen in der Kiste!“ schrie Mrs. Gamp; „Gerechter Gott! Er muß gerädert werden, von Pferden zerrissen!“

Sie sprang ihm an die Gurgel und schien in Ermanglung einer Jury, welche die nöthigen Pferde requirirte, die von ihr erwähnte Exekution in Gemeinschaft mit ihrer Schwester vornehmen zu wollen. Mrs. Bagges zerrte ihn am Rockkragen, und unter unaufhörlichem Schreien und Zetern fuhren sie mit ihm aus einem Winkel des Hausflures in den andern.

Mr. Spangler betheuerte händeringend, daß in der Kiste nicht ein Cent baaren Geldes gewesen sein könne; Mrs. Gamp aber hatte vermuthlich eine gute Prognose mit der Kiste angestellt, denn sie taxirte ihren früheren Inhalt auf mindestens hunderttausend Dollars.

Mrs. Bagges machte den Vorschlag, sich mit der Hälfte zu begnügen; Mrs. Gamp wollte das Ganze, oder mit ihm an den Galgen!

Mr. Gamp hatte nach Monate langem Bemühen die Küste ohne fremde Hülfe zu öffnen gewußt und ohne dabei auffälliges Geräusch zu verursachen und namentlich, ohne daß ihre Schwester in die Möglichkeit versetzt wurde, einen vollständigen Einblick in den Inhalt der Kiste zu erlangen, die Arbeit endlich nach ungeheurem Fleiße vollbracht.

Die Schlösser waren herausgeschnitten, und der Inhalt lag vor ihren Augen. Wie bereits gesagt, bestand derselbe nicht, wie sie vermuthet hatte, aus purem, blankem Golde, sondern aus werthlosem Metall und ekelhaften Lumpen. Da nun die Kiste in Niemandes Händen, als in deren Mr. Spanglers gewesen war, so konnte er natürlich auch nur der Dieb sein, der die Schätze widerrechtlich an sich gebracht. An ihn also hielt sie sich mit aller der Energie, die sie in kritischen Momenten stets an den Tag legte.

Der Streit hatte eben das Maximum seiner Heftigkeit erreicht, und wer weiß, ob nicht Mr. Spangler, wenn auch nicht gerade geviertheilt, so doch wenigstens gezweitheilt wäre, wenn nicht eben der Klopfer an der Hausthür gedröhnt hätte.

Wie electrisirt hielten die drei an.

Erst jetzt schienen sich's die Weiber zu überlegen, daß der Hausflur nicht der geeignete Kampfplatz sei und am allerwenigsten passend, um eine so gefährliche Execution auszuführen, wie beide sie vor hatten.

Mrs. Bagges benutzte daher diese Pause, um die Thür der Portierloge aufzustoßen, und, als ob dieser strategische Kunstgriff verabredet sei, faßten sie beide ihr Opfer von Neuem, und mit Gepolter ging's die Stufen zur Portierloge hinab.

Allerdings gerieth der überlegnere Theil mit dem bedrohten Gegner in gleiche Gefahr und in eine nichtsweniger als angenehme Lage. Sie fielen nämlich alle drei der Länge nach auf den Boden und wälzten sich eine geraume Zeit auf demselben herum, da es Keinem leicht wurde, sich aus den Händen des Andern zu befreien.

Diese Situation war jedenfalls eine sehenswerthe, und es wäre schade gewesen, wenn sie keinen Zuschauer gehabt hätte.

Sie hatte aber in der That einen Zuschauer.

Der Mann, welcher den Klopfer gerührt hatte, fand es äußerst verdächtig, daß trotz des Lärmes im Innern des Hauses ihm Niemand öffnete. Um sich zu überzeugen, wie weit der Portier daran Schuld sei, beugte er sich herab und drückte sein Gesicht an die Scheiben des niedrigen Fensters der Portierloge.

Eine geraume Zeit war er hier verwunderter Zuschauer; da bemerkte Mr. Bagges das häßliche grinsende Gesicht des Niggers.

„Cip!" rief sie; „da ist Cip, er wird uns helfen. Ich öffne, Cip!" fügte sie hinzu, ließ Mr. Spangler los, eilte hinaus und schob den Riegel von der Hausthür zurück.

„Es ist Geld zu verdienen, Cip!" rief sie ihrem ehemaligen Gehülfen vom Kupplergewerbe entgegen; „erwürge den Spitzbuben, und Du erhälst so viel Geld, als Du willst!"

Cips herkulische Gestalt drängte sich durch die schmale Thür der Portierloge. Er erfaßte den immer noch am Boden liegenden und mit Mrs. Gamp ringenden Delinquenten am Rockkragen, hob ihn in die Höhe, wie eine Strohpuppe und lehnte ihn an die Wand, als ob er eine hölzerne Figur gewesen wäre.

Spangler stierte entsetzt den Mann an.

Wenn der Teufel selber ihn beim Rockkragen genommen hätte, es hätte das Entsetzen sich nicht deutlicher auf seinem Gesichte malen können. Auch Cip glotzte ihn an.

„Soll ich ihn todt schlagen, Ma'am?" wandte er sich dann an seine ehemalige Herrin.

„Schlage ihn todt, wenn er nicht hunderttauserd Dollars herausgiebt!"

Indem Cip den zitternden Spangler, dessen Augen bei diesen Worten schon Nacht umfing, mit der Linken festhielt, erhob er die gewaltige geballte Rechte zu einem Schlage, der sicherlich ausreichend gewesen wäre, Mr. Spangler in's Jenseits zu befördern; noch eine Secunde später — und das Ford-Theater wäre um einen Zimmermann ärmer gewesen.

Während dieser Secunde aber erschien der Retter.

„Halt da! Um was handelt sich's hier?" rief eine gebieterische Stimme von der Thür her.

Alle wandten sich überrascht um. In der Thür stand, ruhig



Gefangennahme Booth's.

und fest die Einzelnen anblickend, ein junger Mann, der ihnen Allen nicht unbekannt war.

„Ah, Mr. Wilkes!“ rief Mrs. Gamp ihrem ehemaligen Kunden entgegen; „Sie kommen da gerade zu rechter Zeit, um einen Spitzbuben züchtigen zu helfen.“

„Laß den Mann los!“ befahl Booth, ohne auf den höflichen Gruß von Mrs. Gamp zu achten.

Scip aber war nicht gewohnt, den Befehlen eines Andern, als der Mrs. Bagges zu gehorchen. Indem er Spangler immer noch festhielt, blickte er diese fragend an, ob sie damit einverstanden wäre. Da er aber in dem Antlitz jener Dame nichts Derartiges las, so schnürte er vorläufig seine Linke noch etwas fester um Spanglers Hals und erhob die Rechte, von Neuem zum Schlage.

Mit zwei Sätzen aber stand Booth neben ihm; der Lauf eines Revolvers war zwei Fuß von seiner Schläfe.

„Zurück, schwarzer Hund, sage ich!“

Der Nigger prallte unwillkürlich zurück.

„Was hast Du hier zu thun?“ fuhr Booth fort, ohne das Pistol sinken zu lassen.

„Geschäfte, Sir, . . .“ stotterte der Nigger.

„Wie kommst Du nach Washington?“ fuhr ihn Booth an.

„Ich bin in einem Auftrage hier, Sir.“

„Richte Deinen Auftrag ein anderes Mal aus. Hinaus mit Dir!“

Gewohnheitsmäßig fragte der Nigger wieder das Antlitz der Mrs. Bagges. Ob auf demselben etwas zu lesen war, ist zweifelhaft; nur das steht fest, daß Booth seine Aufforderung noch energischer wiederholte und hinzufügte:

„Ich schieße Dich nieder, wenn Du noch zwei Secunden hier verweilst!“

Langsam zog sich der Nigger zurück und schlich zur Hausthür hinaus.

„Schieben Sie den Riegel vor, Mrs. Gamp!“ fuhr Booth fort.

Die Dame war dermaßen eingeschüchtert, daß sie nicht zu widersprechen wagte. Sie that, wie ihr befohlen worden, kehrte dann zurück und fing sehr kleinlaut an, die Ursache des Auftrittes zu erzählen.

„Um welche Summe handelt es sich?“ fragte Booth.

„Es waren mindestens hunderttausend Dollars,“ antwortete Mrs. Gamp.

„Die hunderttausend Dollars zahle ich, hier ist eine Anweisung, welche morgen honorirt werden wird. Gehen Sie hinauf und lassen Sie mich mit Mr. Spangler allein!“

Da die Verhandlung ein so befriedigendes Ende erreicht hatte, so nahmen die beiden Damen durchaus nicht Veranlassung, länger

in der Portierloge zu verweilen. Knixend und unter den Versicherungen der unbeschreiblichsten Hochachtung zwängten sie sich durch die schmale Thür, und stiegen die Treppe hinauf.

„Mr. Spangler," sagte Booth, „Sie sind in meiner Hand. Sie haben die Million Dollars gestohlen, welche Eigenthum der Conföderation ist. Ich werde keine Anzeige machen, vorausgesetzt daß Sie geneigt sind, mir einen Dienst zu erweisen."

Mr. Spangler kam sich in diesem Augenblicke vor, wie zu neuem Leben erwacht.

„Fordern Sie, Sir, was Sie wollen; wenn ich das Geld behalten kann, will ich Alles thun!"

„Was ich von Ihnen fordere, Mr. Spangler, ist nur ein kleiner Dienst. Sie begeben sich jetzt mit mir in's Ford-Theater; Sie zeigen mir alle Ausgänge und Eingänge desselben, sowie die Loge des Präsidenten und nehmen an dieser, wenn es nöthig ist, eine kleine Reparatur vor, wie ich sie anordne. — Verstanden?"

„O! wenns weiter nichts ist, Mr. Wilkes, sehr gern! Aber ich kann doch das Geld behalten?"

„Meinetwegen, ja. Wenigstens will ich nichts thun, um es Ihnen zu entziehen. Nehmen Sie die Schlüssel und folgen Sie mir!"

---

## Hundertundsiebundzwanzigstes Kapitel.

# Die Loge des Präsidenten.

Booth und Spangler schlugen den Weg nach dem Fordschen Theater ein. Es war etwa zwei Stunden vor der Kasseneröffnung.

Der Haupteingang desselben war von dichten Massen belagert, welche, wie wir bereits wissen, der Ankunft des Präsidenten hier entgegenharrten.

„Wünschen Sie dort hineinzugehen?" fragte Spangler seinen Begleiter, „oder durch den Eingang zur Bühne?"

„Der Letztere ist mir angenehmer!" antwortete Booth kurz.

Spangler schloß eine niedrige Thür am Nordende des Theaters

auf, welche auf eine Art Corridor führte, an welchem entlang sich die Garderobenzimmer befanden.

Booth hörte nicht auf die Erklärungen und Auseinandersetzungen seines Begleiters, sondern ging von dem Raume neben den Garderoben aus direkt auf die Bühne.

„Wo ist die Loge des Präsidenten?“ fragte er.

Spangler deutete auf eine zur Linken der Bühne gelegene sehr elegant ausgestattete Loge im ersten Range, die mit schweren Seidenvorhängen drapirt war.

„Kann ich die Loge innen besehen?“

„Nein, Sir, das geht nicht an; ich habe keinen Schlüssel. Indessen der Logenschließer wohnt nicht weit; ich könnte ihn rufen.“

„Nein, ich mag es nicht! Kommen Sie, lassen Sie uns versuchen, ob sich die Thür nicht so öffnen läßt. Nehmen Sie einen Hammer und einen Schraubenzieher mit.“

Spangler schüttelte zwar verwundert den Kopf, aber er folgte doch der Aufforderung. Sie stiegen die Treppe hinauf und versuchten durch Anwendung von Gewalt die Thür zur Loge des Präsidenten zu sprengen.

Jedoch das Schloß widerstand.

Er forderte seinen Begleiter auf, einige der Schrauben am Schloß zu lösen. Als das geschehen war, gab die Thür nach.

Er blieb in der Thür stehen und schien die Entfernung von derselben bis zu den an der Brüstung stehenden Sesseln mit den Augen zu messen.

„Dort sitzt er vermuthlich,“ murmelte er.

„Ganz Recht, Sir,“ bestätigte Spangler; „dort sitzt der Präsident, falls Sie ihn meinen. Se. Excellenz ist ein großer Verehrer des Theaters und sitzt gern nahe an der Bühne.“

Booth that zwei Schritte auf den bezeichneten Sessel zu und streckte die Hand aus. Dann ließ er mit bedeutsamem Nicken die Hand sinken und trat an die Brüstung:

„Man sollte meinen,“ sagte er, „daß man von hier aus mit einem Sprunge die Bühne erreichen kann.“

Spangler lachte.

„So viel ich weiß,“ versetzte er, „hat noch Niemand das Kunststück versucht, und ich habe es mein Lebtag immer für sehr gleichgültig gehalten, ob man's kann, oder nicht.“

„Aber mir ist es nicht gleichgültig!“ antwortete Booth barsch.

Er setzte einen Fuß auf den Sessel, einen Fuß auf das Polster der Brüstung und schien den Sprung versuchen zu wollen.

Spangler hielt ihn zurück.

„Thun Sie es nicht, Sir! Sie könnten eine von den Orchester-

Lampen zerschlagen, oder einen unglücklichen Fall in's Orchester thun! Versuchen Sie es nicht!"

Booth war kräftig und gewandt: die Entfernung von der Loge zur Bühne war nicht sehr groß, aber doch bedeutend genug, um den Sprung zu einem gewagten zu machen; für Booth genügte die Ueberzeugung, daß ein solcher Sprung möglich sei.

Sorgfältig verwischte er von dem Sessel und der Brüstung die Spur seiner Stiefel; dann ging er auf die Thür zu.

„Hat die Thür keine Vorrichtung," fragte er, „durch welche sie von innen verschlossen werden kann, so daß man nicht im Stande ist, sie von Außen zu öffnen?"

„Nein," war Spanglers Antwort; „die Thür kann durch den Schlüssel von Außen immer geöffnet werden."

„Ich will aber, daß sie eine solche Vorrichtung, wie ich angegeben, hat!"

„Ah!" machte Spangler; „ich darf mir aber nicht erlauben, fügte er hinzu, ohne Einwilligung des Directors eine solche Vorrichtung hier anzubringen."

„Ich hoffe, Sie werden sich das und noch mehr erlauben, wenn ich Ihnen in's Gedächtniß zurückrufe, daß es sich für Sie um den Besitz einer Million handelt, und daß ich noch an diesem Abend, wenn Alles nach Wunsch geht, diese Brieftasche, die, wie Sie sehen, wohl gefüllt ist, in Ihre Hand legen werde."

Er öffnete bei diesen Worten ein Täschchen und durchblätterte vor Spanglers lüsternen Augen ein ansehnliches Packet Greenbacks.

„Das ist etwas Anderes," schmunzelte Spangler. „Die Anstalten erscheinen mir in der That so sonderbar, daß ich nicht einmal zu fragen wage, was sie zu bedeuten haben. Aber Sie sind ein Gentleman und es wäre unhöflich von mir, wollte ich Ihr gütiges Anerbieten wegen der Greenbacks da ausschlagen."

„Hier ist eine Kramme und ein Haken," sagte Booth; „befestigen Sie Beides so an der Thür, daß man dieselbe damit leicht von innen verschließen kann."

„Aber wenn der Logenschließer, der vorher, ehe der Präsident kommt, die Loge besichtigt, die Vorrichtung entdeckt?"

„Sie muß so angebracht werden, daß sie so leicht nicht entdeckt wird. Warten Sie einmal! Sehen Sie, hier! Die Tapete läßt sich sowohl von der Thür, wie von der Wand ablösen. Machen Sie sie vollends los, befestigen Sie Kramme und Haken darunter, und Beides wird dann durch die Tapete wieder verdeckt sein."

Spangler fing an zu bohren und zu hämmern.

„Wer ist da!?" ertönte plötzlich eine Stimme aus dem Raume des Theaters herauf.

Booth erblaßte, und Spangler schrak zusammen. Er ließ von seiner Arbeit ab. Keiner antwortete.

„Wer ist dort oben in der Loge?" wiederholte die Stimme.

„Es ist Mr. Olin, der Logenaufseher," flüsterte Spangler.

Dann lehnte er sich über die Brüstung und sagte:

„Es ist etwas am Schloß in Unordnung, das ich reparire."

„Ah! Sie sind es, Mr. Spangler! Ist nicht Ihre Sache! Sie haben an den Schlössern der Logen nichts zu machen; es ist meine Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die Schlösser der Logen in Ordnung sind. Gehen Sie auf Ihren Posten in den Mschinenraum!"

Spangler nahm Booth am Arme und führte ihn schleunigst durch den Gang, um ihn unbemerkt auf die Bühne zurückzugeleiten.

Der Aufseher der Logen war in der nächsten Minute bereits an der Thür, um das Schloß, das angeblich in Unordnung sein sollte, zu revidiren.

„Er hat Sie nicht bemerkt," flüsterte Spangler seinem Begleiter zu; „ich bitte Sie aber, um keinen Verdacht zu erregen, jetzt so schnell als möglich wieder hinauszugehen. Es wird sich bald mehr und mehr vom Theaterpersonal einfinden, und Ihre Anwesenheit hier möchte leicht auffällig und verdächtig sein."

„Wird sich der Aufseher nicht bald wieder aus der Loge entfernen?" fragte Booth.

„Voraussichtlich ja!" versetzte Spangler.

„So mache ich es Ihnen zur Pflicht, daß bis zum Beginn der Vorstellung die Vorrichtung an der von mir bezeichneten Stelle angebracht ist! Ich werde diesen Abend Gelegenheit haben, mich davon zu überzeugen. Bedenken Sie den Besitz einer Million und dieses Portefeuilles."

Spangler nickte.

„Ich werde dafür sorgen, Sir. Aber nun eilen Sie!

„Noch nicht, Freund!" antwortete Booth; „ich muß von der Bühne einen Ausgang finden, auf dem man mir so leicht nicht folgen kann."

„Der bequemste Ausgang von der Bühne aus ist der durch die Garderobenräume."

„Ich frage nicht nach dem bequemsten Ausgang, sondern nach dem sichersten."

„Hm! Es giebt noch einen Ausgang von der Bühne aus, aber der hat seine Schwierigkeiten."

„Zeigen Sie mir denselben."

Spangler führte Booth durch eine Seitencoulisse. In einem entlegenen Winkel führte eine schmale Stiege hinab in den Maschinen-

raum, von hier in einen weiten Raum, in welchem Coulissen, Decorationsgegenstände und dergleichen aufbewahrt wurden, wovon freilich Booth nichts sah. Es war stockfinster daselbst.

„Von hier kann man auch nach Außen gelangen," sagte Spangler.

„Sehr gut," versetzte Booth, „aber die Finsterniß!"

„Ich werde ein Licht holen, Sir, warten Sie!"

Spangler entfernte sich und kehrte nach einiger Zeit mit einer Laterne zurück. Der weite Raum enthielt ein wahres Chaos von Gerümpel. Es war unmöglich für Einen, der sich hier nicht tagtäglich bewegte, zurecht zu finden.

„Sehen Sie dort hinten die kleine Thür?" fragte Spangler.

„Ich sehe sie."

„Die führt nach Außen."

„Wie gelangt man aber hin zu der Thür? Ueber diese Barrikaden von Geräthschaften hinweg würde man eher Hals und Beine brechen, als man die Thür erreicht."

„Ich werde Ihnen einen Gang frei machen von der Treppe aus gerade auf die Thür zu; ich werde diese Decorationen und Setzstücke bei Seite stellen, so, daß Sie nur geradeaus zu gehen brauchen."

„Ich will diesen Weg heute Abend zurücklegen, während der Vorstellung. Da ich voraussichtlich große Eile haben werde, so verlange ich, daß es hier hell ist."

„Ich werde beim Beginne der Vorstellung eine Laterne hierher stellen."

„Wird das nicht auffallen?"

„In diesen Raum kommt Niemand als ich und diejenigen Leute, welche ich hierher schicke; Sie können deßhalb unbesorgt sein!"

„Und der Ausgang?"

„Ist, wie gesagt, durch jene Thür; die Thür ist immer verschlossen; sie wird heute Abend offen sein."

„Und im Falle einer Verfolgung . . .?"

„Haben Sie nur nöthig, die Thür hinter sich in's Schloß zu werfen."

„So sind wir einig. Ich habe nur noch Eins. Ein junger Mann, der sich, falls man ihn fragt, Mr. George nennt, wird an dieser Thür mit einem Pferde halten. Sollten Sie das bemerken, so hindern Sie ihn nicht, er ist in meinem Auftrage da; und sollte er Sie auffordern, statt seiner das Pferd zu halten, so werden Sie sich nicht weigern."

„Wenn ich Ihnen damit dienen kann, werde ich mich nicht weigern!"

„Auf Wiedersehen!"

„Viel Glück, Sir! Vergessen Sie nicht, die Greenbacks mitzubringen!“ — —

Durch die bezeichnete Thür verließ Booth das Theater und schlug einen Seitenweg ein, um von der das Theater umstehenden Menge nicht bemerkt zu werden.

Unwillkürlich führte ihn sein Weg in die Nähe des Platzes, an welchem Stanton und Seward wohnten. Vor des Ersteren Hause befand sich ein kleiner mit Bäumen bepflanzter und parkartig angelegter Platz. Als Booth denselben durchschritt, bemerkte er hinter einem Gebüsch die Gestalt eines Mannes.

Er näherte sich der bezeichneten Stelle. Der Mann, welcher sich Anfangs offenbar hatte verstecken wollen, trat jetzt hervor. Es war O'Laughlin.

„Sie sind auf dem Posten hier?“ fragte Booth.

„Alles geht gut,“ antwortete der Gefragte. „Er ist soeben zu Fuß fortgegangen, und zwar, wie ich gesehen habe, zu Seward. Gegen neun Uhr wird er zurückkehren. Um neun Uhr ist es hier schon halbdunkel; ein guter und wohlgezielter Stoß wird alles unnöthige Geräusch vermeiden, und meine Aufgabe ist bestens gelöst.“

„Wie steht's mit Atzerott?“

„Hat sich bereits an Grants Fersen geheftet.“

„Und Bob Harrold?“

„Hat sich, so viel ich weiß, in Kirkwood-Hôtel neben Mr. Johnston eingemiethet und wird ihm heute Abend auflauern, wenn er aus dem Theater kommt!“

„Guten Erfolg!“ sagte Booth; „vielleicht sehen wir uns bald wieder, vielleicht nie mehr. Sehe ich Euch nicht wieder, so bestellen Sie Grüße an unsere Freunde.“

Booth nahm seinen Weg direct nach der Reitbahn des Mr. Young.

Hier fand er bereits George Arnold, welcher den Preis für zwei Pferde ausbedang.

Er hatte die Pferde bereits ausgewählt und probirt.

„Es sind vorzügliche Renner,“ sagte er zu Booth, „und das ist es ja, was wir gebrauchen; und was ihre Ausdauer anbetrifft, so versichert Mr. Young, daß sie darin Außerordentliches leisten.“

Booth hatte Nichts gegen die Auswahl der Pferde einzuwenden, sondern befahl seinem Freunde nur, sich um neun Uhr mit denselben vor die kleine Thür an der hintern Seite des Ford'schen Theaters zu begeben.

Theils um die Pferde zu probiren, theils, um seinem Freunde genaue Instruction zu geben, daß er die richtige Thür nicht verfehle, bestiegen Beide die Pferde und machten einen Spazierritt am Theater

vorbei, bei welcher Gelegenheit Booth seinem Freunde die Thür, die aus dem Coulissenraume führte, zeigte.

„Hier," sagte er, „übergiebst Du Spangler, dessen Person ich Dir bereits beschrieben habe, das für mich bestimmte Pferd. Du selbst, damit Du Dich nicht der Gefahr aussetzest, wartest am Portland-Thor. Dort treffe ich Dich, und von dort aus setzen wir unsere Reise gemeinsam fort. Führe jetzt die Pferde zurück; zwei Reiter fallen in der Regel leichter auf, als zwei Fußgänger. Lebe wohl, George! Hoffentlich sehen wir uns heute Abend am Portland-Thor. — Bin ich bis zehn Uhr nicht dort, so reite allein zu meiner Mutter, welche in Columbia wohnt, und bestelle ihr meinen letzten Gruß."

---

## Hundertachtundzwanzigstes Kapitel.

# Der Erste vom Complott.

Der Abend war hereingebrochen.

Die Straßen von Washington strahlten in einem Lampenmeer.

Von tausend und aber tausend „Hochs" begleitet, hatte sich Abraham Lincoln mit seiner Frau und Schwägerin in das Ford-Theater begeben, und unter unzähligen rührenden Aeußerungen der Verehrung und Liebe war der alte Ehrenmann die Stufen der großen Freitreppe des Fordschen Theaters hinaufgestiegen, an deren Seitenwänden auf mächtigen Zetteln die Ankündigung zu lesen war, daß heute Abend die Aufführung des Shakespear'schen Dramas „Richard der Drittte", stattfinden werde.

In Massen begab sich darauf das Volk nach Grants Hotel. um ihm einen letzten Gruß zuzurufen.

Der Platz um das Theater war ziemlich leer. Unter den Volksmassen, welche sich nach Grants Hôtel hinbegaben, befand sich auch eine Dame, die, wenn sie nicht eine Farbige gewesen wäre, ihrem Aeußern nach für eine Lady ersten Ranges hätte gehalten werden müssen.

Für eine solche war eine Betheiligung an nächtlichen Scenen, wie sie sich seit einigen Tagen in Washington ereigneten, allerdings etwas unangemessen; indessen, sie war ja eine Farbige und befand

sich außerdem in Begleitung eines Mannes, der bei der Bevölkerung in hohem Ansehen stand. Dazu kam, daß ja in diesen Tagen selbst die vornehmsten Damen sich nicht scheuten, ihre Freude über die neugeborne Freiheit selbst durch Betheiligung an den Ovationen zu bekunden.

„Sie beabsichtigen also, Ihrem Bruder zu folgen, Miß Brown?" fragte der Begleiter der Dame.

„Ich beabsichtige, schon morgen abzureisen; indessen halte ich es für meine Pflicht, noch einmal den Präsidenten zu warnen."

„Ich fürchte, er wird Ihrer Warnung so wenig Folge geben, wie der meinigen."

„Aber die Anzeichen, Sir! — Vor dem südlichen Thore, wie ich Ihnen bereits sagte, befindet sich ein Haus, das mir im höchsten Grade verdächtig scheint."

„Ich weiß; Sie nannten das Boarding-Haus einer gewissen Mrs. Surratt."

„Ganz Recht!"

„In diesem Hause wohnte eine Freundin von mir, eine junge Dame von großem Patriotismus und energischem Character. Sie hat nie einen Verdacht gegen die Besitzerin dieses Hauses, oder gegen die Besucher desselben mir gegenüber laut werden lassen."

„Und doch schwöre ich Ihnen, Mr. Conover, daß ich mich nicht getäuscht habe. Ich sah diesen Nachmittag zwei Männer das Haus verlassen, welche ich als Mitglieder der Verschwörung kenne, von denen ich wenigstens allen Grund habe, anzunehmen, daß sie Werkzeuge von Wilkes Booth sind."

„Sie sind sicher, daß Sie sich nicht getäuscht haben?"

„Ich habe Atzerott und O'Laughlin auf's Bestimmteste erkannt."

„So muß man sofort Schritte thun, das Haus zu bewachen," versetzte Conover; „lassen Sie uns versuchen, noch eine Audienz bei Grant zu erlangen; kommen Sie hier durch den Park Stantons, wir werden so den Massen zuvorkommen."

Er bog von der Straße ab und durchschritt mit Esther den bereits erwähnten Baumplatz, der sich vor des Kriegsministers Hause befand.

Schweigend gingen sie mit schnellen Schritten vorwärts.

Da plötzlich hielt Esther inne und nöthigte ihren Begleiter still zu stehen.

„Sehen Sie dort," flüsterte Sie ihn am Arme zupfend, „sehen Sie nichts?"

„Nein, in der That, Miß, ich sehe nichts Auffälliges."

„Ah! er ist jetzt verschwunden; doch ich sage Ihnen, selbst

durch die Dunkelheit des Gebüsches erkannte ich in jenem Gange dort O'Laughlin's Gestalt."

„Miß Brown, Ihre Aufregung läßt Sie Gespenster sehen!"

„Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht phantasire! Kommen Sie, folgen Sie mir, und Sie werden sich überzeugen, daß ich die Wahrheit rede."

Esther zog ihren Begleiter fast gewaltsam mit sich fort.

Den breiten Hauptgang, den sie bisher gegangen waren, verlassend, bogen sie in einen schmalen Seitenweg ein, auf den Gang zu, den vorher Esther bezeichnet hatte. Es war Niemand dort zu sehen.

„Ich sagte Ihnen wohl, Sie hätten sich getäuscht."

„Er hat unsere Schritte gehört und sich in eine andere Richtung geflüchtet. O! die Anwesenheit dieses Menschen hier bedeutet nichts Gutes!"

„Lassen Sie uns eilen, Miß, damit wir die nöthigen Schritte der Behörden veranlassen können."

„Ich weiß nicht, es zwingt mich mit unwiderstehlicher Gewalt, diesen Platz nicht zu verlassen."

„Doch wird es nothwendig sein; denn wenn wirklich Gefahr vorhanden ist, muß man eilen derselben vorzubeugen."

„Vielleicht aber geschieht schon ein Verbrechen, während wir uns bemühen, die Behörden von der Gefahr zu überzeugen. Die Anwesenheit dieses Mannes an diesem Orte deutet auf ein nahes Verbrechen, Sir, seien Sie davon überzeugt!"

Da sahen sie in einiger Entfernung einen Mann in den Haupteingang des Parkes einbiegen.

Esther und Conover wandten ihre Blicke dorthin.

„Das ist Stanton," sagte Conover; „er kommt von einem Besuch, den er Seward abstattete."

Conover wollte weiter gehen.

„Bleiben Sie!" bat Esther flehend; „lassen Sie mich wenigstens so lange hier, bis ich überzeugt bin, daß Stanton sicher in sein Haus gelangt."

Conover lachte.

„Sie sind wirklich eine Gespensterseherin, Miß Brown! Fürchten Sie, daß ein Verbrechen hier im Parke geschieht, wo Tausende von Menschen in der Nähe sind? Hören Sie die lärmenden Volksmassen, die dort nach Grants Hôtel ziehen! Sehen Sie den hellen Lampenschimmer, kaum zwanzig Schritte entfernt von hier! Sehen Sie den Verkehr in allen Hauptgängen des Parkes? Wie können Sie glauben, daß Jemand so verwegen sein würde, hier einen Mord zu versuchen!?"

„Aber der Kriegsminister ist allein, und dieser Mensch, der

O'Laughlin, ist ein verwegener Bösewicht. Die Habgier macht ihn tollkühn! Sie selbst haben ja im Süden gehört, daß man Millionen Belohnung für die Mörder ausgesetzt hat!"

Der Kriegsminister ging langsam durch den breiten Gang, welcher zu seinem Hause führte.

Conover und Esther standen in einiger Entfernung und sahen ihn vorübergehen.

Der Seitenweg, in welchem sie standen, war von hohen Buchenhecken begrenzt, und sie selbst konnten nur vom Hauptgang, nicht aber von irgend einem andern Wege aus gesehen werden.

Stanton ging vorüber, ohne sie zu bemerken. Die Buchenhecken entzogen ihn bald ihren Blicken.

„Es sind kaum noch funfzig Schritt bis zu seinem Hause; Sie sind überzeugt, daß ihm nichts widerfährt?"

„Ich empfinde eine unerklärliche Angst, Mr. Conover; kommen Sie, lassen Sie uns ihm nachsehen! Es handelt sich ja nur um einige Minuten Verzögerung!"

Sie zog ihn bis an die Stelle, wo der Seitengang in den Hauptgang mündete, und von wo aus sie den langsam und nachdenklich weiter schreitenden Stanton wieder sehen konnten.

Kaum aber waren sie bis an die Ecke gelangt, kaum hatten sie ihren Blick seitwärts gerichtet, da bemerkten sie, wie hinter einem dicken Baume hervor ein Mann auf Stanton zusprang, ihn bei der Gurgel packte und zu Boden warf.

Man hörte keinen Laut. Die riesige Faust des Mördes hatte dem Angegriffenen die Kehle völlig zugeschnürt. Mit der Linken dessen Hals umspannend, mit einem Knie ihn niederhaltend, erhob er mit der Rechten ein breites Messer, um den Todesstoß zu führen.

Alles das ereignete sich in viel kürzerer Zeit, als wir bedurften, um es zu beschreiben.

Der Angriff, das Niederwerfen, das Ausholen zum Stoße, das Alles war das Werk einer einzigen Secunde.

Aber diese einzige Secunde war auch für Mr. Conover genügend, dem Kriegsminister zur Hülfe zu springen.

Als eben der Stoß geführt werden sollte, da packte er von hinten die Hand des Mörders, welche das Messer hielt; mit einem Ruck entwand er dem Ueberraschten dasselbe und schleuderte es weit fort in das Gebüsch. Dann riß er den Angreifer von seinem Opfer los und schrie aus vollem Halse nach Hülfe.

Auch Esther hatte ihre Fassung wieder gewonnen. Als sie sah, daß der Kriegsmister gerettet war und Conover mit dem Mörder rang, da eilte sie nach der Gegend, von wo das Geräusch der Volksmenge herüberdrang, und rief Hülfe herbei.

Conover war O'Laughlin nicht gewachsen.

Sehr bald gelang es diesem, sich los zu reißen; selbst Stanton, der, nachdem er sich aufgerafft, seinem Retter zu Hülfe kam, vermochte nicht, den Fliehenden zurückzuhalten.

Mit einigen weiten Sätzen war derselbe im Park verschwunden.

Tausende eilten herbei, um den flüchtigen Mörder aufzusuchen und zu fangen.

Vergebens! Er war entkommen!

Freilich sollte er sich seiner Freiheit nicht lange zu erfreuen haben. Vierundzwanzig Stunden später befand er sich schon auf dem Transport nach New-York.

Stanton dankte in kurzen, herzlichen Worten, seinen Rettern und hörte Esthers Bericht von dem, was sie wußte, und die Befürchtungen, welche sie an ihre Beobachtungen knüpfte, an.

„Ich bin überzeugt,“ sagte sie, „man wird nicht allein gegen Sie, sondern auch gegen den Präsidenten und wahrscheinlich auch gegen Grant Mordanschläge vorhaben!“

Stanton kehrte sofort um und begab sich mit ihnen nach Grants Hôtel.

Die Menge, welche dem bewährten Feldherrn durch Hochrufe ihre Verehrung bezeugt hatte, begann bereits, sich wieder zu zerstreuen. Nur noch einzelne Gruppen von Menschen standen in der Nähe des Hôtels, über die neusten Nachrichten vom Kriegsschauplatz sprechend, oder in beredten Worten die Thaten des gefeierten Feldherrn lobpreisend.

Der Kriegsminister mit seinen beiden Begleitern ging schnell die Straße entlang auf das Hôtel zu.

Eine hohe Steinmauer mit einem tiefen Thorweg schließt sich an einer Seite an das Hôtel. Der Thorweg bildet die Einfahrt vom Hofe.

Es konnte nicht auffällig sein, hier selbst in der Dunkelheit allerlei Menschen zu sehen. Wohl aber war es auffallend, daß bei der Annäherung der drei Personen ein Mann sich tief in die dunkle Ecke des Thorweges drängte.

Esther machte Conover auf denselben aufmerksam.

„Ich habe den Mann nicht genau gesehen,“ sagte sie, „indessen sollte es mich nicht wundern, wenn es Atzerott wäre.“

Conover hatte nicht mehr den Muth, Esther einer unbegründeten Furchtsamkeit zu zeihen, vielmehr hatte ihn der so eben erlebte Auftritt eben so argwöhnisch gemacht, wie es das Mädchen war.

Er ließ also schnell ihren Arm los und näherte sich dem Thorwege; noch ehe er aber denselben erreichte, schlüpfte der Mann hinaus und war unter den in einiger Entfernung stehenden Menschenhaufen verschwunden. Jedoch hatte Conover gesehen, daß es in der That Atzerott war.

Es hielt nicht schwer für den Kriegsminister, noch zu so später und ungewöhnlicher Stunde bei dem General Eingang zu finden.

Der General empfing ihn und seine Begleiter mit der gewohnten Leutseligkeit und hörte das Abenteuer, welches der Kriegsminister soeben bestanden, mit Entrüstung erzählen. Er gab sofort Befehl, daß eine Patrouille das Haus jener Mrs. Surratt bewache.

„Haben Sie einen zuverlässigen Mann," fragte er den Kriegsminister, „der sich auf solchen Dienst versteht?"

„Der Major Schleiden ist ein Mann, welcher sich bereits bei ähnlichen Gelegenheiten vortrefflich bewährt hat; ich werde ihm sofort aufgeben, mit zwanzig Mann jenes verdächtige Boarding-Haus zu umstellen."

„Natürlich muß man die Bewachung so einrichten, daß die Verbrecher keinen Verdacht schöpfen," bemerkte Conover.

„Wenn ein Complott besteht," sagte Grant, „so hat man bei der Aufdeckung desselben keinen Anstand zu nehmen, selbst zu Mitteln zu greifen, die man sonst in der Republik verschmäht. Ich würde deshalb vorschlagen, daß Mr. Schleiden nicht mit zwanzig Mann Soldaten, sondern vielleicht mit zwei oder drei Soldaten das Haus bewacht und auch diese in Civilkleidung. Zu seiner Unterstützung müssen einige Polizeibeamte requirirt werden. Mr. Conover hat durchaus Recht, daß die Bewachung den Verbrechern nicht auffällig sein darf. Man muß Jeden in das Haus hineinlassen, aber Niemanden wieder heraus; Alles was herauskommt, muß verhaftet werden, aber so, daß die Verhaftung kein Aufsehen erregt." — —

Während Stanton sich unverzüglich mit dem Chef der Polizei in Verbindung setzte, und Schleiden Instructionen ertheilte, und während also zwei der Verschworenen erkannt, ertappt und in Gefahr waren, sofort ergriffen zu werden, saß ein dritter Verschworner in einem der besten Zimmer des Kirkwood-Hôtel, den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt, und betrachtete vom Fenster aus die vorbeiwogenden Menschenmassen.

Es war Bob Harrold.

In dieser Stunde, in welcher alle Verschworenen bereits ihren Auftrag auszuführen versucht, oder wenigstens die Vorbereitungen zur Ausführung getroffen hatten, war er noch unschlüssig.

„Das Alles sind meine Verfolger!" murmelte er mit einem mißmüthigen Blick auf die vorüberpassirenden und jubelnden Menschen. „Diese alle werden sich in Polizeispione verwandeln, wenn ich's thue. Und doch muß ich es thun! — Thue ich es nicht, so werden mich die Andern ermorden."

Er schwieg und blickte wieder finster brütend hinaus auf die Straße.

„Hunderttausend Dollars,“ fuhr er dann fort, „sind mein Lohn, eine Summe, mit welcher ich fürstlich zu leben im Stande bin!“

Er machte wieder eine Pause. Dann fügte er verzagend hinzu:

„Wenn's nämlich glückt! Aber es wird nicht glücken! Ich werde am Galgen sterben und von den hunderttausend Dollars keinen Genuß haben.“

Er erhob sich und durchschritt einige Male das Zimmer.

„Thue ich es nicht, so habe ich wenigstens funfzigtausend Dollars; auch schon eine hübsche Summe!“

Er öffnete die Thür, welche auf den Corridor führte und lauschte.

Diener kamen die Treppe herauf und schlugen die Richtung nach dem einen Ende des Ganges ein.

Dort befanden sich die Zimmer, welche der Vice-Präsident bei seinem Aufenthalte in Washington bewohnte.

„Funfzigtausend habe ich,“ fuhr er fort, „aber hundertausend sind mehr! Es wäre nicht schwer, ihn zu tödten; er ist allein und würde mir eine Audienz nicht abschlagen; ich könnte ihm meine Karte schicken; ich habe ja Karten mit patriotischen Namen in größter Auswahl vorräthig. Ein Dolchstoß oder eine Kugel — und Alles ist gemacht; hunderttausend Dollars sind mein — — ja, ja! ich muß es thun, und das sofort!“

In einer Ecke stand eine kleine lederne Reisetasche. Er öffnete dieselbe und zog ein Doppelpistol daraus hervor. Dann nahm er ein Pulverhorn und ein Etui mit Kugeln und begann, das Pistol zu laden.

Ein Lauf war mit dem Schuß versehen.

„Das wäre schon genügend,“ sagte er, „um seinem Leben ein Ende zu machen! Der zweite Schuß wird wahrscheinlich zu nichts Anderem dienen, als mich den Händen meiner Verfolger zu entziehen!“

Er zuckte zusammen.

„Ich mich selbst tödten!? Nein! Dazu würde ich nimmermehr den Muth finden! Ich würde es eher darauf ankommen lassen, am Galgen zu sterben, oder — von meinen Genossen ermordet zu werden. Bei Gott! Eine verteufelte Lage, in der ich mich befinde! Hunderttausend Dollars? Wahrlich, damit ist das Risico, am Galgen zu enden, zu billig erkauft. Und doch — es bleibt mir wahrhaftig nichts Anderes übrig. Gut denn, es sei!“

Er steckte das geladene Pistol in die Seitentasche seines Ueberrockes und den Dolch unter die Weste.

„Ich werde mich anmelden lassen.“

Er zog die Glocke. Ein Kellner des Hôtels erschien.

„Der Vice-Präsident logirt in demselben Hôtel?“ fragte er.

Die Frage wurde bejaht.

„Sie sind soeben in seinem Zimmer gewesen?“

„Ich habe die neuesten Zeitungen heraufgebracht, Sir.“

„Es wäre nicht unmöglich, zu so später Stunde noch eine Audienz beim Vicepräsidenten zu erlangen?“

„Ich glaube nicht, daß es unmöglich wäre. Der Vicepräsident hat noch vor einer Stunde einen Secretair des Kriegsministeriums empfangen.“

„Würden Sie ihm meine Karte übergeben?“

„Mit Vergnügen, Sir.“

Harrold nahm ein Visitenkarten-Täschchen und zog aus einem Packet darin enthaltener Karten eine hervor, auf welcher der Name „Eugene Powel“ stand.

„Sagen Sie Mr. Johnson, daß ich Marine-Offizier sei, und ihn dringend in einer dienstlichen Angelegenheit zu sprechen wünsche.“

„Ganz wohl, Sir.“

Der Diener entfernte sich.

„Es ist besser so,“ sagte Harrold, „als wenn er in's Theater gegangen wäre; ich riskire hier nicht so viel, als ich dort riskirt hätte; es ist leichter, Jemanden in seinem Zimmer zu tödten, als auf offener Straße. Eugene Powel! Ein vorzüglicher Einfall, gerade den zu nehmen! Man hat die Familie lange Zeit im Verdacht der Hochverrätherei gehabt. Der Verdacht wird sich erneuern; man wird von Neuem Alle, welche den Namen Powel tragen, verhaften, eine Untersuchung einleiten, und wenn sich herausstellt, daß Mr. Eugene Powel in dem Augenblicke, da Excellenz Johnson verendete, vielleicht zweitausend Meilen von dem Ort der That entfernt in irgend einem amerikanischen Gewässer kreuzte, bin ich wohlgeborgen über die Grenze!“

Der Bediente kehrte zurück.

„Mr. Johnson hat soeben Besuch erhalten; der Polizeichef ist bei ihm; indessen ist Mr. Johnson bereit, Sie in einer Viertelstunde zu empfangen; denn der Besuch des Polizeipräsidenten wird nur kurz sein.“

Die Erwähnung des Polizeichefs hat für einen Verbrecher, und namentlich für einen solchen, der im Begriff steht, einen Mord auszuführen, immer etwas Beunruhigendes.

Harrold fragte daher etwas verstimmt den Diener, ob er nicht wisse, welche Angelegenheit den Polizeichef noch zu so später Stunde um Vice-Präsidenten führe.

„Sie wissen noch nicht? Haben Sie nicht den Lärm auf der Straße gehört?“

„Nun ja; ich denke, das waren Hochs, die Grant galten oder sonst einem hohen Staatsbeamten.“

„Das auch! Aber das Attentat! Sie haben von dem Attentat nichts gehört?“

„Attentat?“ wiederholte Harrold erbleichend; „ich weiß in der That nichts von einem Attentat! Ich habe das Zimmer nicht verlassen, seit diesem Nachmittag, wie Sie wissen! Sehen Sie mich nicht so an, Bursche!“ schrie er laut, als er bemerkte, daß ihn der Bediente ein wenig verwundert ansah; „Haben Sie etwa mich im Verdacht!?“

„Nicht im mindesten, Sir; ich weiß ja, daß Sie seit diesem Nachmittag um fünf Uhr das Zimmer nicht verlassen haben.“

„Gut, daß Sie das wissen, mein Freund! Vielleicht fragt man Sie einmal danach; wer hat das Attentat begangen? Sprechen Sie! Hat man den Thäter ergriffen?“

„Es soll ein Complott bestehen, Sir.“

„Ein Complott!?“

Harrold ward immer blässer.

„Man hat Verdacht?“

„Bis jetzt ist noch Niemand ergriffen; aber man hofft, daß es gelingen werde, die Thäter in kurzer Zeit zu verhaften!“

Ueber den Corridor herkommend, ließen sich Schritte vernehmen.

„Was ist das?“ fragte Harrold.

Der Bediente sah zur Thür hinaus.

„Es ist der Polizeichef, welcher das Zimmer des Vicepräsidenten verläßt.“

„Geht er zur Treppe, oder kommt er hierher?“ fragte Harrold, dem fast der Athem stockte.

„Er geht hinunter.“

„So, so; das ist gut! Sie können gehen!“

„Wenn es Ihnen jetzt gefällig ist, Sir, so können Sie zum Vice-Präsidenten hineingehen.“

„Ich weiß; lassen Sie mich allein!“

Der Diener entfernte sich.

Ein Mordattentat war bereits versucht — der Thäter ertappt, — ein Complott vermuthet — den Theilhabern die Polizei auf den Fersen — der Polizeichef im Kirkwood-Hôtel — unmittelbar in seiner Nähe — . . . eine Gänsehaut überlief ihn, als ihm diese Gedanken wie ein Blitz durch den Kopf schossen.

Er griff nach dem Dolch unter der Weste und steckte ihn in den Reisesack zurück.

„Ich wage es nicht! Funfzigtausend Dollars habe ich ja

bereits und habe sie durch die ausgestandene Angst hinlänglich verdient. Weg mit dem Pistol!"

Auch dieses wanderte in den Reisesack.

„Ich gehe nach Canada und halte mich dort verborgen, bis alle Theilhaber des Complotts erhängt sind!"

Noch in der zwölften Stunde entsank dem Elenden der Muth. Heimlich schlich er sich hinaus, bezahlte mit einer Hast, die dem Personal des Hôtels höchst auffällig war, Logie und Beköstigung und fragte, wann der nächste Zug nach New-York abgehen würde.

„Um 11 Uhr, 15 Minuten, Sir," ward ihm geantwortet; „Sie haben also bis dahin noch anderthalb Stunden Zeit!"

„Ich werde die anderthalb Stunden zu einem Spaziergange benutzen," antwortete er.

Das verstörte Aussehen des jungen Mannes, seine Hast und der Umstand, daß er anderthalb Stunden früher fortging, als er nöthig hatte, um den Zug zu erreichen, flößte Mißtrauen gegen ihn ein. Dasselbe erreichte seinen Höhepunkt, als der Diener herabkam und verwundert fragte:

„Sie haben Mr. Johnson nicht gesprochen?"

„Nein!" antwortete er mit einem wüthenden Blick auf den Frager und sprang in einen Hansom.

Der Mörder des Vicepräsidenten suchte das Weite.

---

## Hundertundneunundzwanzigstes Kapitel.

# Die Kugel des Meuchelmörders.

Es giebt im Leben der Völker wie in dem der Individuen Tage, welche dem Unglück geweiht zu sein scheinen, und als ein solcher Tag wird fortan in der amerikanischen Geschichte der 14. April bestehen.

Am 14. April 1861 senkte sich zum ersten Male das bis dahin unentweihte Sternenbanner vor dem schwärzesten Verrath.

Am 14. April 1865, also genau vier Jahre nach der Einnahme von Fort Sumter, verrichtete derselbe finstere Höllengeist, der

damals das Sternenbanner entweihte, in Washington ein Werk, auf dem der Fluch kommender Jahrhunderte ruhen wird.

Abraham Lincoln hatte an diesem Tage, an dem die Rebellion ihren vierjährigen Kreislauf vollendet, vor, dem Volke eine Freude zu bereiten und die schwere Last, die es vier Jahre so geduldig getragen, von seinen Schultern zu nehmen, die Nähe des goldenen Friedens zu verkündigen. . . . .

Der Tag, an welchem tausend Herzen freudiger schlugen, sollte nicht zu Ende gehen, bevor das reinste, treueste Herz in den Zuckungen des Todeskampfes erbebte.

Abraham Lincoln hatte seinen Platz in einer Prosceniumsloge des ersten Ranges, ziemlich nahe der Bühne, genommen. Er widmete dem Stück, das ja so manche Anknüpfungspunkte auch für die Lage der Union bot, große Aufmerksamkeit.

Sehr oft wandte er sich bei einer bezüglichen Stelle an seine Gemahlin und knüpfte daran eine der witzigen Bemerkungen, an denen es ihm nie fehlte; so z. B. als die Wittwe Heinrichs des Sechsten im ersten Act zum Marquis von Dorset äußert:

„Die, welche hoch stehen, haben mancherlei
Erschütternde Windstöße zu bestehen,
Und wenn sie fallen, werden sie zerschmettert."

flüsterte er, sich lächelnd an seine Frau wendend:

„Ein vortreffliches Memento für Jefferson Davis; aber der Windstoß, der ihn zu Falle gebracht, wird ihn nur erschüttern, nicht zerschmettern."

Ein neuer Beweis, daß Lincoln die versöhnlichste Gesinnung gegen die Häupter der Rebellion hegte.

Bei dem Gespräche der Bürger in einer Straße Londons im zweiten Act:

„Vermöge göttlichen Instinctes haben
Die menschlichen Gemüther eine Ahnung
Von drohender Gefahr; sehen wir doch auch
Die Wasser schwellen vor gewalt'gem Sturm."

sagte er seiner Gemahlin in's Ohr: „Wenn das wahr ist, so trage ich in meinem Innern die allerbeste Widerlegung aller der Warnungen, die mir seit einem halben Jahre zugekommen sind, — Du weißt, der Inhalt der grauen Mappe; — ich habe in meinem Gemüthe keine Ahnung von drohender Gefahr."

Es kam der dritte Act heran.

Wer ist der junge Mann von gentlemanischem und edlem Aeußern, der sich durch den dichtbesetzten Gang des ersten Ranges hindurchdrängt? . . .

Er hatte Mühe, hindurch zu kommen und mußte sich an einen der Logenschließer wenden.

„Ich muß in die Loge des Präsidenten!" sagte er.

„Hat Ihr Anliegen nicht Zeit bis zum Zwischenact? Excellenz interessirt sich sehr für das Stück und läßt sich wahrscheinlich nicht gern stören."

„Ich habe ein dringendes Anliegen, das keinen Aufschub erleidet."

Er zog eine Karte hervor, auf welcher der Name: Ulysses Grant stand und die Bemerkung:

„Reist noch heute ab nach Baltimore."

Unglücklicherweise hatte Lincoln bei seinem Eintreten in die Loge gesagt, daß, falls einer der Secretaire, der Vice-Präsident oder einer der Generäle Zutritt zu ihm zu haben wünsche, derselbe unverzüglich eingelassen werden möchte.

Grants Name war also dem Schließer genügend, die Loge sofort zu öffnen.

Abraham Lincoln mochte wohl den Schlüssel sich im Schloß drehen hören, aber das Stück nahm ihn so in Anspruch, daß er sich nicht umsah; auch keine der Damen bemerkte den eintretenden Meuchelmörder.

Es war Wilkes Booth, kein Anderer.

Nicht eine Secunde ließ er ungenützt. Leise zog er die Thür der Loge hinter sich zu und schloß die, mit Spanglers Hülfe an der Thür verborgen angebrachte Kramme.

Dann trat er, einen gewöhnlichen einläufigen Revolver in der einen, ein großes Messer in der andern Hand, dicht hinter den Präsidenten.

Ein scharfer Knall ertönte.

Alles blickte um sich. Wo war der Schuß gefallen?

Niemand ahnte, daß dieser Schuß das Herz der Republik getroffen. Eine Kugel, kaum ein Loth schwer, hatte der Union eine Wunde geschlagen, die tief schmerzen, ja wohl gar unheilbar sein sollte.

Es verging wohl eine halbe Minute, ehe man überhaupt wußte, wo der Schuß gefallen.

Erst, als Lincoln vornüber sank, als seine Gemahlin einen durchdringenden Schrei ausstieß, richtete sich Aller Blicke auf die Loge des Präsidenten.

Man war erstarrt, man war versteinert; Bestürzung, Schrecken hatten jeden Muskel gelähmt.

Da springt ein Mann auf die Brüstung der Loge, mit einem Satz über die Orchesterlampen hinweg auf die Bühne; dort wendet er sich in theatralischer Attitüde nach dem Publikum um, schwingt das Messer und ruft:

„Die Besiegten sind gerächt! — Sic semper tyrannis!"

Erst jetzt kehrte das Leben in die Zuschauer zurück.

„Es ist der Mörder! Ergreift ihn! Haltet ihn!" schrie Alles durcheinander.

Ein Major Steward, welcher im Parket saß, war, als er den Mörder aus der Loge springen sah, über mehrere Bänke des Parkets hinweg in das Orchester geeilt und bestieg die Bühne in dem Moment, als Booth sein „sic semper tyrannis" ausrief und sich umwandte, um durch die Coulissen zu fliehen, den bekannten Weg, den ihm Spangler gewiesen.

Der Major erfaßte ihn am Rock. Ein Stoß mit dem Messer machte seinen Arm sinken.

Der Mörder war entkommen; Niemand wußte, wohin.

Hunderte stürzten auf die Bühne; man durchsuchte die Coulissen, die Garderobenräume, jeden Winkel. Endlich kam man auf die Treppe, welche hinunter in den dunklen Raum führte, in welchem die Decorationen aufbewahrt wurden.

Man stieg hinab; man stolperte in der Finsterniß über das Gerümpel, man schrie nach Licht

Es ward Licht gebracht.

Eine Laterne lag, eben ausgelöscht, noch dampfend am Boden.

„Da ist eine Thür! Sie führt hinaus aus dem Theater. Oeffnet sie!"

Die Thür war verschlossen.

„Oeffnet die Thür!"

„Wer hat den Schlüssel?"

„Ja, wer? Wer?" fragen hundert Stimmen.

„Spangler, der Theaterzimmermann!"

„Wo ist Spangler? Rufen Sie Mr. Spangler!"

Mehrere Minuten vergingen, ehe Spangler zögernd, schleppend herbeikam.

Er war draußen hinter dem Theater gewesen.

„Was ist? Was giebt's?"

„Keine Fragen! Oeffnen Sie die Thür! — Durch diese Thür muß der Mörder entflohen sein, wenn er nicht noch irgend wo in diesem Raume versteckt ist!"

Die Thür ward geöffnet.....

Mr. Youngs Roß war ein zuverlässiges Thier, und als die Verfolger an der Stelle standen, von wo aus Booth abgeritten war, da war er selbst bereits nahe am Portlandthor.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Kugel hatte ihr Ziel gut getroffen.

Der Schuß war dem Präsidenten in den Hinterkopf gegangen; die Kugel war in das Gehirn gedrungen, welches hervorquoll.

Der Präsident fiel nach vorn über; seine Gemahlin sank in Ohnmacht; erst der Schrei, welchen sie dabei ausstieß, machte das Publikum mit der That bekannt.

Alle Anwesenden erhoben sich und eilten entweder nach der Bühne, oder drängten sich um die Loge des Präsidenten. Die Aufregung war die fürchterlichste, welche sich denken läßt. Die Vorstellung wurde plötzlich abgebrochen; man hörte fast nichts als:

„Ist er getroffen? — Ist er schwer verletzt?"

„Stehet zurück, gebet ihm Luft!" antworteten die aus der Loge.

„Hat Jemand ein Reizmittel bei der Hand?"

Eine flüchtige Untersuchung ergab, daß der Präsident durch den Kopf geschossen war, und zwar durch die hintere Seite des Schläfenbeins.

„O, warum haben sie mich nicht erschossen, warum mich nicht?" rief Frau Lincoln.

Der Major Steward und mehrere andere Offiziere übernahmen es, die unglückliche Frau in ihre Wohnung zu geleiten. Der leblose Körper des Präsidenten wurde nach einem, dem Theater gegenüberliegenden Privat-Hause des Herrn Petersen gebracht.

Alle wußten, daß die Verletzung tödtlich sei. Eine ungeheure Menschenmenge umstand das Haus des Herrn Petersen und verlangte von Minute zu Minute Nachricht über das Befinden des geliebten Präsidenten, und, obwohl die Nachrichten von Minute zu Minute schlimmer lauteten, immer noch hofften sie, daß das Unheil nicht so groß sei, als man befürchtete.

Die Aerzte erschöpften alle Mittel ihrer Heilkunst; aber alle Hoffnung war verloren. Nur der Vicepräsident und die Mitglieder des Cabinets wurden zu ihm gelassen. Sie waren bis zu seinem bald zu erwartenden Tode bei ihm.

Wenige Stunden später war Abraham Lincoln nicht mehr.

Ein Erdbeben, welches die Bundeshauptstadt in Trümmer gelegt hätte, hätte nicht größeres Entsetzen, nicht tiefere Bestürzung im Lande hervorrufen können, und würde nicht im entferntesten so schreckenvolle Besorgnisse vor dem, was die nächste Zukunft bringen könnte, erweckt haben, als die um Mitternacht, hart nach der Kriegesund Siegesfeier, die in allen Städten der Union veranstaltet war, über die Telegraphen-Drähte zuckende Nachricht:

„Präsident Lincoln ist von Meuchelmörderhand gefallen."

Der Mann, der für das von einem titanenhaften Principienkampfe erschöpfte Amerika dieselbe Rolle zu spielen berufen schien, wie Heinrich der Vierte für das vom Religionskriege zerrüttete Frankreich, hat seinen Ravaillac gefunden.

Es gab keinen ächten Patrioten im Lande, den die Nachricht von dem namenlosen Unglück nicht tiefer erschüttert hätte, als die vom Tode seines nächsten Blutsverwandten es vermocht hätte.

Und noch war die Liste der Schrecknisse nicht zu Ende.

---

## Hundertunddreizigstes Kapitel.

# Der Mörder am Bett eines Sterbenden.

In dem Hause des Staatssecretairs Seward herrschte bereits seit zwei Tagen tiefe Trauer.

William Seward hatte sich, wie wir bereits erzählten, in seiner Villa bei Alexandria aufgehalten, als ihm der Brief Conovers übergeben wurde.

In seinem Eifer, für das Interesse der Person des Präsidenten und des Staates zu wirken, wartete er nicht eine Gelegenheit ab, um diesen Brief zu expediren, sondern setzte sich zu Pferde und ritt selbst nach Washington.

Wir kennen den Unfall, der ihm begegnete. Er hatte eine Kinnlade und einen Arm gebrochen; in einem fast hoffnungslosen Zustande wurde er nach Washington in sein Haus getragen, und als die Freudennachricht von der Capitulation Lee's eintraf, da lag er bewußtlos und vor Schmerzen ächzend auf seinem Lager.

Man hatte seinem Sohne Frederic sofort eine telegraphische Meldung von dem Unfalle, der seinen Vater betroffen, zugehen lassen, und der Major Frederic Seward war am Morgen des 14. April in Washington eingetroffen, um die letzten Augenblicke, die seinem Vater noch vergönnt sein möchten, in seiner Nähe zuzubringen.

Man hatte die besten Aerzte herbeigerufen; dieselben hatten den Arm in einen Gipsverband gelegt, den zerbrochenen Kinnbacken aber durch ein Drahtnetz verbunden, welches die Hälfte des Kopfes bis zum Halse hinab bedeckte.

Die Anlegung dieses Drahtnetzes verursachte dem Kranken unsägliche Schmerzen, und mehr als einmal rief Frederic aus:

„Ist es nicht möglich, ihm zu helfen mit einer weniger schmerzhaften Kur?"

Erst als die Aerzte wiederholt erklärten, daß ein sicheres Resultat nur erzielt werden könne durch eine solche Art von Verband, ergaben sich die Angehörigen darin.

Die Qualen, welche der Kranke während dieser Operation ausgestanden, hatten fast den letzten Rest seiner Kräfte erschöpft. Ohne sich zu regen, mit kaum merklichem Puls lag er in seinem Bette, die Augen geschlossen, ohne Theilnahme für seine Umgebung, ja, ohne einmal die Fähigkeit zu besitzen, sich umzuwenden.

Niemand wurde zu ihm gelassen.

Selbst die Boten Lincolns und der Minister, welche abgeschickt waren sich nach dem Befinden des Staatssecretairs zu erkundigen, und die Erlaubniß nachsuchten, zu ihm gelassen zu werden, wurden abgewiesen.

Der Zustand des greisen Diplomaten war äußerst bedenklich; einer der mächtigsten Pfeiler der Republick war morsch geworden und konnte über Nacht zusammenstürzen.

Nicht nur die Freunde Sewards, nicht nur diejenigen, welche wußten, was sein Riesengeist für die Republik war, welche seine umfassende Thätigkeit und seine diplomatische Gewandtheit kannten, zitterten vor seinem Tode; jeder einzelne Bürger hegte Besorgniß und aus allen Gegenden des Landes fragte man telegraphisch nach dem Befinden Sewards.

So kam der Abend des 14. April heran.

Da schien eine Besserung einzutreten.

Neben dem Lager des greisen Staatsmannes saß dessen blühender Sohn, jeden seiner Athemzüge belauschend und aus jedem, auch dem leisesten Anzeichen von wiederkehrendem Bewußtsein neue Hoffnung schöpfend.

Seit zweimal vierundzwanzig Stunden hatte man von dem Kranken kein Wort gehört, ja, man wußte nicht einmal, ob er seines Bewußseins mächtig war; da trat leise ein Bedienter ein, geräuschlos die Portieren zurückschlagend. Auf den Zehen näherte er sich dem Major und sagte flüsternd:

„Mr. Nicolai kommt im Auftrage des Präsidenten, sich nach dem Befinden Ihres Vaters zu erkundigen. Se. Excellenz ist im Theater und wünscht noch heute Abend Antwort zu erhalten."

„Es hat sich noch nichts in seinem Zustande geändert," sagte Frederic eben so leise.

„Ferner läßt der Präsident anfragen," fuhr der Bediente fort, „ob man dem Kranken die neusten Nachrichten vom Kriegsschauplatze mittheilen dürfe, die Capitulation Lee's und die Unterwerfung der letzten Guerillabanden in Virginien?"

Frederic machte eine verneinende Geberde.

Plötzlich richtete der Kranke sich auf.

„Lee hat capitulirt?" fragte er mit kaum hörbarer Stimme.

„O, mein Vater!" rief Frederic, und Thränen entstürzten seinen Augen, „Gott sei gelobt, daß Dir das Bewußtsein zurückgekehrt ist, daß Du wieder ein Wort zu sprechen im Stande bist! Aber sprich nicht, Vater, sondern ruhe! Der Arzt hat Ruhe befohlen; durch nichts soll man Dich aufregen, jede Aufregung kann für Dich tödtlich sein!"

„Lee hat capitulirt!" murmelte Seward und ließ den Kopf wieder sinken, indem er das Antlitz nach der Wand zudrehte und die Augen von neuem schloß.

„Wie ist Dir, Vater? Hast Du noch viele Schmerzen?"

„Jetzt keine mehr, mein Sohn," antwortete der Kranke; „seit die Republik genesen, fühle ich keinen Schmerz mehr. Jetzt kann meine Stelle leicht ersetzt, ich entbehrt werden. Sterbe ich, so sterbe ich ruhig!"

„Du wirst leben, Vater, zum Segen der Republik und zum Glück Deiner Familie! Doch jetzt kein Wort mehr! Das Sprechen greift Dich an; hast Du einen Wunsch, so deute ihn mir durch einen Wink an."

Seward machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und lag wieder regungslos, wie zuvor. Noch in derselben Minute setzte sich Frederic an den Schreibtisch und schrieb einige Zeilen auf ein Papier, welches er einem Diener einhändigte, und in dem Moment, als der Pistolenschuß im Ford-Theater fiel, da trug der Telegraph die Nachricht in alle Gegenden der Vereinigten Staaten, daß der Staatssecretair Seward sich besser befinde.

Es war zehn Uhr.

Frederic Seward gab den Dienern Befehl, Niemand mehr vorzulassen, denn jetzt, da sein Vater nicht schlafe, möchte auch das leiseste Geräusch, das an sein Ohr gelange, ihm nachtheilig sein.

Kaum war der Befehl gegeben, da ertönte die Klingel.

Ein farbiger Diener öffnete die Hausthür.

Es war ein Reiter, welcher sein Pferd angebunden hatte, und Einlaß begehrte.

„Wer sind Sie, Sir?" fragte der Farbige.

„Ich komme von Dr. Verdi," sagte der Fremde, und deutete bei diesen Worten auf ein kleines zusammengefaltetes Papier, welches er in der Hand hielt.

Verdi war der Name des Familienarztes von Seward.

„Und was haben Sie da?" fragte der Diener.

„Ein Recept!"

„Geben Sie her; ich werde das Recept Mr. Frederic geben."

„Geht nicht, ich muß selbst zu ihm, denn ich habe dem Major noch mündliche Instructionen vom Arzte zu überbringen.“

„Es darf Niemand mehr eingelassen werden!“

„Mit Ausnahme meiner!“

„Gut, warten Sie! Ich werde es Mr. Frederic melden.“

„Ich habe nicht Zeit, zu warten! Das Leben des Staatssecretairs hängt davon ab, daß ich schleunigst zu ihm komme.“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, Sir, daß Niemand in das Zimmer des Kranken eingelassen werden darf!“

„So werde ich mir selbst Einlaß verschaffen!“ antwortete barsch der Mann, stieß den Diener zur Seite und stieg laut polternd die Treppe hinauf.

Frederic hörte schon von Weitem das Geräusch seiner Schritte und eilte hinaus, um zu sehen, wer der freche Eindringling sei.

Es war ein Mann von hoher, herkulischer Gestalt, mit dichtem braunem Haar, braunen funkelnden Augen, scharf markirten Zügen und bartlosem Gesicht.

„Was wünschen Sie, Sir?“ fragte Frederic ziemlich barsch.

„Ich verlange zum Staatssecretair William Seward geführt zu werden.“

„Sie wissen, daß derselbe schwer krank ist!“ antwortete Frederic im Tone ernsten Vorwurfes; „ich ersuche Sie, leiser zu sprechen und jedes Geräusch zu vermeiden. Zu ihm geführt zu werden ist unmöglich. Was führt Sie hierher?“

„Ich überbringe ein Recept von Dr. Verdi.“

„Geben Sie her!“

Statt der Antwort richtete der Fremde ein Pistol auf den Major; er drückte los — der Schuß versagte.

Schnell entschlossen ergriff er die Waffe am Laufe und versetzte mit dem Schlosse dem Major einen heftigen Schlag auf den Kopf, daß dieser besinnungslos niederfiel. Alsdann stürzte der Mörder nach dem anstoßenden Zimmer.

In demselben befanden sich außer dem Kranken zwei Krankenwärter. Dieselben sprangen ihm entgegen. Er versetzte Jedem von ihnen einen Messerstich in die Brust, so das sie verwundet niederstürzten.

Nun sprang er auf das Bett zu, holte mit einem breiten Messer aus und führte drei kräftige Stiche in den Hals und in das Genick des Kranken. Ein Stöhnen war Alles, wodurch der Kranke eine Empfindung verrieth; nicht einmal durch eine Bewegung vermochte sich der Greis dem Anfall des Meuchelmörders zu widersetzen.

Inzwischen hatte sich Frederic wieder erholt, war aufgesprungen und eilte in das Krankenzimmer. Er packte den Mörder an der Gurgel und schleuderte ihn vom Bette zurück.

Ein Stich, auf die Brust seines Angreifers geführt, befreite den Mörder von demselben.

Noch einmal sprang er auf das Bett des Kranken zu, noch einmal hob er die Rechte zum Stoß empor, während die Linke das Bettuch zurückschob; diesmal war der Stich auf die Brust gezielt; er traf.

Noch einmal hob sich das Messer; jetzt aber stürzten zwei Nigger hinein, und der Mörder zog es vor, eiligst die Flucht zu ergreifen.

Mit einem einzigen Satze war er die Treppe hinunter; Keiner, mit Ausnahme der beiden Schwarzen war im Stande, ihm zu folgen, und auch diese erreichten die Hausthür erst, als Payne — kein Anderer war der verruchte Meuchelmörder — bereits auf seinem Pferde saß.

In hellem Gallopp sprengte er die Straße hinab, und als der Hülfeschrei der Diener Leute herbeirief, da war Payne längst in Sicherheit.

Den Mörder des Präsidenten kannten Viele. Auf denselben Brettern, die seine Meuchelmörderhand mit dem Blute des edelsten Menschen befleckt, hatte man ihn als Darsteller von Helden und edlen Jünglingen gesehen. John Wilkes Booth war eine bekannte Persönlichkeit, und sein Name war bereits in dieser Nacht in Aller Munde.

Den Namen Paynes kannte Niemand. Indessen, man hatte ihn so genau gesehen, daß man ihn bis auf das Kleinste beschreiben konnte.

Wer malt das Entsetzen, das sich in dieser Nacht der Gemüther aller Bürger von Washington bemächtigte?

Kaum war die Sonne aufgegangen, da stand auf dem Union-Place ein Volkshaufe versammelt, welcher aus dem Munde eines eben so geschätzten als beredten Mitbürgers die grauenhafte Kunde des verruchten Doppelmordes vernahm.

„Wer sind die Mörder?“ so endete Sandford Conover, der Redner auf dem Union-Place, seinen Bericht. „Ist es ein halbverrückter Commödiant? Ist es ein südlicher Ritter, der eben erst sein Ehrenwort gegeben hat, in Frieden zu leben und den Gesetzen unterthan sein zu wollen? — Nichts da! Der Mörder Lincolns und Sewards ist das Junkerthum des Südens, und sein Troß im Norden. Der Geist der ehrlosesten und verruchtesten Adelsrebellion, der Geist des ehrlosen Troßbubenthums der Junker, die Partei der Copperheads ist es, welche die Blutthat vollbracht hat. Legt Euren Finger auf die feigen Anstifter und Leiter der Greuel vom September in New-York, auf jene Canaillen, welche für alle Nichtswürdigkeiten, die der Adel des Südens beging, ein Wort der Entschuldigung fanden, welche selbst die

Massacres zu Lawrence und Fort Pillow als gerechtfertigte Kriegshandlungen bezeichneten, legt Euren Finger auf jene sogenannten Unparteiischen, welche sagen:

„„Schont den Süden und laßt Jefferson Davis leben,““ legt Euren Finger auf den Rebellenpräsidenten und seinen Troß, — und Ihr habt die Mörder Lincolns und Sewards bezeichnet. Gegen diese Mörder ruft Lincolns stummer Leichnam die Rache des Volkes an, gegen sie, Mitbürger, richte sich Eure Rache!“

Die Rede wirkte wie ein zündender Funke.

O! Bob Harrold hatte ganz recht vermuthet, daß jeder dieser Leute sich nach Ausführung der That in einen Verfolger verwandeln würde, welcher der Spur der Mörder folgen würde, wie die Bluthunde der Fährte eines entlaufenen Niggers!

Als Bob Harrold das sagte, ahnte er wahrscheinlich nicht, daß er der erste sein würde, welchen man ergriffe.

Eine Stunde nach der That erreichte die Nachricht Kirckwood-Hôtel.

Wie ein Blitz schoß dem Kellner der Gedanke durch den Kopf.

„Der Mann, auf dessen Karte Eugene Powel stand, und dessen Benehmen so auffällig war, ist der Mörder.“

Der Telegraph übernahm das Signalement Harrolds und trug es schnell auf alle Stationen bis New-York.

Der Zug, in welchem der Mitverschworene das Asyl seiner Rettung zu erreichen hoffte, langte erst auf der dritten Station an, als dieser bereits erkannt, gefesselt und nach Washington zurückgebracht wurde.

---

## Hunderteinunddreissigstes Kapitel.

# Im Parlour des Boardinghauses.

In derselben Stunde, da Mr. Conover die Bürger Washingtons aufrief, den Ermordeten an seinen Mördern zu rächen, fand die Vernehmung Harrolds statt.

Feige, wie er war, ward er bald zu dem Geständniß bewogen, daß er von Wilkes Booth gedungen sei. Auch der Name der

Mrs. Surratt wurde von ihm genannt. Von den übrigen Verschworenen schwieg er.

Dies Geständniß konnte den Behörden nur wenig helfen. Wilkes Booth war entkommen, und da man den Weg nicht kannte, den er genommen, so stieß seine Verfolgung auf manche Schwierigkeiten.

Nach allen Richtungen hin entsandte man Verfolger; bis in die entferntesten Theile des Landes trug der Telegraph den Namen und das Signalement des Mörders.

Das Haus der Mrs. Surratt war den Behörden bereits bekannt. Der Major von Schleiden bewachte dasselbe, wie ein Cerberus den Eingang zur Hölle.

Der Morgen kam.

Niemand trat in das Haus ein. Das Signalement des Mannes, welcher den Mordanfall auf den Staatssecretair ausführte, wurde ihm überbracht, aber auch dieser ließ sich nicht sehen. Als der Tag anbrach hatte die Besetzung des Hauses etwas Mißliches.

Schleiden schlug deshalb einen andern Weg ein, um sich der Mörder zu versichern.

In Begleitung des Polizeichefs, beide verkleidet wie Commissionäre, welche mit einander ein Geschäft abzumachen haben, begab er sich in das Haus.

Sie nahmen an einem Tische im Parlour Platz, bestellten ein Frühstück, zogen ihre Brieftaschen hervor und begannen ein unverfängliches Gespräch über den Stand dieses und jenes Papieres, und stellten sich, als ob sie beabsichtigten, irgend einen Kauf, etwa den eines Terrains Oelländereien, abzuschließen.

Je höher der Tag hinaufstieg, desto mehr Gäste sammelten sich im Parlour.

Es waren meist Arbeiter, welche theils an ihre Geschäfte gingen, theils zusammenkamen, um das eine große Ereigniß, welches jetzt alle Gemüther beschäftigte, zu besprechen.

Ein Boardinghaus ist um die Frühstücksstunde ein Sammelplatz der verschiedensten Leute.

Obgleich das Etablissement der Mrs. Surratt nur den einen Zweck hatte, den Verschworenen ein unverdächtiger Versammlungsort zu sein, so durfte doch, gerade um diesen Zweck nicht zu verfehlen, anderes Publicum vom Besuche des Etablissement nicht ausgeschlossen sein.

Mrs. Surratt war eine Frau der höheren Stände, eine Frau, welche nicht nur ihr Vermögen, sondern auch ihren angeborenen Hochmuth und ihre Eitelkeit der Sache der Sclavenhalter opferte. Sie hatte ihren Rang, nach welchem sie den ersten Ständen in den Südstaaten angehörte, aufgegeben, um in der unscheinbaren

Eigenschaft als Wirthin eines Boarding-Hauses der Sache des Südens zu dienen.

Auch ihre Tochter, wie wir wissen, theilte diesen Fanatismus und sie, die am Hofe des Rebellenpräsidenten in so intimen Beziehungen zu Mistreß und Miß Davis gestanden, sie, welcher die Cavaliere des Südens als einer äußerst einflußreichen jungen Dame den Hof gemacht hatten, sie versah hier die niedrigen Dienste einer Kellnerin.

Das Parlour war so belegen, daß man vom Buffet aus Jeden in das Haus Eintretenden sehen konnte. Selbst diejenigen, welche nicht, um zu speisen, dahin kamen, sondern welche daselbst Wohnung hatten, mußten an der stets offenen Thür des Parlour vorüber.

Schleiden und der Polizeichef hatten wohl eine Stunde über dem fingirten Kaufe von Oelländereien zugebracht, und Miß Mary Surrat machte ein höchst verdrießliches Gesicht, als die Herren bald dies bald das bestellten, und sie unablässig zu dem ihr widerwärtigen Kellnerdienst zwangen.

Die Dame vom Hause thronte hinter dem Buffet.

Sie hatte ihre guten Gründe, nicht all zu viel Personal in ihr Haus zu nehmen; denn bei einer so gefährlichen Sache, wie ein Mordcomplott, ist ein Mitwisser mehr, stets auch eine Gefahr mehr.

Mrs. Surrat musterte jeden Eintretenden scharf und prüfend, und ihr Blick traf auch mehr als einmal die in der Nähe des Buffets sitzenden Commissionäre.

Die Verkleidung des Polizeichefs war eine vorzügliche; sie kannte ihn persönlich, aber hinter dieser Maske hätte sie ihn nicht vermuthet.

Dem erfahrenen Polizeimann entging die mißtrauische Beobachtung der Wirthin durchaus nicht. Er wußte aber ein etwa auftauchendes Mißtrauen auf die unbefangenste Weise zu beseitigen.

So oft ihn einer der durchbohrenden Blicke ihrer lauernden grauen Augen traf, bot er für das Oelland, das Mr. Schleiden angeblich zu verkaufen hatte, sofort tausend Dollars mehr, und das mit solcher Ostentation und mit so viel Geräusch, daß nicht nur die Boarding-Wirthin, sondern auch alle im Zimmer Anwesenden darauf hätten schwören müssen, der Mann hat nicht nur die reellsten Absichten, das Oelland zu kaufen, sondern ist auch ein Mann, der die nöthigen Mittel dazu besitzt, und dabei stolz darauf ist, ein reicher Mann zu sein.

Weder das Frühstück, noch das Geschäft hielt die beiden Männer ab, jeden Eintretenden vom Kopf bis zur Zehe zu mustern, aber es war Keiner unter den Eintretenden, auf welchen eins der Signalements, die sie in Händen hatten, gepaßt hätte.

Jedesmal, wenn ein neuer Gast eintrat, und der Polizeichef durch einen zwar schnellen, aber sehr scharfen Blick sich überzeugt hatte, daß es Keiner der Gesuchten sei, flog eine leichte Wolke des Unmuthes über seine Stirn; ein unmerklicher Wink, und ein leichtes Kopfschütteln unterrichteten Schleiden, daß nichts Auffälliges an der betreffenden Person sei.

Diese Manövres, wenn sie überhaupt von Einem der Anwesenden bemerkt wurden, konnten nicht auffällig erscheinen.

Ein Blick auf jeden Eintretenden und Vorübergehenden war ja so natürlich, und ein Kopfschütteln eines Käufers, an welchen man übermäßige Forderungen stellt, ist auch eben nichts Verdächtiges.

Es schlug neun Uhr.

Der Raum des Parlour war mit Menschen eng angefüllt. An jedem Tische sprach man von dem Doppelmord, der diese Nacht begangen. Man fluchte den Mördern, gelobte ihnen alle möglichen und unmöglichen Todesarten, wenn man sie zufällig irgend wo attrapire.

Jeder Einzelne schwur hoch und theuer, daß er nicht ruhen werde, bevor man die Verbrecher aufgefunden. Andere stellten wieder Andrew Johnson, dem bisherigen Vicepräsidenten, jetzigen Präsidenten die entschiedene Perspective auf den Galgen, wenn er irgend ein Mittel unversucht lasse, um dem scheußlichen Complott auf die Spur zu kommen.

„Ihr habt gehört," rief ein breitschultriger Grobschmidt, der für heute seine Schmiede geschlossen hatte, um sich keine Minute der wichtigen Tagesfrage zu entziehen, und deshalb in seinem Arbeitsanzuge im Boardinghaus erschienen war; „Ihr habt gehört, was Mr. Conover uns gesagt hat auf dem Union-Place, wer die Mörder sind. Wenn ich einen Hund sagen hörte: Es geschah Old Abe'n recht! — mit dieser meiner Faust schlüge ich ihm den Hirnschädel ein!"

Er producirte bei diesen Worten das Instrument welches in der That für einen derartigen Verbrecher ein bedenkliches Volumen hatte, und wenn diese Faust auch nur halb so schwer auf den Schädel des Betreffenden gefallen wäre, als sie zur Bekräftigung seiner Worte auf den Tisch fiel, so wäre das schon mehr als genügend gewesen, um die Drohung nicht als bloße Phrase erscheinen zu lassen.

Der Schmied that einen fürchterlichen Zug aus seinem Punschglase, stemmte dann die beiden aufgestreiften Arme auf den Tisch und blickte in der Runde umher, als ob er Jeden herausfordere, der etwa eine ähnliche Aeußerung zu thun beabsichtige. Es fand sich aber Niemand zu einer solchen Aeußerung bewogen. In dieser Zeit hätte selbst der exaltirteste Anhänger des Südens nicht gewagt, auch nur durch eine Miene anzudeuten, daß er mit der That einverstanden sei.

„So ist's recht, Meister!" pflichtete dem Sprechenden ein Anderer bei, ein hochaufgeschossener Mann mit langem, dünnem Halse, mit langen, dünnen Beinen, dünner Stimme, dünnem Haar und dünnem Bart. „Meine Faust ist freilich nicht so stark, als die Ihrige, aber ich bin Friseur, Sir! Und wenn von diesen Democraten-Canaillen Einer käme und wollte sich rasiren lassen, und er sagte: „„Es ist gut, daß der Mörder entkommen ist!"" ich schnitte ihm nicht den Bart, sondern den Hals ab!" —

Noch immer kamen und gingen Gäste, ohne daß die beiden Beamten Veranlassung gehabt hätten, gegen irgend Jemand Verdacht zu hegen.

---

### Hundertzweiunddreissigstes Kapitel.

## Einer vom Compfott.

Ein guter Criminalbeamter darf so wenig die Geduld verlieren, wie etwa ein Physiker, der irgend einer neuen Entdeckung auf der Spur ist. Die Geduld der beiden Herrn war allerdings auf eine sehr harte Probe gestellt; sie hatten die Nacht hindurch bereits die ganze Schärfe ihrer Sinne angespannt, um zu erreichen, was die Bürger der Republik so dringend erreicht zu sehen wünschten; die Anstrengung und Aufregung, welche sie anwandten, die nichtswürdigen Frevler zu ergreifen, drohte die Spannkraft ihres Geistes zu erschlaffen, und die Aussicht, mit dieser Anstrengung irgend etwas zu erreichen, rückte immer ferner.

Ein gewisser Mißmuth mochte sich auf ihren Mienen ausprägen und sie in der Maskirung ihrer Absicht weniger vorsichtig machen, genug, die Art, wie sie jeden Eintretenden musterten, und jeden Vorübergehenden betrachteten, erregte die Aufmerksamkeit und das Mißfallen der Boarding-Wirthin, welche noch immer hinter dem Buffet thronte.

Ihre ohnehin stets finstere Stirne furchte sich immer mehr, unruhig erhob sie sich mehreremale und sagte endlich mit schneidender Stimme:

„Ich hoffe nicht, Gentlemen, daß Sie an den Personen, welche mein Boardinghouse besuchen, etwas Verdächtiges finden. Ich muß bitten, daß Sie meine Gäste nicht mit solchen Blicken belästigen, als ob unter ihnen ein Verbrecher wäre."

Der Polizeichef erkannte seinen Fehler. Er nahm sofort eine völlig unbefangene Miene an und wandte sich lächelnd nach der Sprecherin um.

„Ich bitte um Entschuldigung, Ma'am," sagte er, „wenn es den Anschein hatte, als wollte ich Ihre verehrten Gäste durch meine Blicke beleidigen, ich versichere Ihnen, daß ich nicht das mindeste Mißtrauen hege, vielmehr bin ich überzeugt, daß bei einer so frommen Frau, wie Sie sind, nur die rechtschaffensten Leute verkehren. Sie würden einen Verbrecher in Ihrem Hause nicht dulden."

„Das will ich meinen, Sir," versetzte Mrs. Surratt.

„Ja, fuhr der Polizeibeamte fort, falls Einer der verruchten Mörder hierher käme, und Sie erkennten ihn, Sie würden ihn eigenhändig der Polizei ausliefern."

„Das würde ich, Sir," antwortete die Wirthin, ohne eine Miene zu verziehen.

Der Polizeichef fixirte sie scharf, aber keine Muskel ihres Gesichts verrieth ein Schuldbewußtsein.

„Noch eine Flasche Porter," sagte er nach einer Pause.

Miß Mary Surratt, an welche dieser Auftrag gerichtet war, machte ein verdrießliches Gesicht, trotz dessen aber schickte sie sich an, das Verlangte zu bringen.

Ihre Mutter hielt sie zurück.

„Nichts da; die Herren erhalten bei mir nichts mehr; wollen sie Porter trinken, so mögen sie wo anders hingehen."

„Oho!" rief Mr. Schleiden; „weshalb das, Frau?"

„Weil Sie ein verdächtiges Aussehen haben, Sir. Ich dulde in meinem Hause keine Leute von verdächtigem Aussehen. Ich würde mich nicht wundern, wenn Sie selbst zu den Mördern Lincoln's gehörten."

Der Name des theuren Todten wirkte wie ein electrischer Funke auf die Anwesenden. Der Grobschmied richtete sich auf seinem Stuhle hoch auf und legte seine gewaltige Faust auf den Tisch; der Friseur reckte seinen langen Hals empor und sein dünnes Haar schien sich ebenfalls emporzusträuben.

„Der Mörder Lincoln's?" murmelten Mehrere.

„Ergreift sie, haltet sie fest!" riefen Andere.

Die beiden Vigilanten waren bald von einem Menschenhaufen umringt. Man stieß drohende Worte aus und machte Miene, sich ihrer zu versichern.

Da erschien die wohlgenährte Gestalt des Pfarrers Jorey in der Thür.

„Was giebt es meine Lieben?" fragte er mit sanfter Stimme. „Lasset Friede sein unter Euch," fügte er, als er keine Antwort erhielt, salbungsvoll hinzu. „Es ist nicht christlich, daß in diesen Tagen der Trauer Hader sei unter den Bürgern des Staats. Lasset ab von diesen Männern, meine Freunde, und geht in's Gotteshaus, um zu beten, daß nicht neues Unheil über dies Land heereinbreche."

„Schweigen Sie, Mr. Jorey," versetzte der Grobschmied, den Redefluß des Augen verdrehenden Heuchlers unterbrechend, „Sie sprachen von einer Zeit der Trauer, aber ich bin überzeugt, daß Sie in Ihrem Herzen nichts von Trauer empfinden. Sie sind ein Freund der Rebellen, das wissen wir, und möchten gern diese hier unsrer Rache entziehen, aber daraus wird nichts."

„Vielleicht ist er ein Mitschuldiger!" rief ein Anderer. „Er ist einer von den Geistlichen, die von der Kanzel herab aus der heiligen Schrift zu beweisen suchten, daß die Sclaverei eine gottgefällige, ja von Gott gebotene Sache sei. Er ist ein Demokrat, hört nicht auf ihn!"

Der Geistliche hielt es nicht für gerathen, den Republikanern bei ihrer jetzigen Stimmung länger Opposition zu machen. Theils um sich keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen, theils durch einen Wink der Mrs. Surratt aufgefordert, zog er sich zurück, während die Dame vom Hause sich anschickte, ihn zur Kirche zu begleiten.

Schon hatten sich die kräftigen Hände der Umstehenden nach den beiden Fremden ausgestreckt, als plötzlich der Polizeichef aufsprang und nach der Eingangsthür deutete.

Wie wir bereits erwähnten, stand diese Thür offen, und man konnte durch sie hinaussehen auf den Hausflur.

Schleiden folgte mit den Augen dem Winke seines Begleiters.

An der Thür vorüber ging eben ein Mensch von hoher kräftiger Figur, gekleidet wie ein Arbeiter, in blauer Blouse und grau leinenen Beinkleidern, auf der Schulter trug er eine Schaufel und eine Hacke, der große Schirm seiner Mütze verdeckte nicht ganz die düstern scheuen Augen, und unter derselben hervor drang das dichte braune Haar.

„Er ist es!" rief der Polizeibeamte halblaut. „Das Signalement paßt."

„Es scheint so," antwortete Schleiden, „nur steht hier — er deutete auf das Signalement Paynes, das er in Händen hielt „daß der Mörder Sewards einen eleganten schwarzen Anzug trägt."

„Er ist verkleidet!" versetzte der Polizeibeamte und wollte hinaus.

„Halt!" rief der Grobschmied, ihn am Kragen packend, „nicht hinaus. Ihr seid verdächtig, Ihr müßt uns folgen zur Polizei."

„Zurück da!" schrie der Angegriffene.

Gleichzeitig riß er Bart und Perrücke herunter.

„Kennt Ihr mich?"

Verblüfft wichen die Leute vor dem Polizeichef zurück.

„Ihr wollt den Präsidentenmörder fangen," fuhr dieser fort; „ergreift den da, und Ihr habt Einen vom Complott!"

„Wen — wen?"

„Den Mann, welcher eben dort an der Thür vorüberging."

Alle stürzten hinaus.

Mrs. Surratts Gesicht hatte beim Anblicke des gefürchteten Polizeimannes Todtenblässe überzogen.

Nach einigen Minuten ward der Mann mit der blauen Blouse hereingeschleppt.

Die fromme Wirthin war eben im Begriff, sich mit dem Geistlichen zur Thür hinauszustehlen. Schleiden hielt sie zurück.

„Bleiben Sie hier, Mrs. Surratt," sagte er, ihr in den Weg tretend. „Niemand verläßt dies Zimmer, bevor die Persönlichkeit dieses Mannes festgestellt ist."

„Wer sind Sie?" fragte der Polizeibeamte den Mann in der Blouse, welcher ihm mit trotzigen, finstern Blicken gegenüberstand.

„Wie Sie sehen, ein Arbeiter," war die kurze Antwort.

„Wie heißen Sie?"

„Robert."

„Mit Zunamen?"

„Genügt Ihnen der Name nicht?"

„Was haben Sie hier zu thun?"

„Ich bin herbestellt worden, um den Hof zu reinigen."

„Hat das seine Richtigkeit, Mrs. Surratt?"

Die Frau, welche sonst nie die Fassung verlor, vermochte nicht zu antworten. Sie nickte nur zum Zeichen der Bestätigung.

Der Polizeibeamte aber ließ sich so leicht nicht irre machen.

„Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie."

„Mich? — Und weswegen?"

„Sie sind der Mörder des Staatssecretairs Seward."

Der Gefangene zuckte zusammen.

„Auch Sie muß ich verhaften," fuhr der Beamte zu Mrs. Surrat gewendet fort. „Sie kennen diesen Menschen und sprechen die Unwahrheit, da Sie behaupten, ihn für eine Tagearbeit gedungen zu haben."

Mrs. Surrat stieß einen Schrei aus.

„Ich schwöre Ihnen, daß ich unschuldig bin!"

„Das wird sich zeigen, Ma'am. — Wer ist dieser Mann?"

Der Gefangene schlug die Augen zu Boden.

„Beim allmächtigen Gott, ich kenne ihn nicht und habe ihn nie gesehen!“ schwur die fromme Frau.

Ihre Betheuerung schützte sie nicht, sie ward mit Robert Payne als Gefangene fortgeführt. Schleiden erhielt den Auftrag, das Haus von oben bis unten zu durchsuchen, und alles Verdächtige der Polizei zukommen zu lassen.

Der Major machte sich sofort ans Werk. Das ganze Hauptgebäude bis in die kleinsten Winkel ließ er von seinen Leuten durchstöbern. Da fanden sich Briefe in einer unleserlichen Chiffernschrift, Portraits von Booth, Jefferson Davis, Lee und andern Rebellen, das Wappen Virginiens mit der Unterschrift: „Virginia die mächtige — sic semper Tyrannis.“ Nun ging es an die Seiten- und Hintergebäude, auch das unscheinbarste der Hofgebäude ward nicht verschont.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Bewohnerin der versteckten Zelle in einem der Hintergebäude des Boardinghauses hatte eine entsetzliche Nacht durchlebt. Mary Powel, die glühende Patriotin, welche selbst ihr Geschlecht verleugnet hatte, um Arm und Kopf dem Vaterlande zu widmen, welche vor keiner Gefahr zurückgebebt war, wenn es galt, der Sache der Republik einen Dienst zu leisten, mußte sich jetzt am Ende ihrer ruhmgekrönten Laufbahn sagen, daß ihre Leidenschaft sie zur Mitschuldigen an Booths Verbrechen gemacht hatte.

In ihrer Hand hatte es gelegen, die Theilhaber des Complotts schon längst der Gerechtigkeit zu überliefern; sie hatte diese Pflicht versäumt. Den Mann, den sie liebte, den sie mit aller Leidenschaft, der ein Mädchen fähig ist, anbetete, dem Henker in die Hände zu geben, das hatte sie nicht vermocht. Doch hatte sie andrerseits auch geglaubt ihrer Verpflichtung als Bürgerin der Republik nachkommen zu können, sie hatte gemeint, daß sie im Stande sein würde, jedes beabsichtigte Verbrechen der Verschwornen verhindern zu können, auch ohne den Geliebten zu verrathen, allein sie hatte nicht alle Eventualitäten vorausgesehen. Miß Mary Surratt hatte sie beim Lauschen ertappt, und Mrs. Surratt hatte sie zum Tode verdammt, einer menschlichen Regung in Booths Brust und der warmen Fürsprache Arnolds dankte sie es, daß man ihrer Ermordung eine Kerkerhaft substituirte.

Welch fürchterlicher Gedanke aber für die schwärmerische Patriotin, zu wissen, daß das schwarze Verbrechen, das die Verschworenen brüteten, jetzt zur Ausführung kommen würde, jetzt, da sie es nicht mehr hindern konnte. Tausendmal verfluchte sie ihre unselige Leidenschaft und sich selbst, das Leben ward ihr mit jeder Minute mehr zur Last, der Gedanke, daß sie sich als Mitschuldige

bekennen mußte, drückte sie nieder und vernichtete sie. Sie war unbeschreiblich elend.

Vergebens hatte sie Arnold angefleht, ihrem elenden Leben ein Ende zu machen, oder ihr eine Waffe in die Hand zu geben, damit sie selbst im Stande sei, sich von den Qualen ihres Gewissens zu befreien, vergebens hatte sie es versucht, mit den ungeschicktesten Mitteln ihrem Leben ein Ende zu machen — sie sollte zu ihrer eigenen Qual fortleben.

Noch einmal hatte ihr bereits ersterbendes Herz den warmen Hauch der Glückseligkeit empfunden, als sie die Stimme des geliebten Mannes an der Thür ihres Kerkers vernahm, als sie beim Schein der Blendlaterne seine Züge erkannte, allein hundertfach war die Folter, welche sie empfand bei seinem Scheiden. Sie wußte jetzt, daß der gefürchtete Augenblick, da das Verbrechen verübt werden sollte, nahe sei, noch vier und zwanzig Stunden, und der erste Bürger der Republik, die festeste Säule der Freiheit war durch Mörderhand gefallen. — Ha, warum hatte ihr der Mann, der ihr diese Mittheilung machte, nicht den Dolch gegeben, der sie von dem unerträglichen Gedanken befreite! —

Sie zählte die Minuten, bis zum Herannahen der Stunde, welche zur verruchten That bestimmt war.

„Ich kann es nicht überleben!“ rief sie. „O, Himmel gieb mir ein Mittel, mich dem verdienten Tode zu weihen.“

Sie zerriß ihre Kleider, um sich mit den zusammengedrehten Zeugstreifen zu erdrosseln. Es mißlang. — Sie suchte sich mit der Decke ihres Lagers zu ersticken, auch das wollte nicht gelingen. In unablässigen Versuchen, ihrem Leben ein Ende zu machen kam der nächste Morgen.

„Jetzt fließen in Washington bereits die Thränen der Bürger, welche ihr Theuerstes beweinen,“ stöhnte sie, „und ich, die Mitschuldige des Mörders, ich lebe . . . Gott im Himmel, giebt es denn keine Seele, welche erbarmend ein Messer in meine Brust stößt?“

Verzweifelnd, die Hände an die fiebernde Stirn gepreßt, warf sie sich auf die Matratze.

Da ließ sich ein fernes Geräusch hören.

Sie horchte auf . . . Es waren Männertritte; sie kamen näher . . . Schlüssel drehten sich in den Schlössern, eine sonore männliche Stimme ertheilte Befehle.

„Laßt keinen Winkel undurchsucht, wer weiß ob von den Hunden nicht irgend Einer sich hier verborgen hält — Nur immer weiter den Gang hinauf. Sprengt die Thüren, welche sich nicht öffnen lassen . . . Nichts gefunden?“

„Nein, Herr Major,“ antwortete eine andere Stimme. „Alle diese Gemächer sind leer, nichts als Schmutz und Gerümpel. Hier

würde schwerlich Jemand seinen Aufenthalt wählen; ich glaube, diesen Theil des Gebäudes können wir aufgeben."

„Keineswegs!" versetzte der Erste wieder. — Vorwärts nur Der Gang wird hier niedrig . . . Da öffnet die kleine Thür dort linker Hand."

„Sie ist mit einer Stange verschlossen, Sir."

„Höchst auffällig, wir haben um so mehr Grund, sie zu öffnen, nehmt ein Brecheisen."

Mit Gekrach gab die Thür einer Arbeit von beinahe zehn Minuten nach.

„Leuchte einmal her. Vielleicht werden hier die Archive der Verschwörung aufbewahrt . . . Hierher die Blendlaterne."

„Der Raum ist ganz leer, Herr Major."

„Seltsam! — Untersucht die Wände."

„Da ist eine Thür — Meiner Treu ganz wie eine Gefängnißthür, sogar die Klappe darin, zum Hineinreichen der Speisen — wieder mit einer Eisenstange verschlossen."

„Oeffnet die Thür."

Das war aber leichter gesagt als gethan, denn dieselbe war mit Eisen beschlagen und mehrfach verschlossen und verriegelt, indessen die Klappe ward bald geöffnet.

„Ist Jemand darin?" fragte die Stimme des Befehlshabers.

Keine Antwort.

„Die Blendlaterne her . . . Leuchtet hinein."

Das grelle Licht der Laterne fiel in die Gefängnißzelle.

Mary Powel hatte längst die Stimme des Major Schleiden erkannt. Aber wehe, wenn er sie hier sah. Mehr als einen Beweis hatte sie, daß sein Herz für sie mehr empfand, als gewöhnlichen Antheil an ihrem Geschick, wie sollte sie es nun über sich gewinnen ihm vor Augen zu treten? — Mußte sie nicht ihm ihre Schuld bekennen und sich seiner Verachtung preisgeben? Würde sie ihn nicht, wie damals in New-York zwingen, gegen seinen Willen ihr Ankläger zu werden? Und wenn auch menschliche Justiz keinen Grund fände sie zu verurtheilen, mußte er im Innern seines Herzens sie nicht dennoch verdammen? —

Beim ersten Klang seiner Stimme sprang sie von ihrem Lager auf und suchte sich zu verbergen, aber die Zelle gewährte ihr keinen Versteck, das Licht der Laterne fiel hell und blendend auf ihre abgezehrte Gestalt, wie sie an der Kante des Tisches lehnte.

„Eine Gefangene!" rief der Mann, welcher die Laterne hielt.

„Wie? Eine Gefangene?" wiederholte Schleiden, und sein Gesicht zeigte sich in der Thüröffnung.

Kaum aber hatte er einen Blick auf Mary's Züge geworfen, als er einen Schrei der Ueberraschung ausstieß. Sofort ergriff er mit

eigener Hand eine Brechstange, und die Riegel krachten unter seiner Anstrengung. Laut und unablässig feuerte er seine Begleiter an, ihm beizustehen, bis endlich für die Gefangene der Weg zur Freiheit gebahnt war.

Sicherlich hat nie ein Gefangener den Sonnenstrahl der Freiheit mit größerem Widerwillen geschaut, als Mary Powel, und sicherlich hat ein Gefangener nie weniger Dankbarkeit gegen seinen Befreier empfunden, als sie empfand. Sie zögerte, den Kerker zu verlassen.

Der Major Schleiden schrieb ihr Zögern der Entkräftung ihres Körpers zu und bot ihr seinen Arm.

Sie machte eine abwehrende Bewegung.

„Rühren Sie mich nicht an," flüsterte sie; „Sie sind viel zu rein von Gesinnung, um sich durch Berührung der Mitschuldigen des Präsidentenmörders zu beflecken."

Schleiden hielt dafür, daß ihr Verstand durch die Gefangenschaft gelitten. Sanft legte er seinen Arm um ihren Leib, und so, halb sie tragend, halb führend, gelang es ihm, sie in ein Zimmer zu bringen, in welchem man sie pflegen und beruhigen konnte.

Unter Thränen und Schluchzen legte sie ihrem Retter das Geständniß ihrer Schuld ab. Mit inniger Theilnahme hörte Schleiden ihr zu.

„Sie haben gefehlt, Miß," sagte er, als sie ihre Erzählung beendet. „Es ist wahr, Sie hätten das Unheil verhüten können, das jetzt über die Republik herein gebrochen ist; doch verdamme ich Sie nicht. Ihre Liebe war stärker als Ihr Patriotismus. Viel, unendlich viel haben Sie dem Vaterlande geopfert, mehr aber noch Ihrer Liebe! — Ich, ich kann Sie nicht verdammen, ich fühle, daß die Seelengröße die Schuld aufwiegt."

Er schwieg eine Weile; ein Seufzer entrang sich seiner Brust; vielleicht dachte er, wie namenlos glücklich er gewesen sein würde, wenn solche Opfer ihm gegolten hätten.

Mit fast ängstlicher Miene betrachtet ihn Mary. Sie schien zu erwarten, daß er fortfahre, als dies nicht geschah, versetzte sie in fast flüsterndem Ton:

„Sie sind edel, Sir, aber doch weiß ich, daß Sie mich verachten, wie mich alle Welt verachten wird."

„Ich Sie verachten, Miß? — Nie!" rief Schleiden mit Begeisterung.

„Dank, Dank!" hauchte Mary. „Bewahren Sie mir ein gutes Andenken, wenn ich nicht mehr bin."

„Sie werden nicht sterben, Miß Powel, Sie werden leben und noch lange dem Vaterlande Ihre Dieste leihen."

**Mary schüttelte den Kopf.**

„Nur der Tod vermag meine Schuld zu sühnen.“

„Reden Sie nicht so,“ rief Schleiden lebhaft. „Es giebt ein Mittel, einen großen Theil Ihrer Schuld gut zu machen, und das Bewußtsein, Ihrem Vaterlande auf's Neue einen großen Dienst geleistet zu haben, wird im Stande sein, Sie mit Ihrem Gewissen auszusöhnen.“

„Welchen Dienst könnte ich meinem Vaterlande leisten?“

„Sie können den Rebellenpräsidenten fangen helfen.“

„Ich?“

„Sie kennen Jefferson Davis persönlich.“

„Allerdings.“

„Sie würden ihn auch in einer Verkleidung wiedererkennen?“

„Ohne Zweifel.“

„Gut, so sind Sie im Stande, dem Vaterlande einen wesentlichen Dienst zu leisten. Jefferson Davis ist entflohen, wie man jetzt aus zuverlässiger Quelle weiß, ist er nach einer der südlichen Städte gezogen, um von dort aus sich und seine Schätze in Sicherheit zu bringen. Obgleich ein Preis von hunderttausend Dollars auf seine Ergreifung gesetzt ist, ist es doch nicht möglich gewesen, seiner habhaft zu werden. Er befindet sich offenbar in einer vorzüglichen Verkleidung. Von unsern Leuten kennen ihn nur wenige persönlich, und auch diese nicht genau genug, um seine Maske zu durchschauen.“

„Werden Sie die Expedition gegen den Rebellenpräsidenten leiten?“

„Ja, Miß, falls ein Anderer es übernimmt, der Spur des Präsidentenmörders zu folgen.“

Mary Powel seufzte. Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Es ist meine Schuldigkeit, dem Vaterlande diesen letzten Dienst zu leisten. Ich werde mich der Expedition gegen Jefferson Davis anschließen.“

Sie reichte dem Major die Hand, welche dieser an seine Lippen führte.

Noch an demselben Nachmittage begab sich die Expedition zur Bahn. An der Seite des Majors Schleiden ritt George Borton. Mary Powel hatte wieder ihre Offizier-Uniform angelegt, die Uniform, welche mit Ehrenzeichen aller Art geschmückt war, und welche sie vier Jahre im Dienst des Vaterlandes getragen. Noch einmal legte sie diese Keider an — zum letzten Dienst.

---

## Hundertdreiunddreizigstes Kapitel.

# Die letzte Ehre.

In der Stunde, da Christus am Kreuze starb, zerriß der Vorhang im Tempel, und die Sonne verfinsterte sich und ein Erdbeben entstand. — Wahrlich, es scheint Thaten zu geben, bei deren Ausführung sich selbst die Elemente empören, und welche die ganze Natur erschüttern.

So war seit dem Bekanntwerden der Ermordung des Präsidenten in New-York das Wetter so trübe wie die Stimmung der Menschen. Schneewolken hingen über der Stadt, und ein kalter, fast eisiger Regen trat ein. Der vergoß, wie es schien, Thränen, und die Stimmung in der Stadt nahm einen fast unheimlichen Charakter an.

Etwas Aehnliches ist wohl noch nicht erlebt worden, und einer ähnlichen Trauer darf sich kein Todter rühmen.

In monarchischen Ländern mag bei Todesfällen eines Regenten eine Landestrauer angeordnet werden, und man mag die Bürger zwingen, sich ihrer Geschäfte für einige Tage zu enthalten; in Amerika geht das aber nicht, und es giebt keine Gewalt, welche die Bürger zwingen könnte, von der Betreibung ihrer Geschäfte abzustehen.

Trotzdem schlossen sich, als ob es auf einmüthigen Beschluß geschehen wäre, gleich nach der Ankunft der Trauer-Nachricht alle Geschäfte, und ein Gefühl, ein Zug der tiefen Trauer schien durch die ganze Stadt zu gehen; die Bürger schienen nicht im Stande zu sein, dem Erwerbe nachzugehen, und das Bewußtsein, daß man Grund zu tiefer Trauer habe, machte sich mit solcher Kraft geltend, daß Niemand es wagte, demselben Trotz zu bieten.

In solchen Fällen bedarf es in Amerika keiner Polizei; das Volk controlirt sich selbst und beweist, daß es reif zur Selbstregierung ist.

Alle Häuser hüllten sich in Trauer, und wohin man blickte, konnte man schwarz und weiße Draperien von den einfachsten bis zu den prächtigsten sehen; der ärmste Neger zeigte sein Gefühl für das große Unglück ebenso wie der reichste Millionär.

In New-York lebten nicht wenige Anhänger des Südens, aber Niemand schloß sich von der Trauer aus. Angst und gemeine Feig-

heit mögen bei Vielen das Motiv zur Aeußerung ihrer Trauer gewesen sein, aber Niemand untersuchte das; es war genug, daß die Trauer stattfand.

Das Attentat selbst und die Frage, wie es nur dem Mörder möglich gewesen sei, zu entkommen, bildete das Tagesgespräch. An den Plätzen, wo das Bild des Mörders Booth ausgehängt war, drängte sich die trotz des schlechten Wetters dicht versammelte Menge, und man studirte fast die Züge des Menschen, welcher der gräßlichsten That fähig war, durch welche die Geschichte der Republik befleckt worden ist. Man las neben dem Bilde die Notiz, daß für die Ergreifung des Mörders eine Belohnung von hunderttausend Dollars festgesetzt sei. Aber nicht das war es, was den Eifer der Bürger spornte. Auf stürmisches Verlangen der Bürger mußte sich die Polizei in New-York nach Washington begeben, um sich an der Verfolgung zu betheiligen.

Im Laufe des Vormittags kam eine Depesche von Washington, welche zur großen Befriedigung der Bewohner New-Yorks meldete, daß zwei der Complicen des Mörders, ein gewisser Harrold und Payne, bereits verhaftet seien. Zugleich langte ein Erlaß des Kriegsministers an, welcher sofort an allen Ecken angeschlagen wurde.

In diesem Erlaß bedrohte Stanton die Leute, in deren Schutz sich die Verbrecher befänden, mit unverzüglicher Todesstrafe.

Eines dieser Plakate befand sich auch in der Nähe des Justiz-Palastes. Unter den Personen, welche sich um dasselbe drängten, befanden sich zwei, die es mit größerem Interesse lasen, als alle Uebrigen. Sie standen ein wenig seitwärts und führten flüsternd ein angelegentliches Gespräch:

„Es ist die höchste Zeit,“ sagte der Eine, „daß wir die canadische Grenze zu erreichen suchen. In New-York ist unsers Bleibens nicht mehr. Wo sollen wir hier Zuflucht suchen? — Ja, wäre Mrs. Gamp noch hier, die würde vielleicht gegen gute Belohnung — trotz jener Drohung da — uns verbergen, bis die erste Verfolgungshitze vorüber ist, so aber kenne ich Keinen in ganz New-York, der das Risiko übernähme.“

„Das Verdrießlichste ist,“ entgegnete der Andere, „daß wir der Belohnung verlustig gehen werden. Wir sind die beiden Einzigen, welche ihre Aufgabe nicht gelöst haben, es müßte denn sein, daß auch Bob Harrold das Seinige nicht gethan hat.“

„Wir haben wenigstens Alles gethan, was wir konnten,“ versetzte der Erste wieder. „Es ist nicht meine Schuld, daß Grant seine Abreise verschoben hat, und nach dem Attentat auf Lincoln und seine Minister ist er so vorsichtig geworden, daß man ihm unmöglich beikommen kann. — Ich werde also durchaus nicht Anstand nehmen, mir den Rest der Belohnung einzufordern.“

„Dazu hätte ich größeres Recht als Du," meinte der Andere, „denn ich habe wenigstens meinen guten Willen gezeigt. Diese Quadroone, die mit ihrem Begleiter dazwischen trat, verfolgt uns wirklich wie das böse Geschick, sie allein ist an allem Mißlingen schuld. Ich wollte, sie käme mir zu Gesicht an einem Orte, wo kein Zeuge zugegen sei, ich würde mich für alle Zeiten rächen."

„Du vergißt Arnold's Flamme, die Spionin, die wir in Surrats Hause eingeschlossen haben. Ich bin der Meinung, daß sie noch unser Verderben sein wird."

Darin irrte der Mann sich nicht. Durch Mary Powels Bericht, den sie jetzt frei und ohne Rückhalt abstattete, erhielt man das vollständige Signalement aller an der Verschwörung Betheiligten. Der Telegraph hatte Miß Powels Aussagen bis an die entferntesten Grenzen des Landes getragen, und auch in New-York war die Polizei im Besitz derselben.

Während jene beiden Männer sich unterhielten und nicht im Entferntesten vermutheten, daß sie Gegenstand der Aufmerksamkeit irgend eines Menschen sein könnten, heftete sich der scharfe Blick eines Polizeibeamten bereits auf sie.

„Sehen Sie selbst, Mr. Morris," sagte er zu einem anderen Beamten, welcher ihn begleitete, „das Signalement John Atzerott's und Mac O'Laughlin's stimmt mit dem Aeußeren der beiden Männer auf ein Jota überein, wir riskiren nichts, wenn wir sie sofort verhaften."

„Sollten wir uns aber dennoch täuschen," wandte Mr. Morris ein, „so hätten wir uns des in einer Republik unerhörten Verbrechens schuldig gemacht, einen Bürger widerrechtlich seiner Freiheit beraubt zu haben."

„In einem solchen Falle, wie der gegenwärtige, liegt es im Interesse der Bürger selbst, daß man lieber eine Verhaftung zu viel, als zu wenig vornimmt," entgegnete der Policeman, „indessen um unser Gewissen völlig zu beruhigen, lassen Sie uns eine Probe anstellen, ob jene beiden Subjecte die gesuchten sind oder nicht."

Er schlich sich ganz in die Nähe der beiden Männer, berührte dann plötzlich die Schulter des einen und rief:

„John Atzerott!"

Der Mann wandte sich erschrocken um.

Der Polizeibeamte wechselte einen Blick mit Morris, worin er diesem ausdrückte: wir haben unsern Mann gefunden! dann fuhr er fort:

„Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie und Ihren Begleiter, Mac O'Laughlin!"

Die beiden Verbrecher waren wie niedergedonnert, sich hier, wo sie sich so völlig sicher wähnten, so plötzlich bei ihrem Namen angeredet zu sehen. Sie wagten nicht den mindesten Widerstand, un

als ihnen die Fassung so weit zurückgekehrt war, daß sie an einen Versuch der Flucht denken konnten, da hatte sich um sie bereits eine solche Menschenmenge gesammelt, und dieselbe hatte ein so drohendes und erbittertes Aussehen, daß es Wahnsinn gewesen wäre, noch einen Funken von Hoffnung zu hegen.

Nur mit Mühe gelang es, die Verhafteten durch den Volkshaufen hindurch zu führen; denn man erhob Knüttel und Steine gegen sie und zeigte nicht übel Lust, sofort Lynch-Justiz gegen sie zu üben.

Die frohe Nachricht, daß man wieder Zwei vom Complott ergriffen habe, wurde sofort nach Washington telegraphirt.

Hier hatte man bereits zur selben Stunde, da in New-York jene beiden verhaftet wurden, einen andern Mitschuldigen in Haft gebracht.

Das Gerücht hatte von vornherein Mr. Spangler, den Theaterzimmermann, der Mitwissenschaft beschuldigt. Als man an jenem Abend nach ihm rief, um von ihm den Schlüssel zur äußern Thür des Coulissenraumes zu fordern, war er nicht so leicht zu finden, er war draußen gewesen. Schon das war verdächtig, da doch die Pflicht seine Anwesenheit im Maschinenraume erforderte, dazu aber kam, daß ein Bürger gesehen hatte, wie Mr. Spangler vor der kleinen Ausgangspforte, welche aus jenem Coulissenraum führte, ein Pferd gehalten habe. Der Mann hatte gesehen, wie ein hochgewachsener blondhaariger Jüngling über den Platz ritt, ein zweites Pferd mit sich führend; nach Mary Powels Aussage konnte es nicht zweifelhaft sein, daß dies Mr. Arnold war. — Er hielt mit den beiden Pferden vor jener kleinen Thür. Da trat Mr. Spangler heraus und hielt das eine Pferd, während der junge Mann auf dem andern weiterritt.

Diese Aussage war Grund genug, zur Verhaftung Spangler's zu schreiten. Der Polizeidirector Mr. Jones begab sich deshalb sofort nach Spangler's Hause, nicht nur, um sich der Person des Verdächtigen zu versichern, sondern auch eine Durchsuchung des Hauses vorzunehmen.

Schon als der Polizeibeamte sich dem Hause näherte, bemerkte er, daß eine große Menschenmenge vor demselben versammelt war. Alles drängte sich, die Hintenstehenden reckten die Hälse, als ob es da vorn etwas Außerordentliches zu sehen gäbe, und schon von ferne hörte Mr. Jones hie und da Ausrufe äußerster Indignation.

„Was giebts hier?“ fragte er die Nächststehenden.

„Ah, gut daß Sie da sind,“ erhielt er zur Antwort. „Ein schauderhaftes Verbrechen ist da in dem Hause des Mr. Spangler verübt worden.“

„Was für ein Verbrechen?“

„Eine Frau, welche in dem Hause wohnte — man sagt eine Lady aus dem Süden — ist ermordet worden.“

„Mr. Jones begab sich unverzüglich in das Haus, von drei Beamten begleitet. Willig machte ihm die dicht gedrängte Volksmasse Platz. Die Portierloge war verschlossen, indessen war die Stimme des Hauswirthes von oben herab zu vernehmen; er schien in einem heftigen Wortwechsel mit einigen Frauen zu sein.

„Ich habe ihn herauskommen sehen,“ hörte man ihn rufen. „Es war der schwarze Satan, welchen Sie mir damals auf den Leib hetzten, und welcher auch mich erwürgt haben würde, wenn nicht jener Gentleman dazwischen kam. Kein Anderer als er hat den Mord begangen. Er trug ein Kästchen in seiner Hand, wahrscheinlich ihre Kasse. Wer wird mir die Miethe bezahlen, wenn er alles baare Geld mitgenommen hat, schändlich! — und gerade die Hand, an welcher sie die kostbaren Ringe trug. Oh, Mrs. Gamp, Sie sind an diesem Unglück schuld, Sie werden mich schadlos halten, falls ich die Miethe einbüße.“

Mrs. Gamp hatte eben eine heftige Entgegnung auf der Zunge, als Jones und seine Begleiter auf der Treppe erschienen. Was der Polizeibeamte gehört hatte, war mehr als hinreichend, um die drei Personen, welche er auf dem Corridor anwesend traf, nämlich Bethsey Bagges, ihre Schwester und Mr. Spangler über den Mord sofort einem Verhör zu unterziehen.

Er wandte sich zunächst an Spangler, der bei dem Erscheinen des Polizeibeamten ein wenig zu zittern begann und sich vergebens bemühte, eine gewisse Sicherheit anzunehmen.

„Sie sind der Eigenthümer des Hauses?“

„Ja, Sir,“ war die Antwort.

„Wo ist der Mord begangen?“

„In dem Logis eine Treppe höher. Es war eine Lady, welche eine Monats-Miethe von 70 Dollars zahlte und die Wohnung auf sechs Monate gemiethet hat, meine Forderung beläuft sich also für die fünf Monate, die sie noch zu wohnen hatte, auf 350 Dollars.“

„Es handelt sich hier nicht um Ihre Forderung,“ erwiederte der Beamte kurz, „sondern um den Mord. Wann ist derselbe verübt?“

„Ich sah den Kerl gestern in der Dämmerungsstunde, gerade als ich ins Theater zu gehen im Begriff war, um das Haus schleichen; mir ahnte nichts Gutes, ich kehrte nach einer Viertelstunde noch einmal zurück in mein Haus, da sah ich ihn herauskommen. Er trug ein Kästchen unter dem Arm. Ich glaubte, daß ich bestohlen sei, allein ich täuschte mich, meine Wohnung war unberührt geblieben.“

„Wer ist der Mensch, von dem Sie reden?“

„Der Nigger, Sir, die Satansbestie, welche mir selbst schon einmal an's Leben wollte.“

„Sie kennen ihn?"

„Ich nicht, Mr. Jones, aber diese Damen hier" — mit schadenfrohem Grinsen deutete er auf Mrs. Bagges und Mrs. Gamp — „die stehen in näherer Beziehung zu ihm."

„Was wissen Sie von dem Mörder?" wandte sich der Polizeibeamte an die Kupplerinnen aus Charlestown.

„Nichts, Sir!" war die trotzige Antwort.

„Glauben Sie es nicht, Mr. Jones, sie kennt ihn!" fiel Spangler ein. „Er steht in ihrem Dienst."

„Schweigen Sie, Spitzbube, Räuber, Betrüger!" platzte hier Mrs. Gamp los; „was fällt Ihnen ein, ehrliche Leute der Mitwissenschaft an einem Morde zu beschuldigen. Es war Scip,*) Sir, ein Nigger, welcher im Dienst meiner Schwester stand, wir wissen aber jetzt nichts von ihm; ob er die That begangen hat oder nicht, können wir also auch nicht wissen."

„Führen Sie mich zu der Ermordeten," befahl der Polizeichef, sich an Spangler wendend.

Der Angeredete machte ein verlegenes Gesicht.

„Ich muß um Entschuldigung bitten," stotterte er endlich nach einigem Zögern, „ich bin so nervenschwach, ich möchte mich, während Sie die Besichtigung der Leiche vornehmen, in mein Zimmer begeben."

Er machte, während er diese Worte sprach, eine Wendung der Treppe zu. Der Polizeibeamte trat ihm in den Weg.

„Sie sind verhaftet," sagte Mr. Jones, als Spangler ihn betroffen anstierte. „Sie werden Ihr Zimmer nicht anders betreten, als unter polizeilicher Bewachung."

„Sie glauben, daß ich mit dem Nigger . . ."

„Mit diesem Morde haben Sie vielleicht nichts zu schaffen, aber Sie sind dringend verdächtig, Theil zu haben an dem Morde des Präsidenten."

Spangler verfärbte sich. Ein Polizeibeamter legte ihm sofort die Fesseln an.

„Bringen Sie den Gefangenen in ein Zimmer und bleiben Sie zu seiner Bewachung bei ihm," befahl Mr. Jones dem Beamten, „bis ich zurückkehre . . . Ma'am," wandte er sich an Mrs. Gamp, „Sie erweisen uns wohl den Dienst, uns bis dahin eins Ihrer Zimmer zur Verfügung zu stellen."

Das Blatt hatte sich schnell gewendet. Eben noch hatte Spangler in der Freude geschwelgt, sich an den beiden Frauen gerächt zu sehen, und nun hatten diese die Genugthuung, Spangler in der Fatalität

*) Berichtigung: Aus Versehen ist der Name auf Seite 1056 durchgehends „Cip" statt „Scip" gedruckt.

zu erblicken, in welche er sie zu bringen gedachte; dieser Umstand sowohl als auch die Freude darüber, daß sie selbst so leichten Kaufes davonkamen, machte Mrs. Gamp unvorsichtig. Mit einer Bereitwilligkeit, welche sie schon im nächsten Moment bereuen sollte, öffnete sie die Thür eines Zimmers.

Spangler ward hineingeführt und der Polizeibeamte angewiesen, an der Thür Wache zu stehen.

Mr. Jones hatte beim Oeffnen der Thür nur einen flüchtigen Blick in das Zimmer geworfen, aber für einen guten Polizeibeamten, welcher geschickt zu combiniren versteht, ist ein einziger Blick oft genügend, die Spur eines längst vergessenen Verbrechens zu entdecken.

Das war auch hier der Fall.

Während das scharfe Auge des Polizeichefs in dem Zimmer die Runde machte, fiel es auf einen Gegenstand, den es sofort scharf fixirte. Es war eine halb zertrümmerte starke Kiste von Eichenholz. Eiserne Reifen lagen um dieselbe und drei Schlösser hingen daran; in den Deckel aber war ein Loch geschnitten oder gehauen.

Eine Viertelsekunde genügte, um alle diese Bemerkungen zu machen. Niemand hatte bemerkt, daß dieser Gegenstand für Jones ein besonderes Interesse hatte, selbst Mrs. Gamp nicht, welche erst jetzt, leider zu spät, inne wurde, daß sie eine Unbesonnenheit begangen habe, gerade dies Zimmer zu öffnen. Unruhevoll heftete sie ihr Auge auf den Polizeichef, aber nichts verrieth ihr, daß etwas seinen Argwohn erweckt habe.

Jones flüsterte dem Beamten, welcher mit Spanglers Bewachung beauftragt war, einige Worte in's Ohr und entfernte sich dann mit zweien seiner Leute, um die Leiche in Augenschein zu nehmen.

Er stieg die Treppe hinauf. Die Thür des Corridors war offen, ebenso die Thür des vorderen Zimmers.

Ein entsetzlicher Anblick! Auf dem Boden ausgestreckt lag die Leiche der Ermordeten. Die Kleider in Unordnung und zerrissen, das Haar aufgelös't, an den entblößten Schultern und Armen Spuren vom Druck einer Hand — das Alles deutete auf einen heftigen Kampf mit dem Mörder. Der Mund war mit einem Tuch verstopft. Jones entfernte dasselbe. Auf dem Gesicht lag noch eine Spur der ausgestandenen Todesangst, die Züge waren verzerrt aber doch immer noch schön, und so Entsetzen erregend der Anblick der Ermordeten auch war, so übte ihr Körper selbst im Tode noch einen Theil des Zaubers, welchen er im Leben stets verbreitet hatte.

Jones erkannte sie. Wer hätte wohl die schönste Frau im Staate Kentucky nicht gekannt? . . . .

Es war Mistreß Cleary's Leichnam, welcher hier am Boden lag, von einer Blutlache umgeben.

Mehrere Messerstiche hatten die Brust durchbohrt, am Halse fand sich ein tiefer Schnitt, und — O, über die Brutalität! — ihr rechter Arm war ein Stumpf, die Hand war am Gelenk abgetrennt. Hatte der Mörder diesen Frevel an der Leiche geübt, um sich die kostbaren Ringe anzueignen, welche die Ermordete zu tragen pflegte? . . . Ach nein, Hand und Ringe sollten an einer Stelle zum Vorschein kommen, wo sie Niemand vermuthete. —

„Ein Raubmord!" war Mr. Jones' erster Gedanke. Er mußte diesen Gedanken indessen bald wieder aufgeben, denn von den Preziosen, welche die Dame trug, fehlte nichts. Der Schreibtisch war offen, aber nicht erbrochen, die Dame hatte beim Eintritte des Mörders wahrscheinlich vor demselben gesessen und geschrieben. In einem der Fächer stand eine Cassette mit Geld gefüllt; sie war unberührt.

Was konnte das Motiv des Mordes sein? — Mr. Jones dachte vergeblich nach.

Vielleicht fand sich Aufschluß in den Papieren. Die Schreibmappe lag offen da, ein angefangener Brief lag darauf.

Der Brief lautete:

„Geliebter!

Ob dieser Brief in Deine Hände kommen wird? — Ich weiß es nicht, aber die Sehnsucht welche verzehrend in meinem Herzen brennt, treibt mich, jetzt, da mich das Geschick von Dir fern hält, an Dich zu schreiben. — Die That ist gelungen. Deine Kugel endete das Leben des Tyrannen. Ich danke Gott auf den Knieen für Deine Rettung; nur ein Wunsch bleibt mir, bald, bald ganz Dein zu sein, ganz Dir zu leben. Mein Gatte soll uns kein Hinderniß sein, sobald ich seinen Aufenthalt erfahre, schaffe ich ihn aus dem Wege, ein Nigger, Namens Scip hat mir bereits seine Dienste angeboten . . . Es klopft . . . O, wäre es ein Bote von Dir . . . ."

Hier war der Brief abgebrochen. Der Inhalt dieser Zeilen war sehr geeignet, die Aufmerksamkeit des Polizeibeamten zu erregen und trieb ihn, auch andre Papiere in's Auge zu fassen.

An wen war der Brief der Lady Cleary gerichtet? — Ueber diese Frage erhielt Jones leicht Aufschluß. Ein photographisches Portrait stand auf einem Ebenholzgestell auf dem Schreibtisch, grade vor dem Platz, wo die Schreiberin gesessen hatte, so daß es schien, als habe sie es beständig vor Augen haben wollen.

Es war das Portrait von John Wilkes Booth, dem Präsidentenmörder.

Daneben lag seine Karte und ein Brief.

Jones öffnete diesen und las:

„Angebetete meines Herzens! Ich habe den Preis errungen. Die Krone des Ruhmes ziert mein Haupt. Doch die schönste

Perle in diesem Diadem ist mir Deine Liebe. Den Preis, den Du selbst für die That ausgesetzt, ich habe ihn errungen — Deine Hand mein Lohn! Der Neger, welcher Dir diesen Brief überbringt, wird Dir sagen, welchen Weg ich genommen habe. Er



Der jetzige Präsident der Ver. Staaten Andrew Johnson.

hat versprochen, mir Botschaft von Dir zu bringen. Ich glaube, Du kannst ihm vertrauen. Geld macht ihn zu jeder That willfährig."

W.

Jetzt war Alles klar. Der Bote, welcher Mrs. Cleary im Schreiben unterbrochen, hatte diesen Brief gebracht und war ihr Mörder. Sie selbst war eine Mitschuldige Booths; der Dolch des Meuchelmörders hatte sie ihrem Richter entzogen. —

Mr. Jones schrieb sofort einen Bericht mit Blei auf ein Blatt Papier und entsandte damit einen seiner Begleiter nach dem Justizpalast; er selbst begab sich in das Zimmer der beiden Frauen zurück.

Mrs. Gamp knixte so devot, als sie den Polizeichef ersuchte, näher zu treten, und Mrs. Bagges war so bereitwillig, jeden Dienst, der zur Auffindung des Mörders beitragen konnte, zu leisten, daß die Kälte des Polizeichefs sie fast beleidigte. Ohne auf die Fluth von Fragen nach dem Befund der Leiche oder auf die hundert verschiedenenen Vermuthungen, welche die beiden Schwestern aussprachen, näher einzugehen, richtete er die Frage an sie:

„Was ist das für eine Kiste, welche in dem Zimmer steht, worin der Gefangene sich befindet?"

Die beiden Schwestern erblaßten und fanden im ersten Augenblick keine passende Antwort.

Der Beamte wiederholte dringender seine Frage.

Da raffte Mrs. Gamp ihre Kraft so weit zusammen, daß sie etwas von „Mr. Spangler's Eigenthum" stotterte.

„Meine Damen," fuhr Jones fort, „diese Kiste ist bei dem Cravall in New-York dem Banquier Aaron entwendet worden. Derselbe behauptet, nicht gewußt zu haben, was sie enthielt, ohne Zweifel aber wissen Sie, was sich darin befand, denn wie ich sehe, ist der Deckel durchbrochen."

„Was darin war?" fuhr jetzt Mrs. Gamp auf. — „Lumpen, Eisen, lauter werthlose Dinge waren darin, ich schwöre Ihnen, Sir, daß nichts anderes darin war. Kommen Sie, sehen Sie selbst, ich habe Alles so gelassen, um den Spitzbuben Spangler zu überführen. Er allein ist der Schuldige — fragen Sie ihn aus, er wird es nicht leugnen."

So sehr sich die beiden Frauen auch bemühten, ihre Unschuld zu betheuern und jeden Verdacht auf Spanglers Schultern zu wälzen, so war der Polizeibeamte doch nicht zu überzeugen, vielmehr erklärte er, daß er auch sie verhaften müsse.

Ein markdurchdringendes Zeterduett begann jetzt. Mr. Jones ließ sich aber dadurch nicht abhalten, er befahl ihnen, ihm in das Nebenzimmer zu folgen, wo er sie mit Spangler confrontirte.

Heulend und händeringend betheuerte Mrs. Gamp ihre und

ihrer Schwester Unschuld; Spangler aber blieb dabei, daß ihm die Kiste von Mrs. Gamp zur Aufbewahrung übergeben sei, und daß er, als sie in sein Haus zog, dieselbe unversehrt und uneröffnet zu ihr hinauf getragen habe.

„Er lügt!" rief Mrs. Gamp. „Er hat das Geld vorher herausgenommen. Sehen Sie nur, er hat es, ich will darauf schwören, daß er es hat!"

Die Durchsuchung von Spanglers Wohnung begann denn auch ohne Verzug.

Trotz aller angewandten Sorgfalt aber ließ sich lange nichts entdecken. Alle Schränke, selbst die Oefen wurden durchsucht, kein Dollar wurde gefunden, vielmehr zeugte Alles, was man in der Wohnung Spangler's vorfand, von Armuth und Elend. Erst als Mr. Jones Arbeiter requirirte, welche die Wände und Dielen untersuchten, kam man zum Ziel.

Eine der Dielen des hintern Zimmers war nur leicht angenagelt und ließ sich ohne Mühe emporheben.

Welche Schätze in der Wohnung des Geizhalses! — Da waren in Cigarrenkisten verpackt die Banknoten aufgestapelt, da lagen in schlechtes Papier gewickelt die schweren Goldbarren, da lag auch — ein wichtiger Fund! — ein kleines Portefeuille, in welchem Booths Name stand, mit einem ansehnlichen Päckchen Greenbacks. —

Der Geiz Spanglers hatte es nicht zugelassen, daß er von dem Schatz, den er in der Eichenkiste gefunden, auch nur einen Dollar verausgabte. Die Beute der Alabama, im Betrage von über eine Million Dollars, kam jetzt in die Hände der Union zurück, und ein Theil des Schadens, welchen das gefährliche Raubschiff der Republik zugefügt hatte, war gedeckt. —

Es erregte in den Straßen Washingtons nicht geringes Aufsehen, als die drei Gefangenen abgeführt wurden. Es gewährte den Bürgern eine große Genugthuung, daß man wieder einen Theilhaber des Mordcomplotts ergriffen habe. — Nur der Eine, der Schuldigste von Allen, war und blieb verschwunden.

---

Hundertvierunddreissigstes Kapitel.

## Der neue Besitzer.

Die Freudennachricht der Besiegung der Rebellion wirkte auf die nordamerikanische Nation wie ein erfrischender Lufthauch nach lähmender Schwüle eines Julitages. Die Pulse der Industrie begannen wieder zu schlagen und der Handel fing an, aus der Lethargie zu erwachen, in welche ihn der Krieg versetzt hatte. Alles lebte und regte sich, und Amerika begann wieder auf dem Weltmarkt seine Stelle würdig auszufüllen.

Man fing an, die verwüsteten Farmen wieder zu bebauen, man befrachtete wieder die Schiffe mit den Landesproducten, um sie in alle Welt zu versenden, das Geld, was während des Krieges zum großen Theil als todtes Capital gelegen, fing an zu arbeiten. Die Nachfrage nach Waaren ward lebhaft, und Arbeiter, die keine Arbeit fanden, gab es nicht mehr.

Freilich, in den Ländern, welche der vierjährige, fürchterliche Krieg verheert hatte, sah es traurig, sehr traurig aus. Der Staat Virginien machte fast den Eindruck einer Wohnung, aus welcher man sämmtliches Mobiliar ausgeräumt hat. Alle die blühenden Farmen waren vom Boden wegrasirt, die Städte zum Theil vernichtet, zum Theil gänzlich verarmt. Es gab hier nur Bettler und eine Anzahl Capitalisten, denen der Krieg noch nicht Alles geraubt hatte. Die letzten 6 Monate des Krieges hatten hier größere Verheerungen angerichtet als selbst der dreißigjährige Krieg in Deutschland.

Die Districte, welche bereits längere Zeit vom Kriege nicht heimgesucht waren, hatten inzwischen begonnen, wieder aufzuathmen, in den Plantagen und in den Werkstätten ging es rüstig her, und alle die kleinen Quellen der Industrie wurden allmählig ergiebig, und ihre Producte fanden einen Concentrationspunkt in den großen Factoreien, durch welche der Weltverkehr vermittelt wird.

Das zuletzt Gesagte galt namentlich von den Staaten Maryland und Carolina, und der Hauptmittelpunkt des Handelsverkehrs dieser Staaten ist die große Factorei zu Old-Church. Hier wurden die Schiffe befrachtet, welche die Waaren über den Ocean bringen, und von hier aus wurden die Producte des Auslandes in alle Regionen der Vereinigten Staaten befördert.

Besitzer der Factorei war seit einigen Tagen Mr. Richard Brocklyn, ehemaliger Capitain des Macdonald.

Während man sonst in diesem endlosen Conglomerat von Speichern, Waagen, Schiffswinden, Schiffsutensilien, nichts sah als das wirre Durcheinander von tausend arbeitsamen Menschen, welche mit den aufgestapelten Ballen hantirten, und von Pferden, welche schwere Lasten zogen oder von Matrosen, welche am Krahn arbeiteten, war an dem Tage, da wir die Farm betreten, hier Alles still. Kein Geschrei von Fuhrleuten, welche die Pferde antrieben, kein Laut des monotonen Gesanges der an den Schiffswinden arbeitenden Matrosen — gleichsam Feiertagsruhe war über das ganze Etablissement ausgebreitet.

Und doch war es kein Feiertag, sondern ein gewöhnlicher Wochentag. Wohl waren Menschen genug auf den geräumigen Höfen aufgestellt, aber nicht in Blousen und Jacken, sondern im Sonntagsputz, und an dem Bollwerk des Canals, welcher vom Potomac bis zu der Factorei geleitet war, hatte sich ein Spalier von festlich gekleideten Beamten und Seeleuten aufgestellt. Die Fahrzeuge, welche im Canal lagen, hatten sich mit Flaggen geschmückt, und ihre Bemannung im Festtagscostüm sich an Bord derselben aufgestellt.

Plötzlich wird auf einer Schaluppe, welche dem Strom am nächsten lag, ein Kanonenschuß gelöſ't.

„Sie kommen!" tönte es aus vielen hundert Kehlen.

„Wer kommt?" fragte helltönend eine Stimme einen der Comptoristen, welcher eben Anordnungen traf, eine große Unionsflagge empor zu hißen.

Die Stimme gehört einer jungen Dame an, welche sich in Begleitung einer alten Dame, einer Frau mit sehr har.en Zügen aber dabei stechenden und mißtrauischen Augen, genähert hatte. Die Aufmerksamkeit Aller war so ausschließlich von den Erwarteten in Anspruch genommen und die Blicke so beharrlich den Canal hinab gerichtet, daß Niemand die Damen, welche von der Landseite gekommen waren, bemerkt hatte. Sie hatten ihren Wagen vor dem Eingangsthor halten lassen und hatten sich, da sie das Comptoir geschlossen fanden, dahin gewandt, wo sie die Leute gesehen hatten.

Der Gefragte wandte sich um. Das junge Mädchen machte einen sehr guten Eindruck auf ihn, denn wenn auch ihr ganzes Aeußeres ein wenig emanzipirt erschien, so war sie doch unstreitig sehr hübsch.

Er verneigte sich also und antwortete:

„Wir erwarten den neuen Besitzer der Factorei."

„Ist Mr. Brocklyn nicht mehr der Besitzer?" fragte die junge Dame, augenscheinlich durch diese Auskunft nicht angenehm berührt.

„Sie meinen den älteren Mr. Brocklyn," versetzte der Buch-

halter. „Nein, der ist es nicht mehr, sondern sein Sohn, der Capitain Richard Brocklyn, derselbe wird heute mit seiner jungen Frau hier erwartet."

„Ah!" machte die junge Dame, welcher das Ereigniß sehr gleichgültig war.

„Allerdings," fuhr der Mann fort, „er hat sich mit Miß Lavinia Crofton vermählt, der Tochter des reichsten Schiffsrheders in Boston. Der gerichtliche Act ist in New-York vollzogen, der kirchliche und die Feier der Hochzeit werden hier stattfinden."

Die junge Dame hatte auf diese Mittheilung kaum gehört, sondern flüsternd einige Worte mit ihrer Begleiterin gewechselt. Als der Andere geendet, sagte sie:

„Der ältere Mr. Brocklyn ist also nicht mehr hier?"

„O doch, Miß. Er ist hier und wird sogleich aus dem Schloß herabkommen, um seinen Sohn und seine Schwiegertochter zu empfangen."

„Es ist nicht möglich, ihn vorher zu sprechen?"

„Nein, Miß. Die Yacht, auf welcher die Gäste kommen, ist bereits signalisirt. Mr. Brocklyn wird deshalb schwerlich geneigt sein, sich in Geschäftssachen jetzt noch sprechen zu lassen."

„Aber nach Beendigung der Empfangsfeierlichkeit . . .?"

„Ich will es versuchen."

Wieder ein Kanonenschuß — ein zweiter — ein dritter — da bog die Yacht, von deren Mast das Sternenbanner wehte in den Canal ein, von einem Schleppdampfer gezogen, und nach einer Viertelstunde legte sie sich unter tausendfachem Hurrahruf und Kanonendonner an die Landungsbrücke, neben welcher eine Anzahl Equipagen warteten. Mr. Brocklyn der Vater stand da, um die Gäste zu begrüßen und demnächst in das festlich geschmückte Wohnhaus zu geleiten.

An Bord der Yacht befanden sich außer den beiden Neuvermählten — noch eine große Anzahl von Personen, welche mit hergekommen waren, um den Empfangsfeierlichkeiten beizuwohnen. Wir treffen unter ihnen so machen lieben Bekannten.

Da ist vor allen Dingen der alte Mr. Crofton, der seine Tochter an der Hand dem Schwiegervater zuführt, welcher sie mit Herzlichkeit in seine Arme schließt. Da ist Mr. Powel, der jetzige Compagnon des Hauses Crofton & Co. in Boston. An seinem Arm Mrs. Powel, die vielgeprüfte Dulderin. Auf ihren bleichen Wangen hatte die Freude den Purpur des Morgenrothes gemalt. Ihr zur Seite hüpfte ein munterer Knabe, der keck sich die in Chaine aufgestellten Seeleute betrachtete, und an ihrer Hand führte sie ein fünfjähriges Mädchen, welches schüchtern ihr liebliches Gesichtchen vor dem Anblick aller der fremden Menschen in den Kleidern der

Mutter barg — dann kamen die beiden Töchter Mr. Brocklyn's, Hellene und Carlyne, jetzt weniger wie sonst in ihren Gefühlen verschieden; denn in beider Herzen war die Freude eingekehrt, nur war es nicht schwer zu erkennen, daß Carlyne noch etwas Anderes empfand, als bloße Freude. Der sanfte, verklärte Blick strahlte aus dem Gesicht voll Glückseligkeit, und die Innigkeit, mit welcher sie sich Mr. und Mrs Powel anschloß, ließ wohl errathen, daß diese zu ihrem Glück in Beziehung standen.

Miß Carlyne hatte den kühnen Seemann Eugene Powel, den Besieger der Alabama nicht vergessen. Sie hatte ihn in New-York gesehen und — liebte ihn längst schon, ehe ihr sein Händedruck und sein Auge sagte, daß auch sein Herz für sie schlug. —

Der Wagenzug setzte sich nach dem Wohnhause in Bewegung, eine festliche Tafel war daselbst aufgerichtet, eine Tafel, wie sie nur der amerikanische Millionär herzurichten versteht; und, was mehr werth ist, als alle Genüsse eines Lucullus, dies Mal war gewürzt durch die reinste, ungetrübteste Freude.

Doch es ist ja nichts Vollkommenes auf der Welt, auch in diesen Cirkel schönster Harmonie sollte ein Mißton dringen. —

Kaum war die Empfangsfeierlichkeit zu Ende, und die versammelte Menge begann sich zurückzuziehen, und sich zu den unter den Buchenlauben des Parkes für sie hergerichteten Tafeln zu begeben, da näherten sich die beiden Damen, welche während dieser Scene von fern gestanden hatten, von neuem dem Buchhalter.

„Sie wollten die Güte haben, uns Mr. Brocklyn zu melden," sagte die Jüngere.

„Aber Mr. Brocklyn ist zur Tafel;" versetzte Jener.

„Unser Anliegen hat Eile, wir müssen ohne Verzug abreisen."

„Es wird ihm nicht angenehm sein, Miß, ich fürchte . . ."

„Fürchten Sie nichts, nennen Sie ihm unsere Namen, und er wird nicht anstehen, uns einige Minuten zu schenken."

„So bitte ich um Ihre Namen."

„Ich heiße Belle Boyd; diese Dame hier ist Mrs. Slater."

„Ich werde einem Diener Ihren Wunsch mittheilen; — Wollen Sie gefälligst mit mir zum Schlosse hinaufkommen?"

Er führte die Damen in das Sprechzimmer Mr. Brocklyn's, ersuchte sie dort Platz zu nehmen und schickte einen Diener mit der Meldung in den Speisesaal.

Mr. Brocklyn hatte soeben einen Toast ausgebracht auf das Glück des jungen Paares, als ihm der Diener die beiden Namen zuflüsterte. Augenblicklich umwölkte sich seine Stirn."

„Was ist Dir?" fragte Miß Helene, welche sofort diese Veränderung in seinen Zügen gewahrte.

Die Blicke aller Anwesenden richteten sich auf ihn.

„Ich werde eben um eine Unterredung gebeten," sagte er, „von zwei Frauenzimmern, welche dem Süden als Spione gedient haben."

„Weise sie ab, Vater," rief Richard, „laß ihnen sagen, daß Du mit dem Süden und seinen Anhängern gebrochen hast und nichts zu thun haben magst mit ihren Spionen."

„Nicht doch, mein Sohn," entgegnete der alte Crofton, bei welchem sich das in Amerika bis zur Ueberspanntheit vorhandene Mitgefühl für das weibliche Geschlecht regte. „Man ist Frauen allezeit Rücksicht schuldig. — Gehen Sie, Bruder," wandte er sich an Mr. Brocklyn, „hören Sie das Begehr der Damen, und wenn es in Ihren Kräften steht, erfüllen Sie es."

Mr. Brocklyn folgte diesem Rathe. Wenige Minuten später stand er den beiden Damen gegenüber.

„Ich sehe, Mr. Brocklyn," redete ihn Belle-Boyd an, „daß nach dem unglücklichen Ende der Conförderation, Ihre Bereitwilligkeit, derselben Opfer zu bringen, nicht erloschen ist, da unsere Namen Sie bewogen, einer Gesellschaft von Freunden auf einige Minuten Ihre Gegenwart zu entziehen. Das läßt mich hoffen, Sie auch für unser Gesuch zugänglich zu finden."

„Sie irren, Miß," versetzte der alte Herr. „Nicht aus Rücksicht für die Namen der Anhänger der Conföderation, sondern aus der Rücksicht, die man dem weiblichen Geschlechte schuldig ist, verließ ich die Gesellschaft."

„Sehr zartfühlend, in der That," antwortete das Mädchen mit einer Verbeugung. „Gleichviel aber aus welchem Grunde Sie uns Audienz gewährten, Sie haben es gethan, und schon das verdient unsern Dank."

„Darf ich Ihr Anliegen hören? — Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Nicht um uns handelt es sich, sondern um drei Freundinnen von uns, für sie wollten wir eine Gefälligkeit erbitten.... Wir haben uns gerade an Sie gewandt, weil es uns bekannt ist, daß Sie dem Süden stets treu gedient haben, und weil wir die Ueberzeugung hegen, daß Sie sich auch jetzt noch bereit finden lassen, zu einer Gefälligkeit gegen eine Person, für welche Sie sicherlich Interesse haben."

„Sie sind völlig im Irrthum, Miß. Ich habe früher zwar der Conföderation meine Thätigkeit und mein Vermögen, ja, mehr als das, meinen ehrlichen Namen geopfert, ich habe das gethan, weil ich nach der Ueberzeugung meines Herzens handelte. Seit ich aber erfahren mußte, daß die Führer der Conföderation zu den fluchwürdigsten Verbrechen griffen, bin ich ihnen nicht weiter gefolgt, ich habe mich von ihnen losgemacht."

„Aber doch nicht von der Sache der Conföderation," warf Mrs. Slater ein.

„Eine Sache, welche zu solchen Mitteln greifen muß, um sich zur Geltung zu bringen, muß eine verwerfliche sein."

„So schlagen Sie uns also die Gefälligkeit ab?"

„Das nicht, Ma'am, lassen Sie erst hören, wie ich Ihnen gefällig sein kann."

„Jene drei Damen, von denen wir sprechen, beabsichtigen nach Canada zu reisen. Nun könnten sie sich zu dem Zwecke allerdings eines Passagierschiffes bedienen, allein . . ."

„Es fehlt ihnen das Reisegeld. — Mit Vergnügen . . ." fiel Mr. Brocklyn ein und griff nach dem Schlüssel seines Pultes.

„Das nicht," rief Belle-Boyd, „sie bitten nur um die Gunst, mit der Handelsbrigg fahren zu dürfen, welche im Hafen zu Norfolk ankert und von Ihnen nach Canada befrachtet ist."

„Sie meinen die Brigg „Lavinia?'

„Dieselbe Sir. — Ich vermuthe, daß die Brigg zu Ehren Ihrer schönen Schwiegertochter so getauft ist."

„Das ist sie. — Aber ich finde Ihren Wunsch ein wenig sonderbar. Sie wissen, daß eine Handelsbrigg keine Passagiere aufnimmt."

„Wir haben uns darauf verlassen, daß es nur einiger Worte von Ihnen an den Capitain der Brigg bedürfen wird, um von dieser Regel eine Ausnahme zu machen."

„Ich selbst kann darüber nicht bestimmen, ich bin nicht mehr Eigener des Schiffes, mein Sohn ist es."

„Das ist dieselbe Sache, auf Ihre Befürwortung hin würde Ihr Herr Sohn sicherlich die Anweisung ertheilen, die drei Damen an Bord zu nehmen."

Mr. Brocklyn durchschritt nachdenkend einige Male das Zimmer. Das Anliegen der beiden Frauen war zwar ein sehr unbedeutendes, doch im höchsten Grade auffälliges. Warum zogen sie es vor mit einer Handelsbrigg zu fahren, welche doch den Weg weit langsamer zurücklegt als das Dampfschiff, und welches noch dazu für die Bequemlichkeit der Passagiere nicht die allergeringste Einrichtung hat. Sollten jene drei Damen etwa verdächtige Personen sein? — Doch das war nicht möglich, der Norden hatte ja alle Frauen, selbst die, welche sich thatsächlich an der Rebellion betheiligt hatten, amnestirt.

Er fand wirklich keinen Grund für das Verlangen der beiden ehemaligen Spioninnen.

„Wer sind jene Frauen?" fragte er nach einer längeren Pause.

„Es ist eine gewisse Mrs. Forster mit ihrer Tochter und Schwester, welche Mrs. Smith heißt."

Brocklyn schüttelte den Kopf. Er kannte diese Damen nicht.

„Sagten Sie nicht," versetzte er, „daß es sich um Personen handele, für welche ich mich interessire?"

Belle-Boyd ward ein wenig verlegen. Mrs. Slater aber antwortete sofort statt ihrer:

„Allerdings, es sind Verwandte eines Mannes, welcher mit dem Hause Powel & Co., in welchem Sie Theilhaber waren, in vielfacher Geschäftsverbindung stand."

„Ich entsinne mich wirklich nicht — doch kann es sein. — Offen gestanden, meine Damen, dies Anliegen kommt mir so sonderbar vor, daß ich fast meine, ich machte mich zum Theilhaber irgend einer ungerechten Handlung, wenn ich darauf eingehe. Die Personen sind durchaus nicht verdächtig?"

„Nicht im Mindesten."

„Aber warum fahren sie denn nicht mit einem Passagierschiffe?"

„Ganz einfach, Mr. Brocklyn. Bedenken Sie, daß es drei Damen von Erziehung sind, welche allein reisen, und bedenken Sie ferner, daß mit den Passagierschiffen nach Canada in gegenwärtiger Zeit alles mögliche Gesindel fährt, Verbrecher, welche die Justiz Johnsons fürchten, Nigger und anderes Lumpenpack, und in solcher Gesellschaft können drei allein stehende Damen unmöglich fahren. Miß Jenny, die Tochter der Mrs. Forster, ist ein noch junges Mädchen; erwägen Sie nur, welchen Gefahren und Unannehmlichkeiten sie in solcher Gesellschaft ausgesetzt wäre."

Dieser Grund war Mr. Brocklyn plausible. Die Rücksicht, welche jeder Amerikaner dem weiblichen Geschlecht zollt, siegte über all seine Bedenken.

„Verweilen Sie gefälligst eine Minute," sagte er. „Ich werde Ihnen sofort durch meinen Sohn die verlangte Anweisung für den Capitain der „Lavinia" ausfertigen lassen."

Nach diesen Worten entfernte er sich.

„Es war in der That ein kluger Einfall von Ihnen," sagte Mrs. Slater leise zu ihrer Gefährtin, „sich hierher zu wenden. Einen anderen Schiffseigener hätten wir schwerlich überredet, die Flüchtlinge aufzunehmen, wenigstens würde es mit viel größeren Schwierigkeiten verbunden gewesen sein."

„Der Vortheil, den wir jetzt erlangen, ist noch viel größer, als Sie denken," versetzte Belle-Boyd. „Im Allgemeinen werden nur die Passagierschiffe controlirt und überwacht durch das Geschwader, welches die südlichen Häfen blokirt, aber hin und wieder ist es doch schon passirt, daß man ein Handelsschiff angehalten und die am Bord befindlichen Personen nach der Legitimation gefragt hat. Mit jedem Tage werden die Vorsichtsmaßregeln, welche man anwendet, die Flucht Jefferson Davis' zu verhindern, verdoppelt."

„So meinen Sie, daß irgend eines der Blokade-Schiffe auch diese Brigg anhalten könnte, und daß also die Reisenden doch nicht sicher sind?"

„Im Gegentheil, sie werden auf der Brigg „Lavinia" so unbehindert reisen, als ob Lincoln eigenhändig ihnen die Pässe ausgefertigt hätte."

„Wie meinen Sie das?"

„Sie kennen den Capitain, der das Geschwader der Blokade-Schiffe commandirt?"

„Ich kenne ihn nicht, Miß."

„Sein Name ist Eugene Powel, derselbe, welcher die Alabama in den Grund bohrte."

„Und was folgern sie daraus?"

„Daß dieser ein Schiff, welches Mr. Richard Brocklyn gehört, auch nicht durch einen Blick molestiren wird, denn Richard Brocklyn ist sein Freund und Waffengefährte und ihm so theuer, als wäre es sein Bruder."

„Das trifft sich in der That sehr glücklich."

Eben trat Mr. Brocklyn wieder ein und überreichte Belle-Boyd das verlangte Schreiben an den Capitain.

„Mein Sohn hat gleichzeitig dem Capitain aufgegeben," setzte er hinzu, „daß er nach Möglichkeit für die Bequemlichkeit der Damen Sorge tragen möge."

Belle-Boyd und Mrs. Slater dankten in den wärmsten Ausdrücken und verabschiedeten sich.

Ihr Wagen wartete bereits vor der Thür.

Die Unterbrechung der Unterhaltung an der Tafel hatte noch nicht aufgehört zu wirken, als zum größten Verdruß des Wirthes bereits eine neue Störung eintrat. Er hatte gerade wieder sein Glas erhoben, um nunmehr einen Toast auf den entfernten Freund seines Sohnes, den Capitain zur See, Mr. Eugene Powel, den verlobten Bräutigam seiner Tochter Carlyne auszubringen, als der Diener wieder eintrat.

„Zwei Offiziere der Unionsarmee bitten um eine Minute Gehör," berichtete er.

„Offiziere der Unionsarmee?" wiederholte Richard. „Sie sind uns jederzeit willkommen. Laß sie eintreten. — He, Joseph, noch zwei Couverts."

Die Thür öffnete sich, und die beiden Offiziere traten ein.

Mr. Richard ging ihnen entgegen und bewillkommnete sie mit der ganzen Herzlichkeit und Offenheit seines ehrlichen Charakters.

Einer der beiden Gäste war Stabsoffizier, der andere in der Uniform eines Oberlieutenants. Der Erstere ergriff das Wort.

„Wir beabsichtigen nicht den Frohsinn einer Gesellschaft zu

stören, und hätten sicherlich uns nicht die Freiheit genommen, das Schloß zu betreten, wären nicht unsere Geschäfte sehr dringend. Wir sind auf der Verfolgung des Rebellenpräsidenten begriffen. Mein Name ist Schleiden" — er hatte es in Amerika verlernt, seinem Namen den „Grafen" oder auch das „von" hinzuzufügen — „und mein Gefährte hier ist der Hauptmann George Borton, dessen Name Ihnen bekannter sein dürfte als der meinige."

Natürlich war Keiner in der Gesellschaft, der den Namen des gefürchteten Spions nicht schon gehört hatte, und für den die Persönlichkeit nicht Interesse gehabt hätte. Alle schüttelten dem kühnen Jüngling die Hände und hatten Worte schmeichelhafter Anerkennung für ihn. Nur Einer blieb stumm und starr auf seinem Platz sitzen und stierte den jungen Officier an, als ob er sich in einem Zustande der Verzauberung befände.

Es war Charles Powel. Keines Wortes mächtig, blieb er stummer Zuschauer der Scene.

George Borton riß ihn aus seiner Verzauberung. Er eilte auf ihn zu, ergriff seine Hand und flüsterte ihm in's Ohr:

„Du täuschest Dich nicht, Bruder, ich bin es, Deine Schwester Mary . . . aber schweig!"

Eine Thräne der Freude netzte das Auge des Mannes, Stolz und Freude verklärten sein Antlitz, und nur mit Mühe zwang er sich, zu verbergen, was sein Herz in diesem Augenblick bestürmte.

Inzwischen hatte Mr. Schleiden sein Gesuch angebracht, das darin bestand, ihn und seinen Begleiter durch einen Dampfer möglichst schnell nach Norfolk zu befördern.

Mr. Brocklyn sagte bereitwillig zu, der Dampfer mußte aber erst geheizt werden, und bis dahin blieben die Gäste an der Tafel.

Tausend Fragen wurden an sie gerichtet. Das Gespräch drehte sich natürlich um die brennenden Tagesfragen. Auf Alles gingen die beiden Officiere bereitwillig ein, nur sobald die Rede auf Wilkes Booth kam, schwieg Schleiden, und George Borton unterdrückte einen schmerzvollen Seufzer.

Als eine Pause eintrat, richtete Georg an Mr. Richard die Frage:

„Kennen Sie die beiden Personen, welche eben, als wir ankamen, in den Wagen stiegen?"

„Es sind, wie mein Vater sagt, zwei Spione der Rebellen!" antwortete Richard Brocklyn.

„So ist es;" versetzte George. „Darf man wissen, was sie hierherführte?"

„Ganz gewiß. Sie baten, auf unserer Handelsbrigg „Lavinia" drei Personen nach Canada zu befördern.

George Borton heftete einen bedeutsamen Blick auf Schleiden. Richard Brocklyn entging derselbe nicht, er fügte deshalb hinzu:

„Nicht etwa verdächtige Personen, es sind drei Damen, eine Mrs. Forster mit ihrer Tochter und Schwester. Andernfalls würde ich mich wohl gehütet haben, sie an Bord nehmen zu lassen."

Die Glocke vom Canal her verkündete, daß der Dampfer bereit sei, abzufahren.

Schleiden und George Borton verließen die Gesellschaft ohne Zögern. Der Dampfer fuhr schnell, und bald hatten sie Old-Church im Rücken.

---

## Hundertfünfunddreissigstes Kapitel.

# Die Passagiere der Handelsbrigg.

Die Spur des Rebellenpräsidenten hatte man in Georgien bereits verloren. Wohl hatte man allen Grund, zu vermuthen, daß er die Richtung nach einem der südlichen Häfen eingeschlagen habe, und hatte deshalb alle möglichen Vorkehrungen getroffen, seine etwaige Flucht auf einem der Schiffe zu verhindern. Jeder Reisende ward einer sehr strengen Controle unterworfen, und vor den Häfen kreuzten Blokade-Schiffe, welche die Aufgabe hatten, jedes der absegelnden Schiffe anzuhalten und zu durchsuchen, namentlich die Passagierschiffe. Das Geschwader stand unter Befehl des Capitain Eugene Powel.

Durch die gewissenhafte Wachsamkeit dieses Officiers war es gelungen zu erfahren, daß Jefferson Davis sein Privatvermögen und die Kriegskasse, in Höhe von 14 Millionen Dollars, bereits nach Sanct Thomas geschickt habe. Die Gelder waren wie Waarenballen verpackt, und passirten also unbeanstandet den Cordon der Wachtschiffe. Nur der letzte Rest der Sendung, eine Kiste mit Silberzeug und Juwelen, ward angehalten, da seine Absendung durch die eigenen Gehülfen des Rebellenpräsidenten verrathen war.

Aus dem Umstande, daß Gelder und Werthsachen nach St. Thomas geschickt waren, glaubte Powel schließen zu müssen, daß Jefferson Davis selbst ebenfalls dahin zu gehen beabsichtige. Er

widmete daher seine größte Aufmerksamkeit den Schiffen, die nach St. Thomas gingen, oder deren Cours die Insel berührte.

Während Powel in dieser Weise vor den Häfen Wache hielt, hatte man in jeder Stadt, namentlich in den Hafenstädten, Polizeibeamte stationirt, welche auch ihrerseits das Möglichste zur Ergreifung des Flüchtlings thaten. Da man trotz all' dieser Maßregeln aber auch nicht die geringste Spur von dem Verfolgten fand, so stand zu vermuthen, daß er sich irgend wo im Innern des Landes auf irgend einer Farm oder in einem Dorfe verborgen halte und dort eine günstige Gelegenheit, sich einzuschiffen, abwarte. Man hatte deshalb den Major Schleiden mit einigen Mann abgeschickt, um durch Patrouillen die ganze Gegend um Charleston und die andern Hafenstädte durchsuchen zu lassen.

Wir wissen, daß sich bei dieser Expedition auch Mary Powel in ihrer Uniform als Officier der Unionsarmee befand.

Das Dampfschiff Brooklyn's langte in der Nacht in Norfolk an. Schleiden mit seinen Begleitern ging ans Land und setzte am andern Morgen den Polizeidirector von seiner Ankunft und dem Zweck seiner Sendung in Kenntniß. Da er die nöthige Instruction sich von dem Commandeur der Blokade-Schiffe holen mußte, so ging er, von George Borton begleitet, an Bord eines Schooners, um das Schiff Eugene Powels aufzusuchen, während gleichzeitig vom Lande das entsprechende Signal für das Commandeurschiff gegeben wurde.

Mary Powels Herz klopfte lebhafter. In wenigen Stunden sollte sie den Bruder umarmen, von dem der Krieg sie vier Jahre hindurch getrennt hatte. Mit welchem Stolz hatte sie die Nachricht seiner Heldenthaten erfüllt, wie hatte sie sich gesehnt, an dem Herzen des gefeierten Mannes, des geliebten Bruders, ihrer Freude Ausdruck geben zu können. —

„Sind viel Passagierschiffe im Hafen?" fragte Schleiden den Capitain des Schooners, als sie der Ausfahrt zusteuernd durch die zu beiden Seiten ankernden Schiffe hindurchfuhren.

„Zwei," war die Antwort. „Eins geht nächste Woche nach Valparaiso, das andere in vierzehn Tagen nach Lissabon."

„So wird also in den nächsten Tagen keins der Schiffe unter Segel gehen?"

„Kein Passagierschiff, Sir; aber andere Fahrzeuge gehen noch heute in See, so zum Beispiel die Brigg „Lavinia" dort, welche eben die Anker aufwindet."

„Welchen Cours nimmt das Schiff?"

„Es ist nach Canada befrachtet, und wird in einigen Stunden auslaufen. Der Wind ist günstig und an Bord Alles in Ordnung."

Der Schooner war ein guter Segler, und die frische Brise, welche von Südwest wehte, brachte sie bald auf die hohe See. Das Signal

vom Lande ward durch die einzelnen Wachtschiffe sofort weiter befördert, und es währte in der That kaum drei oder vier Stunden, da war das Commandeurschiff in Sicht und nahm seinen Weg gerade dem Schooner entgegen.

Beide Schiffe, als sie sich auf Sprachrohrweite genähert hatten, drehten bei.

Der Schooner setzte ein Boot aus und bald darauf befanden sich Schleiden und George Borton an Bord des Commandeurschiffes. Der Commandeur selbst erwartete seine Gäste in der Cajüte.

Wer beschreibt die Ueberraschung, das Erstaunen und die Freude des jungen Helden, als er in dem jüngeren der beiden Offiziere seine Schwester Mary erkannte.

Lange, lange hielt er sie umschlungen, und in seiner Freude vergaß er ganz die Anwesenheit des Majors und dessen Auftrag. Dieser seinerseits war in stummer Rührung Zeuge des Wiedersehens der beiden Geschwister. Wie hätte er es über sich vermocht, durch sein Dazwischentreten das Glück der Beiden auch nur eine Minute zu kürzen.

Doch sollte Eugene durch einen andern Zufall an seine Pflicht erinnert werden. Von der Cajütentreppe her erscholl der Ruf des wachthabenden Matrosen:

„Segel in Sicht!"

Die Stimme des Seemanns wirkte electrisch auf den Capitain.

„Verweile, Schwester," sagte er plötzlich sich aus ihren Armen losmachend. „Ich muß hinauf — vielleicht ein Personenschiff von Charlestown."

Schnell war er hinaus, den Major und Mary zurücklassend.

„Wo ist das Schiff?" fragte er den Bootsmann.

„Nordost, in der Richtung von Norfolk. Es scheint aus dem Hafen zu kommen und steuert südostwärts gegen die Bucht von Florida."

Powel nahm ein Fernrohr und sprang aufs Quarterdeck. —

Mary hatte sich inzwischen in einen Stuhl geworfen, über ihre Wange floß eine Thräne.

„Das ist eine Stunde der Freude für Sie, Miß," sagte Schleiden, da er sie eine Weile theilnahmvoll betrachtet hatte. „Eine Entschädignng für die erduldeten Leiden."

Mary schüttelte schwermüthig ihr Haupt.

„Für mich giebt es kein Glück mehr," sagte sie kaum hörbar und ohne den Major anzublicken, gleichsam als spräche sie zu sich selbst. „Das Wiedersehen ist nur ein Theil meiner Strafe."

„Sie lieben Ihren Bruder nicht? Sagten Sie nicht, daß dies Wiedersehen Ihre heißeste Sehnsucht gewesen sei?"

„Es ist so, das Leben zaubert mir seine schönsten Bilder vor

die Seele, und jemehr ich vom Glück des Lebens koste, desto schmerzlicher nagt die Reue, ein solches Glück verstoßen zu haben, und desto qualvoller ist das Bewußtsein, ein Leben voll Glück nicht zu verdienen."

Ehe Schleiden etwas erwiedern konnte, kam Eugene Powel bereits wieder die Treppe hinab.

Mary verwischte schnell die Spur ihrer Thränen.

„Diesmal raubt die Pflicht mir nicht die kostbaren Minuten an Deiner Seite," sagte Eugene. „Es ist kein Schiff, das einer besonderen Aufmerksamkeit bedürfte."

„Was ist's für ein Schiff?" fragte Mary.

„Eine Handelsbrigg, welche Ladung nach Canada hat."

„Bist Du sicher, daß Jefferson Davis nicht auf einem solchen Schiff entfliehen wird?"

„Ganz sicher, Schwester. Denn erstens nimmt der Rebellenpräsident seinen Cours sicher nicht nach Canada, zweitens befinden sich an Bord einer Handelsbrigg selten Passagiere, und endlich kenne ich diese Brigg und deren Eigenthümer so genau, daß es von meiner Seite eine Verletzung der Freundschaft wäre, wenn ich das Schiff anhalten würde."

„Es ist ein Schiff Deines Freundes Brocklyn?"

„Ja, allerdings. Woher weißt Du . . .?"

„Das Schiff heißt „Lavinia?"

„Ich erstaune, Dich so unterrichtet zu sehen."

„Du glaubst, daß keine Passagiere an Bord des Schiffes sich befinden?"

„Das glaube ich in der That, und wenn sich welche an Bord befinden, so sind es sicher unverdächtige Leute, denn Richard Brocklyn ist ein ebenso guter Patriot wie ich selber."

„Ich kann Dir die Mittheilung machen, daß sich an Bord jenes Schiffes allerdings Passagiere befinden, und zwar drei Damen."

„Woher weißt Du das?"

„Von Mr. Brocklyn selbst."

„Nun, es ist, wie ich sage. Es sind unverdächtige Personen."

„Doch möchte ich behaupten, daß diese drei Frauen keine unverdächtigen Personen sind, und würde Dir rathen, das Schiff anrufen zu lassen; ich kenne diejenigen, auf deren Fürbitte Mr. Brocklyn sie an Bord genommen hat, als Spione der Rebellen. Es waren Belle-Boyd und Mrs. Slater, welche sich deswegen bei Deinem Freund verwandten."

„Sie mögen sein, wer sie wollen. Wir führen mit Frauen keinen Krieg, und ich habe weder die Vollmacht noch das Recht, eine Frau zu verhaften."

„Ich rathe Dir aber doch, Bruder, mach eine Ausnahme.

Mr. Schleiden und ich sind jetzt ebenfalls bei dieser Angelegenheit interessirt. Es würde uns Beiden zur Beruhigung dienen, wenn wir diese Controle ausgeführt sähen."

„Gut, so will ich es thun, obwohl ich weiß, daß Richard mir's übel deuten wird."

Er ertheilte dem alten Oberbootsmann Befehl, der kein Anderer ist als unser alter Freund Jonas, welcher Eugene's Gefährte geblieben war seit ihrer Flucht von der Alabama.

„Vorderbramsegel beigesetzt!" ertönte die Stimme des ersten Lieutenants. „Klüver scharf beim Winde gebraßt!"

Das Fahrzeug machte eine halbe Wendung und schoß dann gerade in die Richtung der Brigg. Da die Fregatte jenes Fahrzeug bedeutend an Schnelligkeit übertraf, so verminderte sich die Distanz zwischen beiden schnell.

Ein Kanonenschuß vom Deck des Kriegsschiffes gab jenem das Signal zum Beidrehen.

Die Handelsbrigg richtete augenblicklich ihre Segel gegen den Wind, so das sie zum Stehen kam, und hißte die Flagge der Union auf.

„Nicht nöthig, alter Freund, wir wissen schon, daß Du keine Contrebande führst," sagte der Capitain, „aber ich kann Dir die Unannehmlichkeit diesmal nicht ersparen."

In einer Viertelstunde lag die Fregatte auf Sprachrohrweite von der Brigg. Ein Boot ward ausgesetzt und der Capitain, begleitet von Schleiden und George Borton, stiegen ein. Vier Matrosen arbeiteten kräftig, und der Oberbootsmann Jonas saß am Steuer.

„Ein schönes Fahrzeug," sagte der alte Seemann, mit Kennerblick den gefälligen Bau der Brigg musternd. „Vorzügliche Takellage und richtige Proportion in Bug und Wanten. Wenn der da ein böses Gewissen hätte, Capitain, so würde er uns wahrscheinlich einige Arbeit gemacht haben, ehe wir ihn einholten, und würde nicht so still stehen wie ein Wanderer, der sich verwundert von einem Fremden begrüßt sieht."

„Ganz meine Ansicht, Jonas," erwiederte Eugene. „Nicht blos der Capitain wird erstaunt sein, sondern auch der Eigenthümer, Mr. Brocklyn, wenn er es erfährt."

Das Fallreep war schon herabgelassen, ehe sie sich dem Schiffe ganz genähert hatten. Oben auf der Treppe stand der Capitain und grüßte schon von ferne Mr. Powel.

Dieser mit seinen Begleitern stieg die Fallreepstreppe hinauf.

„Ei, Herr Capitain, was verschafft mir die Ehre dieses Besuchs?" rief der Capitain der Lavinia.

Eugene schüttelte ihm die Hand wie einem alten Bekannten.

„Eigentlich nichts von Belang," erwiederte er freundlich und herzlich. „Was macht mein alter Freund Richard Brocklyn, ist er nach all den Stürmen, die er zur See erduldet, jetzt endlich in den Hafen des Eheglücks eingelaufen? — Hat mir unendlich leid gethan, daß ich seiner Einladung nach New-York nicht nachkommen konnte."

„Er ist mit seiner jungen Frau gestern in Old-Church angekommen, heute wird dort die Feier der Hochzeit stattfinden. Ah, Sie könnten ihm keine größere Freude gewähren, Capitain, als wenn Sie ihn überraschten."

Eugene zuckte die Achseln.

„Sie wissen, ich habe hier eine Aufgabe, die mir keine Stunde gönnet zu einem Ausfluge ans Land."

„Noch immer keine Spur von Jefferson Davis?"

„Noch keine, doch steht zu erwarten, daß er bald aus seinem Versteck wird ausgestöbert werden, diese beiden Herrn hier," — er deutete auf seine Schwester und Mr. Schleiden, — „werden die Umgegend aller Hafenstädte durchsuchen, und irgend wo in der Nähe derselben wird er wohl verborgen sein."

„Habe ich auch schon gedacht," versetzte der Capitain der Lavinia. „Nun, ich wünsche Ihnen Glück, meine Herren, nicht blos wegen der Prämie von 100,000 Dollars, sondern auch wegen des Jubels der Bürger! — Man müßte kein Fahrzeug, auch nicht die kleinste Schaluppe aus dem Hafen lassen, ohne sie zu durchsuchen, denn es kommt doch vor, daß ein Schiff, bei dem man es nicht vermuthet, Passagiere an Bord hat; so zum Beispiel habe ich, der ich gewiß nicht auf Passagiere gerechnet habe, doch gegenwärtig drei am Bord."

„Dieser Umstand ist es eben, der mich hierher führt," versetzte der Marinecapitain. „Es sind drei Damen, die Sie an Bord haben?"

„Sie sind gut unterrichtet, Mr. Powel. Es sind drei Damen."

„Kennen Sie die Namen derselben?"

„Die Eine nennt sich Mrs. Forster, die zweite ist deren Tochter und die dritte ihre Schwester, Mrs. Smith. Sie scheinen mit Mr. Brocklyn befreundet, denn er hat mir geschrieben, daß ich ihnen den Aufenthalt hier an Bord der Lavinia möglichst bequem mache. Ich habe ihnen meine Cajüte eingeräumt und selbst die Steuermannskajüte bezogen."

„Also Sie haben nichts Verdächtiges an den Damen bemerkt?"

„Nicht das Mindeste."

„Das genügt mir. — Bist Du ebenfalls zufrieden?" wandte er sich an seine Schwester.

Mary schüttelte den Kopf.

„Geh hinab in die Cajüte," flüsterte sie ihrem Bruder zu. „Ich bin überzeugt, es steckt etwas dahinter, haben doch Belle-Boyd und Mrs. Slater ihre Hand dabei im Spiel."

„Du bist zu ängstlich, Schwester," erwiederte Eugene. „Es wäre sehr wenig gentlemanisch, wollte ich die Damen einem Verhör unterziehen."

Mary sah ein, daß er Recht habe. Wenn ihr Verdacht nicht gegründet wäre, so würde er nicht nur den Damen gegenüber sich den Vorwurf der Indiscretion zuziehen, er würde möglicherweise sogar seinen Freund beleidigen. Sollten sie aber andrerseits das Schiff verlassen, ohne die gewünschte Aufklärung erhalten zu haben?

Nachdenkend schritt sie, während ihr Bruder, Schleiden und der Capitain die Unterredung fortsetzten, auf dem Verdecke auf und ab, wobei sie jedoch dem Eingang zur Capitainskajüte immer näher kam. In der Nähe der Treppe blieb sie endlich stehen. Sollte nicht Jemand von den Bewohnerinnen der Cajüte zufällig herauskommen? — Es schien, als ob die Thüre unten nur angelehnt sei, und als ob ein Gesicht durch die Spalte blickte. Mary Powel wartete und schaute gleichgültig zur Seite Aber Niemand kam heraus, und die Thür öffnete sich nicht weiter.

Da kehrte sie sich um, um zu den Uebrigen zurückzugehen, fühlte sich aber gleichzeitig leise an der Schulter berührt.

Mary wandte sich um. Eine Farbige stand hinter ihr.

„Ihr Name ist Mr. Parker?" flüsterte diese.

Der Name erinnerte Mary an die Zeit, da sie sich als Spion in Richmond aufhielt, an die Zeit, da sie selbst Zutritt im Hause des Rebellenpräsidenten hatte, und Miß Jenny Davis sie mit ihrer Liebe verfolgte. Eine Sekunde genügte, um diese Zeit vor ihrem geistigen Auge vorüberrauschen zu lassen.

„Mein Name ist Parker," erwiederte Mary eben so leise.

„Würden Sie Miß Jenny den Gefallen erweisen, ihr eine Minute Gehör zu schenken?" fuhr die Negerin fort.

Miß Jenny, das war der Name der Tochter des Präsidenten. Ha, der Verdacht tauchte von Neuem auf.

„Wo ist Miß Jenny?"

Die Negerin deutete auf die Treppe.

Mary besann sich keinen Augenblick. Sie stieg die Treppe hinab, öffnete die Thür zur Capitainscajüte und — stand vor Miß Jenny Davis. Die ehemalige Spionin hatte gelernt ihre Miene zu beherrschen. Kein Zug ihres Gesichts drückte die Freude aus über die Entdeckung, die sie gemacht.

Miß Davis sah sehr ängstlich aus. Sie zitterte und vermochte nur stotternd einige Worte der Begrüßung hervorzubringen. Dann fügte sie hinzu:

„Sie tragen jetzt die Uniform der Unionsarmee, Sir? Sind Sie nicht mehr Advokat in Norfolk?"

„Nein Miß," war Mary's kurze Antwort.

„Ich ließ Sie rufen, Sir, um Sie zu fragen, ob es wahr sei, was mir meine Dienerin mittheilte, daß nämlich der Commandeur des Blockade-Geschwaders an Bord sei, um die Passagiere zu recognosciren?"

„Das ist in der That der Fall, Miß Davis."

Das Mädchen stieß einen Schrei aus.

„So sind wir verloren. Mr. Parker verhindern Sie es. — Sie sind zwar jetzt nicht mehr Einer der Unsern, aber ich weiß, daß ich Ihnen einst nicht gleichgültig war, bei dieser Liebe beschwöre ich Sie, helfen Sie uns!"

„Das geht nicht an, Miß, denn ich bin expreß hier, um Ihren Vater zu verhaften."

„Sie, Mr. Parker?"

„Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß mein Name nicht Mr. Parker ist, daß ich mir nur damals diesen Namen beilegte."

„So hat also das Gerücht die Wahrheit gesprochen, daß jener Parker kein Anderer sei als der berüchtigte Spion George Borton?"

„Das Gerücht hat nicht gelogen. Ich nannte mich damals auch George Borton."

„Entsetzlich, von diesem Scheusal habe ich mein Herz umstricken lassen. Er heuchelte Liebe . . ."

„Ist ebenfalls eine Täuschung, Miß. Von Liebe zu Ihnen, in dem Sinne, wie Sie meinen, konnte bei mir nicht die Rede sein, denn ich bin ein Mädchen und trage diese Uniform nur im Dienst des Vaterlandes. Mein Name ist Mary Powel. Ich bin die Schwester eben jenes Commandeurs, welcher Ihren Vater gefangen fortführen wird."

Miß Davis sank in Ohnmacht. Mary überließ sie der Fürsorge ihrer Dienerin und stieg die Treppe wieder hinauf.

„Wo steckst Du?" fragte ihr Bruder, „wir sind bereits seit fünf Minuten zur Abfahrt bereit."

„Ich bin ebenfalls bereit," versetzte Mary. „Aber wir werden den Rückzug nicht ohne den Rebellenpräsidenten antreten, der sich an Bord dieses Schiffes befindet."

Alle blickten erstaunt auf die Sprecherin. Diese fuhr fort:

„Ich habe soeben diese Entdeckung gemacht, eine der Damen ist der Präsident, ich habe fast die Gewißheit, denn die Miß Forster ist seine Tochter. Führen Sie uns demnach in die Kojen, Kapitain, er wird sich dort sicherlich verborgen halten.

Das geschah denn auch. Dort saßen zwei ältliche Damen, beide in Hüten und verschleiert.

Unter den Anwesenden war Niemand außer Mary Powel, der den Präsidenten persönlich kannte. Diese aber deutete ohne weiter zweifelhaft zu sein auf eine der Beiden.

„Das ist Jefferson Davis!“

Eugene ersuchte die bezeichnete Person, den Schleier empor zu heben.

Die angebliche Mrs. Smith zögerte, bis Schleiden den Schleier ergriff und aufhob. Der Präsident hatte ein sehr glattes Gesicht, aber doch verriethen Spuren eines sorgfältig rasirten Bartes, die trotz der Schminke sichtbar waren, daß hier eine Verkleidung stattgefunden. Davis machte auch in der That keinen Versuch mehr, sein Incognito zu bewahren, sondern bat nur, daß man ihm gestatte, Männerkleidung anzulegen, bevor man ihn vom Bord der Fregatte bringe.

Mistreß und Miß Davis schrieen und jammerten und verlangten ihn zu begleiten. Powel sagte in höflichem Tone:

„Gegen Sie, meine Damen, lautet mein Auftrag nicht. Ihrer Weiterreise steht kein Hinderniß entgegen, wollen Sie aber lieber Mr. Davis begleiten, so gestatte ich es Ihnen sehr gern.“

Mrs. Davis überlegte. Ob sie nun lieber den Weg nehmen wollte, den ihre Schätze bereits vorausgegangen, oder ob sie trotz Powels Versicherung fürchtete, daß man ihr in der Union nicht gut begegnen werde, genug sie zog es vor, an Bord der Lavinia zu bleiben.

Zwei Tage später saß Jefferson Davis wohl bewacht in den Kasematten des Fort Monroe.

---

## Hundert sechsunddreissigstes Kapitel.

# Die Flucht des Präsidentenmörders.

Während die Ereignisse, welche wir im vorigen Kapitel erzählten, vor sich gingen, ward im Norden der Vereinigten Staaten die Leichenfeier des theuren Todten mit einem Glanz und einer Theilnahme bewerkstelligt, wie sie schwerlich je einem Verblichenen zu Theil geworden ist. Die Leiche wurde über New-York nach Chicago gebracht. Als der Beschluß, daß die Leiche durch New-York kommen sollte, in dieser Stadt bekannt ward, wurde jede Vorbereitung getroffen, um das Schauspiel des Gepränges zu dem großartigsten zu machen, welches jemals in Amerika gesehen wurde.

Alle Körperschaften, alle Vereine beeilten sich, an dem Zuge Theil zu nehmen. Neunhundert deutsche Sänger vereinigten sich, um vor dem Stadthause den „Geisterchor" von Schubert und den „Pilgerchor" aus Tannhäuser zu singen. Die deutschen Arbeitervereine und die verschiedenen Gewerke ließen gleichfalls sich die Ehre nicht nehmen, sich an der Feierlichkeit zu betheiligen. Die Turner hielten eine würdige Leichenfeier. Es entstand eine wahre Sündfluth durch den Drang der Einzelnen, dem überströmenden Gefühle einen poetischen Ausdruck zu geben. Am Montag nach der That kam die Leiche in die Stadt. Das Lieblingsregiment der New-Yorker Aristokratie, das siebente, bildete die Leicheneskorte und empfing die Leiche am Fuß der Desbrossesstraße. Hierauf wurde die Leiche nach dem Stadthause gebracht, wo sich bereits eine unabsehbare Menge von Leuten versammelt hatte. Als der Sarg vorüber getragen wurde, lag über der ungeheuren Menge eine schwüle und feierliche Stille, und die Häupter entblößten sich. Der Tag war klar aber kalt und ein scharfer Nordostwind blies. Aber das machte keinen Eindruck auf die dichtgedrängte Menge.

Um Mittag zwölf Uhr wurde die Thür geöffnet. Die Leiche war im obern Stockwerk auf einen prächtigen Katafalk gestellt, und in dem Strome der Menschen, welche ihm noch einen letzten Blick zu werfen wollten, war weder bei Tage noch bei Nacht eine Pause zu finden. Während der ganzen Zeit der Ausstellung auf dem Paradebette wechselten Generäle und hohe Stabsofficiere im Wachen ab, bis man am andern Tage um 1 Uhr die Leiche nach der Hudson River-Eisenbahn gebracht hatte.

Einen solchen Leichenzug kann kein König haben, wie er dem ersten Bürger der Vereinigten-Staaten zu Theil wurde.

Die Musikcorps der Stadt waren so in Anspruch genommen, daß noch aus andern Städten Musiker geholt werden mußten, um dem Bedürfniß zu genügen. Hinter dem Militair, welches den Anfang der Procession bildete, kam der Sarg auf eigens gebautem von sechszehn Rossen gezogenen Leichenwagen. Die Rosse wurden von freien Negern geführt. Dann folgten die Bürger je nach den verschiedenen Organisationen.

Am Nachmittag um 5 Uhr war auf dem Union-Square eine Massenversammlung anberaumt worden, bei welcher der berühmte Geschichtschreiber Bancroft die Rede hielt und Prediger aller Confessionen Gebete sprachen.

Am nächsten Morgen um 11 Uhr kam der Leichenzug in Chicago an. Hier wurde die Leiche von Hunderttausenden empfangen und nach dem großen Trauerbogen geleitet. Wir übergehen eine weitläufige Beschreibung; es genüge zu bemerken, daß man sich von der Großartigkeit jenes Zuges ungefähr einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß allein die in der ersten Abtheilung aufgestellten Kinder der öffentlichen Schulen 4450 zählten. Die Häuser der ganzen Stadt und namentlich der Straßen, durch welche der Zug kam, waren alle reich mit kostbaren Trauerbehängen geschmückt. Der ganze Zug des Leichengefolges hatte eine Länge von über zwei deutsche Meilen. Die Prozession nahm kein Ende. Amerika, ja die ganze Welt, hat bis dahin etwas Aehnliches nicht gesehen.

So ehrte die Amerikanische Republik die Leiche des Mannes, welcher die schwerste Aufgabe der Welt glücklich gelöst hatte, nämlich in dem Wüthen eines schrecklichen Bürgerkrieges nicht die Milde zu vergessen, welche dem Feinde gebührt, und trotz einer fast an absolute Macht grenzenden Gewalt der einfache Bürger zu bleiben, welcher nach Vollendung seiner Aufgabe bescheiden und zufrieden in dem Glück seines Landes allein sein eigenes Glück findet, und nie vergißt, daß nicht die Regierten für die Regierer, sondern die Regierer für die Regierten da sind. Friede seiner Asche! — — — —

Noch aber war es immer nicht gelungen des Verruchten habhaft zu werden, der die schnödeste That ausführte. Erst als die Leiche des gefeierten Mannes der ewigen Ruhe übergeben war, erhielt die Nation die Befriedigung, den Verbrecher der Nemesis anheimgefallen zu sehen. —

Kehren wir wieder zurück zu dem Abend des 14. April, dem Abend, da der Meuchelmord stattfand.

Die letzte Stunde des verhängnißvollen 14. April war angebrochen. Schon durchzitterte die Kunde des furchtbaren Ereignisses das ganze Land; schon war, bevor die Mitternacht eingetreten, die

Nation in Trauer gehüllt, denn man wußte, daß das Herz, welches so treu für das Vaterland geschlagen, bald still stehen werde. Sanft sich dem Todesengel ergebend hauchte Abraham Lincoln seine letzten Athemzüge aus.

Zwei Reiter stoben in dieser drückenden Stunde durch Washington. Sie waren mit frischen raschen Pferden versehen und jagten wild landeinwärts.

Es waren Booth, der Präsidentenmörder, und sein Freund und Genosse George Arnold.

Die Nacht war finster, doch sonnenhell im Vergleich mit den Herzen, welche diese Männer in der Brust trugen.

Schon reitet auf weit schnellerem Rosse die Furcht hinter ihnen her, schon hören sie den Fluch von Millionen, schon klärt sich ihr Blick, und statt der ruhmvollen Unsterblichkeit, welche Booth durch seine That zu erringen gehofft, flüstert das Gewissen ihm zu, daß er Vatermord begangen, und daß Jahrhunderte seinen Namen nur aufbewahren werden, um das schändlichste aller Verbrechen zu bezeichnen.

Und, als glauben sie, der Furcht zu entgehen, die neben ihnen herras't, als glauben sie, dem Fluch entrinnen zu können, mit welchem schon die Luft geschwängert ist, jagen sie weiter und weiter in die finstere Nacht, weiter nach Maryland hinein, den Städten zu, wo in dem schon vor Jahren halbfreien Staat die Sclaverei noch tief Wurzel gefaßt.

Der Morgen bricht an und findet die Mörder viele Meilen weit von der Hauptstadt. Ihre Pferde sind erschöpft, ihre eigene Kraft ist gänzlich gebrochen. Sie wissen, daß schon längst die Verfolgung begonnen, daß jeder Weg bewacht, jeder Pfad von forschenden Augen beobachtet sein wird.

Doch sie wissen sich unter Freunden. Noch ein kurzer Ritt, und sie halten vor dem Hause eines Landarztes, den sie zu ihren Gesinnungsgenossen zählen.

Es ist auch hohe Zeit, daß Booth Hülfe findet. Bei dem Sprung aus der Loge auf die Bühne hat er sein linkes Bein schwer verletzt. Er leidet an unsäglichen Schmerzen.

Doctor Mudd, vor dessen Hause er hielt, läßt ihm sofort Hülfe angedeihen. Der schwere Reiterstiefel kann aber nicht mehr über das geschwollene Bein gezogen werden, sondern muß herunter geschnitten werden. Der gebrochene Knochen wird in Schienen gelegt und in einer Bandage befestigt.

Der Stiefel des Mörders, welcher später hier gefunden wurde, ward Beweis für Mudd's Schuld und lieferte auch ihn auf die Anklagebank.

Booth versucht, sein Pferd wieder zu besteigen. Es geht nicht.

Er ist in Todesangst, denn jeden Augenblick muß er seine Verfolger erwarten. Die Kunde von dem Morde hatte ihn fast überholt.

Rathlos steht er noch, da fühlt er sich plötzlich am Arme berührt.

Er fährt zusammen, blickt um sich und erkennt das Gesicht des Negers, welchen er in Spanglers Hause getroffen und abgehalten hatte, denselben zu erwürgen.

Unwillkürlich greift er nach dem Revolver.

„Lassen Sie stecken, Mr. Booth," sagte der Schwarze mit der Hand winkend. „Ich komme nicht als Feind, sondern um Ihnen zu helfen. Ich bin nur hier, um Mrs. Cleary die Nachricht Ihrer glücklichen Rettung bringen zu können."

Der Name der Geliebten wirkte zauberhaft. Seine Hand zog sich von dem Pistol zurück.

„Du kennst Mrs. Cleary?"

„Ich bin in ihrem Auftrage Ihnen gefolgt. Wenn ich Sie verderben wollte, so hätte ich Sie längst festhalten können, aber das will ich nicht, ja, gegen eine gute Belohnung bin ich bereit, Ihnen zu sagen, von welcher Seite her Sie Ihre Verfolger erwarten können."

Mudd warf ihm, ohne ein Wort zu sagen, eine Börse zu.

„Sie müssen südlich reiten, dem Potomac zu," fuhr Scip fort. „Nördlich, kaum eine Viertelstunde von hier, sind alle Wege besetzt."

Booth riß ein Blatt aus seinem Taschenbuche und schrieb einige Zeilen an Mrs. Cleary. Es war dasselbe Blatt, welches später Mr. Jones, der Polizeichef, auf dem Schreibtisch im Zimmer der ermordeten Mrs. Cleary fand.

„Uebergieb der Dame das, sie wird Dich belohnen."

Noch einmal versuchte er, das Pferd zu besteigen. Es war ihm unmöglich. Der zerbrochene Fuß verursachte ihm Höllenqualen. Wie? sollte er hier wiederstandslos sich fangen lassen? —

Verzweifelnd blickte er um sich. Da tritt Scip auf ihn zu, hebt ihn auf seine herkulischen Schultern und eilt im Laufe mit ihm dem nahen Walde zu. Arnold folgt.

Eine Stunde trägt er den Verwundeten, dann setzt er ihn im dichten Gehölz ab.

„So, hier sind Sie geborgen, wenn Sie die Richtung immer gerade westlich halten, kommen Sie an den Potomac. Ich kehre um, denn Mrs. Cleary wird sicherlich auf Nachricht warten."

Der Neger war verschwunden, und die beiden Flüchtlinge allein.

Zu Fuß setzen sie ihre Flucht fort. Am Tage liegen sie im Gehölz und entziehen sich den Landleuten, denn sie ahnen instinctmäßig, daß große Belohnungen auf ihren Fang gesetzt sind, und

fortan können sie selbst ihren Freunden nicht mehr trauen. Nachts, wenn es rings umher still ist, wenn sie auf lange Strecken weit schon den Hufschlag der Cavalleriepatrouillen hören können, die zu ihrer Verfolgung ausgesandt sein mögen, dann schleichen sie geräuschlos weiter, dem Potomac zu, erschreckt durch den Nachtvogel, der über ihnen dahinschwirrt, entsetzt, wenn der Wind die Gipfel der Tannen beugt, bange vor jedem Schatten, denn jeder trägt in grellen Umrissen das Bild der That, die sie begangen, vor seinen Augen.

Der Potomac ist endlich erreicht. Drüben, den majestätischen Fluß mit grünem Ufer bekränzend, liegt Virginien, das auf seinem Wappen den Spruch trägt, der von den Lippen des Mörders fiel: „Sic semper tyrannis!“ Virginien mit seinen verrätherischen, rache-glühenden Herzen. In Virginien hoffte er Ruhe, Schutz, Sicherheit zu finden.

Wie er sich sehnt nach jenem grünen Gestade, das so nahe und doch so unendlich fern von ihm liegt! — Auf dem Potomac bewegen sich trägen Laufes zahlreiche Kriegsschiffe hin und her. Von Zeit zu Zeit senden sie mit bewaffneten Männern angefüllte Böte an's Ufer von Maryland und zerstören alle Kähne und Nachen, welche sie dort finden mögen, oder nehmen sie mit sich fort. Wenn es Nacht wird, erglühen auf diesen Schiffen blendende Kalziumlampen und werfen Tageshelle auf die silbernen Fluthen des Potomac.

Booth's Herz pochte hörbar bei dem Anblick dieser Maßregeln, welche täglich viele tausende Dollars kosteten, und welche, wie er sich sagen mußte, nur ihm galten.

Zwei Tage irrten die Beiden am Ufer umher, während sich die Schrecken ihrer Lage mit jedem Moment vergrößerten. Die Angst gräbt sich jetzt mit eisernem Griffel in ihre Züge hinein. Sie können diesseits des Potomac keinem Menschen trauen.

Booth leidet an Schmerzen, die jeden gewöhnlichen starken Menschen überwältigt haben würden, und dazu gesellt sich die Angst und die Schlaflosigkeit, die ihn und seinen Gefährten fast von Sinnen bringt. Es ist die Nemesis, welche sie den Vorgeschmack der Strafe fühlen läßt, die ihnen bevorsteht. Sie hätten längst selbst Hand an ihr Leben gelegt, wenn ihnen nicht das rettende jenseitige Ufer so nahe winkte.

Auf einen Baumzweig gestützt geht Booth noch einmal mit seinem Gefährten aus dem Gehölz heraus, um vorsichtig am Ufer zu suchen, ob nicht irgendwo ein Boot vorhanden ist.

Erst wenige Schritte sind sie aus dem Gebüsch heraus, da hört Booth seinen Namen rufen.

Erschrocken blickt er um sich. Sein Auge späht mit doppelter Schärfe umher, die Angst öffnet es weit.

Der Ruf wiederholt sich lauter. — Da, wer ist das? Der Kopf eines Schwarzen reckt sich über das Ufer empor. Es ist Scip. Er winkt.

„Hier habe ich ein kleines Kanoe verborgen," flüsterte er. „Ich will Sie hinüber fahren."

Wie ein Engel vom Himmel erschien den Flüchtlingen der Schwarze, und trotz seiner widerwärtigen Physignomie, welche heute teuflischer als jemals aussah, hätte Booth ihn umarmen mögen.

Scip setzte das Ruder ein. Glücklich bringt er sie an's andere Ufer. Keines der Späheraugen auf den Kriegsschiffen hatte sie bemerkt. Was wäre wohl der List eines Negers unmöglich?!

In der Stunde, als der Aufruf des Kriegsministers an die Bewohner der Flußdistricte von Maryland erging, worin die Belohnung von 100,000 Dollars dem gesichert wird, der die Ergreifung des Mörders bewirkt, und Jeder mit der Strafe der Theilnahme an dem Morde bedroht wird, der die Flucht Booth's unterstützt, da steht der Mörder bereits drüben auf dem reichen Ufer Virginiens, triumphirend, die geballte Faust nach der Richtung ausstreckend, wo die Bundeshauptstadt liegt, und noch einmal murmelt er:

„Sic semper tyrannis!"

Er will sich landeinwärts begeben und ruft dem Neger einen flüchtigen Dank zu, da winkt ihn dieser zurück.

„Ich habe Ihnen ein Andenken von Mrs. Cleary zu überbringen," flüsterte er, indem er dem überraschten und entzückten Jüngling ein Kästchen überreichte.

Booth drückte das Kästchen an seine Lippen. Das Kanoe Scip's war bereits wieder weit hinaus in den Fluß.

Begierig öffnet er — da — sein Auge ist starr — der Baumzweig, auf dem er sich stützt, entsinkt seinen Händen. — Todtenblässe bedeckt sein Antlitz, — mit einem Schrei stürzt er zu Boden.

Arnold springt bestürzt hinzu. Der Leblose hält das geöffnete Kästchen in der Hand. Was erblickt Arnold in demselben? — Eine Hand, eine Todtenhand, klein und schön, die Finger sind mit Ringen geschmückt. Hart am Knöchel ist die Hand vom Arm abgetrennt. — Daneben liegt ein Stück Papier und darauf stehen die Worte:

„Wilkes Booth will die Hand von Mrs. Cleary als Lohn
für seine That — er empfange sie. Cleary."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Tage düsterer Trauer um den gemordeten Präsidenten hatte die Nation nicht unbenutzt gelassen; es waren die umfassendsten Anstalten getroffen, sich des Mörders zu bemächtigen. Tausende und aber Tausende betheiligten sich an der Verfolgung. Jede Stadt sandte ihr Contingent Bürger und Polizisten. Aber lange blieb Alles vergeblich.

Von Washington aus war jetzt die Verfolgung den vertrauenswerthesten Händen überlassen. Oberst Conger, ein Mann von eiserner Ausdauer und erprobtem Muth, sollte sie mit Hülfe des Lieutenants Baker und des Polizeichefs Mr. Jones leiten. Zugetheilt wurden ihnen 25 Mann vom 11. New-Yorker Cavallerie-Regiment.

Sechsunddreißig Stunden sind vergangen, ohne daß diese Leute diese Jünger der Nemesis, einen Moment der Ruhe gepflegt, da erhalten sie die erste Spur. Sie führt nach Mudd's Hause. Der Stiefel wurde gefunden, darin stand Booth's Name. Leute des Dorfes hatten gesehen, daß in aller Frühe zwei Männer, die nach der Beschreibung Booth und Arnold waren, bei ihm eingetreten seien. —

Der Doctor Mudd wurde sofort verhaftet.

Die müden Reiter warfen sich wieder auf ihre Pferde. Es ist klar, daß die Flüchtlinge den Potomac überschritten haben. Auf einer Fähre setzten sie über den Fluß. Ein Fischer hat sie am jenseitigen Ufer gesehen. Wo sind sie? — Ein Rebellenoffizier hat sich zu ihrem Führer gemacht und sie mitgenommen. — Wo ist der Rebellenoffizier? — In Bowling, wo er ein Liebchen hat, bei der er sich nach den Strapazen des Krieges erholt.

Vorwärts stürmen wieder die Reiter über die Wege, welche Grant vor einem Jahre mit Blut gedüngt; vorwärts über Stock und Stein, querfeldein, wo dadurch nur ein Schritt erspart werden kann. Es sind funfzehn Meilen bis nach Bowling. Das Haus, in welchem sich der Rebellenoffizier aufhält, ist leicht gefunden. Es wird umzingelt, dann stört ein lautes Pochen den Schlaf der Bewohner. Nebenan auf dem Flur hört man leises Flüstern mit der alten Frau, welche die Thür geöffnet hat, und von Baker gefolgt, stürmt Conger die Treppe hinauf in das Zimmer, wo der Offizier schläft.

Er schläft so süß! Erst als man ihn rüttelt, als man seine Arme emporreißt und sie im Nu mit Schellen versieht, da öffnet er die Augen und erblickt über sich gebeugt zwei Gesichter, so grimmig und entschlossen, daß sein erstes Wort ein Flehen für sein Leben ist.

„Wo sind die Männer welche Sie vorgestern am Ufer des Potomac angetroffen und in's Innere des Landes geleitet haben?“ fragt Conger drohend.

Das Geständniß ist schon auf seinen zitternden Lippen. „Der mit der Krücke,“ erzählt er, „habe weder weiter reiten noch gehen können, nachdem er eine kurze Strecke zurückgelegt, und sei auf dem Pachthof von John Garrett geblieben. Sein Gefährte befinde sich ebenfalls dort.

Das war eine bittere Täuschung. Vier Tage hatten sie unermüdlich gesucht, waren vielleicht kaum von ihren Pferden gekommen,

und jetzt sind sie dem Wild um zwölf lange Meilen vorausgeritten.

Man muß zurück. Sie besteigen wieder die Pferde und führen den Rebellen gebunden mit sich. Finster wie der Acheron ist die Nacht; nur im Nordwesten steigt leichtes Gewölk empor und dorthin wendet sich der Trupp. — —

Ein altes virginisches Farmhaus zeichnet sein Giebeldach und seinen hohen Schornstein an dem düsteren Horizont ab. Bald sind sie da. Sie steigen ab.

Vorsichtig, geräuschlos treten aus dem Schatten der Schwarztannen, die das Gehöft umgeben, bewaffnete Männer hervor. Sie schleichen nahe an das Haus, prüfen jeden Eingang, jedes Fenster, drücken leise an den Thürklinken, finden aber Alles fest und verschlossen. Noch ein Moment, und man hört leise Schläge gegen die Vorderthür ertönen. Eine Ueberraschung ist nicht möglich, und so muß man denn die Bewohner dieses Hauses wecken.

Bald hört man einen schleppenden Schritt auf dem Flur. Ein Schlüssel wird herumgedreht, ein Riegel fortgezogen, und ein bejahrter Mann, ein Licht in der Hand haltend, zeigt sich unter der Thür. Kaum dort, fühlt er schon einen eisernen Griff an seiner Kehle, und eine Stimme raunt ihm zu, daß sein Leben verwirkt sei, wenn er das Haus alarmire.

Er verspricht zu schweigen, und Conger und Baker richten alsbald flüsternd Fragen an ihn über die Männer, die er beherbergen soll.

Der Alte betheuert bebend seine Unschuld; er weiß nichts von zwei Wanderern; er ist ganz sicher, daß Niemand bei ihm angesprochen hat, der auf Krücken ging.

Die Todesdrohung vermag ihm nichts zu entlocken, und es ist unnöthig, weiter in ihn zu dringen. Während man ihn fesselt, regt es sich im Innern des Hauses. Conger stürzt hinein und befindet sich unter den weiblichen Bewohnern, welche, durch das Geräusch erschreckt, sich hastig ankleideten.

Indem sein argwöhnisches Auge diese Frauen mustert, trit ein junger Mann in's Zimmer, hört die drohende Forderung der Bundesofficiere, sieht den alten Garrett mit Stricken gebunden, und legt sich sofort ins Mittel.

„Es lohnt sich ja nicht" rief er, „sich wegen der beiden Kriegsgefangenen in eine solche Lage zu begeben. Die beiden Männer, die Sie suchen, Sir, sind in der Scheune."

In der Scheune! Hinter dem Hause John Garrett's steht ein großes viereckiges Gebäude, dessen verwitterter Giebel den des Wohnhauses weit überragt. Die Bretterwände zeugen nicht weniger von dem Wirken der Zeit, als das verfallene Strohdach. Nicht

Glück und Frieden barg das friedliche Gebäude jetzt, der Odem eines Mörders füllt es mit dem Hauch der Pest. Männer hausen in ihr, deren Herz selbst im Schlaf vor den entsetzlichen Bildern erstarrt, die eine verruchte That immer aufs Neue beschwört. Der Fluch von Millionen umweht das alte Gebäude, das dem Präsidentenmörder Obdach giebt. — Hört sie nur ächzen im Schlaf:

„Frei, frei, denn wir sind ja in Virginien! — Sic semper tyrannis!"

Frei und doch ächzen sie!

Die Scheune wird umstellt, es umgiebt sie ein Kreis von drohenden Karabinern, dann läßt Conger drohende Schläge gegen die Pforte fallen.

„Ihr, die Ihr da drinnen seid," ruft er, „kommt heraus und ergebt Euch als unserere Gefangene."

Todesstille herrscht rings umher. Spähende Augen sind auf die löcherige Bretterwand gerichtet. Jetzt regt es sich drinnen. Es ist als ob ein unsicherer Fuß auf den losen Brettern, die den Flur der Scheune bedecken, daher schleicht. Aber Niemand antwortet dem energischen Obersten, und noch einmal erklingt dessen Stimme hell und laut durch die Nacht, dann endlich erfolgt laut die Antwort.

„Wer seid Ihr, und was wollt Ihr von uns?"

„Wir kommen Euch gefangen zu nehmen, — streckt die Waffen!"

„Sagt uns, wer Ihr seid. Vielleicht seid Ihr Freunde, und wir werden uns dann bald einigen, vielleicht seid Ihr Feinde, und dann ist's immer noch Zeit, vom Ergeben zu sprechen."

„Ich habe keine Erklärungen für Euch," antwortete Conger fest. „Die Scheune ist umzingelt, Ihr könnt nicht entwischen. Wäre es nicht besser, Ihr erspart uns die Mühe, Euch todtzuschießen?"

„Wollen uns die Sache überlegen."

„Verrathen!" knirschte Booth, denn er war es, der soeben gesprochen. Er weiß nur zu gut, was man von ihm will. Der erste Schlag an die Scheunenthür vernichtet das trügerische Sicherheitsgefühl, dem er sich hingegeben, sagt ihm, daß auch in Virginien der Meuchelmörder eines Präsidenten kein Asyl finde, und dunkel wie die Nacht ist, sieht er doch in bestimmten Umrissen das Schaffot, welches seiner harrt. Die Stunde der Vergeltung ist gekommen, aber John Wilkes Booth ist sich noch nicht einig, wie er ihr begegnen soll.

Eine lange Pause stellt sich ein. Von innen hört man flüsternde Stimmen der sich berathenden Mörder. Endlich unterbricht sie Conger. Er will nicht warten und befiehlt in herrischem Ton, daß die Männer hervorkommen und sich ergeben sollen. Und als habe er auf diese Wendung gewartet, spielt Booth jetzt den Theaterhelden:

„Ich bin krank und verkrüppelt," ruft er, „aber, beim Himmel,

ich nehme es mit der ganzen Mannschaft auf, wenn man mir nur funfzig Ellen Spielraum gewährt. — Preisen Sie meine Großmuth, Herr Oberst, ich sehe Sie durch die Fugen der Bretterwand und könnte Sie in jedem Augenblick niederschießen."

Seine Worte trafen taube Ohren. Von neuem erging die dringende Aufforderung, sich zu ergeben. Wieder hörte man drinnen flüsternde Stimmen, es schien, als ob der Gefährte Booths diesem den Vorschlag machte, sich zu ergeben, denn plötzlich hörte man den Mörder zu seinem Gefährten laut sagen:

„Feigling, in der Stunde der Gefahr willst Du mir untreu werden — ich will Dich nicht länger in meiner Nähe — geh fort — laß mich allein!"

Und dann öffnet sich plötzlich die Thür, und ein Schatten zeigt, daß ein Mann hinausgestoßen wird. Noch einen Augenblick, kräftige Arme umschlingen ihn und legen ihm Eisen an.

George Arnold, der Mitschuldige des Mörders ist ein Gefangener.

„Ich werde den Kerl ausräuchern lassen wie eine Ratte aus ihrem Loch," sagte Conger und führte sogleich sein Vorhaben aus.

Man sieht ein Zündhölzchen erglimmen, und die kleine winzige Famme wird an die Heubüschel gehalten, die sich überall durch die lückenhafte Wand hervordrängen.

Nur ein kurzer Moment, und die Flamme züngelt empor, schlängelt sich hinauf von Büschel zu Büschel, erklimmt das Dach und nährt sich von dessen morschem Stroh.

Langsam erhellt sich das nächtliche Bild. An dem schwarzen Hintergrund treten die Formen der alten Scheune, von den rasch sie umlaufenden Flämmchen beleuchtet, grell hervor.

Durch die Löcher der Bretterwand sieht man auch in das Innere, in das gleichfalls schon das Feuer sich gedrängt, indem es emporleckt am Gebälk, wo Stroh und Aehren ihm immer neue Nahrung geben.

Und heller wird es mit jeder Secunde in diesem feurigen Hause. Schon suchen spähende Augen den Mann, welchen hier das Schicksal ereilen soll. — Dort steht er in der Mitte der Scheune, auf seine Krücke gelehnt und mit der Rechten ein Pistol umklammernd, den Blick nach Oben gerichtet, von wo brennende Strohhalme wie in einem Feuerregen auf ihn herabfallen.

Er ist allein. Geächtet, mit Fluch beladen, mit nagendem Gewissen, mit dem richtenden Gefühl, auch den Tod der Geliebten verschuldet zu haben, hinter ihm die dunkelste Nacht der Verzweiflung, vor ihm der gräßlichste Tod, steht er noch unschlüssig da. Sein abgehärmtes Gesicht trägt den Ausdruck des Entsetzens. Ringsum wirft er den hilflosen Blick. Dem Mörder steht der Feuertod bevor.

Noch ein kurzes Bedenken, und sein Entschluß ist gefaßt. Er ergreift den Karabiner, den Arnold zurückgelassen und nähert sich der Thür, doch bevor er sie erreicht, fällt ein Schuß, und John Wilkes Booth taumelt zurück.

„Er hat sich erschossen!“ heißt es, und Conger und Baker stürzen hinein in die brennende Scheune, ihn zu bewahren für das Schaffot.

Doch nein! Nicht durch seine eigene Hand ist er gefallen. Der Sergeant Corbet hat auf den Mörder geschossen, aus Furcht, daß, wenn er das Dunkel der Nacht erreichte, er entfliehen möchte. Er hatte nur auf die Schulter gezielt, um ihn zur Flucht unfähig zu machen, aber die Kugel hatte den Kopf getoffen, und fast mit derselben Wunde, die Abraham Lincoln den Tod im Theater gab, zuckte sterbend jetzt sein Mörder in der Scheune.

Er liegt auf dem Rücken. Seine Brust bewegt sich krampfhaft. Seine Augen stehen weit hervor aus ihren Höhlen. Ist es der Schmerz, der ihn durchwüthet? Oder sind es die gespenstischen Visionen, die vor ihn treten und ihn die Hand erheben machen, daß er sich diese gräßlichen Bilder, die ihn in der letzten Stunde martern, verberge? —

Er wird hinausgezogen in die freie Luft, unter den dunklen Himmel, den er jetzt zum letzten Male sieht. Still — er will sprechen. Corbet beugt sich über ihn, hält das Ohr an seine bleichen Lippen und lauscht. Die Gedanken eines Mörders beschlichen den Sterbenden, die letzten fürchterlichen Gedanken an die That, die er vollbracht, aber sie werden erstickt durch die stärkere Erinnerung an die Bühne, für die er erzogen.

„Ich sterbe für mein Vaterland, ich habe das Beste gewollt!“ flüstert der mit ewigem Fluch Beladene, dessen Namen Jahrtausende noch mit Abscheu nennen werden. Es spricht hier nicht der vom Wahnsinn erfaßte Patriot — es ist der Komödiant, der mit einer Phrase auf den Lippen das Leben verläßt. Noch einmal hörte man von seinen Lippen den Namen von Mrs. Cleary.

Lange steht man schweigend um ihn her. Die brennende Scheune wirft grelles Licht auf den Sterbenden, der Himmel blickt düster drohend auf ihn herab. Noch einmal will er sprechen. Er bewegt die Hand, er versucht, sie zu erheben. Aber er vermag es nicht.

„Ich kann nicht — ich kann nicht!“ haucht er, und sein stierer Blick sieht unverhüllt die gräßlichen Bilder, welche zwischen dem Hier und Jenseits vor seine Seele treten. — Noch ein letzter Athemzug, ein leises Stöhnen, und es ist vorüber.

Er ist todt. Nicht mit dem dramatischen Effect, nach dem er gehascht, nicht in der Heldenrolle, die er gesucht, ist er gestorben —

er stirbt den Tod eines tollen Hundes, er verendet an der Wunde, welche die erste Hand ihm beigebracht, die ihn erreichen konnte. —

Noch brennt die Scheune in lichter Lohe, noch zeichnet sich das Haus der Garretts am dunklen Firmament, noch winken die Schwarztannen im Nachtwinde, als der Kadaver des Mörders auf einen elenden Karren geworfen wird, und von bewaffneten Männern umgeben dem Potomac zuzieht — dem Potomac, über welchen der Mörder zum letzten Male rief sein: „Sic semper tyrannis!“

Der Leichnam wird in einen Sack gesteckt, auf ein Brett gebunden und dasselbe mit Steinen beschwert. Ein Boot stößt vom Ufer, Conger, Baker und Corbett sind darin. In der Mitte des Stromes da stoßen sie das Brett über Bord. Leicht kräuselt sich die Welle des Potomac, dann fließt das Wasser ruhig dahin und Nichts deutet die Stelle an, wo der Leichnam von John Wilkes Booth im Grunde des Stromes fault.

---

## Hundertsiebenunddreissigstes Kapitel.

# Die Sühne.

Die Mörderhand Robert Payne's hatte im Hause des Staatsministers vier Personen getroffen. Nur einer von diesen, der Krankenwärter, war an seiner Wunde sofort verstorben. Das Messer des Verruchten hatte sich selbst gegen den Todtkranken erhoben, und gerade diesem galt der Meuchelmord-Versuch. Wunderbar hatte das Geschick es gefügt, daß gerade dies auserkorne Opfer von allen, die des Mörders Hand traf, am ungefährlichsten verwundet wurde.

Die Messerstiche, welche Payne gegen den Hals des Greises führte, sie waren wirkungslos abgeglitten von dem Drahtnetz, welches man um seinen zerbrochenen Kinnladen gelegt hatte, und der letzte, gegen die Brust geführte Stoß hatte, da der Kranke auf der Seite lag, die Brust nur gestreift, von einer Rippe war das Messer abgeglitten. Nach kaum einer Woche war der Staatssecretair außer aller Gefahr und konnte sich der Pflege seines Sohnes Frederick widmen, dessen Zustand allerdings die höchsten Bedenken erregte.

Der Schlag mit dem schweren Pistol hatte eine heftige Erschütterung seines Gehirns bewirkt, daß ein Fieber eintrat, welches seine Wiederherstellung sehr zweifelhaft erscheinen ließ.

Vom ersten Tage der Krankheit an, gleich am nächsten Tage nach dem Attentat, hatte aber an dem Bett des Verwundeten eine Pflegerin ihren Platz genommen, deren unermüdliche Aufopferung und Selbstverleugnung die stumme Bewunderung aller Hausgenossen erregte. Tag und Nacht wich Miß Esther Brown nicht von Fredericks Seite, sie schien des Schlafes nicht zu bedürfen, und selbst Speise nahm sie kaum mehr, als zur Erhaltung ihres Lebens unumgänglich nöthig war. Sie schien es sich zur Aufgabe gestellt zu haben, das Leben des Patienten mit der Aufopferung ihres eigenen zu erkaufen.

Ein halber Monat war vergangen, da erhielt sie in ihrer Pflege Unterstützung durch den Vater des Kranken, derselbe konnte bereits sein Bett verlassen und war so gut wie völlig hergestellt. Mit Rührung ruhte oft das Auge des Greises auf der unermüdlichen Pflegerin seines Sohnes, und mit stummer Dankbarkeit hielt er oft die Hand des schönen Mädchens in der seinigen. Esthers Name war ihm nicht fremd, mehr als einmal hatte er ihn mit Leidenschaft und Begeisterung von Fredericks Lippen aussprechen hören. Mehr als einmal hatte er ihren Heroismus preisen hören, und auch jetzt verließ das Bild der schönen Quadroone den Kranken keine Minute, immer wieder kehrte ihr Name in seine Fieberphantasien. Bald sah er sie von wilden Thieren zerrissen, und er rang mit den Bestien, ihnen die Beute streitig zu machen, bald schien sie vor ihm zu fliehen, und er streckte flehend die Arme aus und beschwor sie, zu ihm zurückzukehren, bald — und dann nahm selbst das Auge des Geistesabwesenden einen Glanz himmlischer Verklärung an — glaubte er sie in seinen Armen zu halten und schien den Versicherungen ihrer Liebe zu lauschen.

Drei Wochen waren verstrichen. Die Fieberphantasien des Kranken ließen nach, ein ruhiger Schlummer stellte sich ein.

Während eines solchen stand eines Tages der Arzt neben dem Krankenbette. Erwartungsvoll heftete Esther ihr Auge auf sein Antlitz. Der Arzt betrachtete den Schlafenden lange, dann sagte er:

„Er wird aus diesem Schlummer bei vollem Bewußtsein erwachen, und dann ist — alle Gefahr vorüber."

Esther faltete ihre Hände, ihr Auge richtete sich gen Himmel und ihre Lippen flüsterten ein Dankgebet. Dann warf sie sich an des Greises Brust und ließ den Thränen freien Lauf.

Mr. Seward legte sanft seinen Arm um sie, sein Mund berührte ihre Stirn; und leise sagte er:

„Es ist das dritte Mal, daß Sie mir den Sohn und sich — den

Gatten errettet haben aus Todesgefahr, und Gott wird Sie segnen . . ."

Esther ließ ihn nicht aussprechen. Sie machte sich aus seinen Armen los, und das Auge, das bisher Wonne und Glückseligkeit mit Thränen gefüllt hatten, blickte plötzlich ernst und fest.

„Ich muß gehen," sagte sie. „Er ist gerettet, bestellen Sie ihm meinen Gruß, er sieht mich nie wieder im Leben. Uebergeben Sie ihm dies Papier, es enthält die Thatsachen, die ihm aus meinem Leben unbekannt sind, und diese werden meine Handlungsweise rechtfertigen. Aber öffnen Sie das Manuscript nicht eher, als nach 24 Stunden, und übergeben Sie es Frederick nicht eher, als bis Sie sicher sind, daß eine Ueberraschung seiner Gesundheit nicht schadet. — Leben Sie wohl, Sir."

Sie preßte die Hand des Greises an ihre Lippen, dann aber beugte sie sich über den Schlafenden. Fest und innig drückten sich ihre Lippen auf die seinigen, und so sehr sie auch nach Selbstbeherrschung rang, sie konnte es nicht hindern, daß eine große Thräne auf sein Kissen herabfiel.

Vergebens bat und beschwor sie der Greis, zu bleiben und seinem Sohn bei seinem Erwachen die Freude ihres Anblicks zu gewähren. Sie blieb unerbittlich. Sie verließ das Haus und Washington, um nie dahin zurückzukehren.

Als die 24 Stunden, welche sie sich ausbedungen, verstrichen waren, befand sie sich schon weit, weit im Innern des Landes, wo sie vor jeder Nachforschung gesichert war. Mr. William Seward öffnete das Manuscript, welches sie ihm übergeben hatte, und las, und als er geendet hatte, mußte selbst der Greis sich eine Thräne aus seinen Augen trocknen. Die Schrift enthielt die Erzählung dessen, was Esther für Miß Emmy Brown gethan. Daß sie, um sie von dem Contract frei zu machen, ihre Ehre an Berckley verkauft habe, von diesem aber schändlich betrogen sei. Sie schloß mit den Worten:

„Du siehst, geliebter Mann, daß ich Dir nimmer gehören darf — ich bin Deiner nicht werth, ich habe mich Deiner unwerth gemacht, um der Schwester Glück zu begründen. Laß das große, das fürchterliche Opfer nicht vergebens gebracht sein. Führe Emmy zum Altar, das allein kann mich mit meiner That aussöhnen. Das Leben ist mir verhaßt, und ich werfe diese Last von mir, wenn ich sehe, daß ich vergebens das Heiligste, das ein Mädchen besitzt, hingeopfert habe. Mich siehst Du nie wieder, es sei denn, daß ich erfahre, Du bist Emmy's Gatte und glücklich in ihrem Besitz. Nur Dein und Emmy's Glück wird mich mit dem Leben aussöhnen."

Esther nahm den Weg über Virginien nach den nordwestlichen

Staaten. Sie vermied die Hauptstraßen, um nicht den Leuten zu begegnen, welche sie kannten, damit keine Möglichkeit geboten werde, ihre Spur aufzufinden. Deshalb passirte sie auch nicht die Schiffbrücke über den Potomac, sondern die weiter südlich belegene Fähre.

Tief in die Ecke des Wagens gedrückt, fuhr sie die einsame Chaussee durch die Wälder, welche das Ufer des Potomac bildeten, dahin. Es war bereits in später Dämmerstunde, als sie die Fähre erreichte. Da kamen zwei Reiter in scharfem Trabe vorüber. Esther warf nur einen flüchtigen Blick auf dieselben, aber sie hatte einen von ihnen, trotz der Finsterniß, erkannt, und schob schnell die Vorhänge des Wagens zusammen; denn vermuthlich wollten auch Jene über die Fähre, und wie leicht hätte dabei nicht Einer einen Blick in den Wagen werfen und sie erkennen können.

Die Reiter nahmen indessen nicht ihren Weg über die Fähre, sondern weiter den Strom hinab. Lassen wir Esther ihre Reise fortsetzen und folgen den Reitern.

Sie ritten wohl eine Stunde südwärts immer das Ufer hinab. Es waren zwei Männer in Offiziers-Uniform. Sie hatten während des ganzen Weges kein Wort gesprochen. Plötzlich hielt der Eine von ihnen sein Pferd an. Der andere that dasselbe.

„Hier, Miß Mary," sagte der Erstere, „ist die Stelle, an welcher man Booth's Leichnam versenkt hat. Auf Ihren Wunsch habe ich mir dieselbe von Mr. Conger zeigen lassen. Dort drüben steht die Eiche, ich kann mich nicht täuschen. Wenn man von hier aus gerade auf die Eiche zufährt bis in die Mitte des Flusses, so hat man genau die Stelle."

„Ich danke Ihnen, Mr. Schleiden," antwortete Mary Powel, denn daß es diese war, wird der Leser bereits errathen haben. „Ich habe jetzt nur noch die eine Bitte, daß Sie bis zum Fährhause zurückreiten und mich dort erwarten, oder nach einer Stunde hierher zurückkehren."

Sie reichte ihm ihre Hand. Schleiden ergriff dieselbe und blickte sie schmerzvoll fragend an, als erwarte er, daß sie ihm noch etwas zu sagen habe.

Mary verstand diesen Blick.

„Mr. Schleiden," sagte sie, „mehr als für diesen Dienst, danke ich Ihnen für die Güte, mit welcher sie mir, anstatt mich mit Verachtung zurückzustoßen, Ihre Hand bieten. Ich habe eine Schuld auf dem Gewissen, die ich gegen das Vaterland beging, und darf nimmermehr die Gattin eines Ehrenmanns wie Sie werden, als bis diese Schuld gesühnt ist. Sie sind zartfühlend genug gewesen, mich nicht um den Grund zu fragen, weßhalb ich die Stelle aufsuche, wo der Leichnam des Präsidentenmörders begraben liegt, auch dafür danke ich Ihnen. Jetzt leben Sie wohl."

Mit diesen Worten suchte sie dem Major ihre Hand zu entziehen. Der aber hielt sie fest.

„Ich trug Ihnen meine Hand an, Miß, obgleich ich weiß, daß Sie trotz aller Verachtung gegen die That ihre Neigung für den — für Booth, noch nicht ganz niedergekämpft haben. Ich kenne aber Ihr reines Herz gut genug, um zu wissen, daß das, was Sie gefehlt, tausendmal durch die Reue gesühnt ist; Sie versprachen mir hier Ihre Antwort . . ."

„Sie werden meine Antwort auf Ihren für mich viel zu ehrenvollen Antrag in einer Stunde haben, Mr. Schleiden, dessen seien Sie versichert."

Zögernd wandte der Major sein Pferd und ritt den Weg zurück. Schon in wenigen Minuten barg ihn die Dunkelheit der Nacht.

Mary, welche, wie wir andeuteten, sich in der Uniform eines Offiziers befand, stieg ab und band das Pferd an einen Baum. Am Ufer lag ein kleiner Kahn. Sie band denselben los, stieg ein und ruderte in der Richtung der gegenüberstehenden Eiche, bis in die Mitte des Stromes. Dort zog sie das Ruder hinein.

Die Nacht war dunkel und still, nur ein scharfer Südwest rauschte in dem Laube der riesigen Bäume am Ufer. Doch düstrer als die Nacht war es in Mary's Seele, und stürmischer als der Südwest tobte die Reue in ihrer Brust.

„Die Schuld muß gesühnt werden," murmelte sie. „Ein todeswürdiges Verbrechen kann nur der Tod sühnen. — Teufel — Mörder! — Ich kann Dich dennoch nicht hassen. Das Leben warf uns auf seine weit verschiedenen Bahnen. Der Tod soll uns vereinen!" — — — — — — — — — — — — — — — —

Mr. Schleiden wartete eine Stunde im Fährhause, bestieg, als Mary immer noch nicht zurückkehrte, sein Pferd und ritt an die Stelle zurück, wo er sie verlassen hatte.

Da stand noch das Pferd angebunden. Mary war verschwunden. Eine Ahnung tauchte plötzlich in ihm auf. Sein Auge suchte die Dunkelheit zu durchdringen und heftete sich auf die breite schwarze Wasserfläche des Stromes.

Da jagte der Wind die Wolkenschicht, welche vor der Mondscheibe gestanden, vorüber, das blasse Licht brach sich durch die Wipfel der Bäume und spiegelte sich auf der wellengekräuselten Oberfläche des Wassers. —

Ha! dort schwimmt ein Boot, mitten auf dem Strome — es ist leer!

„George Borton!" rief er angstvoll. „Mary! Geliebte!"

Keine Antwort.

„In rasender Eile jagt er bis zur Fähre, setzt alle Fischer und Fährleute in Bewegung. Mit Fackeln und Laternen begiebt er

sich zurück. Auf dem stillen Wasser des Stromes wird es lebendig, alles regt sich, angespornt durch Schleidens Zurufe und durch die Verheißung aller möglichen Belohnungen. — —

Schon am nächsten Tage stand in den New-Yorker Zeitungen die Nachricht:

„Wieder haben wir den Tod eines verdienten Mannes zu beklagen. George Borton, welcher sich im Kriege so vielfache Verdienste erworben, derselbe, welcher bei der Ergreifung des Rebellenpräsidenten so wesentlich betheiligt war und dafür zum Major ernannt worden ist, hat gestern Abend das Unglück gehabt, im Potomac in der Nähe der Fähre zu ertrinken."

Niemand auf der Welt wußte den wahren Zusammenhang, außer dem Major Schleiden, und dieser hat das Geheimniß tief in seinem Herzen bewahrt.

## Hundertachtunddreissigstes Kapitel.

# Der Prozeß.

Während der zuletzt erzählten Ereignisse hatte der Prozeß der Verschwörer, deren Mordwaffen Abraham Lincoln erlag, und die außer Seward den damaligen Vicepräsidenten Johnson, den Kriegsminister Stanton und den General Grant zu treffen bestimmt waren, vor einem Kriegsgericht seinen Anfang genommen. Die Sitzungen wurden in einem eigens dazu eingerichteten Zimmer des alten Penitentiary in Washington abgehalten.

Vorsitzender des Kriegsgerichts ist der General Hunter. Joseph Hooth ist Ankläger, Vertheidiger sind Reverdy Johnson und Droste.

Die Gefangenen, es sind George Arnhold, Robert Lewis Payne, Bob Harrold, Doctor Mudd, Edward Spangler, Mac O'Laughlin, John Azerott und Mistreß Surratt, wurden in den festesten Kerkern zu den Strafen aufbewahrt, welche der Gerichtshof über sie verhängen mußte. Sie waren sämmtlich in Ketten geschlossen und an ihren Füßen befanden sich schwere Eisenkugeln. Alle waren im höchsten Grade niedergeschlagen, sie wußten, was ihrer wartete; nur Payne blieb finster, brütend, schweigsam und in sich gekehrt bis zum Beginn

der Verhandlungen. Um der Beschimpfung zu entgehen, die seiner wartete, machte er einen Selbstmordversuch über den andern. Zuerst verweigerte er jede Speise, allein man schloß ihm die Hände so fest, daß kein Widerstand möglich war, und flößte ihm mittelst Röhren täglich mehrere Male Fleischbrühe ein. Da versuchte er, sich zu ersticken, indem er mit den Zähnen seine Kleider zerriß und die abgerissenen Stücke in den Mund zwängte. Als man auch dagegen Vorkehrungen traf, versuchte er, sich den Kopf an der Mauer seines Gefängnisses einzurennen. Um das zu vereiteln, mußte er eine dick wattirte Kappe tragen.

Von den Angeklagten, welche täglich in den Sitzungssaal geführt wurden, sind es nur Mudd, Arnold und Mrs. Surratt, deren Physiognomie einen höhern Grad von Bildung verrathen. Der Doctor Mudd ist noch der Einzige, der sich mit einer gewissen Würde der gefährlichen Prüfung unterwirft, die sein Versuch, die Flucht von Booth zu begünstigen, ihm zugezogen. Seine Züge tragen den südlichen Typus, und seine Manieren sind die der besseren Gesellschaft. O'Laughlin verräth in seinem Gesicht nur den Wüstling und Trunkenbold. Harrold, ein noch blutjunger Mensch, hat ein nichtssagendes Aussehen, vergeblich sucht man auf seinen Zügen den wilden Muth und die Entschlossenheit, die man bei einem Menschen voraussetzen durfte, dem die Aufgabe zu Theil geworden, ein vielbesuchtes Hôtel zum Schauplatz einer Mordthat zu machen. Dasselbe gilt fast von Atzerott, dessen stupides Gesicht und röthliches Haar einen widerwärtigen Eindruck machen. Diesen Beiden war es sicherlich nicht um den Ruhm ihrer Mission, sondern lediglich um das Geld zu thun. — Robert Payne fesselt am meisten die Aufmerksamkeit der Zuhörer der Gerichtsverhandlungen. Seine herkulische Gestalt und sein stierer, durchbohrender Blick machen einen gewissen imponirenden Eindruck. Während des Zeugenverhörs sitzt er theilnahmlos, den Kopf an die Wand gelehnt, und die gefesselten Fäuste auf das Bein gestützt, oder unterhält sich damit, daß er den neugierigen Blicken der Zuschauer begegnet, und manchen durch sein finsteres, wildes Auge zu Boden senkt. Nicht weit von ihm sitzt Mistreß Surratt. Sie hat schnell gealtert, aber ihre kalten und entschlossenen Züge sind unverändert. Erst im Laufe der Verhandlung, als sie sah, daß die Zeugnisse gegen sie immer gravirender wurden, sank ihr allmählig der Muth. Spangler erscheint so nervös, daß er jedesmal, wenn sein Name genannt wird, auffährt und am ganzen Körper heftig zittert.

Die Verhandlung dauerte 6 Wochen. Es würde ermüdend sein, wollten wir einen detaillirten Bericht erfolgen lassen. Die Vernehmung von vielen hundert Zeugen brachte nicht nur die in diesem Buche erzählten Verbrechen der Angeklagten ans Licht, sondern

noch vieles Andere. Der Vertheidiger Paynes bemühte sich den Beweis zu führen, daß sein Client geistig unzurechnungsfähig sei, und führte als Hauptbeweis seines Blödsinnes das Verbrechen an, was Payne im Gefängniß zu Elmira an einer Leiche begangen hatte. Der Vertheidiger der Frau Surratt appellirte an die amerikanische Courtoisie gegen Frauen und constatirt, daß in der Geschichte der Republik kein Fall der Hinrichtung einer Frau berichtet sei. Hauptzeuge in dem ganzen Prozeß war Sandford Conover, der sich zum ersten Male als ein Agent der Union zu erkennen gab. Er, welchen die Führer der Rebellion fast sämmtlich zum Vertrauten gemacht, und den sie für den zuverlässigsten Anhänger der Conföderation gehalten, stand plötzlich als ihr gefährlichster Gegner da. Es läßt sich denken, welches Aufsehen diese Entdeckung machte. Der katholische Geistliche, welcher bei der Verhaftung von Mrs. Surratt Zeuge gewesen war, setzte alle Welt in Bewegung, um ihre Verurtheilung zu verhindern, er bekräftigte durch seinen Eid, daß sie eine äußerst fromme und gottesfürchtige Frau und eines Verbrechens nicht fähig sei. Aber es war Alles vergebens.

Lange ward das Schwert der Gerechtigkeit in der Schwebe gehalten. Wie zweifellos auch die Schuld der Angeklagten erscheinen mußte, so hat man ihnen doch jede denkbare Gelegenheit gegeben, sich zu rechtfertigen oder wenigstens Milderungsgründe vorzubringen. Rücksichtslose Strenge ist sonst das Wesen des Kriegsgerichts. Im vorliegenden Falle aber zeigte es eine Milde und Schonung, welche diesem Tribunal sonst fern zu liegen pflegt.

Als endlich die Entscheidung getroffen, als das Urtheil gefällt, vom Präsidenten Johnson sorgfältig geprüft und bestätigt war, da trat der ganze furchtbare Ernst des Drama's hervor, und die Majestät des Gesetzes ließ nicht länger mit sich tändeln.

Am 6. Juli wurde das vom Präsidenten bestätigte Urtheil den Angeklagten eröffnet, und schon am folgenden Morgen fand die Vollstreckung statt.

Frau Surratt, Payne, Atzerott, Harrold und O'Laughlin wurden zum Tode durch den Strang verurtheilt.

Der Richterspruch gegen Arnold und Mudd lautete auf lebenslängliche, gegen Spangler auf sechsjährige Einsperrung bei schwerer Arbeit.

Alle drei haben ihre Strafe im Zuchthause zu Albany abzubüßen.

Die Vollstreckung der Todesurtheile war schon auf den nächsten Tag angesetzt. Es waren nur 24 Stunden Zeit, während derselben wurde die Festigkeit Johnson's auf eine sehr harte Probe gestellt.

Ein fast unbezwingliches Vorurtheil hegt das amerikanische Volk gegen die Hinrichtung einer Frau. Alle Mittel wurden in Bewegung

gesetzt, um eine Umwandlung der Todesstrafe für Frau Surratt in lebenslängliche Gefängnißstrafe zu erwirken. Es wurde dem ersten Beamten der Republik während dieser 24 Stunden keine ruhige Minute gelassen. Man bat, man argumentirte, man drohte, aber alle diese Pfeile prallten an dem festen Herzen Andrew Johnson's ab wie der Blitz am granitnen Fels.

„Vom Weibe erwartet man noch mehr als vom Manne, daß es die edlen Regungen der Menschennatur heilig halte," sagte er; „und tiefer als das Verbrechen eines Mannes, entwürdigt die Entartung eine Frau." —

Eine Beschreibung der Execution selbst wird unser Leser kaum erwarten. Die Arrangements waren der Oberleitung des Generals Sigl anvertraut, und es wurde dabei der tiefe, ruhige Ernst beobachtet, welcher der Würde des Gesetzes entspricht. Fünf Schaffots waren neben einander aufgerichtet. Die Verurtheilten starben zugleich und ohne langen Todeskampf.

Gleich nachdem gegen das Mordcomplott den Anforderungen des Rechtes Genüge geschehen, wurden diejenigen der Rebellenführer, welche man von der Wohlthat des Treueides ausgeschlossen hatte, vor Gericht gestellt; der erste von diesen war Mr. Wirtz, der Commandant des berüchtigten Gefängnisses zu Millen.

Alle Scheußlichkeiten, welche dieser Mensch begangen, wurden durch Zeugenverhöre zur Evidenz erwiesen. Man kann sich keine Vorstellung machen, mit welcher Indignation das athemlos lauschende Publikum von den Gräueln, die zu Millen sich ereigneten, hörte. Nur die strengste Sorge der Gerichtsbeamten konnte Wirtz vor der Wuth des Publikums schützen. Selbst die enragirtesten Anhänger des Südens wandten sich voll Abscheu von diesem Scheusal. Mehr als zweihundert Zeugen wurden vernommen, und ihre Aussagen stimmten so merkwürdig überein, daß auch nicht der geringste Zweifel an der Wahrheit aller der Dinge, deren man ihn beschuldigte, obwalten konnte.

Um ihn zum Tode verurtheilen zu können, dazu hätte es so vieler Zeugen nicht bedurft, schon die eine Thatsache, daß er einen Gefangenen, den Sohn eines Fabrikanten aus Illinois niederschoß, aus keinem andern Grunde, als weil dieser ihn in deutscher Sprache anredete, hätte genügt, ihn dem Henker zu überliefern, aber um der Geschichte für alle Zeiten ein Bild aufzubewahren, bis zu welchem Grade der Unmenschlichkeit und Grausamkeit der Haß die Führer der Rebellion getrieben, bemühte man sich alle jene grauenerregenden Thatsachen ans Licht zu bringen, welche wir im Laufe unserer Geschichte erzählt haben. Das Gefängniß zu Millen wird bis in die spätesten Jahrhunderte Grund genug sein, mit Abscheu die Namen der Leute zu nennen, welche Führer dieser Junkerrebellion gewesen sind.

Am 12. Juli 1865 starb Wirtz am Galgen. —

Der Prozeß gegen Breckenridge ist nicht zu Ende geführt; der ehemalige Kriegsminister starb im Gefängniß, noch ehe der Urtheilsspruch gefällt war.

Jefferson Davis wird noch heute im Fort Monroe gefangen gehalten. Daß ihm nicht schon längst der Prozeß gemacht worden ist, hat Veranlassung zu den heftigsten Anschuldigungen gegen Johnson gegeben, indessen ist der Grund der Verschiebung der, daß man immer noch nicht einig ist, ob man den ehemaligen Rebellenpräsidenten vor ein Kriegsgericht stellen soll oder vor ein Civilgericht. Es ist das eine Frage von höchster Wichtigkeit. Die Freunde des Angeklagten verlangen das Letztere, die Republikaner das Erstere. Das kommt daher: Um Jemanden zum Tode zu verurtheilen ist in Amerika beim Kriegsgericht die einfache Majorität genügend, beim Civilgericht aber muß Einstimmigkeit der Geschworenen vorhanden sein. Daraus ist ersichtlich, daß von der Frage nach der Competenz des einen oder des anderen Gerichtshofes für Jefferson Davis Leben und Tod abhängt.

Die meisten der übrigen Führer der Rebellion haben den Treueid geleistet, die dies nicht gethan haben, sind entflohen, nur wenige sind zu Festungsstrafen verurtheilt.

Den Mitgliedern des Gerichtshofes gebührt der Dank des Landes für die unüberwindliche Ausdauer und Gewissenhaftigkeit, mit welcher sie ihre schwere Aufgabe lösten, die ganze Menschheit wurde durch das Verbrechen des Charfreitags 1865 beleidigt, und die Welt sitzt darüber zu Gericht.

---

## Schluß.

Nachdem so auch der letzte Act der Tragödie vom Jahre 1865 geschlossen, könnten wir den Vorhang fallen lassen, doch meinen wir, es werde den Leser interessiren, noch von den Schicksalen derjenigen Personen, welche im Laufe unsrer Geschichte mehr oder minder das Interesse in Anspruch genommen, so viel zu erfahren, als uns mitzutheilen möglich ist.

In Boston, der großen Handelsstadt in Massachusetts existirt noch heute die Firma Crofton & Co. Und mehr als ein Schiff dieser Firma liegt alljährlich in Englands und Frankreichs Häfen. Inhaber dieser Firma sind Mr. Crofton und Charles Powel. In einer der prächtigsten Straßen liegen zwei respectable Häuser neben einander.

In dem einen wohnt Mr. Crofton mit seiner Schwester, der Wittwe des Capitain Lincoln, in dem andern Mr. Powel und seine glückliche Familie.

Jetzt, im Sommer 1866, da wir dieses schreiben, stehen aber beide Häuser leer, denn beide Familien befinden sich nicht in Boston, sondern in Old-Church auf der Factorei Richard Brocklyns. Es ist wieder ein Fest, das sie dort hingerufen. Mrs. Lavinia hält ein liebliches Kind auf ihrem Schooße, ein Knäblein, welches bei der kürzlich stattgehabten Taufe den Namen Eugene erhielt. Leider war derjenige, nach dem es es so benannt wurde, bei der Feier nicht gegenwärtig, derselbe — wer anders als der Vice-Admiral Eugen Powel — kreuzte im Mexikanischen Meerbusen. Die Pathenstelle aber, welche ihm zugedacht war, ward vertreten durch die Frau des Admirals, Mrs. Carlyne Powel, geborne Brocklyn. Und wie stolz leuchtete das Auge der schönen Frau, als man bei Tische des tapferen Seemanns gedachte und in der Zeitung die Nachricht fand, daß man für eine Expedition, welche einen ganz besonders erfahrnen und tüchtigen Seemann erforderte, von allen höhern Officiren zur See gerade ihn auserwählt habe.

Glückliche Familie; möge Euch Euer jetziges Loos Ersatz bieten für die zahllosen Leiden, welche Euch heimgesucht! —

Auch in New-York haben wir Freunde. Da ist die Familie des alten lieben Rentier Patric Powis. Wie ganz anders sieht es jetzt in diesem Hause aus. Auch Mrs. Hatty Powis hält einen Knaben auf ihrem Schooß, freilich nicht so weiß und zart, wie der Richard Brocklyn's, sondern von etwas dunklerem Teint, aber schön und blühend.

Der Leser erräth, das dies das Kind ist, welches Mr. Sanders mit einer seiner Sclavinnen, der Geliebten Edward Brown's, erzeugte und Cleary als Zugabe in den Kauf gab. Sanders hat, durch Edwards Machtspruch diesem Kinde urkundlich die halbe Million Dollars vermacht und sich seiner Vaterrechte zu Gunsten Mr. Powis' entsagt. Auch eine Wärterin hat dies Kind, und das ist die Witwe Rogue's, die heldenmüthige Negerin Janita, welche es aus den Händen der Feinde und aus den Flammen mit Gefahr ihres Lebens errettete. Sie hätte es nicht überlebt, sich von diesem Kinde zu trennen, und Mr. Powis ist nicht der Mann, welcher das Gefühl eines Andern beleidigt. Die Negerin ist bei ihm für alle Zeiten nicht Dienerin, sondern Hausgenossin. —

Es sind noch andere Leute in New-York, welche wir kennen, diese aber müssen wir in den Zellen von City-Hall aufsuchen. Die Schwestern Mrs. Gamp und Mrs. Bagges, sie büßen ihre Betheiligung an der Entwendung der eisernen Kiste und ihr schändliches Gewerbe, das sie in Charleston betrieben, mit einer fünfjährigen Gefängnißstrafe. —

Wenden wir uns nun nach dem Süden. In Charleston findet sich zur Sommersaison noch immer Mr. Seyers mit seiner Menagerie ein. Wohl hält noch Mr. Mops seinen naturgeschichtlichen Vortrag eben so vollständig wie damals, wohl produciren sich die Elephanten in ihren grotesken Stellungen, wohl fungirt noch die gespenstische Seeschlange auf dem Anschlagzettel, wohl wird noch die Löwenjagd im Käfig der sieben Löwen aufgeführt, aber das Publicum bleibt kalt. Die Bewohner der Stadt haben noch den Thierbändiger von damals, den großen „Tomahuhu den Unüberwindlichen" im Gedächtniß, und sind darüber einig, daß Niemand ihn in dem Fache erreichen wird.

Auch Belle Boyd und Mrs. Slater leben in Charleston. Die erstere beschäftigt sich damit, ihre Erlebnisse niederzuschreiben und den Beweis zu führen, daß trotz aller Gräuel die Ritter des Südens die respectabelsten Leute sind und mit der Rebellion in ihrem besten Rechte waren.

Auch Miß Emmy Brown hat ihren Wohnsitz von Richmond nach Charleston verlegt. Richmond hat für sie allzutraurige Erinnerungen. Beinahe ein Jahr verging, ehe sie von ihrem ehemaligen Geliebten, Frederic Seward, Nachricht erhielt. Da aber überraschte er sie mit seinem Besuche. Jedes Wort, das er sprach, bewies, daß Esthers Andenken in seinem Herzen noch nicht erloschen sei, dennoch aber hielt er es für seine Pflicht, ihr Testament zu erfüllen. Er hat Emmy seine Hand angetragen. Das war Esthers letzter Wunsch, und nach ihren Worten das einzige, was sie mit dem Leben aussöhnen im Stande wäre. Frederic Seward ist zwar noch heute nicht mit Miß Emmy Brown vermählt, doch ist die Vermählung sicher nahe bevorstehend. —

Da wir uns einmal im Süden befinden, dem Lande der Sclaven, so wollen wir hier gleich einiger Schwarzen erwähnen, welche in unsrer Geschichte eine größere oder kleinere Rolle gespielt haben. Von Pet, der auf unsere Erwähnung die größten Ansprüche hat, wird später die Rede sein. Jim ist unmittelbar nach dem Brande von White-House nach Jamaika entflohen. Er hat sich an dem dortigen Negeraufstande betheiligt und soll in demselben gefallen sein. Scip hat durch einen Notar das Haus, welches ihm Mr. Cleary als sein letztes Besitzthum verschrieben, verkaufen lassen und ist spurlos verschwunden. —

Mrs. Davis und Miß Jenny Davis sind in Canada geblieben. Von dem unermeßlichen Vermögen aber, das an 14 Millionen Dollars betrug, welches ihr Gatte nach St. Thomas in Sicherheit gebracht hatte, haben sie wenig bekommen, da sich ihre Helfershelfer bereits den größten Theil davon angeeignet hatten.

In Canada, dieser neutralen englischen Colonie leben jetzt fast

sämmtliche der entflohenen Führer der Rebellion. Wir wollen an diesen vorübergehen, ohne sie zu erwähnen, und wollen uns dem westlichsten Theil des Landes zuwenden, dahin wo die Bevölkerung dünner, die Städte seltener und die Natur mehr den Hinterwäldern der Vereinigten Staaten ähnlich wird.

Einzelne Farmen liegen hier zerstreut; unter allen ist die größte und schönste die des ehemaligen Obristen in der Unionsarmee, Edward Brown. Das Wohnhaus und die Wirthschaftsgebäude gleichen mehr dem Etablissement eines europäischen Gutsbesitzers als der Farm eines Hinterwäldlers. Edward Brown hat dies Gut als Geschenk von seiner Halbschwester Emmy Brown erhalten. Er ist verheirathet. Die Leidenschaft, welche die Erscheinung von Cleary's schöner Tochter Miß Fanny, in seiner Brust erweckt, hatte er nicht niederzukämpfen vermocht. Er kannte Fanny's Fehltritt, allein das hielt ihn nicht ab, ihr seine Hand zu reichen, und es gereicht ihm zum besonderen Lobe und ist ein Zug der Ehrenhaftigkeit, die überall seinen Charakter kennzeichnet, daß er das Kind, welches Fanny kurz nach der Vermählung gebar, die Frucht von Tuckers schändlicher Verführung, wie sein eigenes hält und liebt.

Noch zwei Personen unserer Bekanntschaft finden wir hier. Miß Esther Brown und den alten Neger Pet, welcher Letztere so eine Art Aufseher auf dem Gute ist. Esther ist seit dem Tage froher und glücklicher, da sie erfahren, daß die Vermählung Frederick Seward's mit Emmy in Aussicht stehe.

So sehr es auch Fanny's Wunsch war, daß ihr Vater bei ihr wohne, so hat sich doch Mr. Cleary nicht dazu verstehen können. Melancholisch düster ist seine Stimmung seit dem Tage der Katastrophe. Niemand hat seitdem ein Lächeln auf seinem Antlitz gesehen. Er will nichts als Einsamkeit. Er flieht jedes Menschen Nähe, bis auf Einen, den er oft unter Thränen umarmt, wobei er schmerzhaft ausruft:

„Du bist der Einzige, der mir immer treu geblieben ist!"

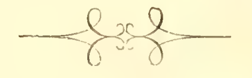
Das ist Noddy, der Mulatte, der ehemalige Thierbändiger in der Menagerie von Mr. Seyers. Auch er besitzt eine herrliche Farm in der Nähe der Besitzung Edwards, und dort lebt er still und glücklich an der Seite seiner lieben Gattin, der sanften Nettice. So jung beide noch sind, so hat doch das Schicksal sie gestählt und ihnen Erfahrung und Kraft zugleich verliehen, um muthig und unverzagt den Blick in die Zukunft richten zu können. In ihrem Hause lebt Mr. Cleary, und wenn es etwas auf der Welt giebt, was seine Theilnahme erregt, so ist es das Glück Noddy's. —

---

Damit hätten wir uns unserer Aufgabe entledigt. Es ist beinahe ein Jahr verflossen seit Beendigung jenes titanenhaften Krieges; welchen die Freiheit gegen die Sclaverei führte. Das Buch der Geschichte ist um einen Beweis reicher, daß nie und nimmer die Knechtschaft über die Freiheit den Sieg davon trägt. Erst jetzt ist die Freiheit der nordamerikanischen Republik völlig zur Wahrheit geworden. Der Süden war sehr im Irrthum, wenn er meinte, durch die Mordwaffe eines Banditen ein so festes Gebäude umstoßen zu können. Die Freiheit, die Existenz der Republik ruht in Amerika nicht auf den zwei Augen eines Herrschers, nein, sie wird getragen durch das Bewußtsein von 6 Millionen politisch reifer Männer. Der politische Mord hat immer Fluch über die Sache gebracht.

Abraham Lincoln ist hingesunken als Märtyrer für die Freiheit, und seine Leichenfackel hat die letzte Spur des Sclaveninstituts innerhalb der Vereinigten Staaten vertilgt. — Sic semper tyrannis!

Ende.



# Inhaltsverzeichniss des dritten und vierten Bandes.

Druck von Nuraberg & Jeretzke (A. Jeretzke) in Berlin, Alte Jakobsstraße 66.





